





Alfred Kröner Verlag Leipzig





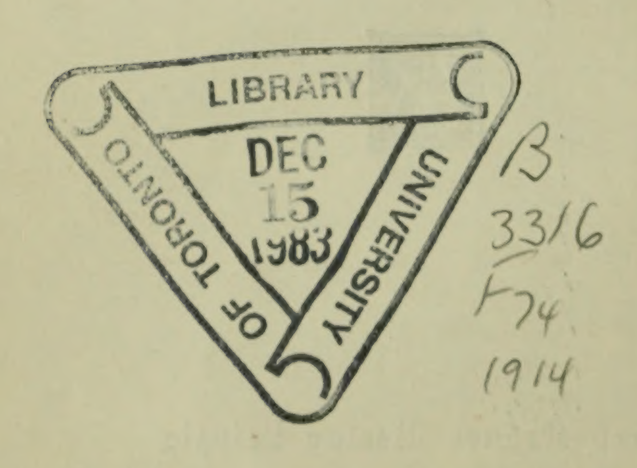
Der einsame Nietzsche

Von

Elisabeth Förster-Nietzsche



Alfred Kröner Verlag Leipzig
1914



Druck von Ernst Hedrich Nachf., G.m.b.H., Leipzig.

Inhalt.

Vorwort.

Das vorliegende Buch zu schreiben, ist mir sehr schwer geworden, besonders die letzten Kapitel mit ihrem unbeschreiblichen Herzeleid. Aber der Titel verpflichtete mich auch zu erklären, wie es gekommen ist, daß mein Bruder in späteren Jahren so sehr vereinsamte. Innerlich ist und bleibt jedes Genie einsam, aber äußerlich wäre es gerade bei Nietzsche, der in seiner Jugend von Freunden umgeben war und von ihnen auf Händen getragen wurde, auch wenn sie ihn nicht verstanden, der allgemein im Verkehr als einer der liebenswürdigsten Menschen galt — bei Nietzsche wäre es nicht nötig gewesen. Um dies verständlich zu machen, mußte ich viel Schmerzliches und Unangenehmes, was meinem teuren Bruder angetan worden ist, erzählen. Ich hätte es lieber übergangen, aber schließlich ist es gerade meine Pflicht, Angriffe zurückzuweisen, Irrtümer aufzuklären und Tatsachen und Erlebnisse aus dem Leben meines Bruders in peinlichster Wahrhaftigkeit darzustellen, da niemand dem Leben und Empfinden meines Bruders so nahe gestanden hat als ich. Viele Erlebnisse und einzelne Züge werden hier zum ersten Mal erzählt. Der aufmerksame Leser wird sich erinnern, welchen Wert Nietzsche gerade der Erzählung persönlicher Erlebnisse, selbst anscheinend kleiner Züge, beigelegt hat. Sie verrieten nach seiner Überzeugung mehr von einem Philosophen als die subtilsten Erklärungen seiner Lehrsätze.

Wenn ich in meinen Erzählungen so ausführlich war, geschah dies nur deshalb weil ich sah, daß man sich öfter ein ganz falsches Bild von Nietzsche gemacht hat. Gewiß ist dies auch absichtlich, um Nietzsche zu schaden, geschehen. So sagen manche, die diesen unwahren Darstellungen Glauben schenkten: „Der unglückliche Nietzsche" und übersehen dabei alle jene köstlichen Geständnisse, wie er sich „übervoll des Glückes" fühlte, und daß er im Zarathustra schreibt: „Sie erraten nichts vom Brausen meines Glückes". Gewiß hatte er eine unbeschreibliche Leidensfähigkeit der Seele, — wer aber so tief zu leiden vermag, kennt auch die Empfindungen des Glücks in ihrer höchsten und erhabensten Form.

Die Briefe meines Bruders geben ein mannigfach gefärbtes, leider aber auch oft ein falsches Bild. Professor Hofmiller bemerkt einmal sehr fein, daß bei Nietzsches Briefen die Adressaten abfärben. Am unbefangensten gibt er sich in späteren Jahren in den Briefen an Mutter und Schwester und an Peter Gast. Sonst aber verändert die Rücksicht auf den Adressaten oft den Ausdruck seiner Empfindung. Z. B. nimmt er viel zu viel Rücksicht auf die beiden Overbecks, ihre unerfreulichen Einflüsterungen und Ansichten. Als er so glücklich über seine Genesung war, schreibt er mir z. B.: „Ich bitte Dich aber, mit einiger Vorsicht an Overbeck zu schreiben. Sonderbar! er scheint anzunehmen, daß mir die Basler die Pension zum Kranksein und nicht zum Gesundwerden geben; es fehlt nicht an Andeutungen, als ob ich im letzten Falle sogleich wieder ein Amt zu suchen hätte. Damit wäre aber Alles verloren, was jetzt erreicht ist. Also Vorsicht, bitte! Ich schreibe an Overbeck nur an meinen schlechten Tagen — übrigens wie auch sonst und an andre; — deshalb kommt viel Geseufze in meine Briefe." Aber wir ersehen auch aus dieser Briefstelle, wie wenig seine Klagen über schlechtes Befinden in Briefen im Allgemeinen zu sagen

haben. Er benutzt z. B. seine schwankende Gesundheit auch als Vorwand zur Abwehr gegen Zudringliche oder ihm Unsympathische. Auch Goethe legte sich zu Bett und spielte den Kranken, wenn ihm Besuch angemeldet wurde, der ihm unangenehm war. Dieses Vorschieben von Unwohlsein war recht oft eine Maske meines Bruders, vielleicht sogar die einzige, die festzustellen ist. Sonst bin ich ganz der Ansicht von Professor Kaftan, daß seine Liebenswürdigkeit im Verkehr sicherlich niemals Maske gewesen ist, sondern einfach der natürliche Ausdruck seiner Persönlichkeit.

In dem vorliegenden Buch mußten auch mancherlei Angriffe widerlegt werden, doch ist dies nur im bescheidenen Maße geschehen, da jene Angriffe der letzten Jahre zumeist aus einem Buch des Herrn C. A. Bernoulli „Overbeck-Nietzsche" stammen, das inzwischen als bedeutungslos erkannt worden ist. Indessen ist die Vorgeschichte jenes Buches nicht ohne Interesse und in wenigen Worten zu erzählen.

Am 15. Oktober 1903 kam Herr C. A. Bernoulli als Begleiter von Herrn Professor Dr. Rudolf Burckhardt aus Basel zur Einweihung der neu umgebauten Archivräume ins Nietzsche-Archiv. Durch ein Mißverständnis veranlaßt, nahm ich an, daß Herr C. A. Bernoulli im Auftrag von Professor Franz Overbeck aus Basel gekommen sei. Mein Erstaunen war deshalb groß, als mir Herr Bernoulli auf mein Bedauern, daß Professor Overbeck nicht selbst gekommen wäre, antwortete: „Darüber betrüben Sie sich doch nicht, denn Overbeck ist kein Freund Nietzsches, sondern sein Feind." Am Abend desselben Tages hat er dann noch in Gegenwart von Peter Gast und andern Zeugen Overbeck heftig angegriffen, wodurch sich Herr Gast veranlaßt fühlte, ihn warm zu verteidigen. Bis dahin war nie ein häßliches gegen Overbeck gerichtetes Wort im Archiv gesprochen, geschweige denn von dort

aus veröffentlicht worden. Ich lebte immer in der Erwartung, daß Overbeck seine mannigfachen Verfehlungen gegen Nietzsches Andenken und Werke aufklären und wieder gut machen würde. Kurz nach jener Archiveinweihung veröffentlichte Herr C. A. Bernoulli in der Züricher Zeitung einen warmen, sehr poetischen Artikel über diese Feier. Damals also wandte er sich mit heftigen Angriffen gegen Overbeck und rühmte das Nietzsche-Archiv und seine Begründerin. Zwei Jahre später tat er das Gegenteil. Inzwischen hatte ihn der leidende Professor Overbeck, ahnungslos wie Bernoulli über ihn im Nietzsche-Archiv geurteilt hatte, zum Herausgeber seiner Nietzsche-Briefe bestimmt. Nun wendete sich Herr Bernoulli mit heftigen Angriffen gegen das Nietzsche-Archiv und rühmte Professor Overbeck als Nietzsches besten Freund. Um dies zu beweisen, stellte er mit reicher Erfindungsgabe das Buch Overbeck-Nietzsche zusammen, das aus Unkenntnis auf Schritt und Tritt gegen den wahren Sachverhalt verstößt und sich in allerhand Verunglimpfungen ergeht. Der Sohn von meines Bruders Freund Erwin Rohde wirft ausdrücklich Herrn C. A. Bernoulli „grobe Entstellungen" vor und schließt seinen Protest mit den Worten: „Overbeck selbst würde, nach meiner festen Überzeugung, Bernoullis leichtfertiges Umspringen mit den Tatsachen wie seine Verunglimpfung des Andenkens meines Vaters aufs schärfste verurteilt haben!" Das ist auch meine este Überzeugung, nicht nur in diesem, sondern noch in vielen andern Punkten.

Das Buch hat Herrn C. A. Bernoulli wenig Freude gemacht und leider auch dem armen Overbeck ernstlich geschadet. Ein ausgezeichneter Gelehrter schrieb mir: „Der alte Overbeck, zu dessen Gunsten das Werk geschrieben worden ist, ist gerade durch dieses Werk um seinen ganzen wissenschaftlichen und persönlichen Kredit gebracht worden." Und Professor R. Meyer schließt seine sehr abfällige Kritik

über dies Buch mit den Worten: „Im ganzen ist es zum Weinen; aber nicht um Nietzsches willen."

Herrn C. A. Bernoulli war es nämlich wie dem Zwerg Mime ergangen, er sagte in seinem Buch etwas ganz Anderes, als was er eigentlich beabsichtigte. Er versuchte in den zwei dicken Bänden Overbecks Freundschaft für Nietzsche festzustellen, und schließlich hat doch jeder, der es fertig gebracht hatte, sich durch diese langweiligen Bücher durchzuarbeiten, die wahre Meinung Bernoullis herausgefunden, daß Overbeck kein Freund Nietzsches, sondern sein Feind gewesen sei. War er es wirklich? — Ich denke etwas anders darüber. In mancher Hinsicht wird dies vorliegende Buch eine Antwort darauf geben, obgleich ich ein Kapitel mit vielen Dokumenten: „War Overbeck ein Freund?" aus dem Manuskript ausgeschaltet habe, um es anderweitig zu veröffentlichen. Ein gütiges Schicksal hat es ja gefügt, daß es mein Bruder nicht selbst erlebt hat, dort vielleicht die tiefste Enttäuschung zu erfahren, wo er so von Herzen vertraute.

Gegen mich gerichtete Angriffe widerlege ich nicht. Man hat, um mir, die ich meinen Bruder so innig geliebt habe, wehe zu tun, angebliche Briefentwürfe meines Bruders veröffentlicht; *sie waren erfunden oder gefälscht!* Wieviel Wahn und üble Gesinnung gehört zu einer solchen Handlungsweise!

Im Übrigen mögen zur Erklärung der Differenzen zwischen dem Hause Overbeck und dem Nietzsche-Archiv die ersten Worte von Overbecks Erinnerungen dienen: „Nietzsche war kein im eigentlichen Sinne großer Mensch". Herr Professor Rudolf Burckhardt ging einmal mit Overbeck spazieren und fragte ihn, „was er eigentlich der Schwester Nietzsches vorzuwerfen habe, da sie doch das Nietzsche-Archiv unter den größten Opfern und Schwierigkeiten begründet hätte und mit peinlicher Gewissenhaftigkeit verwalte". Overbeck war durch die Frage momentan konster=

niert gewesen. „Nun nun“, habe er nach einigem Zögern gesagt, „was ich ihr vorwerfe? Gerade dies Nietzsche-Archiv! Das ist ein lächerlicher Gedanke. Sie hält ihren Bruder für ein Genie und all' seine Aufzeichnungen für wertvoll“. Rudolf Burckhardt erzählte mir diese Unterhaltung und meinte lächelnd: „Den Vorwurf können Sie ruhig tragen“. Dies ist also der Kernpunkt der Differenzen zwischen dem Nietzsche-Archiv und dem Hause Overbeck, daß wir der grandiosen Erscheinung Friedrich Nietzsches einen verschiedenen Wert beimessen. Daraus erklärt sich manches, wenn auch nicht alles, was sich als Feindschaft gegen das Archiv und mich selbst äußert. —

In den ersten Jahren nach meiner Rückkehr aus Paraguay wurde ich oft gefragt: „Wie war denn Ihr Bruder?“ Ich beklagte mich Rohde gegenüber, als ob man das mit einem Worte sagen könnte! „Nein,“ sagte Rohde, „nicht mit einem Worte, wohl aber mit einem seiner Sprüche“. Rohde rezitierte:

„Daß sein Glück uns nicht bedrücke,
Legt er um sich Teufelstücke,
Teufelswitz und Teufelskleid.
Doch umsonst! Aus seinem Blicke
Blickt hervor die Heiligkeit!“

„Ja,“ sagte er leise, „Nietzsche war ein verkappter Heiliger“. Das war Rohdes Meinung — vielleicht ist es auch in mancher Hinsicht die meine, aber nicht in jeder Hinsicht, denn er war viel mehr, als man ausdrücken kann. Peter Gast legte am 28. August 1900, als mein geliebter Bruder in unserm Familienbegräbnis in Röcken beerdigt wurde, ein Bekenntnis an seinem Grabe ab. Er wendete sich an den teuren Verstorbenen, den Hochverehrten, und sagte Worte, die mir aus der Seele gesprochen sind:

„... Wir aber, die wir das unendliche Glück hatten, dir im täglichsten Leben nahe sein zu dürfen, wir wissen nur zu gut, daß mit Buch und Schrift sich nicht wiedergeben

läßt, was den Zauber gerade deines Wesens ausmachte. Das ist nun für immer dahin. —

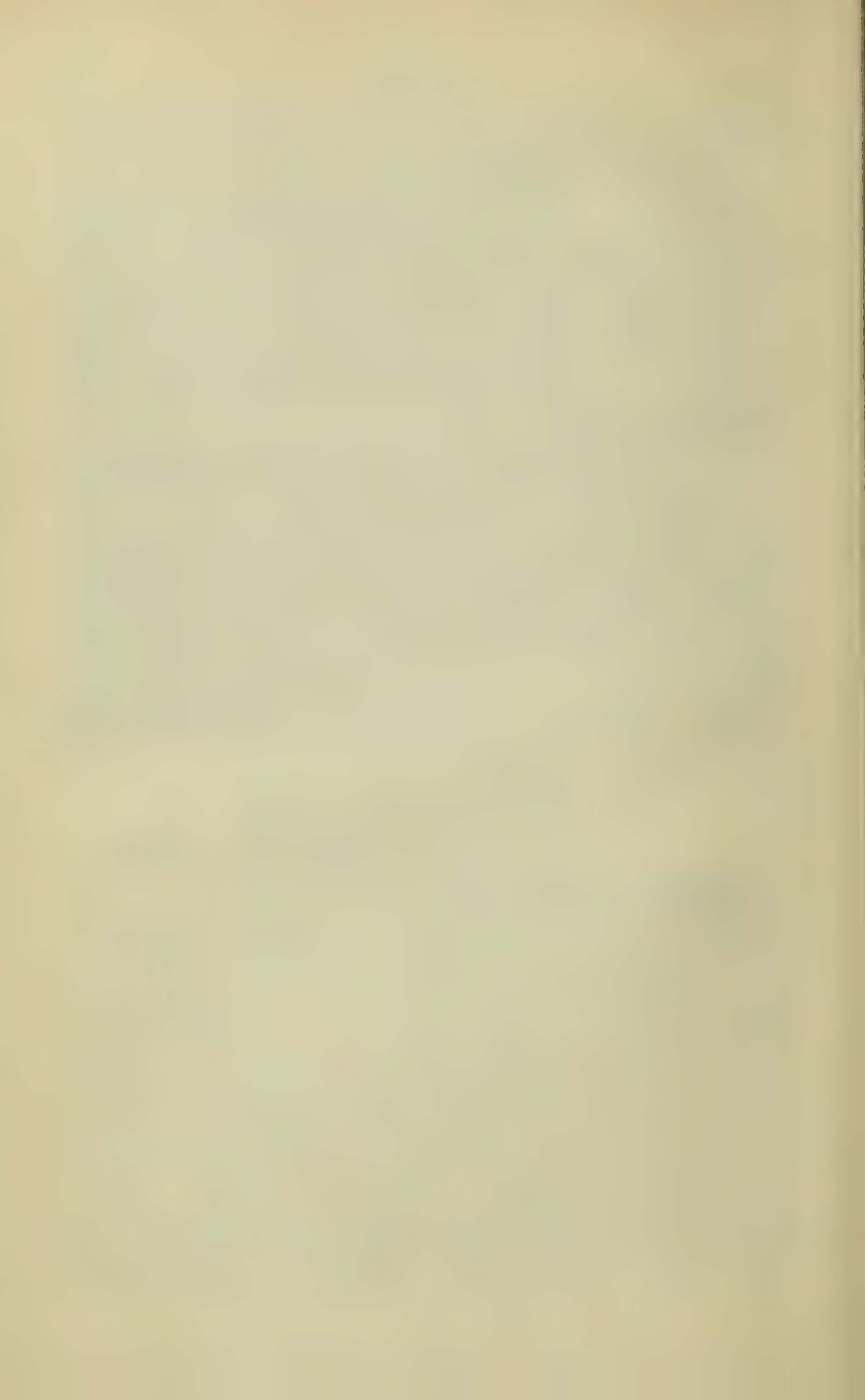
„Was der Blick deines Auges, was dein liebreicher Mund sagte — es war voll Schonung und Güte, es war ein Verbergen deiner Majestät: Du wolltest (um an eines deiner zartesten Worte zu erinnern) — du wolltest uns Scham ersparen. Denn dem Reichtum deines Geistes, dem Trieb deines Herzens, anderen Freude zu machen — wer von uns hätte ihm etwas Gleiches entgegensetzen können?

„Du warst einer der edelsten, der lautersten Menschen, die je über diese Erde gegangen sind.

„Und obschon dies Feind wie Freund weiß, so halte ich es doch für nicht überflüssig, dies Zeugnis laut an deiner Gruft abzulegen. Denn wir kennen die Welt, wir kennen das Schicksal Spinozas. Auch um Nietzsches Andenken könnte die Nachwelt Schatten legen. Und darum schließe ich mit den Worten: Friede deiner Asche! Heilig sei dein Name allen kommenden Geschlechtern!"

Elisabeth Förster-Nietzsche.

Weimar, Nietzsche-Archiv, d. 15. Oktober 1913.



Erstes Kapitel.

Übergänge.

Als mein Bruder im August 1876 nach den Aufführungen des Nibelungenringes Bayreuth verließ, war er in der seltsamsten Stimmung. Er fragte sich immer und immer wieder: „wie kam es nur, daß mir plötzlich Alles so über die Maßen mißfiel, ja, daß mich ein Ekel ergriff und ich davonlief?“ In einer späteren Aufzeichnung ist dieses Staunen und die Erklärung, die er sich dann selbst gab, deutlich ausgedrückt: „Was begab sich damals eigentlich mit mir? Ich verstand mich nicht, aber der Antrieb war wie ein Befehl. Es scheint, daß unsre ferne einstmalige Bestimmung über uns verfügt; lange Zeit erleben wir nur Rätsel. Die Auswahl der Ereignisse, das Zugreifen und plötzliche Begehren, das Wegstoßen des Angenehmsten, oft des Verehrtesten: dergleichen erschreckt uns, wie als ob aus uns eine Willkür, etwas Launisches, Tolles, Vulkanisches hier und da herausspränge. Aber es ist nur die höhere Vernunft und Vorsicht unsrer zukünftigen Aufgabe.“

Im ganzen Leben meines Bruders seit früher Jugend lief ein Ideal vor ihm her, ein wundervolles, geheimnisvolles, noch verhülltes. Er suchte den idealen Führer, der den Typus Mensch zu höherer Vervollkommnung steigern und führen könnte. Mit Demokrit, den Vorplatonikern,

besonders Heraklit machte er Versuche, sie zu seinem Führerideal zu gestalten. Vor allem aber waren es Schopenhauer und Wagner, in welche er seine Sehnsucht, sein höchstes Ideal hineinzulegen versuchte. Schopenhauer hat er nicht mehr persönlich gekannt, vielleicht war ihm dadurch eine Enttäuschung erspart. Aber Richard Wagner in der Verklärung der Tribschener Zeit, fern von all den kleinlichen Kämpfen und Geldverlegenheiten, bei denen er so viel von seiner Größe verlor, konnte wohl als jenes Führerideal erscheinen, von welchem mein Bruder glaubte sagen zu dürfen, daß er sich bei ihm wie in der Nähe des Göttlichen fühlte.

Jedoch dieses Idealbild, dem zuliebe er seinen eigensten Geschmack unterdrückt und mit stillem Herzenskummer auf manche ihm allein zugehörende Ansicht verzichtet hatte, entsprach seit Bayreuth nicht mehr seinen höchsten Wünschen und war ins Wanken gekommen. Mit einer gewissen Vehemenz brach nun sein eigenster Geschmack aus der Tiefe seiner Seele hervor. Die schwärmerische Jünglingszeit war vorüber, seine ungeheure Lebensaufgabe stand streng fordernd vor ihm, er durfte sich nicht mehr an andre verschwenden.

Was erschien ihm nun an der Wagnerischen Musik jetzt als so besonders abstoßend und verderblich? „Das Verleugnen aller höchsten Stilgesetze“, „die vollkommene Entartung des rhythmischen Gefühls“, „diese von Takt zu Takt vorwärts abenteuernde Unruhe und Unform, welche Leidenschaft bedeuten will und in Wahrheit die niedrigste Stufe der ästhetischen Verrohung sei“, „das Wogende, Wallende, Schwankende im Ganzen der Wagnerischen Musik“, „die Armut an Melodie und in der Melodie“, „diese ewigen Wiederholungen seiner Themata, seiner Rezitative, die auch den Geduldigsten zur Verzweiflung brächten und die man tüchtig zusammenstreichen müßte“. Mein Bruder glaubte überhaupt, daß die Opern Wagners zu

dreiviertel zusammengestrichen werden könnten, „des Überflüssigen, Willkürlichen und Entbehrlichen sei zu viel“. Er fand es eine Anmaßung von Wagner, seine Werke als notwendig bis ins Kleine und Einzelne zu betrachten. Diese innere Notwendigkeit, sie ohne jeden Abstrich auszuführen, besäßen seine Werke nicht und er dürfe dies niemandem auferlegen.

Nun hat man schon gesagt, Nietzsche wäre nicht musikalisch genug gewesen, um Wagners Musik richtig zu würdigen. Meines Bruders übertriebenes, bis jetzt noch nicht gerechtfertigtes Lob von Gasts Musik ist als Beweis seines mangelnden Musikverständnisses bezeichnet worden. Wer aber meines Bruders Randnotizen zum Klavierauszug von Bizets Carmen gelesen hat, der hat Ansichten, wie die obige, ziemlich beschämt zurückgezogen, und mußte im Gegenteil zugestehen, daß sich in diesen Notizen einer der feinsten Musikkenner ausspräche.

Sicherlich waren es aber nicht allein die musikalischen Gründe, sondern gewissermaßen ethische und ästhetische, weshalb sich meines Bruders innerster Geschmack gegen die Nibelungen empörte, besonders: „Die Umbildung der Eddasage mit perversen Zügen der französischen Romantik, z. B. die Herkunft Siegfrieds.“ „Die Brunst rasend gewordener Sinne, über welche der Blick durch Dünste und Schleier des Übersinnlichen auf gefährliche Weise getäuscht wird.“ Überhaupt erschienen ihm diese Wagnerischen Opergestalten mit ihrer „erotischen Besessenheit“ „wie wilde Tiere mit der Anwandlung eines sublimierten Zart- und Tiefsinns“. Zuletzt macht sein Widerwille sich in folgenden Ausrufen Luft: „Wotan: wütender Ekel — mag die Welt zu Grunde gehen! Brünnhilde liebt — mag die Welt zu Grunde gehen! Siegfried liebt — was schiert ihn das Mittel des Betruges! Ebenso Wotan. Wie ist mir das alles zuwider!“

Aber mein Bruder, der allerdings wesentlich antithea-

tralisch geartet war, hat nie aufgehört, Einzelnes in Wagners Musik als unerreichbar schön und ergreifend zu rühmen, z. B. die Szene zwischen Siegfried und den Rheintöchtern, die wir ja manchmal auf unsern einsamen Spaziergängen zu singen versucht hatten. „Anwandlungen der Schönheit: Rheintöchterszenen, gebrochene Lichter, Farbenüberschwang wie bei der Herbstsonne, Buntheit der Natur. Glühendes Rot, Purpur, melancholisches Gelb und Grün fließen durcheinander.“

Alles zusammengefaßt, so war es die schwüle Sinnlichkeit, welche der Wagnerschen Musik gleichsam unterirdisch zugrunde liegt und mit Bußkrämpfen vermischt wird, was meinen Bruder so gründlich abstieß. Er freute sich an gesunden, starken, wohlgemuten Sinnen, die durch die Freude, den Stolz und die Lust am Maßhalten gezügelt werden, — wie der starke Reiter das feurigste Roß mit Lust im Zaume hält. Deshalb sehnte sich mein Bruder nach Musik voller Glück, Stolz, Übermut, limpidezza, voller gigantischer Kraft, die aber von den höchsten Stilgesetzen im Zaum gehalten wird. Solche Musik hatte er von Wagner, der die Siegfried-Gestalt schuf, erwartet — aber gewiß nicht in Bayreuth gefunden.

Er versuchte nun die widerstreitenden Empfindungen sich zurechtzulegen, und deshalb waren die fünf Wochen, die er zwischen Bayreuth und seiner Reise nach Italien in Basel verlebte, eine sehr schwermütige Zeit. In einem Brief, den mein Bruder am 27. September 1876 an Wagner schrieb als Antwort auf eine telegraphische Bitte Wagners, ihm wie in alter Zeit eine Besorgung in Basel zu machen, findet sich folgende melancholische Stelle: „Ich habe jetzt Zeit an Vergangenes, Fernes wie Nahes zu denken, denn ich sitze viel im dunkeln Zimmer, einer Atropinkur der Augen wegen, welche man nach meiner Heimkehr für nötig fand. Der Herbst nach diesem Sommer, ist für mich, und wohl nicht für mich allein,

mehr Herbst, als ein früherer. Hinter dem großen Ereigniß liegt ein Streifen schwärzester Melancholie, aus dem man sich gewiß nicht schnell genug nach Italien oder in's Schaffen oder in Beides retten kann."

Um diese Melancholie ganz zu begreifen, muß man sich vergegenwärtigen, wie er sich in früheren Zeiten einen Bayreuther Sommer auch ohne Festspiele vorgestellt hatte: „Zukunft von dem Bayreuther Sommer: Vereinigung aller wirklich lebendigen Menschen: Künstler bringen ihre Kunst heran, Schriftsteller ihre Werke zum Vortrage, Reformatoren ihre neuen Ideen. Ein allgemeines Bad der Seelen soll es sein; dort erwacht der Genius, dort entfaltet sich ein Reich der Güte." Den Glauben an einen solchen zukünftigen Bayreuther Sommer hatte er für immer verloren.

Da mein Bruder vom 1. Oktober 1876 an zu seiner Erholung einen Jahresurlaub von der Universität Basel erhalten hatte, so waren wir zu dem Entschluß gekommen, schon vor unsrer Reise nach Bayreuth unsre Wohnung aufzugeben und die Möbel einzustellen. Mein Bruder zog deshalb in Overbecks alte Chambregarnie-Wohnung zu seiner ehemaligen Wirtin Frau Baumann, da Overbeck inzwischen geheiratet, seine Sachen in seine neue Wohnung geräumt hatte und noch auf der Hochzeitsreise war. Dieses Haus, wo auch mein Bruder sechs Jahre gewohnt hatte, wurde von den Freunden „die Baumannshöhle" genannt. Er pflegte von diesen Wochen zwischen Bayreuth und Italien, wo er seinen Urlaub verbringen wollte, zu sagen: „ich war in dieser Zeit so melancholisch, wie es sicherlich Höhlenbewohner immer zu sein pflegen." Auch benutzte er diese Wochen zu einer Augenkur bei Professor Schieß zur Verminderung seiner Kurzsichtigkeit, denn wir waren doch immer wieder darauf zurückgekommen, daß die große Kurzsichtigkeit mit eine Hauptursache war, die die Übermüdung der Augen und dadurch die Kopfschmerzen hervorrief.

Es fügte sich glücklich, daß ein älterer Student, Heinrich Köselitz, später Peter Gast genannt, trotzdem Universitätsferien waren, noch in Basel weilte. Er war meinem Bruder durch seine wunderhübsche Handschrift schon früher aufgefallen, so daß er im Frühjahr 1876 angefangen hatte, ihn einiges aus „Richard Wagner in Bayreuth“ abschreiben zu lassen. Mein Bruder diktierte ihm nun nach seiner Rückkehr aus Bayreuth jene Niederschriften, die er bereits in Klingenbrunn, bei seiner Flucht von den Festspielen, aufgezeichnet und zu einer neuen, der V. Unzeitgemäßen „Der freie Geist“, bestimmt hatte.

Außer Peter Gast hatte mein Bruder noch andere Hilfe im Schreiben und vorzüglich zum Vorlesen. Dr. Paul Rée, den er bereits im Sommer 1874, als derselbe Dr. Romundt besuchte, in Basel kennen gelernt hatte, ohne ihm irgendwie näher zu treten, kam in jener Zeit zwischen den Bayreuther Festspielen und der Reise nach Italien nach Basel und bot sich ihm in jeder Beziehung zur Hilfsleistung an. Dr. Rée war vier Jahr jünger als Fritz, blickte mit außerordentlicher Verehrung zu ihm empor und stand zu ihm in dem gleichen Verhältnis, wie eine ganze Anzahl jüngerer Leute, die meinen Bruder in der Nähe oder aus der Ferne bewunderten. Fritz interessierte sich für ihn, wie er sich für alle Bekannte und Freunde seiner Freunde interessierte. Dies Interesse wurde lebhafter und persönlicher, als er durch Zufall ein anonymes Büchlein in die Hand bekam, dessen Verfasser Dr. Rée war; es hieß: „Psychologische Beobachtungen, aus dem Nachlaß von *.*“. Die Freude meines Bruders an diesem kleinen Werk ist nur zu erklären, wenn man bedenkt, daß er lange Zeit seine neue Denkungsart in sich verschließen mußte, da er in keiner Freundesbrust einen freudigen und verständnisvollen Widerhall fand. Schon daß ihm dieses Büchlein gefiel, fand jedermann unbegreiflich; Cosima sagte zu mir: „Dein Bruder kennt die alten

Franzosen, Montaigne, La Rochefoucauld, Vauvenargues usw. so gut, ich verstehe nicht, was er an diesen Beobachtungen Bemerkenswertes finden kann.“ Zur Erklärung für seine Empfindungen gestatte ich mir ein eigenes kleines Erlebnis als Gleichnis anzuführen: Ich lebte mehrere Jahre in Paraguay, wo man ein eigenartiges Spanisch, untermischt mit indianischen Worten und Redewendungen, spricht. Das alles hatte ich in Deutschland fast vergessen, da ich mit niemand diese Sprache reden konnte. Nun traf ich einmal im Eisenbahncoupé zwei Kinder, die dasselbe eigentümliche südamerikanische Spanisch sprachen — wie vertraut klang mir das, wie fühlte ich mich diesen fremden Kindern innerlich nahe, wie hübsch fand ich alles, was sie sagten, wenn es auch sicherlich nichts Besonderes war. So ging es meinem Bruder mit Rée; er konnte mit ihm eine Sprache sprechen, die seine Freunde nicht verstanden. Das machte ihn glücklich und blind für den Wert dieses kleinen unbedeutenden Buches. Dr. Rée war auch ganz erfüllt von Dankbarkeit über meines Bruders allzu gütige Beurteilung seines Erstlingswerkes. Er schenkte ihm ein Exemplar mit folgender Widmung: „Herrn Professor Friedrich Nietzsche, dem besten Freunde dieser Schrift, dem Quellwassererzeuger seines ferneren Schaffens dankbarst der Verfasser.“ Basel, September 1876.

Mein Bruder hielt es offenbar später selbst für nötig, sich wegen dieser Vorliebe zu entschuldigen. Er schreibt im Jahr 1878: „Die Freude über Rée's ‚psychologische Beobachtungen‘, eine der allergrößten. Woher? So empfand ich: die Motive des Menschen sind nicht viel wert. Wie Sokrates von den weisen Menschen, so ich von den moralischen. Damals machte ich *Ausnahmen*; um diese recht hoch zu stellen, stellte ich jene so tief (und mißverstand dabei gewiß den Autor).

„Wie kann man nur solchen Genuß an der *Trivialität* haben, daß *Selbstliebe* die *Motive aller* unsrer

Handlungen abgibt! 1) Weil ich lange nichts davon wußte (metaphysische Periode). 2) Weil der Satz sehr oft erprobt werden kann und unsern Scharfsinn anregt und so uns Freude macht. 3) Weil man sich in Gemeinschaft mit allen Erfahrenen und Weisen aller Zeiten fühlt: es ist eine Sprache der Ehrlichen, selbst unter den Schlechten. 4) Weil es die Sprache von Männern und nicht von schwärmerischen Jünglingen ist. (Schopenhauer fand seine Jugendphilosophie, namentlich das vierte Buch, sich ganz fremd.) 5. Weil es antreibt, es auf unsre Art mit dem Leben aufzunehmen und falsche Maßstäbe abweist; es ermutigt."

Als Dr. Rée sah, daß er meinem Bruder zur Schonung seiner Augen so vielerlei nützen konnte, bot er ihm an, ihn nach Italien zu begleiten. Mein Bruder wandte sich an Fräulein von Meysenbug, mit welcher er verabredet hatte, den Winter in Italien zuzubringen, mit der Bitte, ob Rée wohl den Winter mit ihnen zusammen sein könne, „doch wäre es nicht nötig, daß er in demselben Hause wohne". Als aber Malwida Dr. Rée kennen lernte, war es ihr sehr angenehm, daß er mit ihnen das tägliche Leben teilte, denn er war nicht nur für meinen Bruder, sondern auch für sie voll der zartesten Aufmerksamkeit. Später, als mein Bruder über Rée eine so ungünstige Meinung hatte, machte er Fräulein von Meysenbug den Vorwurf, daß sie ihn mit Rée zusammengebracht hätte. Darin irrte er sich und sein Gedächtnis ließ ihn im Stich. Malwida hatte nur durch ihre Aufforderung, daß Rée mit ihnen zusammenwohnen sollte, dazu beigetragen, daß der Aufenthalt in Sorrent sich nicht ganz so angenehm gestaltete, als es sonst der Fall gewesen wäre, wovon noch später die Rede sein wird. Dagegen hatte Malwida mit Zustimmung meines Bruders einen seiner ehemaligen Basler Schüler, Albert Brenner, der seiner Gesundheit wegen schon im vorhergehenden Winter in Italien gewesen war, aufgefordert, auch diesen Winter mit ihr in Sorrent zu verleben.

Zweites Kapitel.

Sorrent.

In den ersten Tagen des Oktober 1876 trat mein Bruder seinen Urlaub und die Reise nach Italien an. Zuerst ging er nach Bex in Savoyen, von wo er mir schrieb: „Geliebte Schwester, es ist der Tag vor der Abreise, der Föhn bläst sehr südlich. Ich glaube kaum, daß ich es im Süden so gut haben werde, wie in Bex, die Wahl war vorzüglich! Zwar ist keine erhebliche Besserung da, doch war der letzte Anfall (vorgestern) nicht so lang (vielleicht Dank einer Stirnsalbe, die Schieß verordnet hat). Auch schnupfe ich un peu. Herzlichsten Dank für alles Gute, was Du mir gewünscht hast. Übrigens ist die V. Unzeitgemäße fertig, ich brauche nur Einen zum Diktiren." Diese fünfte Betrachtung ist nicht ausgeführt worden, die Vorarbeiten dazu sind später in „Menschliches Allzumenschliches" übergegangen.

Die Fahrt von Genf nach Genua gestaltete sich, obgleich es eine Nachtfahrt war, sehr interessant. Frau Baronin von Ungern-Sternberg erzählt in ihrem Buch „Nietzsche im Spiegelbild seiner Schrift" schalkhaft und geistvoll von dieser Fahrt, bei welcher sie meinen Bruder kennen gelernt hat. Sie war damals noch ein junges Mädchen, Isabella von der Pahlen, die mit einer ältern Verwandten, Frau Claudine von Brevern, nach Italien reiste und durch

ihren lebhaften Geist und ihre sprühende Unterhaltung meinem Bruder große Freude bereitete. Dieses nächtliche Zwiegespräch bewegte sich in den höchsten Höhen, an welchem sich gegen Morgen auch Frau von Brevern beteiligte. Mein Bruder hat die beiden Damen sehr hübsch in einem Brief an Frau von Brevern charakterisiert. Sie hätten ihm das Schauspiel gezeigt: „einer hohen erreichten Kultur und eines hohen Strebens nach Kultur".

Ihr weiteres Zusammensein in Genua schildert Frau Baronin von Ungern-Sternberg in dem erwähnten Buch: „In Genua angelangt, stiegen wir unweit des Hafens, in demselben Gasthofe, einem alten Palazzo ab, und verbrachten dort einige Tage in regem Verkehr mit dem außerhalb der Fachgenossen und des Wagner-Kreises, noch ungenannten, unberühmten Professor aus Basel . . . Wir unternahmen zu dritt manch' schöne Partie, von denen vor allen ein langer nächtlicher Spaziergang durch Genuas malerische Gassen und Gäßchen als Lichtpunkt in meiner Erinnerung dasteht.

„Farbenreich und plastisch zugleich ließ Nietzsches Wort Genuas Vergangenheit vor unsrem geistigen Auge wieder erstehen. Es erschloß uns das Verständnis für die Kunst der Renaissance und des Barocks, die der Stadt der Paläste, ‚Genova, la superba', der einstigen Nebenbuhlerin Venedigs, ihren Stempel aufgeprägt . . . Wie unbeschreiblich steigerte sich der Genuß an der malerischen Umgebung, wo Nietzsches Beredsamkeit zum Zauber der Gegenwart noch die Schatten der mächtigen Vorzeit heraufbeschwor.

„Den Höhepunkt des Abends an ästhetischer Wirkung bildete ein Gang in der ‚Via degli Orefici', dem Gäßchen der alten Goldschmiede-Innung, drin sich ein offenes Kaufgewölbe an das andre reihte, in feenhaftem Glanze von Silber- und Gold-Filigran erstrahlend. Nachdem das Auge sich am reizenden Anblicke ersättigt, ward bei den Eva-Töchtern auch die Kauflust rege. Ich feilschte, kürte,

wählte unter den zierlichen Sachen und Sächelchen, die es an Duftigkeit und stilvollen Mustern mit jedem Spitzengewebe aufnehmen konnten. Nietzsche bat mich, auch für seine Schwester ein Schmuckstück auszusuchen, was ich mit all dem Eifer und der Ausführlichkeit besorgte, die uns Frauenzimmern bei solchen Anlässen zu Gebote steht.

„Dieser Einkauf gab mir Anlaß, mich nach seinem Lebensgange, nach Eltern und Geschwistern zu erkundigen. In den liebevollsten Worten rühmte er die seltene Innigkeit des Verhältnisses zu seiner einzigen Schwester Elisabeth, das tiefe Verständnis hervorhebend, das sie stets für ihn gezeigt."

Mein Bruder mußte sich von den Damen schriftlich verabschieden, da ihn nach all dem Ansehen von Genua und seinen Kunstwerken, wie es natürlich war, seine schlimmen Augen- und Kopfschmerzen überfielen. Aber er traf dann in Pisa die Damen zufällig wieder und wurde von ihnen mit lebhafter Freude begrüßt und gebeten, wiederum mit ihnen Pisas Sehenswürdigkeiten zu genießen. Auch diese Begegnung, mit vielen interessanten Gesprächen, schildert Frau Baronin von Ungern-Sternberg in dem obenerwähnten Buch sehr anschaulich und fügt zum Schluß die Beschreibung hinzu, wie ihr Nietzsches Wesen und äußeres Auftreten damals erschienen ist.

„In Nietzsches Wesen und Erscheinung lag etwas, das er später mit ‚Pathos der Distanz' bezeichnet hat. Sein Äußeres trug so sehr den Stempel des gesteigerten Denklebens, daß mir Uhlands Vers:

‚Ein edler Stolz in allen Zügen,
Auf seiner Stirn Gedankenspur'

zu Sinn kam, als ich ihn in Pisa, dem Dome beschaulich zuwandelnd, erblickte. Der Ausdruck des Stolzes, freilich gedämpft durch Müdigkeit und eine gewisse Unsicherheit der Bewegungen, die in seiner Kurzsichtigkeit begründet war. Große Verbindlichkeit und gefällige Verkehrsformen

paarten sich in seinem Auftreten mit Schlichtheit und Vornehmheit, eine Vereinigung, die den Menschen in dieser Vollendung nicht als Selbsterworbenes, sondern als Kulturerbe auszeichnet."

Über seine Reise nach Neapel schreibt er am 28. Oktober: „Da sind wir, in Sorrent! Die ganze Reise von Bex bis hierher nahm acht Tage in Anspruch; in Genua lag ich krank, von dort brauchten wir drei Tage Meerfahrt ungefähr und siehe, wir entgiengen der Seekrankheit, ich ziehe diese Art zu reisen der mir ganz schrecklichen Eisenbahnfahrerei weit vor. Wir fanden Fräulein von Meysenbug in einem Hotel in Neapel und reisten gestern zusammen in die neue Heimat Villa Rubinacci, Sorrent près de Naples. Ich habe ein ganz großes hohes Zimmer, vor ihm eine Terrasse. Ich komme vom ersten Meerbad zurück, das Wasser war wärmer, nach Rée, als die Nordsee im Juli. Gestern Abend waren wir bei Wagner's, welche fünf Minuten von uns, im Hotel Victoria wohnen und noch den Monat November bleiben. Sorrent und Neapel sind schön, man übertreibt nicht. Die Luft ist hier eine Mischung von Berg- und Seeluft. Für die Augen ist es sehr wohltätig; vor meiner Terrasse habe ich unter mir zunächst einen großen grünen Baumgarten (der auch im Winter grün bleibt), dahinter das sehr dunkle Meer, dahinter den Vesuv. Hoffen wir."

Seine Briefe mußte er damals seiner Augen wegen sehr lakonisch fassen; aber mündlich konnte er nie genug ausdrücken, wie zauberhaft der Süden und der Golf von Neapel auf ihn gewirkt hatten. Ergreifend schildert er diesen ersten Eindruck: „Ich habe nicht Kräfte genug für den Norden: dort herrschen schwerfällige und künstliche Seelen, die so beständig und notwendig an Maßregeln der Vorsicht arbeiten, als der Biber an seinem Bau. Unter ihnen habe ich meine ganze Jugend verlebt! Das fiel über mich her, als ich zum ersten Male den

Abend über Neapel heraufkommen sah, mit seinem sammtnen Grau und Rot des Himmels. Du hättest sterben können, ohne dies zu sehen — Schauder, Mitleid mit mir, daß ich mein Leben damit anfieng, alt zu sein, und Tränen und das Gefühl, noch gerettet zu sein, im letzten Augenblick. Ich habe Geist genug für den Süden."

Seine Worte werden Musik, wenn er das Glück und den Glanz des Südens schildert; man höre die folgenden Strophen:

„Das weiße Meer liegt eingeschlafen,
Und purpurn steht ein Segel drauf.
Fels, Feigenbäume, Turm und Hafen,
Idylle rings, Geblök von Schafen, —
Unschuld des Südens, nimm mich auf!

„Nur Schritt für Schritt — das ist kein Leben,
Stets Bein vor Bein macht deutsch und schwer.
Ich hieß den Wind mich aufwärts heben,
Ich lernte mit den Vögeln schweben, —
Nach Süden flog ich über's Meer."

Von nun an blieb der Süden sein Zufluchtsort von der schweren trüben Luft des Nordens; wie oft er aber auch wieder nach Italien zurückkehrte, immer gedachte er dieses ersten Aufenthaltes im Golf von Neapel mit besonders innigen Empfindungen. Noch im Jahre 1887 schreibt er an Fräulein von Meysenbug: „Von jenem stillen Aufenthalt da unten habe ich eine Art Sehnsucht und Aberglauben zurückbehalten, wie als ob ich dort, wenn auch nur ein paar Augenblicke, tiefer aufgeatmet hätte, als irgendwo sonst im Leben. Zum Beispiel bei jener allerersten Fahrt in Neapel, die wir zusammen nach dem Posilipp zu machten."

Als mein Bruder mit Dr. Rée in Neapel angekommen war, hörte er, daß Richard Wagner mit seiner Familie gleichfalls in Sorrent wäre. Er erschrak, denn er fürchtete

nun Auseinandersetzungen über die Festspiele des letzten Sommers. Aber wunderlicherweise wurde bei dem Zusammensein mit Wagners in Sorrent die Festspielzeit in Bayreuth kaum berührt. Der Grund war, daß sie mit einem enormen pekuniären Defizit geendet hatte und der Bayreuther Verwaltungsrat in Verzweiflung war, wo er die Deckung dafür (man sprach von 200 000 M.) herbekommen sollte. Briefe von dort versetzten Wagner in Wut und Malwida beschwor meinen Bruder, das Gespräch ja nicht auf Bayreuth kommen zu lassen, womit mein Bruder nur allzusehr einverstanden war, da es an anderen Gesprächsstoffen auch nicht fehlte. So gab es einen im allgemeinen heitren und liebenswürdigen Verkehr zwischen den beiden Villen. Man eilte zueinander, als ob noch alles beim Alten wäre, nur verbat sich Wagner bei diesen gegenseitigen Besuchen zumeist die Anwesenheit Dr. Rées. Gegen ihn hatte Wagner vom ersten Augenblick an eine unüberwindliche Abneigung; er behauptete, daß mein Bruder mit Rée Übles erleben würde: „Der wird an Ihnen einmal schlecht handeln", sagte er, welcher Worte sich mein Bruder in späteren Zeiten, wo dies wirklich der Fall war, mit großem Kummer erinnerte. Damals wies mein Bruder diese Prophezeiung auf das lebhafteste zurück, und ebenso Malwida. Beide meinten, daß Wagner von seinem allzu starken Vorurteil gegen Juden beeinflußt würde. Was mein Bruder in jener Zeit Wagner gegenüber empfand, hat er seiner Umgebung nie verraten; sicher ist nur, daß er ernstlich versuchte, Wagner im Herzen nahe zu bleiben.

Es wäre ganz falsch, wenn man annehmen wollte, daß mit der Enttäuschung, die die Wagnerische Kunst meinem Bruder verursachte und deren verderbliche Wirkung er voraussah, sogleich auch seine Liebe zu Wagner vernichtet worden wäre. O nein! War Wagner auch nicht mehr das Götterbild, so doch der geliebteste Freund, dem er

Treue halten wollte, wie dies ja schon seit der Übersiedelung nach Bayreuth sein eifrigstes Bestreben gewesen war, — wenn es ihm auch oft schwer wurde. In den letzten Kapiteln des ersten Buches „Der junge Nietzsche“ sind bereits diese quälenden Herzenskämpfe bis zu den Festspielen in Bayreuth geschildert, aber auch nachher setzten sich diese inneren Kämpfe zwischen Treue und eigner Überzeugung fort, wie er es uns in einer ergreifenden Aufzeichnung selbst schildert: „Zuerst hat man in seiner intellektuellen Leidenschaft den guten Glauben: aber wenn die bessere Einsicht sich regt, tritt der Trotz auf, wir wollen nicht nachgeben. Der Stolz sagt, daß wir genug Geist haben, um auch unsere Sache zu führen. Der Hochmut verachtet die Einwendungen, wie einen niedrigen, trockenherzigen Standpunkt. Die Lüsternheit zählt sich die Freuden im Genießen noch auf und bezweifelt sehr, daß die bessere Einsicht so etwas leisten kann. Das Mitleid mit dem Abgott und seinem schweren Loose kommt hinzu; es verbietet, seine Unvollkommenheiten so genau anzusehen: dasselbe und noch mehr tut die Dankbarkeit. Am meisten die vertrauliche Nähe, die Treue in der Luft des Gefeierten, die Gemeinsamkeit von Glück und Gefahr. Ach, und sein Vertrauen auf uns, sein Sichgehenlassen vor uns, es scheucht den Gedanken, daß er Unrecht habe, wie einen Verrat, eine Indiskretion von uns.“ Aber zuletzt kam ein Erlebnis, das ihm unbeschreiblich nahe ging und immer wieder in seinen privaten Aufzeichnungen erwähnt wird.

Am letzten Abend ihres Zusammenseins machten Wagner und mein Bruder einen wundervollen einsamen Spaziergang die Küste entlang und zur Höhe hinauf, wo der Blick sich weit über Meer, Insel und Buchten ausbreiten und das herrliche Bild in sich aufnehmen kann. Es war ein schöner Herbsttag, mild, mit einer gewissen Melancholie der Beleuchtung, die den Winter vorahnen läßt. „Ab-

schiedsstimmung“ sagte Wagner. Da begann er plötzlich und zum erstenmal ausführlich von dem Parsifal zu reden und zwar ganz merkwürdig, nicht als von einem künstlerischen Plan, sondern von einem christlich-religiösen Erlebnis. Vielleicht fühlte Wagner, daß ein „Bühnenweihfestspiel“ erdacht und komponiert von einem so schroffen Atheisten, wie er sich meinem Bruder in Tribschen immer gezeigt hatte (und wie ihn sicher alle seine Freunde in den keckſten Aussprüchen bis zum Anfang der siebziger Jahre gekannt haben) kaum als ein christlich-religiöser Akt empfunden werden könnte, wie er doch sollte. So fing er auf einmal an, meinem Bruder christliche Empfindungen und Erfahrungen wie Reue, Buße und allerhand Hinneigungen zu christlichen Dogmen zu gestehen. Er erzählte ihm z. B. von dem Genuß, den er der Feier des heiligen Abendmahls verdankte — wohlverstanden der schmucklosen, protestantischen! Wenn es noch wenigstens das katholische Hochamt gewesen wäre, von welchem wohl jeder künstlerisch empfindende Mensch den tiefsten Eindruck erhält. Mein Bruder hatte eine große Vorliebe für aufrichtige, redliche Christen, wie sie ihm z. B. in Basel begegnet sind, aber er hielt es für unmöglich, daß jemand, der sich so wie Wagner bis zu den äußersten Konsequenzen als Atheist ausgesprochen hatte, jemals wieder zu einem frommen, naiven Glauben zurückkehren könnte. Er konnte deshalb Wagners plötzliche Wandlung nur als einen Versuch ansehen, sich mit den fromm gewordenen herrschenden Mächten in Deutschland zu arrangieren zu dem einzigen Zweck: um Erfolg zu haben.

Während Wagner redete und redete, verschwand über dem Meer der letzte Sonnenstrahl, und ein leichter Nebel und die wachsende Dunkelheit breitete sich aus. Auch im Herzen meines Bruders war es dunkel geworden. Endlich fragte Wagner: „Sie verstummen ja ganz, lieber Freund?“ Mit irgend einer Ausrede suchte mein Bruder

sein Schweigen zu erklären, aber das Herz war ihm zum Zerspringen voll Kummer über diese Schauspielerei Wagners gegen sich selbst. Er schrieb folgende harte Worte nieder: „Ich bin nicht im Stande, irgend eine Größe anzuerkennen, welche nicht mit Redlichkeit gegen sich verbunden ist: Die Schauspielerei gegen sich flößt mir Ekel ein; entdecke ich so etwas, so gelten mir alle Leistungen nichts; ich weiß, sie haben überall und im tiefsten Grunde diese Schauspielerei."

Wenn Wagner zu meinem Bruder in aller Schlichtheit und Aufrichtigkeit gesagt hätte: „in diesem christlichen Mittelalter mit seinem gesteigerten religiösen Empfinden liegen für einen Künstler starke Antriebe vor, sie künstlerisch musikalisch zu gestalten," wenn er mit stolzer Heiterkeit und etwas Schelmerei ihm gesagt hätte, „jetzt will ich einmal diese Zeitempfindung in Musik setzen," so würde dies mein Bruder sehr wohl begriffen und ihm zugestimmt haben. Aber diese Schauspielerei Wagners, als ob er nun selbst ein naiv frommer Christ geworden sei, konnte mein Bruder nicht überwinden. Es schien ihm unbeschreiblich traurig, daß Wagner, der mit unverwüstlicher Energie sich einstmals „unter dem Halloh der ganzen Welt" aufrecht hielt, nun gebrochen der herrschenden Zeitstimmung unterlag und zum Verleumder des Lebens wurde.

Immerhin möchte ich einen Zweifel lassen, ob bei Wagner die atheistischen oder die christlich-pessimistischen der Erlösung bedürftigen Vorstellungen der tiefste Untergrund seines Wesens gewesen sind. Lohengrin und Tannhäuser sprechen für diese letzte Anschauung.

In diesem Sinne hat späterhin die Mutter von Anselm Feuerbach Wagners Wandlung zu erklären versucht: „Der Parsifal sei eine religiöse Tat, eine Sündererlösung, die Wagner für sich selbst nach seinem oft so unerquicklichen und ungezügelten Leben nötig gehabt habe." Von diesem Ausspruch hat mir Erwin Rohde, dem er durch

Frau Ribbeck mitgeteilt worden war, erzählt; er fügte halb im Scherz hinzu: „Das war eben der Gegensatz zwischen Wagner und Nietzsche. Nietzsche hatte gar keine Veranlassung sich nach Erlösung zu sehnen; ich wüßte auch nicht von was, er war ja unglaubwürdig gut."

Über diesen schwermütigen letzten Spaziergang hat sich mein Bruder viel später erst ausgesprochen. Was war eigentlich an diesem Abend geschehen? Zwei leidenschaftlich hochgehaltene Ideale standen sich plötzlich schroff gegenüber; ein das Leben verneinender katholisch-romanischer Parsifal, jener das Leben bejahenden, das Leben vergöttlichenden, verklärenden, kraftvollen Siegfriedsgestalt! Und dieses letzte Ideal hatte mein Bruder für das Wagnerische gehalten! Welche Täuschung! Malwida konnte sich nur erinnern, daß mein Bruder an jenem Abend außerordentlich traurig gewesen wäre und sich bald auf sein Zimmer zurückgezogen habe. Mein Bruder fühlte vorahnend, daß Wagner und er sich niemals wiedersehen würden. —

Das Zusammenleben der vier Bewohner der Villa Rubinacci (Fräulein von Meysenbug, mein Bruder, Dr. Paul Rée, der Studiosus Albert Brenner) gestaltete sich trotz der sehr verschiedenen Lebensalter (die älteste 60, der jüngste 20) recht anmutig, obgleich mein Bruder in tiefster Seele einiges dagegen einzuwenden hatte. Die beständigen Unterhaltungen zu vier Personen mit so verschiedenen Lebensansichten waren ihm etwas unbequem. Bei dem zarten Bedacht, den er in der Unterhaltung auf seine Zuhörer nahm, konnte diese nie in die Tiefe gehen, weil natürlich auf den jungen Schüler Brenner, auf unsere liebe idealistische Freundin Malwida und auf den sehr skeptischen Dr. Rée ganz verschiedenartige Rücksichten zu nehmen waren. Es fehlte dem Gespräch die feinste Nuance, die man doch nur dem Zwiegespräch geben kann. Besonders fiel ihm Dr. Paul Rée, trotz seiner wahrhaft rührenden Liebenswürdigkeit gegen ihn, auf die Dauer etwas schwer.

Daß zum Beispiel Rée öfter annahm, er wäre mit ihm gleicher Ansicht und dies auch ganz unbefangen gegen Malwida aussprach, machte meinen Bruder zuweilen ungeduldig, oder wie er sich ausdrückte, „es verdroß ihn". Um der Gerechtigkeit willen muß ich hinzufügen, daß Rée mir gegenüber betonte, daß er zu dem größten Teil der Ideen meines Bruders in gar keinem Verhältnis stehe und ihm überhaupt das Verständnis dafür fehle. Aber schon die Annahme, daß Rée glaubte, in einem Teil der Meinungen mit meinem Bruder übereinzustimmen, stellte die Höflichkeit des Letzteren auf eine starke Probe, zumal Malwida dieser Ansicht Glauben zu schenken schien. Daß Rée nicht begriff, daß ein Gedanke, von meinem Bruder ausgesprochen, ganz andere Hintergründe und unendlich weitere Horizonte hatte, als wenn er, den Worten nach, etwas Ähnliches behauptete, wirkte manchmal geradezu quälend auf das zarte Empfinden meines Bruders, da er jede schroffe Erwiderung vermeiden wollte.

Er wäre also lieber allein mit Malwida zusammen gewesen, mit diesem wahrhaft mütterlichen, durch und durch edlen Wesen, für welches man die allerhöchste Hochachtung empfinden mußte! Obgleich natürlich durch das nähere Kennenlernen gegenseitig auch einige Eigenschaften zutage kamen, die nicht ganz zusammenstimmten, z. B. der Umstand, daß Malwida niemals zwischen Mensch und Mensch zu unterscheiden vermochte und in ihrer Güte und Freundlichkeit Naturen und geistige Begabungen auf die gleiche Stufe stellte, die unendliche Grade voneinander geschieden waren. Es ist dies der schöne Fehler aller Idealisten, Menschen und Dinge nicht so zu sehen wie sie wirklich sind, sondern wie sie gerne möchten, daß sie wären. Damals empfand mein Bruder noch eine gewisse Rührung bei diesem Fehler Malwidas. Später aber, als die Folgen dieses Hanges ihm mehrmals recht unerwünschte Erfahrungen eintrugen, dachte er weniger günstig darüber.

Der Winter verging mit Spazierengehen, schönen Ausflügen nach Massa und Capri, Diktieren und Vorlesen. Sehr verschiedenartige Autoren wurden vorgenommen: Voltaire, Diderot, Michelet, Thukydides und andere. Neben diesen gemeinsamen Studien verfolgte aber jeder der vier Insassen der Villa Rubinacci seine eigenen Ideen, jeder schrieb an einem Buche: Fräulein von Meysenbug an den „Erinnerungen einer alten Frau", mein Bruder am „Menschlichen, Allzumenschlichen", Rée verfaßte sein Büchlein „Über den Ursprung der moralischen Empfindungen", und der Jüngste, Albert Brenner, schrieb einige Novellen, darunter eine ausgezeichnete: „Das flammende Herz", die in der „Deutschen Rundschau" Juli 1877 erschienen ist. Leider ist dieser sehr begabte junge Mann ein Jahr darauf gestorben. Mein Bruder hatte auf diesen Schüler große Hoffnungen gesetzt. Brenner selbst meinte damals, die Novelle „Das flammende Herz" sei nur deshalb so gut geworden, weil er sie unter dem Einflusse meines Bruders geschrieben habe. Genau dasselbe behauptete Dr. Paul Rée von seinem Büchlein „Über den Ursprung der moralischen Empfindungen"; er schrieb auch in das Widmungsexemplar, das er meinem Bruder schenkte: „Dem Vater dieser Schrift dankbarst deren Mutter". Diese beiden Beispiele zeigen, welchen ungewöhnlichen Einfluß mein Bruder auf seine Umgebung ausübte; seine Gegenwart steigerte die Produktionskraft und -lust eines jeden aufs Höchste.

Auch allerhand schöne Pläne wurden geschmiedet, wiederum tauchte ein alter Jugendgedanke mit großer Lebhaftigkeit in Fritz empor. Er schreibt an mich: „Die „Schule der Erzieher" (auch modernes Kloster, Idealkolonie, université libre genannt) schwebt in der Luft, wer weiß, was geschieht! Wir haben Dich schon im Geiste zum Vorstand aller wirtschaftlichen Angelegenheiten unserer Anstalt von 40 Personen ernannt." Diesmal war der Schauplatz der

Bildungsanstalt der Erzieher von der Schweiz nach Italien verlegt, auch waren dem früheren Kreise der Mitglieder mehrere neue hinzugedacht; zum Beispiel Freiherr von Seydlitz mit seiner Gemahlin, die auf den Wunsch meines Bruders im Winter nach Sorrent gekommen waren und welche er sehr lieb hatte. Aber dieser schöne Plan blieb ebenso wie der im Jahre 1873 gefaßte ein glücklicher Traum; es ist nichts zu seiner Verwirklichung geschehen.—

Immer gedachte mein Bruder der zauberhaften Spaziergänge in Sorrent mit warmem Entzücken! Peter Gast, der in dem Basler Winter 1877—78 oft mit mir zusammen seinen Schilderungen lauschte und seine Niederschriften aus jenen sonnigen Tagen zu ordnen hatte, schreibt in einem Essay über „Menschliches, Allzumenschliches“: „So entsinne ich mich u. a. eines etwa zwei Quartseiten füllenden hymnischen Stückes, in welchem Nietzsche das Allegretto der Beethovenschen A-dur-Symphonie auf eine bedeutende Weise in Beziehung zu sich gebracht hatte: — jeden Morgen nämlich ging er, oberhalb Sorrent, an Cypressen und wilden Rosen hin, seinen Gedanken nach: die Schattenseligkeit dieser Gedankengänge nun war es, die für ihn in jenem geheimnisvollen Allegretto ausklang und der er auf eine visionäre Art in Worten Ausdruck gegeben hatte. . . . Seitdem ich, im Herbst 77, dies Stück kennen lernte — leider aus zu flüchtiger Lectüre —, sehe ich Nietzsche, sobald ich mir ihn nach Sorrent denke, immer im Lichte dieses Stückes: — wie er, vom Geiste getrieben, am Gebirge hinstreift gleich Beethoven selber: wie er mit kälterem, aber schärferem Blick als früher in die Welt schaut und trunken dieses neuen Anblicks, zu ihr eine Complementärwelt neuer Erkenntnisse und Ausblicke hinzuschafft. Was er dort oben schaut, ist ein neues Bild des Menschen, — zunächst des weisen Menschen, der sich über die Moral, „Gut — Böse“ (über unsere Moral) erheben darf, weil er aus zu edlem Blute stammt, zu

geistig und seiner selbst zu sicher ist, um die beschränkende Aussicht und den Fanatismus des sich moralisch erst binden- und erziehen-müssenden Menschen noch nötig zu haben."

Aber trotz des innigen Glücks, das mein Bruder über seine Befreiung in jeder Hinsicht empfand, trotz des schönen wolkenlosen Himmels, der zauberhaften Umgebung, des angenehmen häuslichen Lebens blieb sein Gesundheitszustand leider ganz gleich. Das schlimme war, daß die Ärzte immer ganz verschiedene Ratschläge gaben und sein Leiden falsch beurteilten. Der eine kurierte auf Magen, der andre auf Nerven und beides war, wie wieder andre Ärzte konstatierten, in bester Ordnung. Professor Immermann gab den Rat, daß sich Nietzsche „eine nette italienische Geliebte anschaffen sollte" (mit dem Zusatz, „man solle natürliche Dinge einfach und natürlich nehmen"), da er dessen keusche Lebensführung für seine kräftige Konstitution schädlich fand. Er legte die Ausführung dieses Rats besonders Dr. Rée ans Herz, der in einem späteren Brief an Nietzsche rückblickend auf die Befolgung des Rates und dessen mangelnden Erfolg halb scherzhaft, halb betrübt anspielte.

Was meinem Bruder damals gefehlt hat, war der strenge Augenarzt, der ihm diktatorisch befahl, ein Jahr lang keine Zeile zu schreiben und zu lesen. Dann wäre ihm manches Jahr der Schmerzen, die besonders durch die sogenannten akkommodativen Krämpfe der Sehmuskeln hervorgerufen wurden, erspart geblieben. Mein Bruder sagte einmal sehr richtig: „Wenn ich blind wäre, so wäre ich ganz gesund." Das klang damals paradox; später haben wir erkannt, wie recht er gehabt hat, denn bei absoluter Enthaltung des Sehens hätte sich das überarbeitete Auge viel schneller erholt, und die quälenden Schmerzen wären eher verschwunden.

War es nun auch nicht die volle Gesundheit, die er in Sorrent wiedergefunden hatte, so doch sicherlich die be-

glückende Überzeugung, daß er sich auf dem rechten Weg zu seiner geistigen Befreiung und zu sich selbst befand. Ähnliche Gedanken wie die nachfolgenden, mögen ihn oft beschäftigt haben.

„Wäre ich schon frei, so würde ich das ganze Ringen nicht nötig haben, sondern mich zu einem Werke oder Tun wenden, an dem ich meine ganze Kraft erproben könnte. — Jetzt darf ich nur hoffen, allmählich frei zu werden: und ich spüre bis jetzt, daß ich es immer mehr werde. So kommt wohl auch mein Tag der eigentlichen Arbeit noch, und die Vorbereitung zu den olympischen Spielen ist vorüber."

„Ich will den Menschen die Ruhe wiedergeben, ohne welche keine Cultur werden und bestehen kann. Ebenso die Schlichtheit. Ruhe, Einfachheit und Größe! Auch im Stil ein Abbild dieses Strebens, als Resultat der concentrirtesten Kraft meiner Natur."

Drittes Kapitel.

Rückkehr nach der Schweiz.

Gegen das Frühjahr hin begannen die Augen besonders zu leiden. Ein unangenehmes Flimmern verhinderte ihn am Lesen und Schreiben, womit er doch wieder, nachdem Rée und Brenner, die ihm darin beigestanden hatten, abgereist waren, eifrig begonnen, sich aber geschadet hatte. Dazu kam die bedrückende Scirocco luft, so daß er sich entschloß, nach der Schweiz zurückzukehren, um zuerst eine Kur in Pfäffers und Ragaz zu brauchen und dann für die heiße Zeit seine geliebten hohen Berge wieder aufzusuchen. Baron und Baronin Seydlitz brachten ihn sorgsam zum Schiff, da er wieder, um der Eisenbahnfahrt nach Genua zu entgehen, den Seeweg vorgezogen hatte. Leider hatte er eine stürmische Fahrt und wurde in der schlimmsten Weise von der Seekrankheit befallen. In einem ungewöhnlich langen Brief an Fräulein von Meysenbug schildert er von Lugano aus seine Rückkehr nach der Schweiz und wie sich inzwischen sein Befinden und seine durch die schwüle Frühlingsluft niedergedrückte Stimmung so bedeutend gebessert hätte.

„Verehrteste Freundin, nachdem ich durch Nachdenken herausgebracht habe, daß eine Karte, obschon leichter als ein Brief, doch nicht schneller geht als ein Brief, müssen Sie nun schon einen längeren Bericht über meine bis-

herigen Odysseischen Irrfahrten hinnehmen. Das menschliche Elend bei einer Meerfahrt ist schrecklich und doch eigentlich lächerlich, ungefähr so wie mir mitunter mein Kopfschmerz vorkommt, bei dem man sich in ganz blühenden Leibesumständen befinden kann — kurz, ich bin heute wieder in der Stimmung des ‚heiteren Krüppeltums‘, während ich auf dem Schiffe nur die schwärzesten Gedanken hatte und in Bezug auf Selbstmord allein darüber im Zweifel blieb, wo das Meer am tiefsten sei, damit man nicht gleich wieder herausgefischt werde und seinen Errettern noch dazu eine schreckliche Masse Gold als Sold der Dankbarkeit zu zahlen habe. Übrigens kannte ich den schlimmsten Zustand der Seekrankheit ganz genau aus der Zeit her, wo ein heftiges Magenleiden mich mit dem Kopfschmerz im Bruderbunde quälte: es war ‚Erinnerung halb verklungener Zeiten‘. Nur kam die Unbequemlichkeit hinzu, in jeder Minute drei Mal — bis acht Mal die Lage zu wechseln und zwar bei Tag und Nacht: sodann in nächster Nähe Gerüche und Gespräche einer schmausenden Tischgesellschaft zu haben, was über alle Maaßen ekelerregend ist. In Livorno's Hafen war es Nacht, es regnete: trotzdem wollte ich hinaus; aber kaltblütige Verheißungen des Capitäns hielten mich zurück. Alles im Schiffe rollte mit großem Lärme hin und her, die Töpfe sprangen und bekamen Leben, die Kinder schrieen, der Sturm heulte; ‚ewige Schlaflosigkeit war mein Loos‘, würde der Dichter sagen. Die Ausschiffung hatte neue Leiden; ganz voll von meinem gräßlichen Kopfschmerz hatte ich doch stundenlang die schärffste Brille auf der Nase und mißtraute Jedem. Die Dogana gieng leidlich vorbei, doch vergaß ich die Hauptsache, nämlich mein Gepäck für die Eisenbahn einschreiben zu lassen. Nun gieng eine Fahrt nach dem fabelhaften Hotel National los, mit zwei Spitzbuben auf dem Kutscherbock, welche mit aller Gewalt mich in eine elende Trattoria absetzen wollten; fortwährend war

mein Gepäck in anderen Händen, immer keuchte ein Mann mit meinem Koffer vor mir her. Ich wurde ein paar Mal wütend und schüchterte den Kutscher ein, der andre Kerl riß aus. Wissen Sie, wie ich in's Hotel de Londres gekommen bin? Ich weiß es nicht, kurz, es war gut; nur der Eintritt war greulich, weil ein ganzes Gefolge von Strolchen bezahlt werden wollte. Dort legte ich mich gleich zu Bett und sehr leidend! Am Freitag, bei trübem regnerischen Wetter, ermannte ich mich um Mittag und gieng in die Gallerie des Palazzo Brignole; und erstaunlich, der Anblick dieser Familienportraits war es, welcher mich ganz heraushob und begeisterte; ein Brignole zu Pferd, und in's Auge dieses gewaltigen Streitrosses der ganze Stolz dieser Familie gelegt — das war Etwas für mein deprimirtes Menschentum! Ich achte persönlich van Dyk und Rubens höher als alle Maler der Welt. Die andern Bilder ließen mich kalt, ausgenommen eine sterbende Cleopatra von Guercino."

„So kam ich wieder in's Leben zurück, und saß den übrigen Tag still und mutig in meinem Hotel. Am nächsten Tage gab es eine andre Erheiterung. Die ganze Reise von Genua nach Mailand machte ich mit einer sehr angenehmen jungen Ballerina eines Mailänder Theaters zusammen; Camilla era molto simpatica, oh Sie hätten mein Italienisch hören sollen! Wäre ich ein Pascha gewesen, so hätte ich sie mit nach Pfäffers genommen, wo sie mir, bei der Versagung geistiger Beschäftigungen, etwas hätte vortanzen können. Ich bin immer noch von Zeit zu Zeit ein bischen ärgerlich über mich, daß ich ihretwegen nicht wenigstens ein paar Tage in Mailand geblieben bin. Nun näherte ich mich der Schweiz und fuhr die erste Strecke auf der Gotthardbahn, welche fertig geworden ist, von Como nach Lugano. Wie bin ich doch nach Lugano gekommen? Ich wollte eigentlich nicht recht, aber ich bin da. Als ich die Schweizer Grenze passirte, unter heftigem

Regen, gab es einen einmaligen starken Blitz und Donnerschlag. Ich nahm es als gutes Omen hin, auch will ich nicht verschweigen, daß je mehr ich mich den Bergen näherte, mein Befinden immer besser wurde. In Chiasso entfernte sich mein Gepäck auf zwei verschiedenen Zügen von einander, es war eine heillose Verwirrung, dazu noch Dogana. Selbst die beiden Schirme folgten entgegengesetzten Trieben. Da half ein guter Packträger, er sprach das erste Schweizerdeutsch; denken Sie, daß ich es mit einer gewissen Rührung hörte: ich merkte auf einmal, daß ich viel lieber unter Deutschschweizern lebe, als unter Deutschen. Der Mann sorgte so gut für mich, so väterlich lief er hin und her — alle Väter sind etwas Ungeschicktes —, endlich war Alles wieder bei einander, und ich fuhr nach Lugano weiter. Der Wagen des Hotel du Park erwartete mich: und hier entstand in mir ein wahres Jauchzen, so gut ist Alles; ich wollte sagen, es ist das beste Hotel der Welt. Ich habe mich etwas mit mecklenburgischem Landadel eingelassen, das ist so eine Art von Deutschen, die mir recht ist; am Abend sah ich einem improvisirten Balle der harmlosesten Art zu; lauter Engländer, Alles war so drollig. Hinterdrein schlief ich, zum ersten Male gut und tief; und heute morgen sehe ich alle meine geliebten Berge vor mir, lauter Berge der Erinnerung."

Am Schluß dieses Briefes schreibt mein Bruder: „Ich denke mit herzlicher Liebe an Sie, alle Stunden mehrere Male; es ist mir ein gutes Stück mütterlichen Wesens geschenkt worden, ich werde es nie vergessen." Trotz dieser liebevollen Worte nahm Malwida diesen „dritten Bericht des Odysseus" ein wenig übel, zumal sie den ersten Bericht vollkommen mißverstanden und den Scherz und die Übertreibung nicht herausgefühlt hatte. Unsre liebe Malwida hatte nämlich wenig Sinn für Humor und nahm leicht Dinge tiefernst, die von meinem Bruder ziemlich schalkhaft gemeint waren. Als er seine Rückreise von Neapel

allein machen mußte, hatten zwar Baron und Baronin Seydlitz alles für seine Abreise und Reise auf das Sorgfältigste vorbereitet und eingerichtet, trotzdem war viel darüber gescherzt worden, was meinem Bruder bei seiner Kurzsichtigkeit für Unannehmlichkeiten begegnen könnten. Daran anknüpfend schrieb er sogleich nach der Landung in Genua an Freiherrn v. Seydlitz eine Karte, die seine Erlebnisse, Seekrankheit usw. ins Scherzhafte, Ungeheuerliche übertreibt: „Der hatte aes triplex um die Brust, der zum ersten Male das Meer befuhr,“ sagt Horaz; ich hatte nur aurum triplex, daran lag's — es war gräßlich! — Heute ein in allen Beziehungen gebrochener Mann; auch moralisch: denn ich bin äußerst mißtrauisch, zähle alle Augenblicke Hab und Gut, verdächtige die Mitmenschen und komme mir nicht wert vor, daß mich die Sonne bescheint: was auch nicht der Fall ist. — Dank und Preis Ihnen Beiden!“

Malwida hatte diese scherzhaft gemeinte Karte tragisch genommen und schrieb an verschiedene, z. B. an Rée, Nietzsche wäre vor Schmerz über seine Abreise aus Italien ganz gebrochen gewesen. Das Mißverständnis klärte sich bei Malwidas Besuch in Basel auf, aber mein Bruder seufzte doch etwas, daß ihn Malwida, „wenn er ein wenig Unsinn mache“, so leicht mißverstehe. Jedenfalls hatte sie meines Bruders Jauchzen des Glücks über seine Rückkehr nach der Schweiz als eine Kränkung empfunden und auch mich als Veranlassung angenommen. Sie glaubte nämlich, das es die Sehnsucht meines Bruders gewesen wäre, sich mit mir auszusprechen, die ihn so eilig nach dem Norden getrieben hätte. In der Tat hatte er mir in verschiedenen Variationen geschrieben: „Ich kann kaum die Zeit unseres Wiedersehens erwarten“, das hatte aber seinen ganz besonderen Grund.

Malwida und mein Bruder hatten nämlich ihr Zusammensein in Sorrent benutzt, um für sein späteres Leben

Pläne zu formen, vorzüglich in Hinsicht auf seine Verheiratung. Fräulein von Meysenbug hatte mit dieser Verheiratung allerdings nur das eine im Auge, ihn pekuniär unabhängig zu machen und von seiner Basler Professur loszulösen, also eine junge Dame auszusuchen, die darin ihre höchste Befriedigung fände, dem Philosophen die Möglichkeit zu geben, sein großes Lebenswerk auszuführen. Aber wie Wagner bei einer solchen Beratung sagte: „woher nehmen und nicht stehlen? Solche junge Damen finden sich schwer!" Malwida schrieb mir im Lauf des Winters, ob ich nicht unter den jungen Mädchen, die meinem Bruder gut gefallen hätten, eine wüßte, die sich zu dieser Aufgabe besonders gut eignete. Ich konnte nicht umhin, die ganze Sache etwas humoristisch zu nehmen, ohne mit meinen Vorschlägen zurückzuhalten. Mein Bruder schreibt mir am 25. April: „Nichts Heiteres als Dein Brief, liebste Schwester, der in allen möglichen Punkten den Nagel auf den Kopf traf. Mir gieng es so schlimm!... Ich stand auf, da legte sich Frl. v. M. auf 3 Tage wegen Rheumatismus. In aller Tiefe unsers Elendes lachten wir sehr zusammen, als ich ihr einige ausgewählte Stellen des Briefes vorlas. — Der Plan nun, welchen Frl. v. M. als unverrückbar im Auge zu behalten bezeichnet, und an dessen Ausführung Du mit helfen mußt, ist der. Wir überzeugen uns, daß es mit meiner Baseler Universitätsexistenz auf die Dauer nicht gehen kann, daß ich sie höchstens auf Unkosten aller meiner wichtigeren Vorhaben und doch mit totaler Preisgebung meiner Gesundheit durchsetzen könnte. Freilich werde ich den nächsten Winter in diesen Verhältnissen dort noch zubringen müssen, aber Ostern 1878 soll es zu Ende sein, falls die andre Combination gelingt, d. h. die Verheiratung einer zu mir passenden, aber notwendig vermöglichen Frau. ‚Gut, a b e r reich' wie Frl. v. M. sagte, über welches ‚Aber' wir sehr lachten. Mit dieser würde ich

dann die nächsten Jahre in Rom leben: welcher Ort für Gesundheit, Gesellschaft und meine Studien gleich geeignet ist. In diesem Sommer soll nun das Projekt gefördert werden, in der Schweiz, so daß ich im Herbst verheiratet nach Basel käme."

In unserm heimlichen Briefwechsel (denn unsrer lieben Mutter wollten wir nicht mit all den Plänen den Kopf schwer machen) wurde nun geplant, daß ich den Haushalt wieder in Basel einrichtete, allerdings nur in Hinsicht auf eine spätere Verheiratung meines Bruders, wofür dann alles schon vorbereitet wäre. Je mehr sich aber mein Bruder von Malwida entfernte, desto phantastischer erschienen ihm ihre Pläne und sehr bald darauf schrieb er mir: „Die Verheiratung, sehr wünschenswert zwar, — ist doch die unwahrscheinlichste Sache, das weiß ich sehr deutlich."

Von Lugano aus war er nach Ragaz gegangen, das ihm zur Kur empfohlen war, aber auch dort fand er nicht genug Höhenluft, so daß er sich bald nach Rosenlaui bei Meiringen ins Berner Oberland begab, um dort St. Moritzer Wasser zu trinken. Mein Bruder schlug mir nun vor, Anfang Juli in Luzern mit ihm zusammenzutreffen und wenn es möglich wäre, mit ihm nach Rosenlaui zu gehen. Wir trafen auch wirklich am 9. Juli in Luzern zusammen, gingen aber nach Pension Felsenegg bei Zug, wo wir zwei hübsche Wochen verlebten und alle Pläne unsrer lieben Malwida eifrig erörterten. Zunächst galten die Überlegungen Malwidas Heiratsprojekten für meinen Bruder, sodann aber auch jener Idealkolonie, die als Vereinigung freier Geister ideell und praktisch durchaus schon für den nächsten Winter in feste Aussicht genommen war. Daß nichts daraus geworden ist, lag zunächst an den ungünstigen Nachwirkungen der zuletzt in Italien verlebten Frühlingszeit auf die Gesundheit meines Bruders; sodann aber vor allen Dingen an dem leidenschaftlichen Widerstand

Erwin Rohdes, der nicht genug Worte finden konnte, um meinen Bruder zu verhindern, seinen Abschied von Basel zu nehmen. Ehe ich im Frühling 1877 von Naumburg nach der Schweiz reiste, um mit meinem Bruder wieder zusammenzutreffen, kam Rohde nochmals von Jena nach Naumburg, um mich zu beschwören, meinem Bruder alles auszurichten, was er gegen einen Abschied von Basel gesagt hätte. Ich selbst war vielmehr von der Idealkolonie begeistert und richtete deshalb in Basel erst alles wieder ein, nachdem ich mit meinem Bruder ausführlich den Plan als für ihn nicht wünschenswert besprochen hatte. Mein Bruder gestand mir nämlich, daß er es gar nicht aushalten könne, mit einer großen, ihm näherstehenden Gesellschaft zusammenzuwohnen und zu essen; gewöhnliche „Pensionsheerdentiere" wären da besser, weil die nicht den Anspruch erhöben, etwas von ihm zu verstehen. Schon in Sorrent, bei dem sonst so schönen Zusammensein zu vier, wären ihm zwei Menschen zuviel gewesen. —

Von Felsenegg ging er nach Rosenlauibad zurück, von wo er ein eigenartiges Stimmungsbild in einem Brief an Rohde gibt, der sich soeben verheiratet hatte: „Lieber, lieber Freund, wie soll ich es nur nennen — immer wenn ich an Dich denke, überkommt mich eine Rührung; und als mir neulich Jemand schrieb, ‚Rohdens junge Frau, ein höchst liebliches Wesen, dem die edle Seele aus allen Zügen hervorleuchtet,' da habe ich sogar Tränen vergossen, ich weiß gar keinen haltbaren Grund dafür anzugeben. Wir wollen einmal die Psychologen fragen; die bringen am Ende heraus, es sei der Neid, daß ich Dir Dein Glück nicht gönne, oder der Ärger darüber, daß mir Jemand meinen Freund entführt habe und nun Gott weiß, wo in der Welt, am Rhein oder in Paris, verborgen halte und ihn gar nicht wieder herausgeben wolle! Als ich neulich meinen ‚Hymnus an die Einsamkeit' im Geiste mir vorsang, war es mir plötzlich

als ob Du meine Musik gar nicht möchtest und durchaus ein Lied auf die Zweisamkeit verlangtest: am Abend darauf spielte ich auch eins, so gut ich es verstand, und es gelang mir: so daß alle Englein mit Vergnügen hätten zuhören können, die menschlichen Englein zumal. Aber es war in einer finstern Stube, und Niemand hörte es; so mußte ich Glück und Tränen und Alles in mich verschlucken."

„Soll ich Dir von mir erzählen? Wie ich immer, schon zwei Stunden, bevor die Sonne in die Berge kommt, unterwegs bin, und dann namentlich in den langen Schatten des Nachmittags und Abends? Wie ich mir vielerlei ausgedacht habe und mir so reich vorkomme, nachdem dies Jahr mir endlich einmal erlaubt hat, die alte Moosschicht täglichen Lehr- und Denkzwangs einmal abzuheben? So wie ich hier lebe, ertrage ich es selbst mit allen Schmerzen, die mir freilich auch auf die Höhe gefolgt sind — aber dazwischen giebt es so viele glückliche Erhebungen des Gedankens und der Empfindung."

Die Bemerkung meines Bruders, daß sein Phantasieren auf dem Flügel nicht gehört worden wäre, war aber ein Irrtum. Es ergab sich sogar nachher, daß ein sehr merkwürdiger Zuhörer an der leise geöffneten Tür gestanden hatte, nämlich Don Pedro, der Kaiser von Brasilien, der von dem wundersamen Spiel tief ergriffen gewesen sein soll. Tags darauf trafen sie sich, ohne daß mein Bruder eine Ahnung hatte, wer der Herr war, bei einer gemeinsamen Bergtour. Der Unbekannte drückte meinem Bruder seinen Dank für das herrliche Spiel aus, woran sich ein längeres interessantes Gespräch knüpfte. Erst als sich die Herren getrennt hatten, wurde meinem Bruder mitgeteilt, wer der Unbekannte, dem, wie mein Bruder wohl gemerkt hatte, mit so viel Ehrfurcht begegnet wurde, gewesen war.

Auch ein anders geartetes kleines Erlebnis knüpft sich

an den Aufenthalt in Rosenlaui. Bei seinen Spaziergängen hatte mein Bruder einen kranken kleinen Jungen vor einer Hütte sitzen sehen, der ziemlich verlassen schien, da die Eltern mit der Heuernte beschäftigt waren. Schließlich gewöhnte er sich, fast tagtäglich an dem kranken Kind vorbeizugehen und ihm Süßigkeiten zu schenken. Ja er nahm sogar ein Tüchlein mit, das er an dem nahen Brunnen anfeuchtete, um dem Kleinen das Gesicht abzuputzen. Wie die Eltern sagten, freute sich das Kind schon den ganzen Tag darauf, bis „der gute Herr" vorüberkam. Mein Bruder erkundigte sich nach der Art des Leidens und versprach, wenn die Eltern das Kind nach Basel bringen wollten, daß es dort auf seine Kosten geheilt werden sollte. Sogleich nach seiner Ankunft in Basel hatte er auch die Anstalten dazu getroffen, ihn in einer Klinik unterzubringen. Aber leider wurde ihm mitgeteilt, daß das Kind inzwischen gestorben wäre, daß es aber immer gesagt habe: „Ich gehe nun bald zum guten Herrn."

Es blieb also dabei, daß ich den Haushalt in Basel vorderhand wieder einrichten sollte, obgleich uns Beiden nach den letzten Erfahrungen vor einem Winter in Basel graute. Ich hätte es viel richtiger gefunden, wenn er seinen Abschied damals genommen hätte, aber er war zu jener Zeit noch nicht zu überzeugen. Er schreibt deshalb an Malwida: „Im Oktober bin ich entschlossen, wieder nach Basel zu gehn und meine alte Tätigkeit aufzunehmen. Ich halte es nicht aus ohne das Gefühl nützlich zu sein: und die Basler sind die einzigen Menschen, welche es mich merken lassen, daß ich es bin. Meine sehr problematische Nachdenkerei und Schriftstellerei hat mich bis jetzt immer krank gemacht; so lange ich wirklich Gelehrter war, war ich auch gesund; aber da kam die nervenzerrüttende Musik und die metaphysische Philosophie und die Sorge um tausend Dinge, die mich nichts angehen. Also ich will wieder Lehrer sein; halte ich's nicht aus, so will

ich im Handwerk zu Grunde gehn. Ich erzählte Ihnen, wie Plato diese Dinge auffaßt.“ —

Aber die Empfindungen waren, wie schon erwähnt, sehr starken Schwankungen unterworfen; denn wie es im Zarathustra heißt: seine Füße zitterten noch auf dem neuen Wege. Oft aber brach mit voller Seligkeit das Gefühl hervor, daß er sich jetzt auf der rechten Bahn nach dem eigenen höchsten Ziele befände. So schreibt er an Frau Marie Baumgartner am 30. August von Rosenlaui: „Hier, meine liebe und verehrte Frau, ein Briefchen als Vorreiter meiner Ankunft in Basel — nicht als Antwort auf Ihren guten wie immer seelenreichen Brief. Wenn es mir mannichmal graute, an die Dämmerung meiner Basler Existenz in diesem kommenden Winter zu denken, so fiel mir auch immer Ihre trauliche Stube und Ihr herzliches Empfinden ein. ‚Entbehren sollst Du, mußt entbehren‘ heißt es ja überall, in jedem Menschenleben: da müssen die guten Freunde schön an einander halten, damit es doch ein warmes Plätzchen in der Welt giebt, wohin die Öde des Entbehrens nicht hinein darf. Mir ist jetzt immer deutlicher geworden, daß es eigentlich der übergroße Zwang war, den ich mir selbst in Basel antun mußte, an dem ich zuletzt krank geworden bin; die Widerstandskraft war endlich gebrochen. Ich weiß es, fühle es, daß es eine höhere Bestimmung für mich giebt, als sie sich in meiner Basler so achtbaren Stellung ausspricht; auch bin ich mehr als ein Philologe, so sehr ich für meine höhere Aufgabe auch die Philologie selbst gebrauchen kann. ‚Ich lechze nach mir‘, — das war eigentlich das fortwährende Thema meiner letzten zehn Jahre. Jetzt wo durch ein Jahr Zusammensein mit mir selbst Alles ganz deutlich und übersichtlich geworden ist (— ich kann nicht aussprechen, wie reich, wie schaffensfreudig, trotz aller Schmerzen ich mich fühle, sobald man mich allein läßt —) jetzt sage ich Ihnen auch mit Bewußtsein, daß ich nicht

nach Basel zurückkehre, um dort zu bleiben. Wie es sich gestalten wird, ich weiß es nicht; aber meine Freiheit, (— ach, die äußeren Bedingungen dazu sollen so bescheiden wie möglich sein —) diese Freiheit werde ich mir erobern."

So warteten wir, ob sich die ganze Frage, die Professur aufzugeben oder nicht, auf irgendeine Weise endgültig erledigen würde. Fritz kehrte Anfang September nach Basel zurück und nach der monatelangen Reiserei tat ihm sein Heim, ja selbst sein Amt und seine Lehrtätigkeit recht wohl. Aus jener Zeit erinnere ich mich mancher Bemerkung, die einen festen Beruf, ein das Leben ausfüllendes Amt als etwas besonders Rühmenswertes pries. Fritz schreibt im September über seine Rückkehr nach Basel an Fräulein von Meysenbug, deren Besuch wir dort erwarteten: „Wohnung, Umgebung und meine gute Schwester, — Alles finde ich um mich herum reizend, anreizend, festbannend. — Aber in mir kriecht mancher Wurm der Sorge.

„Ich schlief zwei Nächte so gut, so gut! ... Was sagen Sie von Sorrent? Noch jüngst in Rosenlaui brachte ich eine schlaflose Nacht damit zu, in lieblichen Naturbildern zu schwelgen und mich zu besinnen, ob ich nicht auf irgend eine Weise oben auf Anacapri wohnen könnte. Ich seufzte aber immer bei der Einsicht, daß Italien mich entmutigt, mich kraftlos macht (wie haben Sie mich in diesem Mai kennen gelernt! Ich schäme mich; so war ich nie!) In der Schweiz bin ich mehr ich, und da ich die Ethik auf möglichste Ausprägung des ‚Ich' und nicht auf Verdunstung baue, so — —. In den Alpen bin ich unbesiegbar, namentlich wenn ich allein bin und ich keinen andern Feind als mich selber habe."

„Ich habe meine Studien über griechische Litteratur vorgenommen — wer weiß ob was daraus wird?"

Wir hatten in Basel eine sehr hübsche Wohnung in

der Gellertstraße 22 gefunden, welche, da wir zwei Treppen hoch wohnten, eine köstliche Aussicht nach dem Schwarzwald und nach dem Jura gewährte. Wir bekamen auch bald mancherlei Besuch, Baron und Baronin Seydlitz, Herrn und Frau Gabriel Monod aus Paris und unsre liebe Fräulein von Meysenbug, die etwas länger in Basel blieb. Bei dieser Gelegenheit haben wir uns über alle Pläne ausführlich ausgesprochen, besonders auch über eine Angelegenheit des Freiherrn von Gersdorff, welcher mit meinem Bruder schon seit seinem 17. Jahr bekannt und befreundet war, und den er seinen Herzensfreund nannte. Leider war es eine sehr fatale Geschichte, die zu einer jahrelangen Entfremdung zwischen meinem Bruder und Gersdorff führte, und zwar nur deshalb, weil sich mein Bruder auf das Ritterlichste unsrer lieben alten Freundin Meysenbug annahm.

Freiherr von Gersdorff hatte nämlich durch ihre Vermittlung eine junge Ausländerin kennen gelernt, von deren Charakter und Lebensumständen unsere liebe Malwida mit ihrem schon erwähnten Mangel an Menschenkenntnis eine vollkommen falsche Schilderung entworfen hatte. Im Vertrauen auf Malwidas Urteil und Fürsprache hatte sich Gersdorff mit der jungen Dame, die einer vornehmen, aber gewissermaßen degenerierten italienischen Familie entstammte, verlobt. Da der Verbindung sehr berechtigte Hindernisse vonseiten seiner Eltern entgegengestellt wurden, Gersdorff aber, obwohl die Einwände einsehend, sich dadurch nur noch mehr getrieben fühlte, die Dame zu lieben und ihre verworrenen Familienangelegenheiten zu seinen eignen zu machen, — so ergab sich eine wunderliche Situation, in welcher man sich schließlich mit Vorwürfen gegen die arme Malwida wandte. Wir empörten uns darüber und erboten uns, ihr in diesen Kämpfen sozusagen als Schild zu dienen. Mein Bruder, der die Macht der Liebe und den Einfluß einer Braut etwas unterschätzte, wandte sich

mit einem strengen, acht Seiten langen Brief an Gersdorff, um Fräulein von Meysenbug zu verteidigen und außerdem den Freund vor dieser ganz verkehrten Verbindung zu warnen. Gersdorff stellte darauf zwar jeden Kampf gegen Fräulein von Meysenbug ein, fühlte sich aber sonst durch den Brief meines Bruders sehr gekränkt; — übrigens mit vollem Recht, wie mein Bruder später zugab; denn im Eifer, Malwida zu verteidigen und Gersdorff von einer ganz unüberlegten und wenig erfreulichen Heirat zurückzuhalten, hatte er ziemlich harte Worte gewählt. Wenn nun auch Gersdorff erklärte: „Nietzsche durfte dies schreiben, aber kein anderer", so fühlten doch beide, daß es besser sei, den persönlichen Verkehr für eine Zeit aufzugeben; doch hielt ich den brieflichen Austausch nach den Wünschen meines Bruders aufrecht. Es versteht sich von selbst, daß Fräulein von Meysenbug in dieser ganzen Angelegenheit das Beste für Gersdorff gewollt hatte und sehr unglücklich war, daß für ihn solche Unannehmlichkeiten daraus erwuchsen. Wenn mein Bruder in „Jenseits von Gut und Böse" schreibt, wie fehlgreifend oft die beste Liebe und Freundschaft sei, so dachte er gewiß auch an seine Erfahrungen mit unserer lieben edlen Malwida. Die beiden Freunde haben sich in späteren Zeiten, als diese unglückliche Verlobung aufgelöst war, nochmals brieflich über die Angelegenheit ausgesprochen und fanden sich dann wieder in der alten warmen Freundschaft zueinander, — aber fast sechs Jahre lang hat er diesen treusten, hilfreichsten Freund entbehren müssen. In dieser Zwischenzeit hatte sich Gersdorff der philosophischen Entwicklung meines Bruders entfremdet und konnte ihr nicht Schritt für Schritt folgen. Welcher Verlust dies für meinen Bruder gewesen ist, kam uns erst in späterer Zeit zum Bewußtsein. Rückblickend sagten wir manchmal: damit begann jene Vereinsamung, die wie ein dunkler Schatten sich immer mehr ausbreiten sollte.

Viertes Kapitel.

Menschliches, Allzumenschliches.

Es ist bezeichnend, daß gerade zur Zeit der Bayreuther Festspiele „Menschliches, Allzumenschliches“ begonnen wurde. In der Tat waren jene Wochen zum Studium des Menschen vom höchsten Typus bis zum gewöhnlichen Heerdentier ganz besonders geeignet. Als ich im Winter nach dem Erscheinen dieses Buches in Naumburg öfters mit einer Baronin von W. zusammen war, die auch als begeisterte Wagnerianerin die Aufführungen des Nibelungenringes mit erlebt hatte, vertrauten wir einander unsere Bayreuther Erfahrungen an. Sie war die erste, die mir sagte, sie begriffe es, wie mein Bruder gerade dort zu einer so vollkommenen inneren Umwälzung gedrängt worden wäre. Man hätte sich öfters in Bayreuth die Frage vorgelegt: Wer glaubt wirklich an Ideale? In der Tat waren die Menschen dort allesamt, auch die höchsten Typen, so eifrig mit sich, mit ihren Liebesangelegenheiten und den Eitelkeiten der großen Welt beschäftigt, und andre brüsteten sich mit ihrem Enthusiasmus in einer so rohen aufdringlichen Weise, daß die große Idee der Festspiele fast vergessen schien, jedenfalls nur als das Nebenbei betrachtet wurde.

Wenn man sich alles dessen erinnert (man tut es nicht gern), so begreift man die bittere Ironie, mit welcher

mein Bruder noch im Herbst 1888 in einer Vorstufe zum Ecce homo der Entstehung seiner Schrift: „Menschliches, Allzumenschliches“ gedenkt: „Die Herkunft dieses Buches geht in die Zeit der ersten Bayreuther Festspiele zurück; eine heftige Krisis gegen Alles, was mich dort umgab, ist eine seiner Voraussetzungen. Nicht nur, daß mir damals das vollkommen Gleichgültige und Illusorische des Wagnerschen „Ideals“ handgreiflich deutlich ward, ich sah vor Allem, wie selbst den Nächstbeteiligten das „Ideal“ nicht die Hauptsache war, — daß ganz andre Dinge wichtiger, leidenschaftlicher genommen wurden. Dazu die erbarmungswürdige Gesellschaft der Patronats-Herrn und Patronats-Weiblein, alle sehr verliebt, sehr gelangweilt und unmusikalisch bis zum Katzenjammer . . . Man hatte das ganze müßiggängerische Gesindel Europas beieinander, und jeder Beliebige ging in Wagners Hause ein und aus, wie als ob es sich in Bayreuth um einen Sport mehr handelte. Und im Grunde war es auch nicht mehr. Man hatte einen Kunst-Vorwand für den Müßiggang zu den alten Vorwänden hinzu entdeckt, eine „große Oper“ mit Hindernissen; man fand in der durch ihre geheime Sexualität überredenden Musik Wagners ein Bindemittel für eine Gesellschaft, in der Jedermann seinen plaisirs nachging. Der Rest und wenn man will, auch die Unschuld der „Sache“ waren die Idioten, die Nohl, Pohl, Kohl — letztere der genius loci in Bayreuth . . . Genug, ich reiste mitten drin für ein paar Wochen ab, sehr plötzlich, mich bei Wagner nur mit einem Telegramm von fatalistischem Ausdruck entschuldigend. In einem tief in Wäldern verborgenen kleinen Orte des Böhmerwaldes, Klingenbrunn, trug ich meine Melancholie wie eine Krankheit mit mir herum — und schrieb von Zeit zu Zeit unter dem Gesamt-Titel „die Pflugschar“ einen Satz in mein Taschenbuch, lauter harte Psychologica, die sich vielleicht noch in „Menschliches, Allzumenschliches“ wiederfinden lassen.“

So begreiflich es nun war, daß der Anfang dieses Buches in die auch schon früher geschilderte Zeit der Bayreuther Festspiele fiel, so verwunderlich kam es uns vor, daß der Hauptteil in Sorrent entstanden war. Mein Bruder schreibt späterhin an Malwida: „Seltsam, seltsam, gerade in Ihrer verehrungswürdigen Nähe,“ und er hätte hinzufügen können, in einer der berauschendsten Gegenden der Welt sind diese kühlen Aufzeichnungen, wie im Gegensatz zu Malwidas Idealismus und der Landschaft niedergeschrieben worden. Auch in Rosenlaui waren noch viele Aufzeichnungen hinzugekommen, so daß ein Berg von Manuskripten zu ordnen und zu einem Ganzen zu gestalten war.

Mein Bruder hatte den Winter sehr mutig und guter Dinge begonnen, denn er hatte inzwischen im Berner Oberland einen trefflichen Arzt Dr. Otto Eiser aus Frankfurt a. M. kennen gelernt, der ihm zum wahren, treuen Freund wurde und von dessen Behandlung er einen guten Erfolg erwartete. Im Anfang des Winters ging es ihm auch recht leidlich; infolgedessen stürzte sich mein Bruder wieder mit solchem Eifer auf seine verschiedenartigen Arbeiten, daß gegen Weihnachten sich dieselben Erscheinungen wiederholten, wie im Januar 1876. Es traten die Kopf- und Augenschmerzen in solcher Stärke und Dauer auf, daß wir gar nicht mehr wußten, was wir tun sollten und wo Hilfe zu finden wäre. Wir versuchten wenigstens, Fritz von einem Teil seiner Lehrtätigkeit zu entlasten. Er richtete an die Erziehungsbehörde folgendes Gesuch: „Der schlechte Zustand meiner Gesundheit nötigt mich, um eine zeitweilige Erleichterung meiner Lehrerverpflichtung, nämlich um Befreiung von den Stunden des Pädagogiums für den Rest dieses Semesters nachzusuchen. Heftige, periodisch wiederkehrende Kopf- und Augenschmerzen haben in der letzten Zeit einen Grad erreicht, daß mir eine solche Erleichterung zum dringenden Bedürfnis geworden ist und

ich nur mit der erbetenen Vergünstigung hoffen kann, meine Vorlesungen an der Universität zu Ende zu bringen. Indem ich noch mitteile, daß ich mit Herrn Rector Burckhardt vorläufige Rücksprache genommen habe, ersuche ich um geneigte Berücksichtigung meiner Bitte."

Mit gewohnter Güte kam die Erziehungsbehörde den Wünschen meines Bruders entgegen, sie befreite ihn auf immer von seiner Lehrtätigkeit am Pädagogium. So gestaltete sich der Rest des Winters etwas besser, aber wir faßten trotzdem den festen Entschluß, nun an die allmähliche Auflösung der Basler Existenz zu denken.

Neben seinem Amt hatte mein Bruder auch eifrig an der Vollendung seines Werkes „Menschliches, Allzumenschliches" gearbeitet, was aber seine Augen weniger in Anspruch nahm als seine Universitätstätigkeit. Die Vorarbeiten waren bereits so weit gediehen, daß er den größten Teil seiner Arbeiten Herrn Heinrich Köselitz (genannt Peter Gast) überließ, der glücklicherweise wieder in Basel studierte und ihm seine vortrefflichen Dienste zur Verfügung stellte. Fritz diktierte und ließ ihn abschreiben und einordnen. Ohne die treue Hilfe von Köselitz wäre es ganz unmöglich gewesen, das geplante Buch fertigzustellen. Mein Bruder schreibt auch im „Ecce homo" schalkhaft, daß Peter Gast der eigentliche Schriftsteller und er nur der Autor von „Menschliches, Allzumenschliches" gewesen sei.

Wir lebten im Winter ganz zurückgezogen, wozu schon unsre weit draußen gelegene Wohnung die Veranlassung war. Unsre liebe Frau Baumgartner besuchte uns hie und da und war liebevoll um uns besorgt. Overbecks sahen wir nur selten, da sie am andern Ende der Stadt wohnten und mindestens eine halbe Stunde Wegs zwischen uns lag. Overbeck war, als er Ende Oktober aus den Ferien nach Basel zurückkehrte, seit länger als einem Jahr verheiratet, ohne daß wir die Frau näher kennen gelernt hätten. Ich kann nicht verschweigen, daß mein Bruder zunächst eine

gewisse Antipathie gegen sie empfand. Ihr Wesen fand er nicht einnehmend und ihr Aussehen unerfreulich, da sie einen ungewöhnlich häßlichen Teint besaß. Mein Bruder setzte immer die Brille ab, wenn er mit ihr redete. Hatte Wagner meinen Bruder vor Dr. Rée gewarnt, so Frau Cosima uns vor Frau Professor Overbeck, wenn auch nicht in so kräftigen Worten wie Wagner, sondern nur ganz vorsichtig. Auch andre Warnungen wurden uns zuteil. Ob nun Overbeck von diesem ersten Eindruck und den Warnungen etwas gehört hatte, weiß ich nicht, jedenfalls war er aber in rührendster Weise besorgt, von seiner Frau immer das Allerbeste zu erzählen und vorzüglich ihren scharfen, guten Verstand zu rühmen. Eine beliebte Redensart von ihm war: „Unter hundert Frauen fände man kaum eine wie sie," — wozu allerdings später Rohde bemerkte: Er hoffe, unter tausend Frauen gäbe es kaum eine wie sie, denn sonst würde die Welt zum Jammertal. Ihr „saurer Nihilismus" war ihm in der Seele zuwider.

Zunächst waren wir von Frau Overbeck etwas peinlich berührt, weil sich dieser scharfe Verstand in einer sehr scharfen Beurteilung andrer Leute zeigte. Ihre Bemerkungen über Basel und die Basler taten uns weh, da wir für beides eine besondere Vorliebe gehabt haben. Mein Bruder sagte auch öfters, daß wir viel besser nach Basel paßten als Overbecks. Vorzüglich goß Frau Overbeck die Schale ihres Spottes über jenes früher erwähnte Kränzchen mit den drei deutschen Professorenfamilien aus, in welchem sich die beiden, Nietzsche und Overbeck, so wohlgefühlt und so köstlich amüsiert hatten. Das fand nun Frau Overbeck unbegreiflich, „das wären doch alles keine bedeutenden Menschen gewesen". Mein Bruder und Overbeck waren schließlich ordentlich beschämt, daß sie darin ganz anders empfunden hatten. Schließlich aber machten die Lobeshymnen Overbecks auf seine Frau doch einen tiefen Eindruck auf uns, so daß wir uns an Frau

Overbeck gut gewöhnten und die gerühmten trefflichen Eigenschaften ihres Geistes auch wirklich anerkannten. Dies Resultat findet sich noch in einigen scherzhaften Versen, wie denn überhaupt dieser Winter meinem Bruder zuweilen Veranlassung gab, scherzhafte Verse zu verfassen. Wir vergaßen also alle Warnungen und kamen bei den seltenen Gelegenheiten, wo wir zusammentrafen, Frau Overbeck mit herzlichen Empfindungen entgegen.

Mitten in die Zusammenstellung des „Menschlichen, Allzumenschlichen" hinein sandte Wagner den schön eingebundenen „Parsifal" mit der Widmung „Herzlichsten Gruß und Wunsch seinem teuren Freunde Friedrich Nietzsche. Richard Wagner. (Oberkirchenrath: Zur freundlichen Mitteilung an Professor Overbeck.)" Mein Bruder hat im „Ecce homo" erzählt, daß sich die Sendung des „Parsifal" mit der des „Menschlichen, Allzumenschlichen" gekreuzt habe. Das hat sich aber in seiner Erinnerung verschoben; wahrscheinlich ist es eine Verwechselung mit der Absendung eines Teils des Druckmanuskriptes an den Verleger. Überhaupt war sein Gedächtnis für Tatsachen mangelhaft, woraus sich mancher Irrtum erklärt. Sein Geist war beständig mit so großen Problemen beschäftigt, daß tatsächliche Vorgänge sich nicht einprägten. Diese überließ er mir, wie er manchmal scherzend behauptete, da mein zuverlässiges Gedächtnis für tatsächliche Vorgänge beständig gerühmt wurde.

Wir lasen den „Parsifal" mit gemischten Empfindungen. Er schreibt darüber am 4. Januar 1878 an Freiherrn von Seydlitz: „Gestern kam, von Wagner gesandt, der Parsifal in mein Haus. Eindruck des ersten Lesens: mehr Liszt als Wagner, Geist der Gegenreformation; mir, der ich zu sehr an das Griechische, menschlich Allgemeine gewöhnt bin, ist Alles zu christlich zeitlich beschränkt; lauter phantastische Psychologie; kein Fleisch und viel zu viel Blut (namentlich beim Abendmahl geht es mir zu vollblütig

her); dann mag ich hysterische Frauenzimmer nicht; Vieles, was für das innere Auge erträglich ist, wird bei der Aufführung kaum auszuhalten sein: denken Sie sich unsere Schauspieler betend, zitternd und mit verzückten Hälsen. Auch das Innere der Gralsburg kann auf der Bühne nicht wirkungsvoll sein, ebensowenig der verwundete Schwan. Alle diese schönen Erfindungen gehören ins Epos und, wie gesagt, für's innere Auge. Die Sprache klingt wie eine Übersetzung aus einer fremden Zunge. Aber die Situationen und ihre Aufeinanderfolge — ist das nicht von der höchsten Poesie? Ist es nicht eine letzte Herausforderung der Musik?"

Sobald das Druckmanuskript des „Menschlichen, Allzumenschlichen" fertig war und ebenso die Vorlesungen an der Universität zu Ende gingen, machte sich mein Bruder auf, um in Baden-Baden im Anschluß an eine Wasserheilanstalt eine Kur zu brauchen. Da er fast den ganzen Tag mit Baden, Turnen und Spazierengehen beschäftigt war, so ruhten sich dabei seine armen gequälten Augen aus und die peinlichen Schmerzen fingen an zu verschwinden. Sobald die Korrekturbogen kamen, verminderte sich die Besserung etwas, trotzdem hat er sich dort sehr erholt, so daß ich bei einem Besuch in Baden-Baden ihn in wohlgemuter Stimmung traf.

Das ganze Druckmanuskript war Ende Januar 1878 an den Verleger Schmeitzner geschickt worden mit der Bitte, den Druck vollständig geheim zu halten. Inzwischen hatte sich mein Bruder ausgedacht, das neue Buch unter einem andern Namen erscheinen zu lassen, damit sich die Freunde, vorzüglich Wagner, ganz unbefangen darüber äußern könnten. Er betrachtete das Ganze als eine Art Probe, um die „Wirkung seiner Schriften" unabhängig von der eigenen Person kennen zu lernen! „Dagegen sehr skeptisch. Ich sah Parteien". „Ich will warten, bis Wagner eine Schrift anerkennt, die gegen ihn gerichtet

ist, sagte ich." Es war schon eine fable convenue über den neuen Autor Herrn Bernhard Cron erfunden.

„Herr Bernhard Cron ist, so viel man weiß, ein Deutscher aus den russischen Ostseeprovinzen, der in den letzten Jahren auf Reisen unterwegs ist. In Italien, wo er sich unter Anderem philologischen und antiquarischen Studien hingab, machte er die Bekanntschaft des Herrn Dr. Paul Rée. Durch dessen Vermittelung ist er in Beziehung zu Herrn Schmeitzner getreten. Da sein Aufenthalt auch für die nächsten Jahre noch wechselnd und unbestimmt ist, sind eventuell Briefe an den Verleger des Herrn Cron abzugeben. — Herr Schmeitzner hat ihn nie persönlich gesehen."

Leider scheiterte diese Absicht meines Bruders an dem Widerstande des Verlegers, der meines Bruders Namen nicht missen wollte und, wie es schien, ein bißchen Skandal nicht ungern sah. Fritz wollte gerade den letzteren gern vermeiden, aber schließlich sagte er sich, früher oder später käme ja doch die Wahrheit heraus, der Kampf um seine neue Philosophie wäre also nur aufgeschoben worden — dann lieber gleich hinein. Außerdem empfand er es als Pflicht, seine früheren Irrtümer als solche zu bekennen: „Wer sich erlaubt, öffentlich zu sprechen, ist verpflichtet, sich auch öffentlich zu widersprechen, sobald er seine Meinungen ändert."

Ich bedauerte es damals sehr, daß „Menschliches, Allzumenschliches" nicht anonym erscheinen konnte, es wäre meinem Bruder mancherlei erspart geblieben, — vielleicht bedauere ich es noch jetzt. Es kommt mir jetzt so vor, als ob das Buch ursprünglich unter falschem Namen an manchen Stellen „persönlicher" gewesen wäre, — sobald sein eigener Name darunter stand, mußte er natürlich Rücksichten nehmen. Vielleicht ist mancher Gedanke dadurch verloren gegangen oder ins Unpersönliche entstellt worden.

Das Buch erschien am 30. Mai 1878, dem 100jährigen Todestage Voltaires; daß es ihm gewidmet wurde, war gewissermaßen zufällig. Peter Gast hat ganz recht, wenn er schreibt: „Wie kam es aber, daß Nietzsche den Namen Voltaire auf sein Buch schrieb, da doch Nietzsche hundertmal mehr an Voltaire zu befreien gehabt hätte, als dieser an Nietzsche? — Antwort: Der Name Voltaire, an den sich eine der ausgebreitetsten geistigen Bewegungen Europas knüpft und der, wie gesagt, zur Zeit der Herausgabe dieses Buches, wieder im Vordergrund des öffentlichen Interesses stand, diente Nietzschen nur als Abzeichen. Mit diesem Namen ist man ja geschützt vor der Verwechselung mit Dunkelmännern: er ist das Entsetzen aller Romantiker und Mystiker! — Im übrigen vergleiche man hierzu Aph. 211 im II. Bande von „Menschliches, Allzumenschliches."

Gerade an dem erwähnten 30. Mai 1878 hatten wir ein merkwürdiges Erlebnis. Es kam aus Paris, von einem trotz aller Nachforschungen uns unbekannt gebliebenen Absender, die Büste Voltaires an, einzig begleitet von den Zeilen: „L'âme de Voltaire fait ses compliments à Frédéric Nietzsche." Wir hatten die Büste auf den Schreibtisch gestellt, Fritz saß davor und blickte mit tiefer Ergriffenheit empor. Ich stand daneben und als ich zuerst das Gesicht Voltaires mit dem harten spöttischen Zug um den Mund prüfend betrachtet hatte und dann meine Blicke zu meinem Bruder wandern ließ, in dessen Augen ein tief ernster und doch so sanfter Ausdruck lag, da überkam mich plötzlich eine große Bangigkeit. Wie schützend umschlang ich seinen lieben Kopf, Tränen fielen auf sein Gesicht. „Warum weinst du, Lisbeth?" fragte Fritz leise. „Er konnte es besser ertragen, gegen eine Welt von Vorurteilen zu kämpfen, er war aus härterem Stoff," sagte ich schluchzend. Fritz nahm meine Hand und drückte sie herzlich, er schwieg bewegt.

Endlich sagte er mit einem Versuch zu scherzen: „Ich bin viel stärker, als du glaubst, auch mir hat Wotan ein hartes Herz in die Brust gelegt.“ Ich schüttelte heftig den Kopf, lächelte und nahm mich zusammen. Wir haßten beide gefühlvolle Szenen, aber in diesem Augenblick konnte ich mich nicht beherrschen, ich war wie hellsehend, die ganze Tragödie des Schicksals eines Genies, das zu einer für ein Menschenleben und für sein weiches Herz fast zu ungeheuren Aufgabe berufen ist, stand mir vor Augen. Und mein Bruder hat selbst so empfunden. In Erinnerung an diese Szene schreibt er im Juni 1878: „Das Schicksal des Mannes, über den es auch nach hundert Jahren nur Partei-Urteile giebt, stand mir als furchtbares Symbol vor Augen: gegen die Befreier des Geistes sind die Menschen am unversöhnlichsten im Haß, am ungerechtesten in Liebe. Trotzdem: ich will stille meinen Weg gehen und auf Alles verzichten, was mich daran hindern könnte. Die Krisis des Lebens ist da: hätte ich nicht das Gefühl der übergroßen Fruchtbarkeit meiner neuen Philosophie, so könnte mir wohl schauerlich einsam zu Mute werden. Aber ich bin mit mir einig.“

Als aber das Buch so in die Welt hinauswandern sollte, ergriff meinen Bruder eine tiefe Bangigkeit, wie es wohl auf die Freunde wirken würde. Um ihnen die Krisis harmloser erscheinen zu lassen und das Buch leichter verdaulich zu machen, fügte er den Sendungen ernste und schalkhafte Widmungsverse bei, die in dem Bändchen: „Gedichte und Sprüche“ mit veröffentlicht sind. Um Malwida mit der Tatsache zu versöhnen, daß das Buch während des Zusammenseins mit ihr zum größten Teil verfaßt worden war, schrieb er ihr als Widmung hinein

„Ist von Sorrentos Duft nichts hängen blieben?
Ist Alles wilde, kühle Bergnatur,

kaum herbstlich sonnenwarm und ohne Lieben?
So ist ein Teil von mir im Buche nur:
den bessern Teil, ihn bring' ich zum Altar
für sie, die Freundin, Mutter, Arzt mir war."

Am meisten aber bangte ihn, wie Wagner das Buch aufnehmen würde? Würde er sich zu seiner ganzen Größe erheben? Würde er, wenn auch mit Schmerzen, wenigstens den Versuch machen, meinem Bruder gerecht zu sein, und ihm die persönliche Freiheit gewähren, ohne ihm seine Freundschaft zu entziehen? —

Es hat sich der Entwurf eines Briefes an Wagner gefunden, den Fritz geschrieben hatte, als noch die Absicht bestand, das Buch anonym erscheinen zu lassen. Der Meister sollte in das Geheimnis gezogen werden, nur der Partei gegenüber wollte der Autor unerkannt bleiben. Der Entwurf lautet:

„Indem ich Ihnen das Buch ‚Menschliches, Allzumenschliches' übersende, lege ich mein Geheimnis vertrauensvoll in Ihre und Ihrer edlen Gemahlin Hände und nehme an, daß es nunmehr auch Ihr Geheimnis sei. Dies Buch ist von mir: ich habe meine innersten Empfindungen über Menschen und Dinge darin an's Licht gebracht und zum ersten Male die Peripherie meines eigenen Denkens umlaufen. In Zeiten, welche voller Paroxysmen und Qualen waren, war dies Buch ein Trostmittel, welches nicht versagte, wo alle andern Trostmittel versagten. Vielleicht lebe ich noch, weil ich seiner fähig war.

„Es mußte ein Pseudonym gewählt werden, einmal weil ich die Wirkung meiner früheren Schriften nicht stören mochte, sodann weil die öffentliche und private Beschmutzung der Würde meiner Person damit verhindert werden soll (weil meine Gesundheit dergleichen nicht mehr aushält), endlich und namentlich, weil ich eine sachliche Discussion möglich machen wollte, an der auch meine so

intelligenten Freunde aller Art teilnehmen können, ohne daß ein Zartgefühl ihnen wie bisher dabei im Wege stand. Niemand will gegen meinen Namen schreiben und reden. Aber ich weiß Keinen von ihnen, der die Ansichten dieses Buches hätte, bin aber sehr lernbegierig in Bezug auf die Gegengründe, welche in diesem Falle vorzubringen sind.

„Mir ist zu Mute wie einem Officier, der eine Schanze gestürmt hat. Zwar verwundet — aber er ist oben und entrollt nun seine Fahne. Mehr Glück, viel mehr als Leid, so furchtbar das Schauspiel rings herum ist.

„Obschon ich, wie gesagt, Niemanden kenne, der jetzt noch mein Gesinnungsgenosse ist, habe ich doch die Einbildung, nicht als Individuum, sondern als Collectivum gedacht zu haben — das sonderbarste Gefühl von Einsamkeit und Vielsamkeit. —

„Ein vorangeeilter Herold, der nicht genau weiß, ob die Ritterschaft ihm nachkommt, oder ob sie noch existirt."

Jetzt, da die Anonymität aufgegeben war, wendet sich Fritz in einem rührenden, fast kindlichen Widmungsverse an Wagner und an dessen alte väterliche Freundschaft zu ihm:

„Dem Meister und der Meisterin
Entbietet Gruß mit frohem Sinn,
Beglückt ob einem neuen Kind
Von Basel Friedrich Freigesinnt.
Er wünscht, daß sie mit Herzbewegen
Auf's Kind die Hände prüfend legen
Und schauen, ob es Vaters Art,
Wer weiß? selbst mit 'nem Schnurrenbart.
Und ob es wird, auf Zween und Vieren
Sich tummeln in den Weltrevieren.
In Bergen wollt' zum Licht es schlüpfen,
Gleich neugebornen Zicklein hüpfen.

Was ihm auf seinem Erdenwallen
Beschieden sei: es will gefallen;
Nicht Vielen: fünfzehn an der Zahl,
Den Andern werd' es Spott und Qual.
Doch eh' wir in die Welt es schicken,
Mög' Meisters Treuaug' segnend blicken,
Und daß ihm folge fürderhin
Die kluge Gunst der Meisterin."

(Diese Widmung ist nach einem Entwurf gedruckt, es ist möglich, daß mein Bruder vor der Absendung noch einige Änderungen vorgenommen hat.)

Die einzige Antwort aus Bayreuth war eisiges Schweigen. Ach, des Meisters Treuauge blickte nichts weniger als segnend, und mit der Meisterin kluger Gunst war es für immer vorbei!

Fünftes Kapitel.

Krisis und Trennung.

Wie die Freunde nach dem Erscheinen von „Menschliches, Allzumenschliches" dachten, wie sehr sie erschrocken, ja geradezu betrübt waren, schildert Erwin Rohde am 16. Juni 1878. „Meine Überraschung über dieses neueste Nietzschianum war, wie Du denken kannst, die allergrößte: so muß es sein, wenn man direct aus dem caldarium in ein eiskaltes frigidarium gejagt wird! Ich sage nun ganz aufrichtig, mein Freund, daß diese Überraschung nicht ohne schmerzliche Empfindung war. Kann man denn so seine Seele ausziehen und eine andre dafür annehmen? Statt Nietzsche nun plötzlich Rée werden? ich stehe noch immer erstaunt vor diesem Mirakel und kann darüber weder froh sein, noch irgend eine bestimmte Meinung haben: denn ich begreife es noch nicht so recht" ...

Er fährt dann weiter fort: „Ich finde alle solche Betrachtungen, welche den Menschen, gleich anderen Tieren, als ein rein auf sich angewiesenes, an sich einzig nicht nur denkendes, sondern zu denken berufenes Wesen fassen, weder besonders scharfsinnig noch irgendwie überzeugend. Sind wir alle gräuliche Egoisten (ich weiß, mein geliebter Freund, wie viel mehr ich das bin als Du!), so soll uns doch Niemand den Stachel ausreißen wollen, der uns mahnt, daß wir das nicht sein sollten" ...

Er schreibt zum Schluß: „Bei allem, was ich Dir hier so offen vortrage, denke ich immer nur an den Grundton Deines Buches. Im Übrigen ist es so unsäglich reich an Gegenständen und Betrachtungsweisen derselben, daß ich für diesen Segen Dir nur meinen innigsten Dank sagen kann. Ich genieße das Einzelne stückweise, und finde in so vielen der Gedanken den alten unveränderlichen, durch keine Réesche Grübelei anzufressenden Nietzsche wieder, daß mein Herz Dir tausendmal in alter Liebe und Bewunderung durch die tiefen Gänge solcher Betrachtungen gefolgt ist. Namentlich was von den Griechen an vielen Stellen gesagt ist, leuchtet mir überall ein, wie wahre Tiefblicke in das Innerste dieser seltsamen Menschen."

Mein Bruder antwortete auf diesen Brief: „So ist's recht und schön, liebster Freund: wir zusammen stehen doch noch nicht auf einem tönernen Gestell, das ein Buch gleich umwerfen möchte.

„Ich warte diesmal in Ruhe ab, wie die Wellen, in denen meine armen Freunde herumplätschern, sich allmählich legen: habe ich sie in diese Wellen hineingestoßen — lebensgefährlich ist's nicht, das weiß ich aus Erfahrung, und wenn's freundschaftsgefährlich hier und da sein sollte — nun, so wollen wir der Wahrheit dienen und sagen: „wir liebten bisher an einander eine Wolke."

„Vieles wäre zu sagen, noch mehr Unsägliches dabei zu denken: im Scherz sei nur der Vergleich gewagt, daß ich einem Manne gleiche, der eine große Mahlzeit veranstaltet und dem angesichts aller guten Speisen die Gäste davonlaufen. Wenn da Einer oder der Andere wenigstens einige Bissen sich schmecken läßt (wie Du, Lieber, Guter, den graecis die Ehre antust), so ist besagter Mann darüber schon sehr erbaut.

„Grüble nicht über die Entstehung eines solchen Buches nach, sondern fahre fort, dies und jenes Dir herauszulangen. Vielleicht kommt dann auch einmal die Stunde, wo Du

mit Deiner schönen constructiven Phantasie das Ganze als Ganzes schaust und an dem größten Glücke, das ich bisher genoß, teilnehmen kannst. Beiläufig: suche nur immer mich in meinem Buche und nicht Freund Rée. Ich bin stolz darauf, dessen herrliche Eigenschaften und Ziele entdeckt zu haben, aber auf die Conception meiner „philosophia in nuce" hat er nicht den allergeringsten Einfluß gehabt: Diese war fertig und zu einem guten Teile dem Papier anvertraut, als ich im Herbst 1876 seine nähere Bekanntschaft machte. Wir fanden einander auf gleicher Stufe vor: der Genuß unserer Gespräche war grenzenlos, der Vorteil gewiß sehr groß, auf beiden Seiten, sodaß Rée mit liebevoller Übertreibung mir in sein Buch („Ursprung der moralischen Empfindungen") schrieb „dem Vater dieser Schrift dankbarst deren Mutter".

„Dadurch erscheine ich Dir vielleicht noch fremdartiger, noch unbegreiflicher? Fühltest Du nur, was ich jetzt fühle, seitdem ich mein Lebensideal endlich aufgestellt habe —, Du würdest Dich sehr, sehr Deines Freundes freuen können. Und es kommt auch der Tag."

Hier ist die Frage zu berühren, wie man dazu gekommen ist, Dr. Rée gewissermaßen für die neue Philosophie meines Bruders verantwortlich zu machen. Der Grund zu dieser seltsamen Idee ist ein höchst menschlicher: wir fanden nämlich die neuen Ansichten im „Menschlichen, Allzumenschlichen" eigentlich unsympathisch (alles Neue ist unbequem). Daß nun ein so geliebtes Wesen nicht von selbst auf so unangenehme Dinge gekommen sei, schien uns ein tröstlicher Gedanke, und so gaben wir im stillen Dr. Rée die Schuld — gerade wie man es täglich auf der Straße beobachten kann. Wenn ein Kind irgend etwas Unrechtes getan hat, so bricht die gereizte Mutter wie eine Löwin hervor und beschuldigt den bösen Nachbarsjungen der Verführung dazu. So wurde der arme Dr. Rée, der das wirklich nicht verdient hatte, zum

„bösen Nachbarsjungen". Auch Richard Wagner trug zu dieser Verwirrung bei; er fand sein Vorgefühl, das er schon in Sorrent gehabt und weshalb er den Freund gewarnt hatte, bestätigt und sprach dies auch andern gegenüber aus. So bemächtigten sich die Antisemiten dieses Gedankens: Dr. Rée wurde zum bösen semitischen Prinzip, das den arischen treuherzigen Schwärmer Nietzsche zu spitzfindigen Reden verführt hatte. Man übersah dabei vollständig, welcher warme unterirdische Strom durch das ganze „Menschliche" flutet (ein Gegenstrom gegen die Réeschen so dürftigen Ansichten), man sah nur die Oberfläche, und dies tat selbst der getreue Freund Rohde, dem es aber mein Bruder von Herzen verzieh; nur betrübte er sich, daß er dem Freund Kummer bereiten mußte. Aber das mußte er auch noch manchem andern Wagnerfreund und -freundin.

In einem Brief an Fräulein Mathilde Maier, einer sehr treuen Freundin von Richard Wagner, schreibt er am 15. Juli 78: „Verehrtestes Fräulein, es ist nicht zu ändern: ich muß allen meinen Freunden Not machen — eben dadurch, daß ich endlich ausspreche, wodurch ich mir selber *aus* der Not geholfen habe. Jene metaphysische Vernebelung alles Wahren und Einfachen, der Kampf *mit* der Vernunft *gegen* die Vernunft, welcher in Allem und Jedem ein Wunder und Unding sehen will, — dazu eine ganz entsprechende Barockkunst der Überspannung und der verherrlichten Maßlosigkeit — ich meine die Kunst Wagners — dies Beides war es, was mich endlich krank und kränker machte und mich fast meinem guten Temperamente und meiner Begabung entfremdet hätte. Könnten Sie mir nachfühlen, in welcher reinen *Höhenluft*, in welcher milden Stimmung gegen die Menschen, die noch im Dunst der Täler wohnen, ich *jetzt* hinlebe, mehr als je entschlossen zu allem Guten und Tüchtigen, den Griechen um hundert Schritt näher als vordem: wie ich jetzt *selber*

bis in's Kleinste, nach Weisheit strebend lebe, während ich früher nur die Weisen verehrte und anschwärmte — kurz wenn Sie diese Wandelung und Krisis nur nachempfinden können, oh so müßten Sie wünschen, etwas Ähnliches zu erleben!

„Im Bayreuther Sommer wurde ich mir dessen völlig bewußt: ich flüchtete nach den ersten Aufführungen, denen ich beiwohnte, fort in's Gebirge, und dort, in einem kleinen Walddorfe, entstand die erste Skizze, ungefähr ein Drittel meines Buches, damals unter dem Titel ‚Die Pflugschaar'. Dann kehrte ich, dem Wunsche meiner Schwester folgend, nach Bayreuth zurück und hatte jetzt die innere Fassung, um das Schwer-Erträgliche doch zu ertragen — und schweigend, vor Jedermann! — Jetzt schüttele ich ab was nicht zu mir gehört, Menschen, als Freunde und Feinde, Gewohnheiten, Bequemlichkeiten, Bücher; ich lebe in Einsamkeit auf Jahre hinaus, bis ich wieder, als Philosoph des Lebens, ausgereift und fertig verkehren darf (und dann wahrscheinlich muß).

„Wollen Sie mir, trotz alle dem, so gut bleiben, wie Sie mir waren, oder vielmehr, werden Sie es können? Sie sehen, ich bin auf einem Grad der Ehrlichkeit angelangt, wo ich nur die allerreinlichsten menschlichen Beziehungen ertrage. Halben Freundschaften und gar Parteischaften weiche ich aus, Anhänger will ich nicht. Möge Jeder (und Jede) nur sein eigner wirklicher Anhänger sein! Ihnen von Herzen dankbar zugetan F. N."

Mein Bruder blieb bei all den unerfreulichen Bemerkungen, die man ihm sagte und schrieb, ganz unbewegt. In Gedanken hatte er sich zu lange Zeit auf diese Krisis vorbereitet; vielleicht machte er seine gewöhnliche Erfahrung: „es ging schlecht, aber viel besser, als ich glaubte!" Schon vorher hatte er alle die Schmerzen, die ihm eine Trennung von seinen Freunden bereiten würde, durchgekostet, — schon vorher wußte er, daß mit diesem Buch

jene Vereinsamung beginnen mußte, die in seiner letzten Komposition, dem Hymnus an die Einsamkeit, mit solcher schwermütigen Süße und Feierlichkeit lockte und die von nun an seine stete ach! allzustete Begleiterin werden sollte. — Aber er konnte nicht anders! — Ein Entwurf zu der herrlichen Vorrede, die er 1886 dem Buch voranstellte, zeigt besonders deutlich, durch welch unbewußtes ungestümes Verlangen er damals, nachdem er in den Führern seiner Jünglingsjahre nicht mehr die Befriedigung seiner höchsten Ideale gefunden hatte, vorwärts getrieben worden ist. Er war im Recht, als er von der damaligen Zeit schrieb: „ich wußte kaum, was mit mir geschehen war."

„Dieses Buch, welches in einem Umkreis von Ländern und Völkern seine Leser zu finden gewußt hat und irgendeine Kunst verstehen muß, durch die auch spröde und widerspänstige Geister verführt werden, ist meinen näheren Freunden am unverständlichsten geblieben: — es war ihnen, als es erschien, ein Schrecken und ein Fragezeichen und legte eine bange Entfremdung zwischen sie und mich. In der Tat, der Zustand, aus dem er entsprang, hatte des Rätselhaften und Widersprechenden genug in sich: ich war damals sehr glücklich und sehr leidend, eines Sieges stolz bewußt, den ich eben über mich davongetragen hatte, — aber eines jener Siege, an denen man zu Grunde zu gehn pflegt. Eines Tages — es war im Sommer 1876 — kam mir eine plötzliche Verachtung und Einsicht in mich: unbarmherzig schritt ich über die schönen Wünschbarkeiten und Träume hinweg, wie sie bis dahin meine Jugend geliebt hatte, unbarmherzig ging ich meines Weges weiter, eines Weges der ‚Erkenntniß um jeden Preis', und ich tat dies mit einer Härte, mit einer Ungeduld der Neugierde und auch mit einem Übermute, daß es mir auf Jahre hinaus die Gesundheit verdarb.

„Eine große, immer größere Loslösung, ein willkürliches In-die-Fremde-gehn, eine ‚Entfremdung', Erkältung,

Ernüchterung — dies allein, nichts weiter war in jenen Jahren mein Verlangen. Ich prüfte Alles, woran sich bis dahin überhaupt mein Herz gehängt hatte, ich drehte die besten und geliebtesten Dinge um und sah mir ihre Kehrseiten an, ich tat das Entgegengesetzte mit Allem, woran sich bisher die menschliche Kunst der Verleumdung und Verlästerung am feinsten geübt hat. Damals ging ich um Manches, das mir bis dahin fremd geblieben war, mit einer schonenden, selbst liebevollen Neugierde herum, ich lernte billiger unsere Zeit und alles ‚Moderne‘ empfinden. Es mag im Ganzen wohl auch eine Art des bösen Spiels gewesen sein; — ich war oft krank daran. Aber mein Entschluß blieb stehen; und selbst krank machte ich noch die beste Miene zu meinem ‚Spiele‘ und wehrte mich boshaft gegen jeden Schluß, an dem Krankheit oder Einsamkeit oder die Ermüdung der Wanderschaft Anteil haben *könnten*. ‚Vorwärts, sprach ich zu mir, morgen wirst Du gesund sein; heute genügt es, Dich gesund zu stellen.‘ Damals wurde ich über alles ‚Pessimistische‘ bei mir Herr; der *Wille* zur Gesundheit selbst, das Schauspielern der Gesundheit war mein Heilmittel. Was ich damals als ‚Gesundheit‘ empfand und *wollte*, drücken diese Sätze verständlich und verräterisch genug aus: ‚eine gefestete, milde und im Grunde frohsinnige Seele, eine Stimmung, welche nicht vor Tücken und plötzlichen Ausbrüchen auf der Hut zu sein braucht und in ihren Äußerungen nichts von dem knurrenden Tone und der Verbissenheit an sich trägt — jenen bekannten lästigen Eigenschaften alter Hunde und Menschen, die lange an der Kette gelegen haben;‘ — und als der wünschenswerteste Zustand erschien mir ‚jenes freie, furchtlose Schweben über Menschen, Sitten, Gesetzen, und den herkömmlichen Schätzungen der Dinge‘. — In der Tat, eine Art Vogel-Freiheit und Vogel-Umblick, etwas wie eine Neugierde und Verachtung zugleich, wie dergleichen ein jeder kennt,

der unbeteiligt ein ungeheures Vielerlei übersieht — das war endlich der erreichte neue Zustand, in dem ich es lange aushielt. ‚Ein freier Geist‘ — dies kühle Wort tut in jenem Zustande wohl, es wärmt beinahe; der Mensch ist zum Gegenstück derer geworden, welche sich um Dinge bekümmern, die sie nichts angehen; den freien Geist gingen lauter Dinge an, die ihn nicht mehr ‚bekümmern‘. —

„Das persönliche Ergebniß von Alledem war damals (M. Allzum. p. 44), wie ich es bezeichnete, die logische Welt-Verneinung: nämlich das Urteil, daß die Welt, die uns überhaupt etwas angeht, falsch sei. Nicht die Welt als Ding an sich — diese ist leer, sinnleer und eines homerischen Gelächters würdig! — sondern die Welt als Irrtum ist so bedeutungsreich, tief, wundervoll, Glück und Unglück im Schooße tragend: so decretirte ich damals. Die ‚Überwindung der Metaphysik‘, ‚eine Sache der höchsten Anspannung menschlicher Besonnenheit‘ (p. 38) galt mir als erreicht; und zugleich stellte ich die Forderung, für diese überwundenen Metaphysiken, insofern von ihnen ‚die größte Förderung der Menschheit‘ gekommen sei, einen großen, dankbaren Sinn festzuhalten.

„Aber im Hintergrund stand der Wille zu einer viel weiteren Neugierde, ja zu einem ungeheuren Versuche: der Gedanke dämmerte in mir auf, ob sich nicht alle Werte umkehren ließen, und immer kam die Frage wieder: was bedeuten überhaupt alle menschlichen Wertschätzungen? Was verraten sie von den Bedingungen des Lebens, Deines Lebens, weiterhin des menschlichen Lebens, zuletzt des Lebens überhaupt.“ —

Von diesem ganzen Hintergrund von „Menschliches, Allzumenschliches“ hatte damals niemand eine Ahnung, und mein Bruder war schon zufrieden, wenn wenigstens einzelnes von den Freunden zustimmend anerkannt wurde. Es waren sehr wenige, die eine wirkliche Freude an dem neuen Buche hatten. Mein Bruder schreibt darüber an

Peter Gast: „Nehme ich zu Ihnen die Beiden noch hinzu, welche sich wirklich über mein Buch erfreut gezeigt haben, Rée und Burckhardt (der es wiederholt „das souveräne Buch" genannt hat), so habe ich einen Wink darüber, wie die Menschen beschaffen sein müßten, wenn mein Buch eine schnelle Wirkung tun sollte".

Jacob Burckhardt kam in jener Zeit recht oft zu meinem Bruder und machte ihn, der sich in seinen neuen Ideen so vereinsamt zu fühlen begann, durch seine Besuche und Urteile sehr glücklich. In den Jahren 73/74 hatten sich Burckhardt und mein Bruder wenig gesehen. Das lag daran, daß Burckhardt gegen Professor Overbeck eine merkwürdige Abneigung empfand und es ihm peinlich war, mit ihm bei meinem Bruder zusammenzutreffen. Im Sommer 1875, als Overbeck ein halbes Jahr Urlaub genommen hatte und mein Bruder und ich inzwischen zu dem Entschluß gekommen waren, einen eignen Haushalt einzurichten, sahen wir Burckhardt recht häufig bei uns, denn die kleine, durch Overbeck verursachte Entfremdung wurde durch eine aufrichtige Aussprache aufgeklärt. Fritz schreibt an Gersdorff, dem der Grund der Entfremdung nicht unbekannt war, da sich Burckhardt ihm gegenüber ausgesprochen hatte, im Juli 1875: „Mit Jacob Burckhardt bin ich wieder auf dem guten alten Fuße, er schüttete neulich sein Herz einmal aus, wir giengen $^3/_4$ Stunden im Kreuzgang auf und ab." Amüsant war es nun, daß Burckhardt jedesmal, wenn er uns besuchte, unsre Dienerin fragte, ob vielleicht Prof. Overbeck drin wäre. Es war aber nur ein einziges Mal der Fall und da drehte er schnell um und ging wieder fort. Mein Bruder hat sich große Mühe gegeben, Burckhardt von den trefflichen Qualitäten seines Freundes Overbeck zu überzeugen, und trotz der abweisenden Haltung Burckhardts scheint ihm dies späterhin auch etwas gelungen zu sein. Trotzdem ist Overbeck der letzte, der irgend etwas über das Ver-

hältnis meines Bruders zu Burckhardt aussagen könnte, denn er hat sie höchst selten zusammen gesehen und dann waren sie im Bewußtsein von Burckhardts ausgesprochener Abneigung gegen Overbeck beide verlegen. Auch Köselitz (Peter Gast) ist nicht imstande, irgendwelches Urteil über das Verhältnis Burckhardts zu Nietzsche abzugeben (das konnte nur Rohde und Gersdorff), da er die Beiden nie zusammengesehen hat und Burckhardt ihn auch nicht sehen wollte. Er hatte sich über eine unbescheidene Kritik Köselitzens, die sich gegen den damaligen Musikdirektor Bagge richtete, geärgert und mein Bruder hatte Mühe, ihn zu beruhigen.

Es tat meinem Bruder damals sehr wohl, wie feinsinnig Burckhardt die Vorzüge des neuen „souveränen Buches“ hervorhob; z. B. rühmte er öfter, daß gerade dieses Buch „zur Vermehrung der Unabhängigkeit in der Welt“ viel beitragen würde. Für jedes liebevolle Entgegenkommen, für jedes Bemühen, sich seine neuen Gedanken nahe zu bringen, war mein Bruder in jener Zeit so dankbar, — damals gerade, wo auch seine Freunde im allgemeinen so wunderliche Ansichten über „Menschliches, Allzumenschliches“ von sich gaben.

Aber von all den bunten Meinungen waren es nur die von Wagner, die ihm wirklich zu Herzen gingen. Fritz hatte, wie wir wissen, es Wagner der Partei gegenüber leicht machen und das neue Buch unter einem fremden Namen erscheinen lassen wollen. Als dieser Gedanke aufgegeben wurde, bemühte er sich, mehrere Aphorismen umzuändern (auch ganz persönliche), und wo in dem Manuskripte der Name Wagner stand, wurde „der Künstler“ eingesetzt. So ist in dem ganzen „Menschlichen“ kein direkt gegen Wagner oder seine Kunst gerichtetes Wort. Fritz hatte also alles getan, den sachlichen Gegensatz persönlich zu mildern und durfte daher hoffen, daß Wagner sich zur vollen Höhe eines großen Charakters

erheben und zu ihm sagen würde: „Freund — nichts verbindet uns jetzt, aber wir haben Freude aneinander bis zu dem Grade, daß der eine des andern Richtung fördert, selbst wenn sie schnurstracks der seinen entgegenläuft.“

Aber man schwieg in Bayreuth, und was wir endlich von dort hörten, klang niederdrückend. Der damalige Verleger von meines Bruders Schriften, Herr Schmeitzner in Chemnitz, verlegte 1878 die Bayreuther Blätter und kam dadurch öfters zu Wagners. Mir wäre es damals viel lieber gewesen, wenn er uns nicht wieder erzählt hätte, was man dort sprach; (zum Beispiel sollte Wagner gesagt haben: „Ach, wissen Sie, Nietzsche liest man doch nur, insofern er sich zu unserer Sache hält.“) Später aber kam ich zu der Überzeugung, daß Schmeitzner uns nur das mitgeteilt hat, was ihm zum Zweck des Weitererzählens gesagt worden war. Fritz ward durch diese Mitteilungen zwar nicht gereizt, aber tief betrübt, weil er anderes erhofft hatte. Er schreibt an Gast über Menschliches, Allzumenschliches: „Von Bayreuth aus ist es in eine Art von Bann getan: und zwar scheint die große Excommunication über seinen Autor zugleich verhängt. Nur versucht man, meine Freunde doch noch festzuhalten, während man mich verliert, und so höre ich denn von Manchem, was hinter meinem Rücken geschieht und geplant wird. — Wagner hat eine große Gelegenheit, Größe des Charakters zu zeigen, unbenutzt gelassen. Mich darf es nicht beirren, weder in meiner Meinung über ihn, noch über mich.“

Vielleicht hat mein Bruder Wagner niemals stärker geliebt, als in den Jahren, da er sich von ihm trennte, denn er schreibt 1879: „Jener Abschied, wo man endlich sich trennt, weil die Empfindung und das Urteil nicht mehr zusammen gehen wollen, bringt uns einer Person am nächsten und wir schlagen gewaltsam gegen die Mauer, welche die Natur zwischen ihm und uns errichtet hat.“

Er wünschte deshalb auch durchaus nicht, daß seine Freunde sich nun von Wagner wegwenden sollten, wie wir aus einem Brief an den Freiherrn von Seydlitz vom 11. Juni 1878 sehen: „Mir ist es sehr lieb und erwünscht, daß einer meiner Freunde Wagner'n Gutes und Freundliches erweist: denn ich bin immer weniger im Stande, ihm (so wie er nun einmal ist — ein alter unveränderlicher Mann) Freude zu machen."

Man hat mich öfters gefragt, wie es sich wohl Nietzsche vorgestellt habe, wie Wagner das „Menschliche, Allzumenschliche" aufnehmen würde, oder sollte. Darauf antwortet mein Bruder außer in dem obenerwähnten Aphorismus auch noch in dem folgenden: „Humanität der Freund- und Meisterschaft. „Gehe du gen Morgen: so werde ich gen Abend ziehen" — so zu empfinden ist das hohe Merkmal von Humanität im engeren Verkehre: ohne diese Empfindung wird jede Freundschaft, jede Jünger- und Schülerschaft irgend wann einmal zur Heuchelei."

In jenen Monaten Juni, Juli 1878 empfand mein Bruder die Befreiung von dem Zwang, seine Ansichten mit denen Wagners in Übereinstimmung zu bringen und sie frei heraussagen zu können, mochten sie endgültige oder Übergangsmeinungen sein, als ein großes Glück. „Mir ist zu Mute, als ob ich von einer Krankheit genesen sei: ich denke mit unaussprechlicher Süßigkeit an Mozarts Requiem. Einfache Speisen schmecken mir wieder." Gegen dieses Wohlgefühl verschwand momentan der tiefe Schmerz um den Verlust von Wagners Freundschaft, zumal mein Bruder damals immer noch die stille Hoffnung hegte, daß alles, was ihm zugetragen wurde, vielleicht doch übertrieben oder falsch gehört und gesehen worden sei. In solchem Glücksempfinden schrieb er an Freiherrn von Seydlitz: „Können Sie mir jenes Gefühl — das unvergleichbare — nachfühlen, zum ersten Male öffentlich sein Ideal und sein Ziel bekannt zu

haben, das Keiner sonst hat, das fast Niemand verstehen kann, und dem nur ein armes Menschenleben genügen soll — so werden Sie mir auch nachfühlen, warum ich in diesem Jahre, sobald mein Beruf mich frei giebt, Einsamkeit brauche. Keinen Freund — Niemanden will ich dann, es ist so nötig. Nehmen Sie dies, bitte, ohne Erörterung hin."

Am Schluß dieses Briefes erwähnt mein Bruder Freiherrn von Seydlitz gegenüber jenen Irrtum, der sich damals verbreitet hatte und selbst jetzt noch hier und da wieder auftaucht. Man glaubte, der Abfall meines Bruders von Wagner und die Bemerkungen über die Frauen in „Menschliches, Allzumenschliches" wären die Veranlassung, daß ich im Sommer 1878 Basel verließ. Das war ein Irrtum, der nicht gut öffentlich zu berichtigen war. Wir hatten, wie wir aus dem vorhergehenden Kapitel sehen, den Haushalt in Basel in der Annahme eingerichtet, daß er gewissermaßen die Vorbereitung zu meines Bruders Verheiratung sein sollte, die nun vollständig aufgegeben war. Daß er trotzdem in Basel blieb, bedeutete nur einen letzten Versuch, ob er es ermöglichen könnte, sein Amt mit seinen persönlichen Plänen und Arbeiten zu vereinigen. Die Ärzte hatten ihm häufigen Luftwechsel als die einzige Erleichterung seiner Leiden empfohlen, was die Erfahrung auch bestätigte, und so beschloß er, eine kleine Wohnung fast außerhalb Basels zu nehmen, die aber sozusagen nur als pied à terre dienen sollte, da er jeden Sonnabend bis Montag einen Ausflug in die so schnell zu erreichenden Berge machen wollte. Ich war sehr dagegen, daß er es noch einmal einen Winter in Basel versuchen wollte; auch er schwankte, ich erinnere mich aber nicht mehr genau, was eigentlich den Ausschlag gab. Jedenfalls wurde dieser Entschluß im Frühling gefaßt, als sich mein Bruder nach einem längeren Aufenthalt in Baden-Baden recht erholt hatte, so daß er wieder mutig

und zuversichtlich war. Da sein Körper trotz aller Leiden immer einen robusten Eindruck machte und ihm in der Tat alle Arbeiten außerordentlich leicht wurden, so spiegelte ihm sein reicher Geist bei jeder Besserung die Hoffnung vor, daß er beides durchzuführen vermöchte: sein Amt ausfüllen und doch seiner höheren Bestimmung nachgehen. Was aber nun jenen obenerwähnten Irrtum betrifft, als ob meines Bruders Bemerkungen über Wagners Kunst mich von ihm fortgetrieben hätten, so kann ich nur sagen, daß ich damals an eine Trennung von Wagner gar nicht ernstlich glaubte, ebensowenig wie mein Bruder selbst, der doch auch angenommen hatte, daß Wagner ihm in seinen Ansichten vollkommene Freiheit geben würde. Und was nun gar die Sentenzen in „Menschliches, Allzumenschliches" gegen die Frauen betraf, so hatte ich auch nicht das geringste dagegen einzuwenden, sondern war im Gegenteil damit vollkommen einverstanden. Schließlich wurde aber mein Bruder über die vielen Fragen, was ich zu den Sentenzen über die Frauen gesagt hätte, ungeduldig, und als eines Tages, als man ihn schon anderweitig damit belästigt hatte, einer meiner Freunde im Tone sanften Vorwurfs von neuem die Frage aufwarf, sagte mein Bruder ärgerlich, daß diese Sentenzen über die Weiber überhaupt gar nichts mit mir zu tun hätten. Im vollen Eifer schloß er seine Rede mit den Worten: „Meine Schwester ist überhaupt kein Weib, das ist ein Freund." Wir lachten damals herzlich, daß mich Fritz durchaus als masculini generis auffaßte, zu meinem sehr weiblichen Aussehen klang es wie ein lustiger Widerspruch. Merkwürdigerweise hat aber das Leben die schwersten „männlichen" Aufgaben von mir gefordert, wozu ich all jene „männlichen" Tugenden nötig gehabt habe, die mein Bruder ehemals an dem „Lama" im Scherz und Ernst hervorhob. Er pflegte zu sagen: „Das Lama ist tapfer, es ist logischen Gründen zugänglich, es kann einer Idee mit vollem Eifer

nachrennen, ohne Rücksicht auf sich selbst und was die Leute dazu sagen, es ist wahrheitsliebend und aufrichtig bis zum Exceß." Wenn Fritz bei diesem Schlußsatz ankam, brach er meistens in ein herzliches Lachen aus, das bezog sich auf meine sogenannten „aufrichtigen Briefe". Fritz überließ mir nämlich damals die Besorgung eines großen Teils seiner Angelegenheiten, vorzüglich aller schwierigen. Wenn ich nun fand, daß man meinem Bruder in Gedanken, Worten und Werken irgendwie zu nahe getreten war, konnte ich Briefe von solcher energischen Aufrichtigkeit schreiben, daß die Leute meistens vor Schreck ihr Unrecht einsahen. Ich war im persönlichen Verkehr immer höflich und konziliant, deshalb wirkten die Äußerungen meiner entrüsteten Wahrheitsliebe besonders stark.

Ein Körnchen Wahrheit war aber doch in dem Gerücht, daß ich nicht nur um äußerer, sondern auch um innerer Gründe willen Basel verließ. Man sagt oft, man kann sich ebenso lieb haben und sehr gut Freund zusammen sein, wenn auch die Meinungen weit auseinandergehen, ich habe aber im späteren Leben eingesehen, daß das nur geht, wenn man nicht beieinander wohnt; im täglichen Verkehr ist es nur für sehr plumpe Naturen möglich. Der Hauptgrund, daß ich nicht mehr mit demselben jubelnden Widerhall die neuen Ansichten meines Bruders begrüßte, lag in meiner Liebe zum Christentum, das sich sehr gut mit den Ansichten Schopenhauers und Wagners vertrug. Diese wunderliche Mischung kann man noch heute in Bayreuth und bei den Wagnerianern finden, und merkwürdigerweise erregte sie auch damals bei unsrer lieben Mutter keinen Anstoß. Ein Oberpfarrer in Naumburg, mit dessen Familie unsre Mutter sehr befreundet war, bekannte sich leidenschaftlich zu Schopenhauer, wodurch ihr bewiesen schien, daß das Christentum mit Schopenhauer gut verbunden werden konnte. In der neuen Philosophie meines Bruders war aber für das Christentum überhaupt

kein Platz mehr, und ich sah wieder neue Schwierigkeiten zwischen Mutter und Sohn voraus. Ich wußte auch, daß diese noch verstärkt würden, wenn ich mich zu diesen neuen Ansichten entschieden bekennen würde. Da mir nun das Schicksal eine vermittelnde Stellung zwischen zwei extremen Ansichten angewiesen hatte, so war für mich immer die Hauptsache, persönlich alles zu vermeiden, was die Vertreter dieser extremen Ansichten, meine Mutter und meinen Bruder, noch weiter voneinander entfernen konnte. Ich blieb also vorderhand bei meinen veralteten Ansichten, kam mir aber selbst wie eine Art Hemmschuh für Fritz vor und fand es deshalb richtiger, wenn wir nicht das ganze Jahr zusammen waren, was wir auch aufrichtig miteinander besprachen. Immerhin blieb so viel Gemeinsames, und über einzelnes aus seinem neuen Buch konnte ich aufrichtig mit Entzücken sprechen.

Anfang Juli verließen wir unsre wunderhübsche Wohnung in der Gellertstraße und ich richtete meinem Bruder weit draußen in den Bachletten sein kleines Absteigequartier hübsch und behaglich mit seinen eignen Möbeln ein. Ich selbst ging zunächst auf die Frohburg, einem schönen Luftkurort im Jura, wo mich mein Bruder dann immer von Sonnabend bis Montag besuchte. Bei einem dieser Besuche sprach er auch aus, daß es wohl seine Pflicht wäre, seine Freunde über seine neue Stellung zu den alten Lehrern seiner Jugend genau zu unterrichten. Sogleich machte er sich an die Arbeit; den Sonntag Vormittag ging er in den Wald und schrieb da fast ein halbes Büchlein fertig, dem er den Namen: „Der neue Umblick" gab. Aus den Aufzeichnungen, die er noch in Basel weiter fortsetzte, ging hervor, daß die Grundstimmung dieses Büchleins ungefähr in den nachfolgenden Worten enthalten ist: „Über Wagner wie über Schopenhauer kann man unbefangen reden, auch bei ihren Lebzeiten — ihre Größe wird, was man auch gezwungen ist, in die andere

Wagschale zu legen, immer siegreich bleiben. Um so mehr ist gegen ihre Gefährlichkeit in der Wirkung zu warnen."

Es ist lebhaft zu bedauern, daß „Der neue Umblick" nicht fertiggemacht worden ist, aber ein Artikel von Richard Wagner, der im Augustheft 1878 der Bayreuther Blätter veröffentlicht wurde, veränderte die ganze Situation. Der Artikel hieß: „Publikum und Popularität" und enthielt eine Reihe unsachlicher, gereizter Angriffe gegen meinen Bruder, die dadurch nicht gemildert wurden, daß sein Name nicht genannt war. Nach diesem Angriff ist es offenbar meinem Bruder unmöglich gewesen, das kleine Buch „Der neue Umblick", welches sich so sehr der Gerechtigkeit und Milde befleißigte, zu Ende zu führen, und im gereizten, scharfen Ton konnte er nicht antworten, dazu war er zu traurig. Erst jetzt kam der endgültige Bruch zwischen meinem Bruder und Wagner, erst jetzt der letzte Abschied und die peinlichste schmerzhafteste Enttäuschung über Wagners Charakter.

Diese Enttäuschung verletzte meinen Bruder aufs tiefste, sie erbitterte ihn. Der Sommer 1876 hatte ihm die große Enttäuschung über Wagners Kunst gebracht, jetzt quälte ihn die Enttäuschung über die Größe seines Charakters und der Kummer, daß ihn ein so ungeheurer Abgrund von dem trennte, den er über alles geliebt hatte. Das Gefühl, mit Wagner das einzige verloren zu haben, was er noch verehren konnte, nagte Tag und Nacht an seinem Herzen und an seiner Gesundheit. Viele Jahre später schreibt er: „Als ich allein weiter gieng, zitterte ich; nicht lange darauf war ich krank, mehr als krank, nämlich müde, — müde aus der unaufhaltsamen Enttäuschung über Alles, was uns modernen Menschen zur Begeisterung übrig blieb, über die allerorts vergeudete Kraft, Arbeit, Hoffnung, Jugend, Liebe, müde aus Ekel vor der ganzen idealistischen Lügnerei und Gewissens-Verweichlichung, die hier wieder einmal den Sieg über einen der Tapfersten davongetragen hatte,

müde endlich, und nicht am wenigsten, aus dem Gram eines unerbittlichen Argwohns, — daß ich nunmehr verurteilt sei, tiefer zu mißtrauen, tiefer zu verachten, tiefer allein zu sein als je vorher. Denn ich hatte Niemanden gehabt als Richard Wagner ... Ich war immer verurteilt zu Deutschen ...."

Auch Wagner hat unter der Trennung gelitten, aber man vergesse nicht, daß Wagner für meinen Bruder eine ganz andere Bedeutung hatte, als er für Wagner haben konnte. Als der Meister meinem Bruder begegnete, war er selbst ein alter Mann mit einer sich dem Ende zuneigenden Schaffensbahn, für ihn war also der Fall Nietzsche eine Episode seines späteren Lebens, die keinen Einfluß und keine große Zukunft mehr haben konnte. Aber als mein Bruder Wagner fand, stand er in der Morgenröte seiner Jugend und Kraft; auf diese Freundschaft warf er den ganzen Glanz der höchsten Verklärung, aus der Gestalt des Meisters hatte er etwas geschaffen, das weit über alles menschliche Maß hinausging. Nun lag sein Ideal in Trümmern, und jede Handlung Wagners aus jener Zeit half diese Zerstörung beschleunigen.

Der Ton, in dem mein Bruder Wagners gedachte, war nach dem Artikel in dem Augustheft der Bayreuther Blätter ein anderer als zuvor, aber immer strebte er noch nach Mäßigung und Gerechtigkeit. Damals schrieb er an den Freiherrn von Seydlitz: „— Über Wagner empfinde ich ganz frei. Dieser ganze Vorgang mußte so kommen, er ist wohltätig und ich verwende meine Emancipation von ihm reichlich zu geistiger Förderung. — Jemand sagte mir, der ‚Caricaturenzeichner von Bayreuth ist ein Undankbarer und ein Narr' — ich antwortete: ‚Menschen von so hoher Bestimmung muß man in Bezug auf die bürgerliche Tugend der Dankbarkeit nach dem Maaße ihrer Bestimmung messen.' Übrigens bin ich vielleicht nicht dankbarer als Wagner — und was die Narrheit betrifft —

„Aber vielleicht habe ich schon zu viel gesagt, der ‚Wagnerianer‘ regt sich in Ihnen und sucht nach Steinen ..... Nein, lieber Freund, Sie werfen nicht nach mir, das weiß ich. — Aber tun Sie mir auch die Ehre an, mich nie zu verteidigen. Meine Position ist dafür zu stolz, Verzeihung! — Ich denke, meine Freunde sollen mit mir zusammen auch stolz sein.“

Mein Bruder bekam damals oft schlimme Dinge zu hören, ich muß noch jetzt seine Geduld bewundern. Er stöhnt auch hie und da einmal über das, was er zu hören bekommt, zum Beispiel in einem Brief an Frau Marie Baumgartner aus Interlaken vom 10. September 1878: „Verehrteste Frau, in tiefem Gefühl der Dankbarkeit und des persönlichsten Zutrauens habe ich Ihren Brief gelesen: oh, wenn Sie wüßten, was für eine Ausnahme derselbe war, unter allen Briefen, die ich seit Monaten bekommen habe! (Die meisten verleugnen mich in einem Atem dreimal und krähen dabei selber wie Hähne). So wollen wir denn ruhig in Geduld wachsen und zusehen, was bei aller Buntheit der Meinungen und Bestrebungen unverlierbar, einig, einfarbig, treu und gut bleibt.“

Anfang August 1878 war mein Bruder in die Ferien gegangen, erst nach Grindelwald und dann nach Interlaken im Berner Oberland, er befand sich aber wieder recht übel. Der Artikel Wagners in den Bayreuther Blättern hatte ihn tief erregt, zumal er daraufhin „abscheuliche Briefe“ erhielt. Auch schrieb er wieder viel zu viel und seine armen übermüdeten Augen schmerzte die glitzernde Klarheit jener Landschaften, so daß er selbst gegen die Höhenluft eine Abneigung bekam, da sie ihm keine Erholung brachte. Besonders sehnte er sich nach einer Aussprache mit mir, über jene veränderte Situation, die der Wagnerische Artikel hervorgerufen hatte. Er kam deshalb im Herbst 1878 am 24. September nach Naumburg und blieb bis zum Beginn der Kollegien bei uns. Es tat Fritz

nicht nur unsre Pflege so wohl, sondern auch ganz speziell meine Teilnahme für die Vorkommnisse in Bayreuth. Es tröstete ihn, daß ich die Umgebung Wagners für den unangenehmen Ton jenes Artikels verantwortlich machte und, um der Wahrheit auf den Grund zu kommen, ihm vorschlug, mich selbst deshalb an Cosima zu wenden, womit er durchaus einverstanden war, da er ein großes Vertrauen zu „meinem Versöhnen von Kontrasten“ hatte.

Dieser Versöhnungsversuch mißlang aber vollständig, nur hatte er den einen Vorzug, die Situation zu klären. Cosima sprach über das „Menschliche, Allzumenschliche“ in einem wahrhaft vernichtenden Tone, sie fand es „geistig so sehr unbedeutend, moralisch so sehr bedauernswert“, nannte die Sprache meines Bruders „prätentiös und dabei nachlässig“, sie glaubte „beinahe in jedem Satz des Buches dem Autor Oberflächlichkeit und kindische Sophistik nachweisen zu können“ usw. usw. Man kann wohl sagen, daß sie nicht einen Schatten von Verständnis weder für das Buch, noch für den Wert des Autors zeigte. Und zuletzt war noch gar von einem Verrat die Rede, als ob sich mein Bruder „in ein wohl eingerichtetes gegnerisches Lager begeben hätte“, ja, sie sprach den höhnischen Wunsch aus, daß „der Verrat dem Autor gute Früchte bringen möge“. Eine solche Verkennung meines Bruders hätte ich allerdings für unmöglich gehalten, und ich glaube auch nicht, daß es Wagners Meinung gewesen ist, was damals Cosima ausgesprochen hat, sondern mehr die Meinung einiger enragierter Wagnerianer, die auch sie selbst noch aufgestachelt hatten. So dachte auch Heinrich von Stein.

Glücklicherweise konnte ich den Brief Cosimas so lange zurückhalten, bis mein Bruder sich in das Unabänderliche der Trennung bereits gefügt hatte. Doch kann ich nicht verschweigen, daß gerade dieser Brief Cosimas ihm gewissermaßen *ein großer Trost wurde*, denn er gab nun allein Cosima für Wagners Stellungnahme in dieser

ganzen Angelegenheit die Schuld, was sich noch in privaten gegen Cosima gerichteten Aufzeichnungen zeigt. Es scheint den Männerherzen immer ein Trost zu sein, wenn sie in mißlichen Dingen einer Frau die Hauptschuld aufbürden können; auch mein Bruder macht in dieser Hinsicht keine Ausnahme von der allgemeinen Eigenschaft der Männer. Dabei verzeihen sie den Frauen leicht die leidenschaftliche, ja ungerechte Parteinahme für den geliebten Gegenstand, — es stimmt sie heiter. So kann ich nicht verschweigen, daß wir in späteren gesunden Zeiten meines Bruders uns nicht des Amüsements entschlagen konnten, daß die Frau Richard Wagners, der mit seinem unglücklichen schriftstellerischen Stil geradezu verwüstend auf das Stilgefühl einer bestimmten Generation gewirkt hat, meinem Bruder einen „nachlässigen Stil" vorzuwerfen wagte. Bis zu einer solchen Verblendung kann die Liebe einer Frau gehen!

Der einzige Vorwurf, den ich dabei Wagner machen könnte, wäre, daß er meinen Bruder anscheinend leichten Herzens verlor. Wir glaubten deutlich zu sehen, daß Nietzsche für ihn nur ein Werkzeug gewesen sei, sicherlich ein kostbares, geliebtes, mit zarter Schonung behandeltes, aber eben doch — ein Werkzeug, das man missen konnte. Vielleicht haben wir uns in dieser Ansicht geirrt. Als ich 1882 zum Parsifal nach Bayreuth kam, bat mich Wagner um eine besondere Unterredung, von welcher an andrer Stelle die Rede sein wird, allerdings ohne den Schluß. Als ich mich verabschiedete, sagte Wagner leise: „Sagen Sie es Ihrem Bruder, seit er von mir gegangen ist, bin ich allein." Hätte Wagner .... aber nichts von „hätte" und „wäre". Wagner war Wagner und Nietzsche war Nietzsche, daran war nichts zu ändern! Ein höheres, ein ehernes Gesetz waltete über diesen beiden! Mein Bruder hat, als er sich der herrlichen Zeit ihrer Liebe zueinander erinnerte, diesem Gedanken in dem Aphorismus „Sternen-

Freundschaft" den erhabensten Ausdruck verliehen und seinem Buche, an welchem er im Sommer 1882 schrieb, eingefügt:

„Wir waren Freunde und sind uns fremd geworden. Aber das ist recht so, und wir wollen's uns nicht verhehlen und verdunkeln, als ob wir uns dessen zu schämen hätten. Wir sind zwei Schiffe, deren Jedes sein Ziel und seine Bahn hat; wir können uns wohl kreuzen und ein Fest miteinander feiern, wie wir es getan haben, — und dann lagen die braven Schiffe so ruhig in Einem Hafen und in Einer Sonne, daß es scheinen mochte, sie seien schon am Ziele und hätten Ein Ziel gehabt. Aber dann trieb uns die allmächtige Gewalt unserer Aufgabe wieder auseinander, in verschiedene Meere und Sonnenstriche, und vielleicht sehen wir uns nie wieder, — vielleicht auch sehen wir uns wohl, aber erkennen uns nicht wieder: die verschiedenen Meere und Sonnen haben uns verändert! Daß wir uns fremd werden mußten, ist das Gesetz *über* uns: ebendadurch sollen wir uns auch ehrwürdiger werden! Ebendadurch soll der Gedanke an unsre ehemalige Freundschaft heiliger werden! Es giebt wahrscheinlich eine ungeheure unsichtbare Curve und Sternenbahn, in der unsre so verschiedenen Straßen und Ziele als kleine Wegstrecken *einbegriffen* sein mögen, — erheben wir uns zu diesem Gedanken! Aber unser Leben ist zu kurz und unsre Sehkraft zu gering, als daß wir mehr als Freunde im Sinne jener erhabenen Möglichkeit sein könnten. — Und so wollen wir an unsre Sternen-Freundschaft *glauben*, selbst wenn wir einander Erden-Feinde sein müßten." (Fröhliche Wissenschaft, Aph. 279.)

Sechstes Kapitel.

Abschied von Basel.

Im vorigen Kapitel habe ich am Schluß Empfindungen geschildert, die einer späteren Zeit angehören. Ich kehre nun zum Herbst 1878 zurück und möchte dieses Kapitel mit einem Schmerzensschrei über unsre Verblendung beginnen, daß wir unsern Fritz damals nicht in Naumburg behielten oder veranlaßten, nach dem Süden zu gehen, sondern ihn in sein Amt nach Basel zurückkehren ließen. Auf Anraten von Rohde war er nämlich nach Halle a. d. Saale zu dem berühmten Augenarzt Geheimrat Gräfe gegangen, um seine Augen untersuchen zu lassen. Dieser ausgezeichnete Gelehrte gab das allerbeunruhigendste Urteil über den Zustand seiner Augen ab und erklärte ihm nach der Untersuchung, daß es ihm wahrhaft schmerzlich sei, die Wahrheit zu sagen. „Ihre Augen sind ein ebenso deutliches wie schlimmes Beispiel, bis zu welchem Grade sich Gelehrte ihre Augen ruinieren können. Ich müßte Ihnen nun eigentlich raten: Schreiben und lesen Sie mehrere Jahre kein Wort! Aber ich könnte Ihnen wahrscheinlich ebenso gut verbieten zu atmen." Damals wußte man noch nicht, daß derartige Kopfschmerzen wie die meines Bruders hauptsächlich von den Augen ausgehen, sondern die andern Ärzte, die mein Bruder konsultierte, nahmen immer an, daß die Augenschmerzen und die schwindende Sehkraft die Folge eines andern,

unerkannten Leidens wären. Durch diesen verhängnisvollen Irrtum sind nun die folgenden Jahre und besonders die beiden Winter 1878/79 und 1879/80 die schmerzvollsten und unerträglichsten Leidensjahre geworden. Ich behaupte nicht etwa, daß der gesamte Gesundheitszustand meines Bruders allein von den überarbeiteten Augen ausging, nein, gewiß hat auf sein zartes Nervensystem der Luftdruck, die große Leidenschaft seiner geistigen Entwicklung und die Schmerzfähigkeit seiner sensibeln Seele die stärkste Einwirkung gehabt, aber immerhin wäre alles auf ein bescheidenes Maß innerer und äußerer Leiden zu beschränken gewesen, wenn man damals gewußt hätte, in welch außerordentlicher Weise der Mißbrauch der überarbeiteten Augennerven auf den übrigen körperlichen Zustand Einfluß hatten. Nach neueren Entdeckungen und sorgfältigen Untersuchungen und im Rückblick auf seine Leiden sind derartige Resultate erst jetzt, ach, viel zu spät, erkannt worden. Daß darin der Hauptpunkt seiner Leiden lag, konnte man auch daraus ersehen, daß eine kurze Erholungszeit, wo er nichts tat als Plaudern und Spazierengehen, ihn merkwürdig schnell auffrischte.

Auch in jenem Herbst hatte er sich wieder gut bei uns erholt und ging mutig in sein Amt nach Basel zurück. Aber dieses Zurückgehen nach Basel hatte auch noch nach andrer Seite hin die übelste Wirkung, denn es brachte ihn unter den Einfluß der beiden Overbecks, der so schlimm und verhängnisvoll geworden ist, wie man es nie geahnt hat. Alles, was ich hier anführe und was bisher verschwiegen ist, stammt aus Mitteilungen der Frau Marie Baumgartner in Lörrach und des Professor Erwin Rohde, die sie nicht nur mir, sondern auch andern gemacht haben, die ich persönlich jedoch ehemals, wenigstens was ihn, Overbeck, betrifft, für unrichtig gehalten habe. Erst Overbecks Erinnerungen an Friedrich Nietzsche, die im Winter 1905/06 von Herrn C. A. Bernoulli in der Neuen Rund-

schau veröffentlicht wurden, und sorgfältige Untersuchungen haben mir bewiesen, daß jene beiden treuen, aufrichtigen Freunde, Rohde und Frau Marie Baumgartner, vollkommen Recht gehabt haben, daß fast alle meinen Bruder verunglimpfenden Verdächtigungen im Hause Overbeck ihren Ursprung gehabt haben, was in einem späteren Kapitel bewiesen werden soll.

Unser guter alter Overbeck war nämlich, als mein Bruder 1878 den Winter wieder nach Basel kam, nicht mehr er selbst. Zwar war damals die innerliche Veränderung nur erst im Anfang, immerhin stand er bereits sehr stark unter dem Einfluß seiner Frau. Und wenn denn nun einmal die Wahrheit nach all den falschen Anklagen und Erfindungen gesagt werden soll, so muß hier festgestellt werden, daß Frau Overbeck vermittels ihres Mannes, den sie leider von Jahr zu Jahr mehr beherrschte, den ungünstigsten Einfluß auf alle Freundschaftsverhältnisse meines Bruders gehabt hat, soweit sie die Freunde zu erreichen und dadurch das gegenseitige Vertrauen zu zerstören vermocht hat. Nur die Freunde, welche nicht mit Overbecks in Verbindung waren: Deussen, Gersdorff, Seydlitz, konnten ihm treu bleiben. Frau Marie Baumgartner sagte Anfang September 1895, wo wir ein langes, bis ins einzelne gehendes, mich tief erschütterndes Gespräch über das traurige Verhalten der beiden Overbecks gehabt haben: „Keiner der Freunde Nietzsches wäre ihm jemals untreu geworden, wenn sich nicht Frau Overbeck zwischen Nietzsche und seine Freunde gestellt hätte." Ich erwiderte: „Aber Overbeck selbst ist ihm doch treu geblieben!" „Nein," sagte Frau Baumgartner entrüstet, „er war der Untreuste von allen, Sie hätten ihn nur sollen reden hören. Er ist durch die Frau ganz verwandelt worden." Wer nun die „Erinnerungen" Overbecks gelesen hat, der wird die Empörung von Frau Baumgartner wohl begreifen. Von den Freundschaftstragödien meines Bruders ist die mit

Overbeck die kläglichste, weil mein Bruder niemals ahnte, wie sehr ihm gerade Overbeck geschadet hat, sondern im Gegenteil glaubte: er mit seiner Frau seien die einzigen treuen aufrichtigen Freunde, die allein, nachdem ihn alle verlassen hätten, noch zu ihm hielten. Wie Frau Baumgartner so richtig ausführte, wird es ewig rätselhaft bleiben, wie er nach seiner ursprünglichen Abneigung gegen Frau Overbeck, sie später mit Overbeck gleich werten und ihr Vertrauen schenken konnte, wenn auch nur für einige Jahre.

Die Art, wie Overbeck, durch seine Frau beeinflußt, über meinen Bruder gesprochen hat, muß wirklich traurig gewesen sein, das haben nicht nur Rohde und Frau Baumgartner bezeugt, sondern auch Prof. Dr. Rudolf Burckhardt und Herr C. A. Bernoulli selbst, als er 1903 hier im Nietzsche-Archiv war. Ich lese aus den Erinnerungen Overbecks an Nietzsche gewissermaßen einen Dialog zwischen seinem ehemaligen Selbst und dem, was ihm später von seiner Frau eingeflößt worden ist, heraus. Deshalb nimmt er im Nachsatz zurück, was er im Vordersatz ausgesprochen hat, oder umgedreht. Diese Erinnerungen mit ihren beständigen „allerdings" und „jedoch" sind der traurigste Beweis von der Unaufrichtigkeit seiner Freundschaft, wie sie sich allmählich in der kläglichen Abhängigkeit von den Ansichten seiner Frau entwickelt hat.

Es versteht sich von selbst, daß der unheilvolle Einfluß der beiden Overbecks, den sie in jenem Winter 1878 bis 1879 auf meinen Bruder auszuüben begannen, unmöglich gewesen wäre, wenn der tiefe Schmerz des Abschieds von Wagner und die damit zusammenhängende peinliche Enttäuschung nicht solch eine Veränderung im Leben und Wesen meines Bruders hervorgerufen und dem Mißtrauen Tür und Tor geöffnet hätte. Es war ihm gewissermaßen der Boden unter den Füßen weggezogen und seine Seele schwankte und zitterte noch unter den

schmerzlichen Erfahrungen. In diese tief verwundete Seele streute nun Frau Overbeck entweder selbst oder vermittels ihres Mannes den Samen der Zwietracht und des Mißtrauens. Frau Baumgartner schilderte eine Unterhaltung über Rohde in Gegenwart meines Bruders, wo mit Achselzucken, bedeutungsvollen Blicken der Eindruck hervorgerufen wurde, als ob man Peinliches zu verschweigen hätte und ebenso und schlimmer ist zu Rohde über meinen Bruder von Overbecks gesprochen worden.

Im Frühjahr 1879 machte mein Bruder eine Bemerkung über Rohde, als ob er sich auf dessen Freundschaft nicht mehr verlassen könnte. Ich war äußerst überrascht und sagte: „Wer sagt denn das?“ „Overbecks behaupten es“, sagte er. Deshalb war er ganz erschüttert, als ihm Rohde Ende des Jahres 79 einen Brief voll von seiner alten begeisterten Freundschaft schrieb. Aber der Stachel saß trotzdem in der Seele meines Bruders, weil Overbeck nicht nur bei uns, sondern auch bei allen andern, die ihn gekannt haben, als ein treuer und aufrichtiger Freund gegolten hat, der er sicherlich gewesen ist, ehe er verheiratet war, und auch dann noch in allen Verhältnissen blieb, welche dem Einfluß seiner Frau entzogen waren. Rohde bemerkte deshalb späterhin sehr richtig: „Äußerlich war es immer noch der gute alte Freund, aber ein Wurm saß in seiner Seele und hatte sie ganz verändert, das waren die Ansichten seiner Frau.“ Niemals würde es zu einer Entfremdung oder gar zu einem Bruch zwischen meinem Bruder und Rohde gekommen sein, wenn sich nicht zwischen die Freunde die beiden Overbecks gedrängt und jahrelang mit ihrem Hin- und Herreden Mißtrauen gesät hätten. Frau Baumgartner sagte damals das vorzüglich bezeichnende Wort: „Die beiden Overbecks nahmen Nietzsche den Glauben an seine Freunde, und den Freunden den Glauben an seine Größe!“

Um die Handlungsweise von Frau Overbeck zu ver-

stehen, muß man das erstrebte und zuweilen auch erreichte Ziel betrachten. Nach den Aussagen von Frau Marie Baumgartner und nach eignen Beobachtungen, die mir aber erst später verständlich geworden sind, strebte sie offenbar vom ersten Augenblick, als sie nach Basel kam, danach, daß ihr Mann als einziger Freund meines Bruders und sie selbst als Nietzsches Seelenschwester gelten sollte. Zu diesem Zweck mußte Rohde, den mein Bruder von allen Jugendfreunden am höchsten wertete (Wagner natürlich ausgenommen) und ich, die ich in seinem Vertrauen am höchsten stand, entfernt werden. Rohde und ich waren die Opfer von Frau Overbecks Ambitionen, aber das Hauptopfer war doch mein armer Bruder, denn alle, die mit Overbecks irgendwie in Verbindung standen und früher Nietzsche von Herzen verehrt hatten, z. B. der Sohn von Frau Baumgartner, Professor Adolf Baumgartner, der sein begeisterter Schüler gewesen war, verloren die Ehrfurcht vor seiner Größe und seinem Charakter, an deren Stelle eine scheue Vorsicht trat. Nur in den Kreisen, die Frau Overbeck fern standen, blieb die Ehrfurcht vor seiner Persönlichkeit bestehen, die meinem Bruder doch immer so wohl tat und welcher er z. B. im Engadin vonseiten vieler alter Bekannten aus Basel begegnete — wohlverstanden aber immer nur vonseiten solcher, die mit Overbecks nicht verkehrten.

Vor allem aber wendete sich Frau Overbeck meinem Bruder gegenüber gegen mich, zuerst mit leiser Herabsetzung und später mit direkten Verdächtigungen. Frau Baumgartner erzählte davon allerhand Geschichten, die man ergötzlich nennen könnte, wenn sie nicht so traurige Folgen gehabt hätten. Im Winter 1878/79, von welchem in diesem Kapitel hauptsächlich die Rede ist, war Frau Baumgartner nämlich ziemlich viel mit meinem Bruder zusammen, da die aufopfernde Frau mit ihrer sehr hübschen Handschrift das Druckmanuskript zu den „Vermischten

Meinungen und Sprüchen" schrieb. Da habe ihr mein Bruder nun einmal geklagt, Overbecks drängten ihn zu sehr, sich von seiner Schwester loszulösen, sie sagten: „ältere Mädchen hängten sich leicht an ihre einzigen Brüder und fielen denen dann manchmal später sehr zur Last." Frau Baumgartner hatte zu diesen Klagen herzlich gelacht und sich die Antwort erlaubt, daß es bis jetzt mehr den Anschein gehabt hätte, als ob er seiner Schwester zuweilen eine ziemliche Last aufgebürdet habe, sie ihm aber nicht, was er auch durchaus bestätigte, indem er noch hinzugefügt hatte, daß er bestimmt wisse, daß ich vorteilhafte Heiratsanträge nur um ihn zu pflegen ausgeschlagen hätte. Kurze Zeit darauf, als der Abschied von Basel beraten wurde und es fraglich schien, ob ihm die Universität eine genügende Pension geben könnte, da die Schweizer Universitäten nicht dazu verpflichtet sind, stellte ich ihm mein ganzes Vermögen zur Verfügung und erklärte, daß ich versuchen wolle, mir selbst etwas zu verdienen. Das hatte mein Bruder Frau Baumgartner mit Rührung erzählt, worauf sie erwidert hatte: „Nun sehen Sie ja selbst, welchen geringen Wert die Bemerkungen von Frau Overbeck haben." Wenn nun auch diese ersten Verdächtigungen erfolglos blieben, so hat Frau Overbeck doch niemals damit aufgehört, und ein steter Tropfen höhlt den Stein. Ihre auf Herabsetzung gemünzten Bemerkungen wendeten sich übrigens nicht nur gegen mich, sondern auch gegen unsre Mutter. Mein Bruder wurde von ihr bedauert, daß seine Angehörigen so wenig zu ihm paßten, wie wenig bedeutend wir wären, es wurde sanft auf unsre Unvollkommenheiten angespielt. Das hatte schließlich ein fast komisch zu nennendes Resultat. Mein Bruder, der sehr an uns hing, suchte dies vor Overbecks zu verbergen, konnte es aber nicht immer fertig bringen, wobei es dann für Frau Overbeck sehr mißfällig aufgenommene Überraschungen gab.

Wiederum bin ich in Schilderungen und Betrachtungen dem Winter 1878/79 vorausgeeilt und kehre nun zu ihm zurück. Nach der Erholungszeit in Naumburg trat Fritz in Basel verhältnismäßig frisch das Wintersemester an, hielt seine Kollegien und lebte sehr vereinsamt weit draußen, fast schon auf dem Lande, wo sich jetzt das Arbeiterviertel Binningen ausdehnt. Damals war aber alles noch frei von Häusern und ganz einsam; sehr anmutige Spaziergänge konnte er sogleich vom Haus aus unternehmen, ohne irgendwelche Straße passieren zu müssen. Er hatte sich damals eine Lebensweise nach den Vorschriften des Italieners Cornaro zusammengestellt, — mit welch üblem Erfolg, zeigte das Ende des Winters, er selbst beschreibt ihn in der Götzendämmerung, S. 90—91. Er lebte nur von Früchten, Zwiebäcken, jenen für Kranke in Tafeln hergestellten Leguminosensuppen und etwas kaltem gebratenem Fleisch, das ihm in der Delikatessenhandlung die „Jungfere Walter" sehr appetitlich zurechtmachte. Es ist kein Zweifel, daß mein Bruder damals ein wenig Diogenes in der Tonne nachzuahmen versuchte, er wollte einmal sehen, mit wie wenig ein Philosoph auskommen kann. Aber diese vier Monate — denn nur so lange hat diese Lebensweise in Basel gedauert — werden von üblen Phantasten mit allen möglichen Erfindungen ausgeschmückt. Aus den getrockneten Früchten, Feigen und Datteln und aus Äpfeln, Birnen und Trauben machen jene Leute, die durchaus die Gestalt meines Bruders verkleinern oder gar lächerlich machen möchten, Kohlköpfe und Lauch, die sich mein Bruder selbst gekauft und mit ins Kolleg gebracht haben soll; — zu welchem Zweck, konnten diese Toren allerdings nicht verraten, da er zufälligerweise in seinem ganzen Leben weder Kohl noch Lauch gegessen hat und sie wohl auch nicht seinen Zuhörern zu essen geben wollte! Er verkehrte mit niemand in jener Zeit; nur Professor Overbeck kam zuweilen zum Vorlesen zu ihm und zeigte

sich überhaupt liebreich für ihn besorgt. Aber dessen Besuche erwiderte er selten und vermied es auch sonst, mit Bekannten zusammenzutreffen.

Der Hauptgrund, weshalb er sich so von allen Freunden und Bekannten zurückzog, war wohl, was er mir zu sagen pflegte: „Ich bin nicht gesund genug, um beständig mit all den heimlichen Gedanken, den unausgesprochenen Widerreden meiner Freunde kämpfen zu können.“ Denn groß sind die Widersprüche des menschlichen Herzens, auch bei einem Philosophen! Fritz ließ seinen Freunden die vollkommenste Freiheit der eigenen Ansichten, ob wir Wagner und Schopenhauer treu bleiben, oder uns neuen Anschauungen zuwenden wollten, aber es kränkte ihn doch, daß uns unsere persönlichen Überzeugungen so fest in dem Banne der alten Götter zurückhielten.

Über sein damaliges Leben schreibt er an den Freiherrn von Seydlitz im November 1878: „Seien und bleiben Sie mir, mein geliebter Freund, mit Ihrer herzlichen, guten Seele gesegnet! So, wie ich es hier sage, denke ich immer an Sie. Briefe schreiben geht nicht mehr, meine ältesten wie meine letzten Freunde dürfen es nicht mehr von mir erwarten. Ich habe meinem Amte und meiner Aufgabe zu leben — einem Herrn und einer Geliebten und Göttin zugleich: viel zu viel für meine schwache Kraft und tief erschütterte Gesundheit. Äußerlich gesehen, ist es ein Leben wie das eines Greises und Einsiedlers: völlige Enthaltung von Umgang, auch dem der Freunde, gehört dazu. Trotzdem bin ich mutig, vorwärts, excelsior!“

Mit welchen Empfindungen er selbst einer möglichen Erblindung entgegensah, zeigt ein erschütternder Aphorismus aus der damaligen Zeit: „Ja die Gunst der Musen! — Was Homer darüber sagt, greift in's Herz, so wahr, so schrecklich ist es: „Herzlich liebt' ihn die Muse und gab ihm Gutes und Böses; denn die Augen entnahm

sie und gab ihm süßen Gesang ein. — Dies ist ein Text ohne Ende für den Denkenden: Gutes und Böses gibt sie, das ist ihre Art von herzlicher Liebe! Und Jeder wird es sich besonders auslegen, warum wir Denker und Dichter unsre Augen daran geben müssen."

Er hatte zuerst die Absicht gehabt, jede Woche von Sonnabend bis Montag zu verreisen, aber es wurde nichts daraus, denn die Arbeit an seinen Vorlesungen und dem neuen Buche nahm seine ganze Zeit in Anspruch. Anstatt sich am Ende der Woche zu erholen, arbeitete er mit unermüdlichem Eifer weiter fort, oder fuhr nach Lörrach, wo die ausgezeichnete Freundin, Frau Marie Baumgartner, wie schon erwähnt, das neue, aber nicht durchweg neu verfaßte Manuskript abschrieb. Von den beiden Aphorismensammlungen, die den zweiten Band des „Menschlichen, Allzumenschlichen" ausmachen, stammt vieles, seiner Konzeption und ersten Aufzeichnung nach, schon aus dem Sommer und Herbst 1877 sowie dem folgenden Winter. Besonders aus den Sorrentiner Niederschriften ist vieles benutzt, das im ersten Bande des „Menschlichen, Allzumenschlichen" noch keinen Raum gefunden hatte.

Wie man sieht, lief dieser Winter wieder auf eine Überarbeitung hinaus, die bei der mangelhaften Ernährung noch viel schlimmer wirkte, als wie in sonstigen Zeiten. Im März erschienen die „Vermischten Meinungen und Sprüche" und bereiteten meinem Bruder wenig Freude, denn die Freunde schwiegen entweder oder drückten sich in gewundenen Redensarten aus, immer ausgenommen, gerade wie bei dem I. Band des „Menschlichen, Allzumenschlichen": Jacob Burckhardt, Dr. Paul Rée und Peter Gast.

Die Osterferien ging Fritz nach Genf, ohne dort Erholung zu finden. Nach seiner Rückkehr kam eine furchtbare Krisis, Anfall über Anfall der heftigsten Kopf- und Augenschmerzen mit tagelangem Erbrechen — es war vorüber mit all seiner Geduld, mit all seinem Lebensmut!

Ich erhielt eine erschütternde Aufforderung Overbecks, sogleich nach Basel zu kommen. Als ich ankam, war ich furchtbar erschrocken, denn mein geliebter Bruder war kaum wiederzuerkennen, ein müder, gealterter Mann streckte mir mit tiefer Bewegung die Hand entgegen. Nie hatte er so ausgesehen; es war sonst für jedermann immer erstaunlich gewesen, daß Fritz trotz aller Leiden immer noch besser aussah und robuster war, als viele stets gesunde Menschen. Daß er in dem vergangenen Winter so besonders von Kräften gekommen war, lag daran, daß er selbst für seine Ernährung gesorgt und sich dafür jenes obenerwähnte wunderliche Regime zurecht gemacht hatte. Er ahnte nicht, mit welch peinlicher Gewissenhaftigkeit ich während der früheren schlimmen Winter in Basel für seinen armen Magen gesorgt hatte, damit die allgemeine Ernährung in den langen Schmerzenstagen nicht ganz unterbrochen wurde. Die Auswahl, Zubereitung, Temperatur der Speisen hatte ich auf das peinlichste nach den vielfachen Erfahrungen geregelt; nun machte ich mir die heftigsten Vorwürfe, daß ich dies früher nicht genug hervorgehoben hatte. Wir sahen jetzt ein, daß nur durch diese Sorgsamkeit es möglich gewesen war, die früheren Winter in Basel zu überstehen. Doch muß ich erwähnen, daß dasselbe oben erwähnte Regime seiner Ernährung ihm im Süden zeitweise recht wohlgetan hat.

Jetzt aber war es mit allen Basler Plänen zu Ende. Fritz reichte seinen Abschied ein und richtete an die Erziehungsbehörde folgendes Schreiben: „Der Zustand meiner Gesundheit, dessentwegen ich schon mehrmals mit einem Gesuche mich an Sie wenden mußte, läßt mich auch heute den letzten Schritt tun und die Bitte aussprechen, aus meiner bisherigen Stellung als Lehrer der Universität ausscheiden zu dürfen. Die inzwischen immer mehr gewachsene äußerste Schmerzhaftigkeit meines Kopfes, die immer größere Einbuße an Zeit, welche ich durch mein

vieles Kranksein erleide, die von neuem festgestellte erhebliche Abnahme meiner Sehkraft — Alles zusammen ist jetzt auf den Punkt gekommen, wo ich meinen Pflichten nicht mehr genügen, ihnen überhaupt nicht mehr nachkommen kann, nachdem ich schon in den letzten Jahren mir manche Unregelmäßigkeit in der Erfüllung dieser Pflichten, jedesmal zu meinem größten Leidwesen, nachsehen mußte. Es würde zum Nachteile unsrer Universität und der philologischen Studien ausschlagen, wenn ich noch länger eine Stellung bekleiden müßte, der ich jetzt nicht mehr gewachsen bin: auch habe ich keine Aussicht mehr, in kürzerer Zeit auf eine Besserung in dem chronisch gewordenen Zustand meines Kopfleidens rechnen zu dürfen, da ich nun seit Jahren Versuche über Versuche zu seiner Beseitigung gemacht und mein Leben auf das strengste danach geregelt habe, mit Entsagungen jeder Art — umsonst, wie ich mir jetzt eingestehen muß, so daß ich überhaupt den Glauben verloren habe, meinen Leiden noch lange Widerstand leisten zu können. So bleibt mir nur übrig, mit tiefem Bedauern den Wunsch meiner Entlassung und zugleich meinen Dank für die vielen Beweise von wohlwollender Nachsicht auszusprechen, welche die hohe Behörde mir vom Tage meiner Berufung bis heute gegeben hat."

Der Abschied wurde ihm bewilligt mit einer Pension von 3000 Fr., die vom Staat, der Akademischen Gesellschaft und aus dem Heuslerschen Fonds gezahlt wurden. Das Dokument muß noch in Overbecks Nachlaß aufzufinden sein, dem ich es, nachdem ich es gelesen, damals zurückgegeben habe. Doch erhielt ich durch befreundete Hand das Konzept des Begleitschreibens zur Entlassungsurkunde aus dem Archiv des Erziehungsrats.

„Indem wir Ihnen die Urkunde zustellen, womit der Regierungsrat Ihrem Entlassungsgesuche Folge giebt, sprechen wir unsererseits unsern wärmsten Dank aus für die treue Hingebung, womit Sie an unserer Universität

und am Pädagogium gewirkt haben, so lange und so weit Ihnen dies nur immer möglich war. Wir geben auch der Hoffnung Raum, daß das Leiden, das zu unserm großen Bedauern Ihrer äußeren Tätigkeit für einstweilen ein Ziel gesetzt hat, in nicht allzulanger Zeit der stillen Wirkung der Zeit und der Ruhe weichen werde. Möge Ihre Geduld nicht auf eine allzu harte Probe gestellt werden!

Genehmigen Sie, Herr Professor, die Versicherung unserer wahren Hochschätzung:

Namens des Erziehungsrates,
der Vorsteher des E.-D."

Mein Bruder war zehn Jahre lang Professor an der Universität Basel gewesen und hatte während dieser Zeit folgende Vorlesungen gehalten:

Sommer-Semester 1869.

Erklärung der Fragmente der griechischen Lyriker, vierstündig.
Äschylus Choephoren, dreistündig.
Im Seminar: Interpretation griechischer Lyriker.

Winter-Semester 1869/70.

Lateinische Grammatik, vierstündig.
Die vorplatonischen Philosophen mit Interpretation ausgewählter Fragmente, zweistündig.*)

Sommer-Semester 1870.

Sophokles Oedipus rex, dreistündig.
Im Seminar: Ciceros Academica, einstündig.

Winter-Semester 1870/71.

Hesiods Werke und Tage, dreistündig.
Griechische Metrik, dreistündig.
Im Seminar: Cicero.

*) Im Hause bei sich mit drei Studenten gelesen.

Sommer-Semester 1871.

Einleitung in das Studium der klassischen Philologie, dreistündig.
Im Seminar: Sophokles Oedipus rex, einstündig.

Winter-Semester 1871/72.

Einleitung in das Studium der platonischen Dialoge, dreistündig.
Übungen in lateinischer Epigraphik, einstündig.
Im Seminar: Hesiod.

Sommer-Semester 1872.

Interpretation der Choephoren des Äschylus, dreistündig.
Die vorplatonischen Philosophen, dreistündig.
Im philologischen Seminar: Theognis.

Winter-Semester 1872/73.

Die Rhetorik der Griechen und Römer, dreistündig.

Sommer-Semester 1873.

Die älteren griechischen Philosophen bis Plato, mit Interpretation ausgewählter Fragmente, dreistündig.
Hesiods Werke und Tage, dreistündig.
Im Seminar: Theognis.

Winter-Semester 1873/74.

Über Platos Leben und Schriften, dreistündig.
Im Seminar: ein griechischer Dichter.

Sommer-Semester 1874.

Darstellung der antiken Rhetorik, dreistündig.*)
Die Choephoren des Äschylus, dreistündig.

Winter-Semester 1874/75.

Geschichte der griechischen Literatur, erster Teil, dreistündig.

*) Hierfür ist ein anderes Colleg gelesen worden.

Erklärung von Aristoteles Rhetorik, dreistündig.
Im Seminar: Oedipus rex.

Sommer-Semester 1875.

Geschichte der griechischen Literatur, zweiter Teil, dreistündig.
Die Rhetorik des Aristoteles, Fortsetzung, dreistündig.
Im Seminar: kritische Übungen in bezug auf die Geschichte der griechischen Literatur, einstündig.

Winter-Semester 1875/76.

Altertümer des religiösen Kultus der Griechen, dreistündig.
Geschichte der griechischen Literatur, Schluß, ein- bis zweistündig.
Im Seminar: Laertius Diogenes, einstündig.

Sommer-Semester 1876.

Die vorplatonischen Philosophen, dreistündig.
Über Platons Leben und Lehre, ein- bis zweistündig.
Im Seminar: Hesiod.

Winter-Semester 1876/77.
Beurlaubt.

Sommer-Semester 1877.
Beurlaubt.

Winter-Semester 1877/78.

Äschylus Choephoren, dreistündig.
Im Seminar: Die religösen Altertümer der Griechen, einstündig.

Sommer-Semester 1878.

Hesiods Werke und Tage, dreistündig.
Platons Apologie des Sokrates, zweistündig.
Im Seminar: Äschylus Choephoren, Fortsetzung, einstündig.

Winter-Semester 1878/79.

Ausgewählte Fragmente der griechischen Lyriker, dreistündig.
Thukydides, zweistündig.
Im Seminar: Platons Phädon, einstündig.

Wer die zahlreichen Werke Nietzsches aus jener Zeit kennt und nun diese Liste der Vorlesungen mit ihren so interessanten wissenschaftlichen Thematen sieht, der meint vielleicht, daß es sich mein Bruder wenigstens mit seinen Vorlesungen leicht gemacht hätte. Inzwischen sind aber in den allerletzten Jahren die drei Bände Philologica erschienen, die bei allen Gelehrten ein großes Erstaunen hervorgerufen haben, denn sie zeigten, daß auch in der Erfüllung dieser Aufgaben mein Bruder die Gewissenhaftigkeit selbst gewesen ist und daß sein Stolz ihm gebot, ein übernommenes Amt so gut wie nur möglich auszufüllen und für die Belehrung seiner Schüler das Beste zu tun. Ein ausgezeichneter Gelehrter schrieb mir in diesen Tagen, nachdem er Einsicht in die kürzlich erschienenen Philologica genommen hatte: „Nietzsches Persönlichkeit erscheint in der Erfüllung der Pflichten seines Berufes ebenso groß wie als Denker und Künstler. Wie seine philologischen Untersuchungen sich durch eindringende Schärfe und fruchtbare Kombinationen auszeichnen, so zeigen seine Vorlesungen eine in jener Zeit fast beispiellose Sorgfalt der Vorbereitung und eine so geistvolle Durchdringung des Stoffes, daß man sie nur neben die von Jakob Burckhardt stellen kann.“

Aber diese Gewissenhaftigkeit ist sozusagen sein Unglück gewesen, denn dadurch hat er seine armen halbblinden Augen so über die Maßen angestrengt, so daß schließlich dies qualvolle Leiden entstanden war. Es war das größte Unrecht gegen sich selbst, daß er sich früher nicht entschlossen hatte, den Amtsverpflichtungen ein Ende zu machen und von Basel fortzugehen; die letzten Jahre waren eine nutzlose Vergeudung von Kräften gewesen und hatten diese kaum wieder gutzumachende Verschlimmerung seines Leidens hervorgerufen. Aber wie ich schon früher erwähnte: alles im Leben meines Bruders entwickelte sich langsam, am langsamsten der Glaube an sich selbst und

an seine höchste Bestimmung. In Guyaus „Esquisse d'une morale sans obligation ni sanction" fiel uns eine von meinem Bruder stark angestrichene Stelle in die Augen: „Supposons par exemple un artiste qui sent en lui le génie et qui s'est trouvé condammé toute sa vie à un travail manuel; ce sentiment d'une existence perdue, d'une tâche non remplie, d'un idéal non realisé, le poursuivre obsédera sa sensibilité à peu près de la même manière que la conscience d'une défaillance morale." Dazu macht mein Bruder folgende melancholische Randbemerkung: „So war meine eigene Existenz in Basel."

Wie ergreifend mein Bruder mit dem ganzen amor fati seines späteren Lebens auf jene jammervolle Schmerzenszeit samt den Veränderungen, die sie hervorrief, zurückblickte, können wir aus folgender Aufzeichnung vom Herbst 1888 ersehen:

„Damals entschied sich mein Instinct unerbittlich gegen ein noch längeres Nachgeben, Mitgehn, Mich-selbst-verwechseln. Jede Art Leben, die ungünstigsten Bedingungen, Krankheit, Armut, — Alles schien mir jener unwürdigen ‚Selbstlosigkeit' vorziehenswert, in die ich zuerst aus Unwissenheit, aus *Jugend* geraten war, in der ich später aus Trägheit, aus sogenanntem ‚Pflichtgefühl', hängen geblieben war. — Hier kam mir, auf eine Weise, die ich nicht genug bewundern kann, und gerade zur rechten Zeit, jene *schlimme* Erbschaft von Seiten meines Vaters her zu Hilfe, — im Grunde eine Vorbestimmung zu einem frühen Tode. Die Krankheit *löste mich langsam heraus*: sie ersparte mir jeden Bruch, jeden gewalttätigen und anstößigen Schritt. Ich habe kein Wohlwollen damals eingebüßt und viel noch hinzugewonnen. Die Krankheit gab mir insgleichen ein Recht zu einer vollkommnen Umkehr aller meiner Gewohnheiten; sie erlaubte, sie *gebot* mir Vergessen; sie beschenkte mich mit der *Nötigung* zum Stillliegen, zum Müßiggang, zum Warten und Ge-

duldigsein. — Aber das heißt ja denken! — Meine Augen allein machten ein Ende mit aller Bücherwürmerei, auf deutsch ‚Philologie‘: ich war vom ‚Buch‘ erlöst, ich las jahrelang nichts mehr — die größte Wohltat, die ich mir je erwiesen habe! — Jenes unterste Selbst, gleichsam verschüttet, gleichsam still geworden unter einem beständigen Hören-Müssen auf andre Selbste (— und das heißt ja lesen!) erwachte langsam, schüchtern, zweifelhaft, — aber endlich redete es wieder. Nie habe ich so viel Glück an mir gehabt, als in den kränksten und schmerzhaftesten Zeiten meines Lebens: man hat nur die ‚Morgenröte‘ oder etwa den ‚Wanderer und seinen Schatten‘ sich anzusehn, um zu begreifen, was diese ‚Rückkehr zu mir‘ war: eine höchste Art von Genesung selbst! — Die andre folgte blos daraus.“ —

Es war aber damals an Besserung oder Genesung noch nicht zu denken, Fritz hatte den Glauben daran ganz verloren. Die Schmerzen waren deshalb so besonders quälend, weil sie am Tag nie durch irgendwelche Betäubung und Nachts nur durch wenige Stunden Schlaf unterbrochen wurden. Sein Geist arbeitete trotz der Schmerzen immer weiter

Im „Ecce homo“ schildert er den Zustand seiner schlimmsten Krankheitsjahre 1879—80: „Mitten in Martern, die ein ununterbrochner dreitägiger Gehirn-Schmerz sammt mühseligem Schleim-Erbrechen mit sich bringt, — besaß ich eine Dialektiker-Klarheit par excellence und dachte Dinge sehr kaltblütig durch, zu denen ich in gesünderen Verhältnissen nicht Kletterer, nicht raffinirt, nicht kalt genug bin. Meine Leser wissen vielleicht, inwiefern ich Dialektik als Decadence-Symptom betrachte, zum Beispiel im allerberühmtesten Fall: im Fall des Sokrates. — Alle krankhaften Störungen des Intellects, selbst jene Halbbetäubung, die das Fieber im Gefolge hat, sind mir bis heute gänzlich fremde Dinge geblieben,

über deren Natur und Häufigkeit ich mich erst auf gelehrtem Wege zu unterrichten hatte."

Wir blieben nach meiner Ankunft nur noch einen Tag in Basel, an welchem mir Fritz die Anweisung gab, wie ich mit seiner Bibliothek und seinen Manuskripten verfahren sollte. Einen Teil seiner Bücher hatte er bereits verschenkt und verkauft, aber die Hauptmasse seiner Bibliothek war noch vorhanden und sollte in Kisten eingepackt bei Freunden eingestellt werden, mit Ausnahme von zwei gefüllten Koffern, die er auf die Reise mitnehmen wollte. Ganz schrecklich war mir, was er über seine Manuskripte bestimmte! Er hatte die Gewohnheit, alle Vorarbeiten zu seinen Schriften in feste Hefte zu schreiben; von diesen hatte er nun zwei Haufen auf dem Fußboden gemacht, der eine sollte eingepackt, der andere verbrannt werden. „Was soll ich noch mit diesen Heften, ich bin nächstens entweder blind oder tot," meinte Fritz (während der schlimmen Leidenszeit war die Sehkraft auf ein Minimum herabgesunken). Diese Bücher mit seiner lieben Handschrift verbrennen zu sollen, war mir ein schrecklicher Gedanke. „Fritz," sagte ich zögernd, „wie kann man denn diese festen Hefte verbrennen?" „Mit den Deckeln geht es natürlich nicht," sagte Fritz, nahm ein Federmesser und schnitt innen die Bänder durch, die das Heft mit dem Deckel verbanden. Zum Glück hatte er eins der Hefte ergriffen, in dem etwas stand, von dem er zuvor gesagt hatte, daß es aufbewahrt werden sollte. „Siehst du, Fritz, da wäre nun gleich etwas Falsches verbrannt worden," meinte ich, „laß mich das Ganze erst noch einmal aussuchen." „Meinetwegen," sagte Fritz, „aber schaff mir das Zeug weg, daß ich es nicht wieder sehe, laß es einstampfen oder verbrennen, ich überlasse alles deiner Liebe und Klugheit." So blieb vor der Hand alles, wie es war: es wurde bestimmt, daß ich nach einigen Wochen nach Basel zurückkehren sollte, um

die Möbel zu verkaufen und alle seine Angelegenheiten endgiltig zu ordnen. Der Haufen Schriften, den mein Bruder damals zum Verbrennen bestimmt hatte, ist bis auf sieben Druckbogen der Inhalt des neunten und zehnten Bandes der Gesamtausgabe und der drei Bände seiner philologischen Schriften, — natürlich habe ich keine Zeile verbrannt. — Mein Bruder hatte in dem Reichtum seines Geistes keine Ahnung mehr, was für kostbare Schätze darin verborgen waren, welche Fülle von Gedanken, von ihm vergessen, darin aufgespeichert lag.

Wir reisten von Basel nach Schloß Bremgarten bei Bern, wo wir uns ungefähr drei Wochen aufhielten. Die ganze Zeit ist mir in ihrer unendlichen Schwermut unvergeßlich geblieben. Das Schloß hat in der Nähe schöne ausgedehnte Waldungen und einen Garten mit alten riesengroßen Bäumen, der hoch über der Aar gelegen, wie eine Halbinsel von ihr umrauscht wird. Der schlimmste Krankheitszustand nahm mit dem Verlassen von Basel ein Ende, aber Fritz war immer in der Erwartung, daß er wiederkehren könnte, dazu halbblind und so erschöpft, daß wir gar nicht aufzuatmen wagten; trotzdem wanderten wir viel umher. Schloß Bremgarten hatte eine außerordentlich malerische Umgebung, und ich sehe noch den rührenden Blick, mit dem mein Bruder oft auf die herrlichen Landschaftsbilder schaute, als ob er für immer Abschied nähme. Eines Abends ruhten wir auf einem Hochplateau aus, es war ein öder, weiter Raum mit dunkeln Tannen umsäumt, die sich scharf gegen den kalten blauen Himmel abhoben. Eine Raubvogelversammlung schien auf den hohen Bäumen stattzufinden; wie sie mit gellen heiseren Schreien kamen und wieder davonflogen, und wie sich dann die seltsame lautlose Stille und Öde rings herum ausbreitete und die kühle Abendluft einen erschauern ließ — da überfiel uns der Eindruck einer grenzenlosen Verlassenheit, man war wie von allem Lebenden abgeschieden, wie auf einer Stätte

des Todes, von der selbst die Raubvögel mit höhnischem Geschrei flohen. „Lisbeth," sagte mein Bruder feierlich, „versprich mir, wenn ich sterben sollte, daß nur die Freunde um meinen Sarg stehen, kein neugieriges Volk, laß, wenn ich mich nicht mehr dagegen wehren kann, keinen Priester und niemanden an meinem Sarge Unwahrheiten sagen, laß mich als einen redlichen Heiden ohne Lügen ins Grab legen." Ich hob die Hand wie zum Schwure und versprach es. —

Als ich in Basel seine Angelegenheiten in Ordnung gebracht, die Möbel verschenkt und verkauft hatte, packte ich das gesamte Manuskriptmaterial in meinen Koffer und schickte es nach Naumburg — durchaus im Widerspruch mit Professor Overbeck, der mir eifrig zuredete, ich möchte doch „das alte Zeug" verbrennen. Ich sehe ihn noch vor mir stehen, wie er mit der Stiefelspitze geringschätzig in den Manuskripthaufen hineinstieß. Doch muß ich hinzufügen, daß Overbeck ein bißchen gekränkt war, daß mein Bruder ziemlich energisch das freundliche Anerbieten von ihm und seiner Frau, seine Angelegenheiten zu ordnen, zurückgewiesen hatte. Mein Bruder empfand es aber als ein wahres Glück, sich zu dieser Weigerung aufgerafft zu haben; er schrieb mir: „Ich freue mich und bin beruhigt, Dich und Niemanden sonst unter meinem Krimskrams zu wissen", und rühmte noch späterhin, wie gut es gewesen wäre, daß ich alles allein, und zwar so ganz nach seinem Herzen geordnet hätte. Es war eine der melancholischsten Zeiten, die ich erlebt habe. Diesen kleinen Haushalt aufzulösen und in den Trümmern so einsam zu schaffen, war schrecklich. Ich erinnere mich, daß eines Tages ein fremder Verehrer meines Bruders aus Norddeutschland kam, der gewiß den Eindruck empfangen hat, als ob hier ein allerletzter Abschluß eines Lebens vorbereitet würde. Doch möchte ich noch hervorheben, daß sonst Overbeck sich damals trotz der kleinen Kränkung ungemein hilfreich und

als ein wahrer Freund gezeigt hat, denn wie sehr sich auch später der Ausdruck seiner Gesinnung verändert hat, im tiefsten Herzen hat er, glaube ich, niemanden so geliebt wie meinen Bruder. Diese Freundschaft ist ihm nur später verleidet worden, man darf aber von der späteren Zeit nicht auf die frühere zurückschließen.

Während der drei Wochen, die mein Bruder und ich zusammen in Schloß Bremgarten verbrachten, hatte sich mein Bruder doch ziemlich erholt, und das deutlichste Anzeichen einer Besserung war, daß wir wieder für die Zukunft allerhand Pläne zu machen angefangen hatten. Er begab sich zunächst nach Zürich, wo eine liebe mütterliche Freundin ihn 14 Tage pflegte und aufheiterte. Von dort ging er nach Wiesen und Ende Juni nach St. Moritz im Oberengadin. Zum ersten Male leuchteten der Glanz des Engadiner Himmels, die edlen heroischen Linien seiner Landschaft, die ganze Farbenpracht seiner Seen und seiner blütenübersäten Wiesen und Abhänge in seine Leidenszeit hinein. Wie tief er davon entzückt war, wie er sich dieser Umgebung innigst verwandt fühlte, sagen zwei Aphorismen aus dem Büchlein, das er damals dort schrieb und welches die ganze Höhenluft seiner Stimmung aufgenommen hat, es ist: „Der Wanderer und sein Schatten.“ Die Aphorismen lauten:

„Doppelgängerei der Natur. — In mancher Natur-Gegend entdecken wir uns selber wieder, mit angenehmem Grausen; es ist die schönste Doppelgängerei. — Wie glücklich muß der sein können, welcher jene Empfindung gerade hier hat, in dieser beständigen sonnigen Oktoberluft, in diesem schalkhaft glücklichen Spielen des Windzugs von früh bis Abend, in dieser reinsten Helle und mäßigsten Kühle, in dem gesammten anmutig ernsten Hügel-, Seen- und Wald-Charakter dieser Hochebene, welche sich ohne Furcht neben die Schrecknisse des ewigen Schnees hingelagert hat, hier, wo Italien und Finnland zum Bunde

zusammengekommen sind und die Heimat aller silbernen Farbentöne der Natur zu sein scheint: — wie glücklich der, welcher sagen kann: ‚es giebt gewiß viel Größeres und Schöneres in der Natur, dies aber ist mir innig und vertraut, blutsverwandt, ja noch mehr.‘" —

„Et in Arcadia ego. — Ich sah hinunter, über Hügel-Wellen, gegen einen milchgrünen See hin, durch Tannen und altersernste Fichten hindurch: Felsbrocken aller Art um mich, der Boden bunt von Blumen und Gräsern. Eine Heerde bewegte, streckte und dehnte sich vor mir; einzelne Kühe und Gruppen ferner, im schärfsten Abendlichte, neben dem Nadelgehölz; andre näher, dunkler; Alles in Ruhe und Abendsättigung. Die Uhr zeigte gegen halb sechs. Der Stier der Heerde war in den weißen schäumenden Bach getreten und gieng langsam widerstrebend und nachgebend seinem stürzenden Laufe nach: so hatte er wohl seine Art von grimmigem Behagen. Zwei dunkelbraune Geschöpfe, bergamasker Herkunft, waren die Hirten: das Mädchen fast als Knabe gekleidet. Links Felsenhänge und Schneefelder über breiten Waldgürteln, rechts zwei ungeheure beeiste Zacken, hoch über mir, im Schleier des Sonnenduftes schwimmend, — Alles groß, still und hell. Die gesammte Schönheit wirkte zum Schaudern und zur stummen Anbetung des Augenblicks ihrer Offenbarung; unwillkürlich, wie als ob es nichts Natürlicheres gäbe, stellte man sich in diese reine scharfe Lichtwelt (die gar nichts Sehnendes, Erwartendes, Vor- und Zurückblickendes hatte) griechische Heroen hinein; man mußte wie Poussin und seine Schüler empfinden: heroisch zugleich und idyllisch. — Und so haben einzelne Menschen auch gelebt, so sich dauernd in der Welt und die Welt in sich gefühlt, und unter ihnen einer der größten Menschen, der Erfinder einer heroisch-idyllischen Art zu philosophieren: Epikur."

Fritz pflegte später zu sagen: „der Engadin hat mich

dem Leben wiedergegeben." Es erfüllten ihn wieder heitere dem Leben zugewandte Empfindungen, was man auch aus seinen damaligen harmlos kindlichen Briefen vom Juli 1879 sieht. „Heute Morgen wollte ich das Geburtstagsbriefchen schreiben und siehe, da kommt das Kästchen, und ich bin's, der zu Deinem Geburtstag beschenkt wird! Das ist sehr drollig! Ich denke es einmal wieder gut zu machen, laß mich nur erst etwas mehr hier zu Hause sein. Bis jetzt weiß ich gar nicht, was man hier haben kann.—... Also heute nichts als sehr gute treue Wünsche und noch viel mehr Dank für Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft, meine liebe Schwester. Du hast mir geholfen, wie nur eine sehr brave Schwester helfen kann. — Und heute wieder, Alles wie ausgesucht nach meinem Herzen, bis zu dem Waschlappen, da ich Dich um einen bitten wollte. Wie sind die brown college so gemütlich, könnte man so Etwas von Gerste nicht selber einmal backen? Hier sind alle Bäckersachen unbändig teuer.... Überhaupt Höhenpreise! ... Trotzdem, St. Moritz ist das Rechte für mich. Ich bin viel krank, habe vier Tage schon zu Bett gelegen, und jeder Tag hat seine Elendsgeschichte und trotzdem! Ich halte es besser aus, als irgendwo. Mir ist, als hätte ich lange lange gesucht und endlich gefunden. An Besserung denke ich gar nicht mehr, geschweige denn an Genesung. Aber Aushalten-können ist sehr viel, Du weißt, was ich meine ...."

Er war nun auch zu dem Entschluß gekommen, den Herbst nach Naumburg zu gehen. In der Nähe von unsrer Mutter Haus befand sich auf dem alten Stadtwall ein ehemaliger Befestigungsturm mit großem Garten. Dieses Grundstück gehörte der Stadt und wir hatten uns miteinander ausgedacht, daß sich Fritz diesen Turm mit Garten mieten, dort wohnen und, um sich körperlich zu bewegen, etwas Gärtnerei betreiben sollte. Als er sich nun wohler fühlte, fand er diesen Plan sehr angenehm

und schreibt deshalb eifrig an unsre Mutter, die sich nach den näheren Bedingungen erkundigt hatte. „Meine liebe gute Mutter, eben wollte ich schreiben und Dich bitten, doch ja in Erfahrung zu bringen, wann der Termin abläuft. Da kommt, sehr zur guten Stunde, Dein lieber Brief. Also: ich verpflichte mich förmlich, auf 6 Jahre 17½ Thlr. (oder, wenn der ganze Zwinger zu erhalten ist, das Doppelte) jährlich zu zahlen. Aber das Turmzimmer muß ich haben. Der Gemüsebau entspricht ganz meinen Wünschen und ist auch eines zukünftigen ‚Weisen' keineswegs unwürdig. Du weißt, daß ich zu einer einfachen und natürlichen Lebensweise hinneige, ich bestärke mich immer mehr darin, es giebt auch für meine Gesundheit kein anderes Heil. Eine wirkliche Arbeit, welche Zeit kostet und Mühe macht, ohne den Kopf anzustrengen, tut mir not. Hat nicht mein Vater gemeint, ich würde einst wohl ein Gärtner werden? Freilich bin ich ganz unerfahren, doch sonst nicht dumm, und Du wirst mich zuerst etwas anstellen müssen.

„St. Moritz ist der einzige Ort, der mir entschieden wohltut — täglich, bei gutem Wetter, bin ich dieser Luft dankbar. Da wird nun noch manchmal die Reise hierher gemacht werden, das sehe ich voraus. Aber vor Mitte Juni ist es ganz unrätlich, zu kommen, und man bleibt sehr lange, wenn man bis Mitte September aushält. Wie vereinigt sich das mit den Gärtner-Pflichten! Was meinst Du? (Was für Obst giebt es im Zwinger?) Für die Gartenarbeit bliebe April, Mai, Juni bis zur Mitte und von Ende September bis November — das sind, wie mir scheint, die Monate der wichtigsten Arbeiten ....

„Mit dem Magen bin ich jetzt, wo ich mich selber im Zimmer beköstige, (Milch, Eier, Zunge, Pflaumen (getrocknete), Brod und Zwieback,) völlig in Ordnung. Ich war noch in keinem Hotel oder Restaurant. — Die Augen machen mir große Sorge, sie allein machen keine Fort-

schritte, was ja leider (nach dem Urteil der 3 Autoritäten) auch gar nicht möglich ist. — Wird Jemand in Naumburg zu finden sein, der mir zu einer bestimmten Stunde täglich vorliest oder nachschreibt? Mit dem herzlichsten Danke Dein Sohn.

„(Mir graut vor dem nächsten Winter, nach den Erfahrungen der letzten.)"

Im September trafen Fritz und ich in Chur zusammen, ich war im höchsten Grade erstaunt, wie wundervoll er sich erholt hatte. Er war so frisch und elastisch, hatte eine so gesunde Gesichtsfarbe und seine stramme stattliche Haltung wiedergewonnen, daß ich meinem Erstaunen und Glück gar nicht genug Worte verleihen konnte. Dabei kam es heraus, daß er sich seit Monaten nicht im Spiegel gesehen hatte: er war nun selbst ganz überrascht, sich in seinem Aussehen so verändert zu haben. Dazu fühlte er sich in jenen Tagen ganz besonders wohl, kurzum wir wurden von einem seligen Ahnen erfüllt, er könnte wieder ganz gesund werden. Es waren schöne Tage, die wir in diesem Glauben verlebten. Noch acht Jahre später gedachte er jener Tage mit Sehnsucht. „Weißt Du noch, mein liebes Lama, wie wir einstmals — es war im Herbst 1879 — in Chur zusammen auf dem Rosenhügel frühstückten? Du hattest einen Band Middlemarch von der braven Eliot bei Dir. Eben da wohnt jetzt Dein Bruder, bei einem Lehrer, wartend, ob das Wetter endlich die Auffahrt in's Engadin erlaubt." Und an andrer Stelle schreibt er um die gleiche Zeit: „So oft gedachte ich der frohen Tage, die wir damals hier verlebten — der Contrast mit jetzt ist ungeheuer: Himmel! was bin ich jetzt einsam! Ich habe Niemand mehr, mit dem ich lachen kann, der mit mir Thee trinkt und mich liebreich tröstet."

Leider konnte ich ihn nach Naumburg nicht begleiten, da ich auf eine seltsame Weise in Graubünden festgehalten wurde. Ich war zu Besuch bei einer älteren, mir be-

freundeten Dame, die früher gemütskrank gewesen war und eine so leidenschaftliche Zuneigung zu mir gefaßt hatte, daß sie behauptete, sie würde, wenn ich sie verließe, gleich wieder krank werden. Da mein Bruder in Naumburg in die gute Pflege unserer Mutter kam, so konnte ich ihren Wunsch erfüllen. Im Anfang schrieb Fritz recht vergnügt über seinen Aufenthalt in Naumburg und daß das neue Buch „Der Wanderer und sein Schatten" nächstens im Druck erscheinen würde. Doch schrieb er nach kaum 14 Tagen, daß er Turm und Garten so bald wie möglich wieder loszuwerden suche, da die Gärtnerei bei seinen schlechten Augen nur angreifend sei und er überhaupt nicht glaube, daß er es längere Zeit im Norden aushalten könne.

Als der Winter gekommen war, fing auch das alte Elend wieder an; das ganze Jahr von Januar 1879 bis Januar 1880 ist das Schlimmste, was Fritz an Leiden und Schmerzen erlebt hat. Einmal schreibt er: „Es liegt eine schwere, schwere Last auf mir. Im letzten Jahre hatte ich 118 schwere Anfallstage" — und in seinen Lebenserinnerungen (1888) sagt er über jene Zeit: „Im sechsunddreißigsten Lebensjahre kam ich auf den niedrigsten Punkt meiner Vitalität, — ich lebte noch, doch ohne drei Schritt weit vor mich zu sehen. Damals — es war 1879 — legte ich meine Basler Professur nieder, lebte den Sommer über wie ein Schatten in St. Moritz und den nächsten Winter, den sonnenärmsten meines Lebens, als Schatten in Naumburg. Dies war mein Minimum: ‚Der Wanderer und sein Schatten' entstand währenddem. Unzweifelhaft, ich verstand mich damals auf Schatten."

Das letztgenannte Buch erschien gegen Weihnachten 1879 und erregte diesmal unter den alten Freunden (Wagners, die seit dem ersten Band von „Menschliches Allzumenschliches" nichts mehr von Fritz lasen, natürlich ausgenommen) wieder warmes Entzücken. Rohde gab

zuerst diesen Empfindungen Ausdruck und bereitete meinem Bruder dadurch innige Freude. Fritz schreibt:

„Habe Dank, teurer Freund! Deine alte Liebe, neu besiegelt — das war das köstlichste Geschenk am Abende der Bescherung. Selten ist mir's so gut gegangen: gewöhnlich war das persönliche Schlußergebniß eines Buches für mich, daß ein Freund mich gekränkt verließ (wie es mein Schatten macht). Ich kenne das Gefühl der freudelosen Vereinsamung recht gut, das herrliche Zeugniß Deiner Treue hat mich ganz erschüttert. — Mein Zustand ist jetzt wieder zum Entsetzen, die Tierquälerei abscheulich — sustineo, abstineo, und wundere mich selber darüber. Von Herzen Dein F. N."

Die Schmerzen erreichten allmählich eine solche Höhe, wie nie zuvor, und jetzt hatte er doch keinen Beruf zu erfüllen, auch kein Buch zu schreiben. Er verlor alle Geduld, außer sich schrieb er über den ganzen Aufenthalt im Norden (seitdem faßte er einen tiefen Widerwillen gegen Naumburg), er war verzweifelt, hoffnungslos. Früher hatte er immer gesagt, „ich darf noch nicht sterben, ich habe noch zu viel zu tun", zum ersten Male ergriff ihn eine heftige Todessehnsucht, denn die Qual war zu groß. Er nahm von allen, die er liebte, Abschied, auch von mir. Er schreibt am 31. Dezember 1879: „Das Jahr geht zu Ende, das furchtbarste meines Lebens — aber wenn es auch mein letztes sein sollte, so scheide ich doch ohne Bitterkeit und ungebeugt. Lebe wohl, meine herzensliebe Schwester! Ich habe nur das eine Wort für Dich: innigen Dank! Dein Bruder."

Er fährt dann in der Beschreibung seiner Leiden am 16. Januar 1880 in erschütternder Weise fort, aber trotzdem leuchtet aus diesem Brief schon ein Strahl neuer Hoffnung auf die Zukunft: „Nur einen innigen Gruß, meine geliebte Schwester — die ersten Zeilen, die ich wieder schreiben kann. Es ging sehr schlecht, die Anfälle

seit Weihnachten sind in der fürchterlichsten Art gewesen, — schlimmer denn je. So war es mir, als müßte ich Abschied nehmen ehe es Nacht wird, und Allen, die mir Liebes und Gutes erwiesen haben von Herzen danken. Und wem mehr als Dir, meine liebe liebe Schwester, Dir, meiner Trösterin und Helferin in allen Nöten! — Ich glaube mein Lebenswerk getan zu haben, freilich wie Einer, dem man nicht Zeit genug gelassen hat. Ich hätte noch so viel zu sagen und in jeder schmerzensfreien Stunde fühle ich mich so reich! So muß ich wohl die qualvollen Leiden noch weiter tragen und doch noch auf Besserung hoffen? Auch nur Aushalten-können, das ist schon viel! —

„Sobald als möglich will ich nach einer Gegend fort, wo ich meine unmöglich gewordene Spaziergehn-Existenz wieder aufnehmen kann, wahrscheinlich Gardasee. Ich denke Deiner immer auf das dankbarste. Dein Bruder.

„Warum bin ich nur nach diesem entsetzlichen düstern Norden gegangen? Wie hat sich seit den guten frohen Tagen in Chur meine Gesundheit verschlechtert! — trotz der sorgsamen Pflege unsrer lieben Mutter.“

Siebentes Kapitel.

Neue Wege.

Der Winter in Naumburg 1879/80 ist von meinem Bruder immer als der bedeutendste Tiefstand seiner Gesundheit bezeichnet worden. Deshalb hat er auch dieser guten Stadt, trotz ihrer lieblichen Lage und ihrer herrlichen Spaziergänge, mit denen sich so schöne Erinnerungen seiner Jugend verbanden, doch ein recht unfreundliches Andenken bewahrt. Als später einmal von einer Zusammenkunft die Rede war, schreibt er: „Aber nicht in Naumburg. Ihr wißt, es bekommt mir schlecht, und der Ort hat Nichts in meinem Herzen, was für ihn spricht. Ich bin dort nicht ‚geboren' und niemals ‚heimisch' geworden." Was ihm in jenem Winter so besonders fehlte, war ein Genosse seiner Gedanken und schüchtern auftauchenden Hoffnungen, der ihn auf dem neuen Weg seiner Entwicklung, auf welchem er nur zögernd und „zitternd" ging, bestärkt und ermutigt hätte. Denn wie er sehr richtig an einen zaghaften jungen Freund schreibt: „Es ist seltsam zu beobachten: wer vom herkömmlichen Allerweltsweg frühzeitig abweicht, um seinen rechten Weg zu gehn, hat immer das halbe oder ganze Gefühl eines Exilierten und von den Menschen Verurteilten und Entflohenen: diese Art schlechten Gewissens ist das Leiden der selbstständig Guten. Das Heilmittel ist — was meinen Sie? — ein großer Erfolg bei denen, welchen man aus dem Wege gegangen

ist.“ Aber gerade der Erfolg fehlte, und fehlte von Jahr zu Jahr immer mehr. Der einzige Lichtblick im ganzen Winter war das im vorigen Kapitel erwähnte Erscheinen des „Wanderers und sein Schatten“, der ihm wenigstens einige Briefe der alten Freunde brachte, die mit der alten Wärme und Innigkeit geschrieben waren und über das Gefühl der inneren Differenz mit Zartheit hinwegzukommen suchten.

Unsre liebe Mutter war trotz ihrer großen Liebe und Fürsorge nicht gerade ermutigend für ihren Sohn. Es war ihr so unangenehm, daß er sich mit Ideen beschäftigte, die ihm nur Feinde machen konnten, und so riet sie ihm immer auf das herzlichste: „Ach, bleib doch bei Deinen Griechen!“ Die Beschäftigung mit ihnen hielt sie für etwas Harmloses. Rührend ist es mir nun, daß mein Bruder in der Tat dieser Aufforderung gewissermaßen nachkam, indem er seine früheren griechischen Studien ordnete und die im Jahr 1873 begonnene Schrift „Die Philosophie im tragischen Zeitalter der Griechen“ daraufhin prüfte, ob sie sich vielleicht auf Grund weiterer vorhandener Aufzeichnungen ohne zu große Mühe vollenden ließe. Da ich diesen Winter, wie schon im vorigen Kapitel erzählt ist, in der Schweiz zurückgehalten war und mich nicht losmachen konnte, so fing mein Bruder an, unsrer Mutter, die eine sehr hübsche Handschrift hatte, zu diktieren, und zwar gerade, um ihr Freude zu machen, ein Vorwort zu jenem Werk über die griechischen Philosophen. Zur weiteren Vollendung dieses Werkes ist er aber nicht gekommen; er empfand dieses Zurückgreifen auf ältere Arbeiten, dieses Stillstehen auf seiner Bahn als einen geistigen Rückgang, als eine Schwäche, und entschuldigte sich später immer damit, daß er damals wirklich geglaubt habe, dem Tode nahe zu sein und es deshalb für richtig gehalten hätte, die Reste seiner Literatur auf eine posthume Veröffentlichung anzusehen.

Obgleich nun mein Bruder immer von diesem Winter in Naumburg eine ungemein traurige Schilderung entwarf, so darf man nicht etwa annehmen, daß er seine Leiden äußerlich gezeigt und morose im Bett oder auf dem Sofa gelegen hätte. Unsere Mutter machte stets eine vollständig andre Schilderung von jenem winterlichen Aufenthalt und Zusammensein in Naumburg. Sie behauptete, daß er, außer an den Kopfschmerzentagen, immer ganz heiter und gefaßt gewesen wäre. Was ihn aber innerlich so besonders quälte und wovon natürlich nur er allein wußte, war eine unproduktive und entmutigte Stimmung. Er schob sie hauptsächlich auf die klimatischen Verhältnisse Naumburgs, den Grad der Luftfeuchtigkeit usw., von welchen Eigenschaften er annahm, daß sie einen deprimierenden Einfluß auf ihn und ähnlich Geartete ausübten. Er schreibt deshalb an Peter Gast: „Das Klima dieser Städte ist ein Widerspruch mit unsern produktiven Fähigkeiten und diese beständige Qual macht uns krank." Es scheint mir, daß erst jetzt eine Wissenschaft zur Geltung kommt, welche die Beschaffenheit der Luft, des Bodens und des gesamten Klimas als ungemein wichtig, ja als die Hauptursache für das Wohlbefinden eines Menschen, für den Leib sowohl als für den Geist bezeichnet. Mein Bruder hat sich schon damals sehr eifrig mit solchen Untersuchungen beschäftigt, wie wir aus seinen Briefen und Werken sehen. Welchen außerordentlichen Einfluß das Klima, hoher und niederer Barometerstand auf ihn gehabt hat, darüber hat ein vortrefflicher Arzt, Dr. Paul Cohn, in der „Medizinischen Wochenschrift" eingehende, höchst beachtenswerte Studien veröffentlicht, die mir sehr richtig zu sein scheinen, auf welche ich später noch zurückkomme.

Anfang Februar 1880 kam Dr. Paul Rée auf einige Wochen nach Naumburg, um meinem Bruder Gesellschaft zu leisten; aber selbst dieser Freund, der ihm in der damaligen Zeit sehr angenehm war, vermochte ihn dort

nicht länger zurückzuhalten. Am 12. Februar machte er sich nach dem Süden auf, blieb einige Tage in Bozen, fand es aber dort noch sehr rauh, so daß er nach Riva weiterreiste. Von diesem so ungemein anziehenden Ort und seiner Umgebung war er sogleich sehr eingenommen, entsprach er doch durchaus jenen Vorstellungen, die er schon Jahre zuvor in sich getragen hatte. Im letzten Winter, als wir zusammen in Basel waren, 1877/78, hatte ich ihm nämlich die reizende Stiftersche Erzählung „Zwei Schwestern", die in der Nähe des Gardasees spielt, vorgelesen. Schon damals faßten wir den Plan, dort einmal eine Zeit zu verleben. Nun fand er alles so, wie wir es uns in jenem Winter geträumt hatten. Auch unternahm er sogleich eine solche Kahnfahrt auf dem Gardasee, die Stifter so bezaubernd schildert.

Bald hatte mein Bruder auch die Freude, seinen amanuensis Peter Gast bei sich zu haben; sie wohnten zusammen in der Villa Tempe. Wenn ihm nun auch seine Gesundheit gebot, viel allein zu sein, so hatte er doch jetzt jemand, mit dem er von seinen Gedanken reden, ja, welchem er gelegentlich auch diktieren konnte. Es litt ihn aber nicht lange Zeit in Riva; denn die Schilderung, die Gast von Venedig machte, lockte ihn dorthin, zumal da er sich die letzten Wochen in Riva weniger gut als im Anfang befand. So reiste er denn am 12. März 1880 nach Venedig, das er bis dahin noch nicht gekannt hatte, welches aber von nun an einer seiner Lieblingsaufenthalte werden sollte. Gerade diese Vorliebe für Venedig, die er stets bewahrt hat, scheint mir die Forderung der Trockenheit der Luft, die mein Bruder sonst für sein Wohlbefinden als unumgänglich nötig empfand, nicht als die einzige Klimabeschaffenheit, die ihm wohltat, zu beweisen. Gewiß werden wissenschaftliche Forschungen in dieser Richtung uns noch manches Neue lehren.

Mein Bruder schreibt am 15. März: „Vorgestern

Abend kam ich in Venedig an, die letzte Woche in Riva war ich sehr leidend. Hier wohne ich gut, ruhig, habe auch den warmen Ofen; der Marcusplatz ist in der Nähe. Gestern schön, aber kalt, doch konnte ich Nachmittags im Freien Kaffee trinken, bei Musik, Alles war mit Fahnen geschmückt, und die Tauben von St. Marcus flogen friedlich umher." Diese erste Wohnung war nur provisorisch; er schreibt am 27. März: „Heute beziehe ich die neue Wohnung, so gelegen, daß ich einen langen schattigen Spaziergang, circa (20 Minuten) am Ufer habe und vom Fenster frei auf's Meer blicke (in der Stadt war mir's zu bedrückt). Mein Zimmer ist 22 Fuß hoch, 22 Fuß breit und und 22 Fuß lang, mit schönem Marmor, eine Prachttreppe führt hinauf; dabei die sonderbarste Dürftigkeit." Der Aufenthalt in Venedig ergötzte ihn sehr. Am 2. April schreibt er: „Meine Lieben, es ist der erste Regentag in Venedig und ich spüre ihn etwas — aber im Ganzen tut mir der Ort viel wohler als Riva. Die Lebensweise ist sehr gut eingerichtet, ich werde wohl den Sommer hier bleiben. Gast liest mir vor, er kommt 1/4 nach 2 Uhr und abends 1/2 8, jedes Mal auf 1 bis 1 1/2 Stunde. Die hohen Räume und die Stille kommen meinem Schlaf zu Gute, auch habe ich die Meerluft aus erster Hand, noch nicht durch Venedig verdorben." Aber in diesen Stunden, von denen mein Bruder sagt, daß Gast ihm vorliest, wurde eigentlich mehr diktiert, und wenn mein Bruder sich verhältnismäßig so günstig über seine Gesundheit ausspricht, so ist das nur ein Zeichen, daß die produktive Stimmung, die schon in Riva erwacht war, ihn nun wiederum auf das stärkste erfüllte. Diese Zeit in Venedig, von Mitte März bis Anfang Juni, ist als eine bedeutende Stufe in der Aufwärtsbewegung seiner neuen Geistesrichtung zu bezeichnen. Die Diktate, „Ombra di Venezia" genannt, beweisen es. Mit ihnen beginnen die Aufzeichnungen zur „Morgenröte". Hier zeigt sich zum erstenmal die Lehre

von den Trieben, die den Intellekt sowohl wie die Moralität bedingen, die Theorie taucht auf, daß alle Wahrheit einen rein perspektivischen Grundcharakter besitzt, selbst die Lehre vom Willen zur Macht, als dem innersten Kern des gesamten Naturgesetzes, sehen wir schon in embryonaler Weise angedeutet. Auch poetisch fühlt er sich dort vielfach angeregt. Kein Wunder also, daß sich mit Venedig immer der Begriff von etwas Entzückendem für meinen Bruder verband, waren ihm ja doch dort zuerst jene grundlegenden Gedanken gekommen, deren Aufbau seine ganze Zeit bis zum Ausgang des Jahres 1888 in Anspruch nehmen sollte. Immer war es dieser Ort, der ihn mit seinem Zauber zu sich lockte.

„Die Tauben von San Marco seh' ich wieder:
Still ist der Platz, Vormittag ruht darauf.
In sanfter Kühle schick' ich müßig Lieder
Gleich Taubenschwärmen in das Blau hinauf —
Und locke sie zurück,
Noch einen Reim zu hängen in's Gefieder
— mein Glück! Mein Glück!

Du stilles Himmels-Dach, blau-licht, von Seide,
Wie schwebst Du schirmend ob des bunten Bau's,
Den ich — was sag ich? — liebe, fürchte, neide . . .
Die Seele wahrlich tränk' ich gern ihm aus!
Gäb' ich sie je zurück? —
Nein, still davon, Du Augen-Wunderweide!
— Mein Glück! Mein Glück!"

Indessen war die Absicht, den Sommer in Venedig zu bleiben, nicht ausführbar, da sich starke Hitze und auch die lästigen Moskitos einstellten. So machte er sich in der zweiten Hälfte des Monats Juni auf, um wieder nordwärts zu ziehen und einen waldigen, schattigen Ort zu suchen. Einer seiner Bekannten oder wohl gar ein Arzt hatte

ihm geraten, Marienbad zu gebrauchen. Da nun mein Bruder zu seinem eigenen Bedauern nur zu leicht geneigt war, solchen Ratschlägen zu folgen, so ging er schließlich nach manchen vergeblichen Versuchen, etwas anderes zu finden, dorthin. Es war gewiß für ihn eine ganz verkehrte Kur; jedenfalls fühlte er sich dort weniger gut, als in Venedig, und war sehr geneigt, späterhin allerhand Scherze über die Torheit zu machen, daß er sich dorthin begeben hatte. Er schildert in wenigen Worten seinem Venediger Genossen, P. Gast, den Marienbader Zustand am 18. Juli 1880:

„Mein lieber Freund, noch immer denke ich täglich einigemale an die angenehme Venediger Verwöhnung und an den noch angenehmeren Verwöhner und sage nur, daß man's eben nicht lange so gut haben darf und daß es ganz recht ist, jetzt wieder Eremit zu sein und zehn Stunden des Tages als solcher spazieren zu gehen, fatale Wässerchen zu trinken und ihre Wirkung abzuwarten. Dabei grabe ich mit Eifer in meinem moralischen Bergwerke und komme mir dabei mitunter ganz unterirdisch vor — es scheint mir jetzt so, als ob ich inzwischen den leitenden Gang und Ausweg gefunden hätte; indessen will so etwas hundertmal geglaubt und verworfen sein."

Er wohnte übrigens nicht in Marienbad selbst, sondern in der Nähe in einem alleinstehenden Haus, das ein Zielpunkt für Spaziergänger war und Eremitage genannt wurde. Der Ort war sehr malerisch und hatte etwas Düsteres, Geheimnisvolles; übrigens durchaus nicht mit Unrecht, denn es passierten schließlich dort recht unangenehme Geschichten. Mein Bruder schreibt am 19. Juli: „Jetzt haben wir im Hause Trübsal; der Besitzer ist plötzlich in's Gefängniß geschafft worden, Gensdarmen kamen und gruben eine Druckmaschine für falsche Banknoten aus, Haussuchung und viel Jammer hinterdrein. Die arme Frau ist seit 3 Tagen in der vollsten und tiefsten Ver-

zweiflung.“ Er versuchte, die Arme und ihre Kinder zu unterstützen und ihren Jammer zu erleichtern; aber er war doch froh, daß seine Kur zu Ende ging, denn das mit Schutzleuten umgebene und bewachte Haus war gewiß kein angenehmer Sommeraufenthalt. Man fahndete nämlich noch nach einer zweiten Druckmaschine für gefälschte Banknoten, oder dazu gehörigen Formen und Typen, deren Versteck der Schuldige nicht angeben wollte.

Eigentlich wollte mein Bruder nun nach dem Thüringer Wald gehen, schließlich wurde es aber doch Naumburg. Jedenfalls war der Herbst die Jahreszeit, in welcher ihm selbst Naumburg gut bekam. Die Vorarbeiten an der „Morgenröte“ schritten rüstig vorwärts. Nicht etwa, daß mein Bruder von einem neuen Buch gesprochen hätte, aber während unsrer gemeinschaftlichen Spaziergänge hatte er einen so stillvergnügten Ausdruck, den ich von anderen produktiven Zeiten her so wohl an ihm kannte. Die große Bewunderung, die ich für einige seiner neuen Gedanken aussprach, machte ihm ersichtlich Freude. Ich war ja eigentlich meiner ganzen Entwicklung nach (nicht meinen Jahren nach) viel zu jung und unerfahren, um die ungeheuren Konsequenzen seiner Probleme zu ahnen, aber mein Instinkt lehrte mich, daß sich hier ganz neue Horizonte auftaten und daß mein Bruder einem Ziele zustrebte, dessen Größe noch nicht zu erkennen war. Zuweilen beschrieb er es andeutungsweise, daß ein Unbewußtes in ihm ihn vorwärts triebe, oft gegen seinen eigenen Willen, und jedenfalls oft gegen alles das, woran sein verehrendes Herz so unendlich gern festhalten wollte. Er schildert diesen Zustand und seine Sehnsucht nach Sympathie der Umgebung in der letzten Woche seines Aufenthaltes in Marienbad in einem Briefe an Peter Gast: . . . „Ich für mein Teil leide abscheulich, wenn ich der Sympathie entbehre; und durch nichts kann es mir z. B. ausgeglichen werden, daß ich in den letzten Jahren der Sympathie

Wagner's verlustig gegangen bin. Wie oft träume ich von ihm, und immer im Stile unsres damaligen vertraulichen Zusammenseins! Es ist nie zwischen uns ein böses Wort gesprochen worden, auch in meinen Träumen nicht, aber sehr viele ermutigende und heitere, und mit niemandem habe ich vielleicht so viel zusammen gelacht. Das ist nun vorbei — und was nützt es, in manchen Stücken gegen ihn Recht zu haben! Als ob damit diese verlorne Sympathie aus dem Gedächtniß gewischt werden könnte! — Und Ähnliches habe ich schon vorher erlebt, und werde es vermutlich wieder erleben. Es sind die härtesten Opfer, die mein Gang im Leben und Denken von mir verlangt hat, — noch jetzt schwankt nach einer Stunde sympathischer Unterhaltung mit wildfremden Menschen meine ganze Philosophie: es scheint mir so töricht, Recht haben zu wollen um den Preis von Liebe und sein Wertvollstes nicht mitteilen zu können, um nicht die Sympathie aufzuheben. Hinc meae lacrimae." — Mein Bruder hat seine ganze Tapferkeit nötig gehabt, um nicht von seinem Weg abzuirren und sich zu Zugeständnissen verführen zu lassen, die ihm sein liebeverlangendes Herz wünschenswert erscheinen ließ, ihn aber niemals sein Ziel hätten erreichen lassen. Wenn er seine Wandlungen „Überwindungen" nennt, so sind das gewiß nicht schöne Worte, sondern im Gegenteil, es ist ein viel zu milder Ausdruck für das, was er dabei erlitten hat. Henri Lichtenberger bemerkt sehr richtig: „Wir sind versucht, die Leiden des Denkers mit einer gewissen Skepsis anzusehen, wenn wir sie mit den physischen Leiden vergleichen, und die Wagnisse der geistigen Abenteuer nicht ganz ernst zu nehmen, wenn wir sie den gefahrvollen Unternehmungen des realen Lebens gegenüber stellen. Dennoch fühle ich mich sehr versucht, anzunehmen, daß es Ausnahme-Naturen giebt — oder anormale, wenn man will — für welche diese einsamen Kämpfe des Gedankens mit ihren ver-

borgenen Leiden und unsichtbaren Gefahren eine ebenso ernste, ebenso schmerzhafte Wirklichkeit bilden, wie die realen Lebenskämpfe, und daß diese Naturen, um ihnen unentwegt die Stirn zu bieten und sie bis zu Ende durchzukämpfen, dieser nämlichen Willenskraft bedürfen, die, auf andere Gegenstände gerichtet, den Heroismus des Kriegers oder etwa des Seemanns ausmacht. Ich glaube sicherlich, daß sich Nietzsche dazu berechtigt fühlen konnte, ohne irgend zu prahlen, dem fünften Buche der ‚Fröhlichen Wissenschaft‘ das schöne Wort Turennes zum Motto zu geben: ‚Carcasse, tu trembles? Tu tremblerais bien davantage, si tu savais, où je te mène‘.“—

Unsere damaligen herbstlichen Spaziergänge sind mir noch in der schönsten Erinnerung, weil mein Bruder, wenn es auch Schmerzenstage gab und er sich oft in die Stille seines Arbeitszimmers schweigend, den Kopf voller Probleme, zurückzog, doch oft auf unsern gemeinsamen Wanderungen in der Umgegend Naumburgs beredt und heiter war. Als er sich nun im Oktober wieder nach Italien begeben wollte, war ich außerordentlich betrübt, daß ich seine wundervoll anregende Unterhaltung entbehren mußte. Er versprach mir darauf, Aufzeichnungen für mich niederzuschreiben, damit ich an seinen Gedankengängen auch in der Ferne Anteil nehmen könnte. Zwei kleine Hefte mit den im Format passenden Briefumschlägen legte ich ihm zu diesem Zweck in seine große Brieftasche, die sonst nur noch Legitimationspapiere enthielt. Diese kleinen Hefte waren später nicht mehr aufzufinden, mein Bruder behauptete, sie an mich abgesandt zu haben. Sie waren aber mit der Brieftasche in einem alten Rock stecken geblieben, den er seiner Wirtin in Genua mit anderen Sachen zur Aufbewahrung übergeben hatte. Niemand hatte wieder danach gefragt und nur durch Zufall entdeckte ein junger Gelehrter 1898, dem die ehemalige Wirtin von Nietzsche erzählt hatte, den Inhalt der Brieftasche. Die Aufzeich-

nungen jener Hefte geben nun ein besonders deutliches Bild der inneren Vorgänge jener Zeit, so daß es sehr zu beklagen ist, daß ich sie damals nicht erhalten habe.

Am ergreifendsten darin ist mir der Gedankengang eines unausgeführten Buches, in welchem er seine eigenen innersten Erlebnisse und Umwandlungen vor und nach der Entstehung des „Menschlichen, Allzumenschlichen“ und die darauffolgende Weiterentwicklung schildert: „Passio nova oder Von der Leidenschaft der Redlichkeit“.

„Plan.

1. Cap. Wir glauben, es sei der Gegensatz einer Leidenschaft: aber es tut wohl, und deshalb beginnen wir den Kampf *gegen* die Leidenschaft zu Gunsten der Vernunft und Gerechtigkeit. Wir Arglosen!

2. Cap. Wir entdecken plötzlich, daß es alle Merkmale der Leidenschaft selber trägt. Wir leiden bei dieser Erkenntniß, wir trachten nach dem ungetrübten, morgenstillen Lichte des Weisen. Aber wir erraten: auch dieses Licht ist *leidenschaftliche Bewegung*, aber sublimirt, für Grobe unerkennbar.

3. Cap. Wir suchen uns der Knechtschaft zu entziehen, wir beugen uns anderen Leidenschaften (Kunst). Wir suchen sie durch Zerlegung zu tödten, durch Ableitung ihres Ursprungs. Wir entdecken dabei, *wie* überhaupt Leidenschaften entstehen, *wie* sie *veredelt* werden und wirken.

4. Cap. Die Rückwirkung von außen beginnt: alles, was wir selber dagegen eingewendet haben, um uns los zu machen, alle unsere Irrtümer kehren von außen her auf uns los, als Zerfall mit Freunden u. s. w. Es ist eine neue und unbekannte Leidenschaft. Ihre düstere Seligkeit! sie läßt uns tragen! sie wirkt Einsamkeit, sie enthüllt uns die Denker.“

Am 8. Oktober verließ mein Bruder Naumburg und begab sich nach einer durch schlechtes Wetter und Unwohlsein mißglückten Reise über Frankfurt, Heidelberg, Locarno

nach dem Lago Maggiore, wo er sich, eigentlich gegen seinen Willen, für einige Wochen niederließ, im Grunde nur, um die nachgesandten Bücherkoffer abzuwarten. Er schreibt am 14. Oktober: „Das Wetter bringt mir überall Landregen und Scirocco. Ich bin erstaunt, wie wenig südlich dieser See ist, (gar nicht zu vergleichen mit dem Gardasee!)“ Seine sämtlichen Nachrichten von dort klingen unbefriedigend: „Immer noch Zustand der Erbärmlichkeit, doch habe ich vorgestern einen Spaziergang voller Ruhe gemacht, ohne Freude, aber ohne Schmerzen. Es ist kühl und nebelig.“ Und etwas später: „Es geht melancholisch-geduldig weiter, böse Tage und bessere eingestreut. Immer ist es mir zu kalt, mir graut vor dem Winter mehr denn je. Gestern bei starkem Weststurm und reinem Himmel war der See wirklich südlich (wie der Gardasee im Februar), aber nicht der Wärme nach.“ In einem der erwähnten kleinen Hefte macht er folgende Aufzeichnung, die so recht seine damalige Stimmung in Stresa bezeichnete: „Man wird älter, es ist mir schwer, mich von einer Gegend, und führe sie die berühmtesten Namen, zu überzeugen. Ich habe fehlerhafte Linien bei Sorrent gesehen. Die bleichsüchtige Schönheit des lago maggiore im Spätherbst, welche alle Linien vergeistigt und die Gegend halb zur Vision macht, entzückt mich nicht, aber redet traulich-traurig zu mir — ich kenne dergleichen nicht nur aus der Natur.“

Er verließ am 11. November Stresa und kam am 12. November in Genua an, wo er beschloß, den Winter zu bleiben.

Achtes Kapitel.

Die Entstehung der „Morgenröte".

Da uns die melancholischen Nachrichten aus Stresa beunruhigt hatten, fragte ich bei ihm an, ob nicht einer seiner Freunde vielleicht frei wäre, zu ihm zu kommen. Davon wollte er aber durchaus nichts wissen, und am 24. November schreibt er: „Meine Lieben, ich mache wieder den Versuch, ein Leben zu finden, das mit mir selber harmonisch ist, und glaube, es sei auch der Weg zur Gesundheit; mindestens habe ich auf allen andern Wegen bisher meine Gesundheit nur eingebüßt. Ich will mein eigner Arzt sein und dazu gehört bei mir, daß ich mir selber im tiefsten treu bin und auf nichts Fremdes mehr hinhöre. Ich kann nicht sagen, wie sehr die Einsamkeit mir wohl tut! Glaubt ja nicht, daß es meine Liebe zu Euch verringere! Helft mir vielmehr, meine Einsiedelei verborgen zu halten: nur so kann ich mich selber in jedem Sinne fördern (und zuletzt vielleicht auch Andern nützlich werden). Hier, die große bewegte Meerstadt, an der jährlich über 10000 Schiffe anlanden — die giebt mir Ruhe und Für-mich-sein. Dazu eine Dachstube mit ausgezeichnetem Bett: einfache, gesunde Kost (alles habe ich vereinfacht), Meerluft, unentbehrlich für meinen Kopf; Wege mit herrlicher Pflasterung und für November eine allerliebste Wärme! (Viel Regen leider)."

Diese Dachstube, von der er so erfreut schreibt, hatte

er erst nach viermaligem Wechsel gefunden, sie lag in der Salita della Battistine 8. Er beschreibt den Weg zu seinem Dachstübchen am 5. Dezember: „Ja gegangen wird viel! Auch gestiegen! Denn ich habe, um in mein Dachstübchen zu kommen, im Hause 164 Stufen zu steigen, und das Haus selber liegt sehr hoch, in einer steilen Palast-Straße, die wegen ihrer Steilheit und weil sie auf eine große Treppe ausläuft, sehr still ist und etwas Gras zwischen den Steinen hat." Das Haus war sehr gut gewählt, anständige bescheidene Leute wohnten darin und dicht dabei war der wunderhübsche Stadtpark Villeta Dinegro mit prächtigen ebenen Wegen, die zuletzt in ganz bequemen Windungen zu einer prachtvollen Aussicht über die ganze Stadt führten. Selbst bei sehr schlechter Gesundheit konnte er bei der Nähe des Parks schnell frische Luft schöpfen.

Das Genueser Leben machte ihm von Woche zu Woche mehr Vergnügen, besonders auch deshalb, weil er sich dabei dem Studium des Volkes hingeben konnte. Er hatte schon in den letzten Jahren in Basel immer darüber geklagt, wie wenig er eigentlich die Menschen kenne, am wenigsten die niederen Schichten des Volkes; und im Herbst 1880, als er in Naumburg war, fragte er immer unsre Mutter: „wie lebt nur eigentlich das Volk? ich möchte auch einmal so leben", was unsre Mutter immer sehr ergötzlich fand. Sie behauptete, daß alles, was das Volk äße und was es gern möchte, dem Geschmack unseres Fritz gerade entgegengesetzt wäre. Es äße Kartoffeln und fettes Fleisch und tränke den ganzen Tag schlechten Kaffee oder wohl gar Schnaps: „ach, das ist nur in Deutschland!" entgegnete Fritz. Richtig war es nun, daß er die Lebensweise des Genueser Volks und dessen Lieblingsgerichte (natürlich Zwiebel und Knoblauch ausgenommen) sehr sympathisch fand. Z. B. die verschiedenen Arten der Zubereitung des Risotto, der Makkaroni und die mancherlei südlichen Gemüse, die man in der damaligen Zeit noch wenig

bei uns kannte, wie Tomaten, Finochi, Artischocken und dergleichen. Auch lebte er ähnlich wie im letzten Basler Winter manchmal tagelang hauptsächlich von getrockneten Südfrüchten, jedoch mit besserem Erfolg. Er stellte sich mit diesen immer bereiten Früchten und einem Gericht, das er sich auf einer kleinen praktischen Spiritusmaschine kochte, hier und da ein kleines Diner zusammen. Er war ungemein stolz auf seine Haushaltungskünste, da er ja sonst nie im Leben Gelegenheit gehabt hatte, sie auszuüben. So schreibt er: „Gestern habe ich auf meiner Maschine ein Genueser Gericht unter Anleitung meiner Wirtin gekocht, und siehe, es war vortrefflich! Hauptbestandteile: Artischocken und Eier." Seine Genueser Wirtin pflegt noch jetzt zu erzählen, wie freundlich er mit allen Hausgenossen verkehrt, und wie gütig er an allen ihren kleinen Leiden und Freuden teilgenommen habe. Sie nannten ihn auch „il santo" oder „il piccolo santo", wobei sie gewiß an einen jener freundlichen Vermittler dachten, denen sie gewohnt waren, ihr Herz auszuschütten, und nicht an jene starren, unerbittlichen großen Heiligen, die mit Höllenstrafen drohen. Meinem Bruder machte es viel Vergnügen, daß ihn die Leute als einen heiligen Fürsprecher betrachteten, er fügt aber in seinem Notizbuch hinzu: „Ich glaube, daß viele von uns, wenn sie mit ihren enthaltsamen, mäßigen Sitten, ihrer Sanftmut, ihrem Sinn für's Rechte in die Halbbarbarei des 6.—10. Jahrhunderts versetzt würden, als Heilige verehrt würden."

Er selbst wußte auch noch manche kleine Geschichte von seinen Hausgenossen zu erzählen, von zarten Aufmerksamkeiten, die sie ihm erwiesen hatten, in dem Glauben, daß mein Bruder ein ganz armer Heiliger sei, z. B. schenkten sie ihm geweihte Kerzen für seine stillen Abende. Vielleicht machte den Leuten das sanfte und geduldige Ertragen seiner Leiden den größten Eindruck. Die Wirtin erzählt heute noch, daß er auf die Frage nach seinem Befinden

immer gesagt habe: „sono contento (ich bin zufrieden)". Seinem Herzen tat dieses schlichte Vertrauen und die Zuneigung dieser einfachen Leute, ebenso wie die ganze Lebensweise, ungemein wohl. Er beschreibt in den oben erwähnten privaten Aufzeichnungen sein damaliges Ideal:

„Eine nicht das Auge beleidigende Unabhängigkeit, ein gemilderter und verkleideter Stolz, ein Stolz, welcher sich abzahlt an die Anderen, dadurch daß er nicht um ihre Ehren und Vergnügungen concurrirt und den Spott aushält. Dies soll meine Gewohnheiten veredeln: nie gemein und stets leutselig, nicht begehrlich, aber stets ruhig strebend und aufwärts fliegend; einfach, ja karg gegen mich, aber milde gegen Andere. Ein leichter Schlaf, ein freier, ruhiger Gang, kein Alkohol, keine Fürsten, noch andere Berühmtheiten, keine Weiber und Zeitungen, keine Ehren, kein Umgang außer mit dem der höchsten Geister und ab und zu des niederen Volkes — dies ist unentbehrlich wie der Anblick von mächtiger und gesunder Vegetation — die bereitesten Speisen, welche uns nicht in das Gedränge begehrlichen und schmatzenden Gesindels bringen, womöglich selbstbereitete oder der Bereitung nicht entbehrende." Er aß in den Trattorien immer zu einer Zeit, wo er allein war.

Es ist nun sehr bezeichnend, daß mein Bruder gerade in der damaligen Zeit, wo er mitten in den niedern Volksklassen lebte, dem sozialistischen Problem besondere Aufmerksamkeit schenkte. In den Aufzeichnungen zur „Morgenröte", besonders in den dem V. Band der Taschenausgabe angefügten Aphorismen, spricht er sich über diese Gedanken in wohlwollendster Weise aus, was ihn aber nicht hinderte, an dem von ihm schon immer aufgestellten Hauptgedanken, daß der Wert eines Volkes, ja der gesamten Menschheit in ihren höchsten Exemplaren liege, streng festzuhalten. Trotz allen persönlichen Wohlwollens für Arbeiter und einfache Leute mußte mein

Bruder doch ein Feind der Sozialdemokratie, besonders ihrer Führer, sein, und nicht nur wegen der oft hervortretenden Unvornehmheit ihrer Gesinnungen und Bestrebungen, die sich gegen alles wenden was mächtig, schön und von höchster Kultur ist, sondern vor allem, weil er ihnen vorwarf, daß sie das Volk unzufrieden und unglücklich machen, indem sie die Begierde nach Zuständen erregen und auf Hoffnungen vertrösten, die weder erreichbar noch irgendwie wünschenswert sind. Gerade in Genua sah er mit Freuden, daß „arm, fröhlich und Sklave“ (wie wir vielleicht jeden geistigen und körperlichen Lohnarbeiter bezeichnen müssen) „sehr wohl beieinander sein könnte“, wie uns das ja die Vergangenheit, besonders auch das klassische Altertum in den verschiedensten Formen zeigt. So glaubte er, daß die Arbeiter von heute ein Beispiel geben könnten von dem Glück und dem Stolz der Bedürfnislosigkeit, während aber gerade die sozialdemokratischen Führer bis jetzt nichts weiter erreicht haben, als diesen fröhlichen, bedürfnislosen Charakter des Volkes zu ruinieren und ihm den heiteren Gleichmut zu nehmen, der sonst so oft der Neid der Höhergebildeten, mit höheren Aufgaben Beladenen gewesen war. Mein Bruder zürnte, daß die Führer der Sozialdemokratie nicht einmal den Mut hätten, mit aller Kraft gegen den unmäßigen Alkoholgenuß zu kämpfen, der ein viel schlimmerer, die Arbeiter und ihre Familien verwüstender Feind wäre als alles, was diese sonst als feindlich hassen. Das hat sich in den letzten Jahren etwas geändert.

Die Lage Genuas, die ganze Art seines Aufbaues, seine stolze, kühne Vergangenheit, von der noch die herrlichen Paläste Zeugnis ablegen, alles entzückte und interessierte ihn. Er schreibt: „Ich habe mir diese Stadt, ihre Landhäuser und Lustgärten und den weiten Umkreis ihrer bewohnten Höhen und Hänge eine gute Weile angesehen; endlich muß ich sagen: ich sehe G e s i c h t e r aus vergangenen

Geschlechtern — diese Gegend ist mit den Abbildern kühner und selbstherrlicher Menschen übersäet. Sie haben gelebt und haben fortleben wollen — das sagen sie mir mit ihren Häusern, gebaut und geschmückt für Jahrhunderte und nicht für die flüchtige Stunde: sie waren dem Leben gut, so böse sie oft gegen sich gewesen sein mögen. Ich sehe immer den Bauenden, wie er mit seinen Blicken auf allem fern und nah um ihn her Gebauten ruht, und ebenso auf Stadt, Meer und Gebirgslinien, wie er mit diesem Blick Gewalt und Eroberung ausübt: alles dies will er seinem Plane einfügen und zuletzt zu seinem Eigentume machen, dadurch, daß es ein Stück desselben wird. Diese ganze Gegend ist mit dieser prachtvollen unersättlichen Selbstsucht der Besitz- und Beutelust überwachsen; und wie diese Menschen in der Ferne keine Grenze anerkannten und in ihrem Durste nach Neuem eine neue Welt neben die alte hinstellten, so empörte sich auch in der Heimat immer noch Jeder gegen Jeden und erfand eine Weise, seine Überlegenheit auszudrücken und zwischen sich und seinen Nachbar seine persönliche Unendlichkeit dazwischen zu legen. Jeder eroberte sich seine Heimat noch einmal für sich, indem er sie mit seinen architektonischen Gedanken überwältigte und gleichsam zur Augenweide seines Hauses umschuf."

Er begann allmählich Genua und seine gesamte Umgebung nicht nur zu bewundern, sondern wirklich zu lieben. Früh schon zog er ins Freie hinaus mit einer kleinen Umhängetasche, in welcher er einige Bücher, Notizhefte, Brot und Südfrüchte mit sich trug. Er hatte köstliche stille Punkte mit weiten Ausblicken zum Ruhen und Denken gefunden: „wenn die Sonne scheint, gehe ich immer auf einen einsamen Felsen am Meer und liege dort im Freien unter meinem Sonnenschirm, still wie eine Eidechse;... Meer und reiner Himmel." Oft blieb er nachmittags dort liegen bis die Sonne sank und sich die tiefe abendliche Stille

über die ganze Bucht von Genua ausbreitete. Wie genoß er dieses große Schweigen! „Hier ist das Meer, hier können wir der Stadt vergessen. Zwar lärmen eben jetzt noch ihre Glocken das Ave Maria — es ist jener düstere und törichte aber süße Lärm am Kreuzwege von Tag und Nacht — aber nur noch einen Augenblick! Jetzt schweigt alles! Das Meer liegt bleich und glänzend da, es kann nicht reden. Der Himmel spielt sein ewiges stummes Abendspiel mit roten, gelben, grünen Farben, er kann nicht reden. Die kleinen Klippen und Felsenbänder, welche in's Meer hineinlaufen, wie um den Ort zu finden, wo es am einsamsten ist, sie können alle nicht reden. Diese ungeheure Stummheit, die uns plötzlich überfällt, ist schön und grausenhaft, das Herz schwillt dabei." —

Aus allen Aufzeichnungen jener Zeit klingt ein zuerst schüchtern und dann immer kräftiger emporwachsendes festes Vertrauen auf die Zukunft heraus, dazu eine glückliche abwartende Stimmung allem Kommenden gegenüber. Er ist von der Sehnsucht erfüllt, alle Gedanken, Worte, Handlungen mit der gleichsam unbewußt in ihm wachsenden Ideenwelt, mit seinem Werke in Verbindung zu bringen: „Dies ist die rechte idealische Selbstsucht: immer zu sorgen und zu wachen und die Seele still zu halten, daß unsere Fruchtbarkeit schön zu Ende gehe! So, in dieser mittelbaren Art, sorgen und wachen wir für den Nutzen Aller; und die Stimmung, in der wir leben, diese stolze und milde Stimmung, ist ein Öl, welches sich weit um uns her auch auf die unruhigen Seelen ausbreitet." Jene Wintermonate Dezember, Januar, Februar 80/81 gehören zu den produktivsten und deshalb glücklichsten Zeiten seines Lebens. Nicht etwa, daß seine Gesundheit schon vollständig wiederhergestellt gewesen wäre, aber die Schmerzensanfälle kamen seltener und ließen ihm dazwischen genug Zeit, seine Gedanken zu Ende zu denken, auszuarbeiten und niederzuschreiben, so daß das Schaffens-

glück alles andere überwog. Er schreibt an Overbeck im November 1880: „Eben habe ich mich von einem sehr bitterbösen Anfall erhoben und kaum ist die Not zweier Tage abgeschüttelt, so läuft meine Narrheit schon wieder ganz unglaublichen Dingen nach vom frühsten Erwachen an, und ich glaube nicht, daß irgendwelchem Dachstubenbewohner die Morgenröte lieblichere und wünschbarere Dinge beleuchtet hat." Aus diesen Worten strahlt trotz aller Leiden viel inneres Glück. Er sieht seinen Weg und sein Ziel deutlicher vor Augen und mit ganz anderen Empfindungen als die Jahre zuvor, immer noch nicht ganz sicher, aber mit einem entzückenden Schauder, daß er trotz aller Gefahren unbewußt auf den rechten Weg gekommen sei. „Dieser Gang ist so gefährlich! Ich darf mich selber nicht anrufen, wie ein Nachtwandler, der auf den Dächern lustwandelt, ein heiliges Anrecht hat, nicht bei Namen genannt zu werden. ‚Was liegt an mir!' Dies ist die einzige tröstende Stimme, die ich hören will."

So sieht er sich selbst und den Weg, den seine Philosophie nimmt, mit einer Art von Erstaunen an, und fragt sich: „Wohin will diese ganze Philosophie mit allen ihren Umwegen? Tut sie mehr, als einen stäten und starken Trieb gleichsam in Vernunft zu übersetzen, einen Trieb nach milder Sonne, heller und bewegter Luft, südlichen Pflanzen, Meeres-Atem, flüchtiger Fleisch-, Eier- und Früchtenahrung, heißem Wasser zum Getränke, tagelangen stillen Wanderungen, wenigem Sprechen, seltenem und vorsichtigem Lesen, einsamem Wohnen, reinlichen und fast soldatischen Gewohnheiten, kurz nach allen Dingen, die gerade mir am besten schmecken, gerade mir am zuträglichsten sind? Eine Philosophie, welche im Grunde der Instinkt für eine persönliche Diät ist? Ein Instinkt, welcher nach meiner Luft, meiner Höhe, meiner Witterung, meiner Art Gesundheit durch den Umweg meines Kopfes sucht?" — —

In diesen Monaten entstand die „Morgenröte“, das erste jener Bücher, welche Nietzsche in seiner ganzen Eigenart und Vollkommenheit zeigen. Hatte schon „Der Wanderer und sein Schatten“ im Jahre vorher Töne angeschlagen, die im „Menschlichen, Allzumenschlichen“ noch nicht erklungen waren, so bringt nun die „Morgenröte“ zum erstenmale jene Akkorde, die für Ewigkeiten bei dem Namen Nietzsche erklingen werden. Am 26. Jannar schickte er an den treuen Jünger und Freund Peter Gast in Venedig ein violett gebundenes Buch mit der Bitte, das Druckmanuskript daraus abzuschreiben. Bald kam es wunderschön geschrieben von Venedig zurück, sodaß mein Bruder ganz entzückt über die „Schönheit und männliche Anmut“ dieses Manuskriptes war. „Ich las und gieng einige Stunden spazieren, voller inniger Gedanken gegen Sie und die Natur. Es scheint mir ein gehaltvolles Buch: aber es ist schwer. In den Morgenstunden dieses herrlichen Februar habe ich noch einen Nachtrag gemacht —.“ Da sich nun Gast sehr bereit erklärt hatte, diesen Nachtrag auch abzuschreiben, so antwortet mein Bruder etwas zaghaft: „Lieber armer Freund, vergeben Sie mir! Das Manuscript des Nachtrags ist stärker geworden, als es billig ist, in Hinsicht auf Sie! Ich bitte Sie inständig, helfen Sie mir diesmal noch, und tragen Sie es mir nicht nach, daß ich etwas tue, das wie eine Unverschämtheit aussieht! Machen Sie meine Sache einmal zur Ihrigen — es mußte Mehreres in das Buch hinein, der Horizont desselben wollte rund werden, und ich war in der rechten Verfassung, bei diesem herrlichen Vorfrühling! So ist es geschehn, was im Hinblick auf Ihre Freundschaft vielleicht hätte unterlassen werden sollen!“

Am 13. März 1881 schickt er das Manuskript zur „Morgenröte“ an den damaligen Verleger, E. Schmeitzner in Chemnitz, und schreibt: „Wertester Herr, hier ist das Manuscript — es kostet mich einen bitteren Entschluß, es

aus den Händen zu geben. — Es werden gegen 16—18 Druckbogen sein. Nach dem Titelblatt folgt ein Blatt mit der Aufschrift: Erstes Buch. — Es sind 5 Bücher. — Als Norm für die Raum-Einteilung betrachte ich ‚Menschliches, Allzumenschliches'. Ja nicht eng zusammendrucken! Der Fehler des Buches ist schon, daß die wesentlichsten Gedanken zu dicht sich folgen. Nun aber Eile! Eile! Eile! Ich will von Genua fort, sobald ich das Buch fertig habe und sitze bis dahin auf Kohlen. Helfen Sie! Treiben Sie Herrn Oschatz! Kann er mir nicht ein schriftliches Versprechen machen, daß bis spätestens Ende April das Buch hier in meinen Händen ist — fertig und vollkommen? — Zu gleicher Zeit geht ein Bogen an Herrn Gast nach Venedig und ein Bogen an mich nach Genova (poste restante) ab. Die Blätter und Blättchen des Manuscripts sind rot numerirt. Vier- oder fünfmal ist auch die Rückseite beschrieben. Lieber Herr Schmeitzner, wir wollen Alle diesmal unsre Sache so gut als möglich machen. Der Inhalt meines Buches ist so wichtig! Es ist unsre Ehrensache, in nichts es fehlen zu lassen, daß es würdig und makellos zur Welt kommt. — Ich beschwöre Sie, um meines Namens willen, jegliche Reklame zu unterlassen. Und manches Andere versteht sich von selber, sobald Sie selber erst das Buch gelesen haben. Mit den wärmsten Wünschen (aber einigem Herzklopfen) rc."

Er hielt den Druck der „Morgenröte" vor allen, mit Ausnahme des Mithelfers Peter Gast, längere Zeit geheim. Auch Freiherr von Gersdorff, der damals in Venedig war, mit meinem Bruder aber infolge jenes Zerwürfnisses, von welchem in einem früheren Kapitel die Rede war, seit 1877 keine Briefe wechselte, erfuhr durch Gast nichts davon, daß eine Veröffentlichung bevorstand. Endlich schreibt er mir am 10. April 1881: „Meine liebe liebe Lisbeth, einem so guten Briefe muß ich mit etwas Gutem antworten. Also: ein neues größeres Buch von

mir! Mit dem Manuscript habe ich seit zwei Monaten nichts mehr zu tun, der Druck wird einen guten Teil des Sommers wegnehmen und ein Zusammensein mit Herrn Gast nötig machen (doch nicht in Venedig!). Dies ist ein entscheidendes Buch, ich kann nicht ohne große Bewegung daran denken. —" Er nennt die „Morgenröte" ein „jasagendes Buch, tief, aber hell und gütig", und schreibt im Herbst 1888 im „Ecce homo" über den Inhalt und die Entstehung dieser Schrift:

„Mit diesem Buche beginnt mein Feldzug gegen die Moral. Nicht daß es den geringsten Pulvergeruch an sich hätte: — man wird ganz andre und viel lieblichere Gerüche an ihm wahrnehmen, gesetzt, daß man einige Feinheit in den Nüstern hat. Weder großes, noch auch kleines Geschütz: ist die Wirkung des Buchs negativ, so sind es seine Mittel um so weniger, diese Mittel, aus denen die Wirkung wie ein Schluß, nicht wie ein Kanonenschuß folgt. Daß man von dem Buche Abschied nimmt mit einer scheuen Vorsicht vor allem, was bisher unter dem Namen Moral zu Ehren und selbst zur Anbetung gekommen ist, steht nicht im Widerspruch damit, daß im ganzen Buch kein negatives Wort vorkommt, kein Angriff, keine Bosheit, — daß es vielmehr in der Sonne liegt, rund, glücklich, einem Seegetier gleich, das zwischen Felsen sich sonnt. Zuletzt war ich's selbst, dieses Seegetier: fast jeder Satz des Buchs ist erdacht, erschlüpft in jenem Felsen-Wirrwarr nahe bei Genua, wo ich allein war und noch mit dem Meere Heimlichkeiten hatte. Noch jetzt wird mir, bei einer zufälligen Berührung dieses Buches, fast jeder Satz zum Zipfel, an dem ich irgend etwas Unvergleichliches wieder aus der Tiefe ziehe: seine ganze Haut zittert von zarten Schaudern der Erinnerung. Die Kunst, die es voraus hat, ist keine kleine darin, Dinge, die leicht und ohne Geräusch vorbeihuschen, Augenblicke, die ich göttliche Eidechsen nenne, ein wenig fest zu machen,

— nicht etwa mit der Grausamkeit jenes jungen Griechengottes, der das arme Eidechslein einfach anspießte, aber immerhin doch mit etwas Spitzem, mit der Feder . . . ‚Es giebt so viele Morgenröten, die noch nicht geleuchtet haben' — diese indische Inschrift steht auf der Tür zu diesem Buche. Wo sucht sein Urheber jenen neuen Morgen, jenes bisher noch unentdeckte zarte Rot, mit dem wieder ein Tag — ah eine ganze Reihe, eine ganze Welt neuer Tage! — anhebt? In einer Umwertung aller Werte, in einem Loskommen von allen Moralwerten, in einem Jasagen und Vertrauenhaben zu Alledem, was bisher verboten, verachtet, verflucht worden ist. Dies jasagende Buch strömt sein Licht, seine Liebe, seine Zärtlichkeit auf lauter schlimme Dinge aus, es giebt ihnen ‚die Seele', das gute Gewissen, das hohe Recht und Vorrecht auf Dasein wieder zurück. Die Moral wird nicht angegriffen, sie kommt nur nicht mehr in Betracht . . . Dies Buch schließt mit einem ‚Oder?' — es ist das einzige Buch, das mit einem ‚Oder?' schließt. —"

Mit diesen glückerfüllten Worten blickt der Autor, was man nicht vergessen darf, auf die Entstehung der „Morgenröte" im Jahre 1888 zurück. Damals, zur Zeit der Entstehung, hatte er eine sehr richtige düstere Vorahnung von der Wirkung dieses Buches. Er schreibt am 20. März an Peter Gast: „Schädlich wenigstens wird das Buch nicht wirken, — nur daß ich selber es zu büßen habe werde!" Diese Vorahnung hat sich noch viel schlimmer erfüllt als man damals glaubte, denn durch Nichts ist mein Bruder mehr mißverstanden und verkannt worden, durch Nichts sind ihm mehr Schwierigkeiten erwachsen als durch seine Kritik der Moral. Professor Georg Simmel bemerkt dazu sehr richtig:

„Für einen Prediger des egoistischen Genusses hält man ihn — und er lehrt die Verächtlichkeit alles bloßen Genießens, die Bedingtheit aller Größe durch das Leiden;

anarchistische Zuchtlosigkeit will sich durch ihn rechtfertigen — und ihm kann gar keine Strenge und Disciplin hart genug sein; Gleichgültigkeit gegen die Menschheit außerhalb des Ich wirft man ihm vor — und in Wirklichkeit ist die Entwickelung unserer Gattung, die Erhöhung des Typus Mensch sein tiefstes, alles Andere umfassendes Interesse.

„Alles dies verschuldet er durch die Unvorsichtigkeit, daß er sich einen ‚Immoralisten' nennt und dadurch eigentlich den Irrtum legitimirt, den er seinen Gegnern vorwirft: daß sie die Moral der gegenwärtigen Epoche für die Moral schlechthin halten. Er ist keineswegs Immoralist in dem Sinne, daß er die Bindung an feste Pflichten, daß er die Werte des Wollens leugnete, daß er dem Menschen sein Sollen erließe. Nur die gerade jetzt herrschende Moral verneint er. Denn in deren demokratisch-christlichen Idealen: Selbstlosigkeit, Demut, Entsagung, Sichhingeben an die Zukurzgekommenen, die Elenden und Schwachen — sieht er die furchtbarste Gefahr für die Entwickelung unserer Gattung."

Es ist geradezu unbegreiflich, daß das Mißverständnis solche Dimensionen angenommen hat und welche törichten Schlüsse darauf gegründet worden sind, daß mein Bruder sich der heute geltenden Moral kritisch gegenüber stellte. Auch Prof. Alois Riehl widerlegt diese Mißverständnisse in glücklichster Weise:

„Der Ernst und die Tiefe der Leidenschaft, mit welcher Nietzsche dem Problem der Moral entgegenkommt, hätten ihn allein schon davor bewahren sollen, für einen Skeptiker der Moral gehalten zu werden, der aus irgend einem freigeistigen, starkgeistigen Hange die Verbindlichkeit ihrer Gesetze bezweifelt. Und noch größeren Mangel an der Fähigkeit, die Geister zu unterscheiden, verrät es, wenn man ihn mit dem unfreiwilligen Parodisten Fichtes (Stirner) mit dem Autor des Buches: „Der Einzige und sein Eigentum" zusammenstellt — dies aber heißt nichts Anderes,

als Schriften von fast beispielloser Macht der Rede und einer verhängnisvollen Kraft des Genies mit einer litterarischen Kuriosität zusammenstellen. Klassisch Gebildete wollen sogar sein antikes Gegenstück, wenn nicht eine Quelle seiner Anschauungen in dem Sophistenfreund Kallikles und dessen Rede (im platonischen Gorgias) für das Vorrecht des Stärkeren entdeckt haben. An das näher liegende Muster des „uomo singolare", des „großen Einzelnen" der italienischen Renaissance dachten sie nicht. Wenn aber jemals ein philosophisches Problem, notwendig wie eine organische Bildung, aus dem Charakter und der Entwicklung des Denkers selbst hervorgegangen ist und sich dem Denker stellte, nicht von diesem willkürlich gestellt wurde, so ist es das moralrevolutionäre Problem Nietzsche's: ‚dies Schicksal von Aufgabe', wie er es genannt hat. Nietzsche litt an diesem Probleme: dies Problem war seine persönliche Not, seine Qual und wurde erst, nachdem er es bezwungen zu haben glaubte, sein bestes Glück. ‚Die großen Probleme, erklärt er, verlangen alle die große Liebe, und dieser sind nur die starken, runden, sicheren Geister fähig, die fest auf sich selber sitzen.' Aus seinem eigensten Erlebnis heraus reden die Worte im „Zarathustra": ‚und wenn du sagen wirst: ich habe nicht mehr Ein Gewissen mit euch, so wird es eine Klage und ein Schmerz sein. Siehe, diesen Schmerz selber gebar noch das Eine Gewissen.'"

Nun wird man fragen, warum litt mein Bruder so sehr bei diesem Problem? Das war die Liebe zu seinen Vorfahren, die in der Befolgung der heute geltenden Vorschriften der Moral so glücklich gewesen waren und ihm die gleiche beglückende Befolgung vererbt und eingeimpft hatten. Er sagt in der Morgenröte: „Ein Gramm dankbaren Sinnes und Pietät zu viel: — und man leidet daran wie an einem Laster und gerät mit seiner ganzen Selbständigkeit und Redlichkeit unter das böse Gewissen." —

Mein Bruder bat uns das neue Buch nicht zu lesen, womit sich unsre Mutter nur zu gern einverstanden erklärte — ich aber durchaus nicht, was ihm nach einigem Hin- und Herschreiben schließlich doch nicht unlieb war. Er gab mir nun in dem nachfolgenden Brief die Anweisung, worauf ich hauptsächlich mein Augenmerk richten sollte: „Ich werde Dich schwerlich abhalten können, meine „Morgenröte“ zu lesen: so dachte ich über ein Mittel nach, auch dies für Dich und mich zum Besten zu wenden. Lies das Buch also, wenn ich bitten darf, unter einem Gesichtspunkt, den ich allen anderen Lesern gerade widerraten würde, aus einem ganz persönlichen Sehwinkel (Schwestern haben zuletzt auch Privilegien). Suche alles heraus, was Dir verrät, was im Grunde Dein Bruder am meisten braucht, am meisten nötig hat, was er will und was er nicht will. Lies dazu namentlich das fünfte Buch, wo vieles zwischen den Zeilen steht. Wohin alles bei mir noch strebt, ist nicht mit Einem Worte zu sagen — und hätte ich das Wort, ich würde es nicht sagen. Es kommt auf günstige, aber ganz unberechenbare Umstände an. Meine guten Freunde (und Jedermann) wissen eigentlich nichts über mich und haben auch wohl noch nicht darüber nachgedacht; ich selber war immer sehr schweigsam über alle meine Hauptsachen, ohne daß es doch so erschien.“

An Rohde schreibt er von Sils-Maria aus am 4. Juli 1881 bei Übersendung der „Morgenröte“: „Nun, alter lieber Getreuer, hier kommt alter ego, und Du kannst Dich nach Herzenslust mit mir unterhalten, mit mir zanken, grollen, glücklich sein und über alle Wolken hinausblicken. Es wäre schlimm, wenn es nicht gerade ein Buch für Dich wäre, — ich wüßte sonst gar nicht mehr, wie ich es auf Erden noch dazu bringe, Jemandem ein Freude zu machen. Du hast darin alle meine Ingredienzien; laß bei Seite, was Dir wehe tut, und nimm Alles zusammen, was Dir, gerade Dir Mut macht. Anders weiß ich auch

nicht für Deinen reichen und edelherzigen Brief dankbar zu sein, — ich muß alle Viertelstunden, welche mir Kopf und Augen freigeben, im Dienste einer großen Aufgabe verwenden, und ich träume in meiner Seele immer davon, eben so auch am besten meinen Freunden zu dienen. Behalte mich lieb!“

Rohde fand aber nicht das rechte Wort sich auszudrücken und schwieg deshalb. Überhaupt hatte sich mein Bruder nicht getäuscht, wenn er mit Herzklopfen dieses Buch in die Welt und zu den Freunden schickte, denn der Empfang, der ihm zuteil wurde, war sicherlich nicht ermutigend. Niemand verstand es, so daß er sich schließlich über die Aufnahme der „Morgenröte“ im Freundeskreise etwas verletzt und pessimistisch zu Peter Gast am 14. August 1881 ausspricht: „Zuletzt — wenn ich nicht meine Kraft aus mir selber nehmen könnte, wenn ich auf Zurufe, Ermutigungen, Tröstungen von außen warten müßte, wo wäre ich! was wäre ich! Es gab wahrhaftig Augenblicke und ganze Zeiten meines Lebens (z. B. das Jahr 1878), wo ich einen kräftigenden Zuspruch, einen zustimmenden Händedruck wie das Labsal aller Labsale empfunden hätte — und gerade da ließen mich alle in Stich, auf welche ich glaubte mich verlassen zu können und die mir jene Wohltat hätten erzeigen können. Jetzt erwarte ich's nicht mehr und empfinde nur ein gewisses trübes Erstaunen, wennn ich z. B. an die Briefe denke, die ich jetzt bekomme — alles ist so unbedeutend, keiner hat etwas durch mich erlebt, keiner sich einen Gedanken über mich gemacht, — es ist achtbar und wohlwollend, was man mir sagt, aber ferne, ferne, ferne.“

Der Mangel an Verständnis, den das Buch fand, raubte ihm eine Zeit lang die Lust hineinzublicken. Als es ihm aber sozusagen zufällig wieder im Januar 1882 in die Hand kam, freute er sich doch darüber und schreibt an Gast: „Heute las ich, zum ersten Male seit letztem Sommer,

etwas in meiner „Morgenröte" und hatte Vergnügen dabei. In Anbetracht, daß diese Dinge sehr abstract sind, ist die Munterkeit des Geistes, mit der sie behandelt sind, ganz achtbar. Lesen Sie zur Vergleichung irgend ein Buch über Moral — ich habe immer noch meine Sprünge und Hopsasa's für mich. Daneben zog mich an, wie reich das Buch an unausgesprochnen Gedanken ist, wenigstens für mich: ich sehe hier und dort und an allen Enden verborgene Türen, die weiter und oft sehr weit führen ..."

Gerade aber die Erkenntnis, wieviel Unausgesprochenes sich in der „Morgenröte" findet und daß noch Niemand eigentlich wissen konnte, wohin diese „Türen" führten, stimmten ihn milder gegen die nichtverstehenden Freunde. Er schreibt an den schweigenden Rohde aus der Fülle und Wärme seiner treuen Freundschaft am 21. Oktober 1881 von Genua aus: „Lieber alter Freund, da Du mir inzwischen nicht geschrieben hast, so nehme ich an, daß es irgendwelche Schwierigkeiten dabei für Dich giebt. Deshalb spreche ich heute die herzlich gemeinte Bitte und dies ohne alle für Dich peinlichen Hintergedanken aus: schreibe mir jetzt nicht! Es verändert sich damit gar nichts zwischen uns; aber unerträglich ist mir die Empfindung, anscheinend durch die Zusendung eines Buches auf einen Freund eine Art Zwang ausgeübt zu haben. Was liegt an einem Buche! Ich habe noch Wichtigeres zu tun — und ohne dies wüßte ich nicht, wozu leben. Denn es geht mir hart, ich leide viel."

Übrigens hat Rohde nach dieser liebevollen Bitte sogleich geschrieben, dieser Brief ist aber leider verloren gegangen, und ich weiß nicht, ob er meinen Bruder erfreut haben würde, da doch inzwischen Rohde schon durch Overbecks ungünstig beeinflußt worden war.

Ich habe mit der Schilderung der Urteile und der Aufnahme der „Morgenröte" bei den Freunden etwas vorgegriffen. Das Buch erschien im Juli 1881, die

letzten Korrekturen wurden von meinem Bruder mit Peter Gast zusammen in Recoaro bei Vicenza gelesen. Er war nämlich Ende April von Genua fortgegangen, um in diesem landschaftlich so schönen Ort mit dem Freunde Gast zusammenzutreffen; aber dieser Aufenthalt mißglückte vollständig. Es kam ein Rückfall seiner Leiden, so daß er fast jede Woche 2 bis 3 Tage lang mit heftigen Augen- und Kopfschmerzen zubringen mußte und sich auch dazwischen nicht so „leicht und beflügelt" fühlte, wie er es aus Zeiten der Gesundheit kannte. Mein Bruder glaubte, daß für ihn, den Einsiedler, diese Gelegenheit, sich so viel auszusprechen, zu angreifend sei, obwohl er sich doch den ganzen Winter danach gesehnt hatte. Da er seine Philosophie mit der ganzen Leidenschaft seiner Seele erfaßte und jeder neue Gedanke für ihn ein neues Erlebnis war, das ihn im innersten Herzen erschütterte, so war jedes Reden darüber mit einer tiefen Gemütsbewegung verbunden. Dazu kam recht ungünstiges Wetter: ein ungewöhnlich gewitterreicher Frühling, so daß vielleicht auch ohne Gemütsbewegung, die von Elektrizität angefüllte Atmosphäre allein hingereicht hätte, ein übles Befinden hervorzurufen; aber natürlich war die Rückkehr der Leiden auch eine Folge der Arbeit an dem neuen Buch und der Übermüdung der Augen. Mein Bruder war ganz unglücklich über die Wiederkehr seines Leidens, — hatte er sich doch der Wiederherstellung schon ganz nahe geglaubt, und so ergriff ihn zum ersten Male die Ungeduld. In keiner Zeit seines Lebens hat er soviel geklagt, und in solchen starken Ausdrücken, als gerade in jenem Frühling in Recoaro. Gegen den Schluß seines Aufenthaltes wurde das Befinden aber etwas besser, so daß er doch noch etwas von den landschaftlichen Reizen Recoaro's genießen konnte. Er schreibt an Gast, der inzwischen nach Venedig zurückgekehrt war: „Recoaro ist, als Landschaft, eine meiner schönsten Erfahrungen: ich bin seiner Schönheit

recht nachgelaufen und habe viel Mühe und Eifer darauf verwendet. Die Schönheit der Natur ist, wie jede andere, sehr eifersüchtig und will, daß man ihr allein diene."

Anfang Juli 1881 verließ mein Bruder Recoaro, um es nie wieder aufzusuchen.

Neuntes Kapitel.

Die ewige Wiederkunft.

Recoaro war aber die letzte längere Geduldsprobe, die meinem Bruder sein Leiden auferlegte. Nach einer Reise, die durch alle möglichen Komplikationen sich besonders ungünstig gestaltete, landete er endlich im Engadin. Aber St. Moritz, wo er zwei Jahre zuvor gewesen war, stieß ihn dieses Mal heftig zurück, und am Abend seiner Ankunft hätte er beinahe überhaupt das Engadin verlassen. „Zuletzt bin ich, dank einem ernsten und liebenswürdigen Schweizer, mit dem ich die Nacht durch reiste und der aus Neapel in seine Heimat zurückkehrte, in dem lieblichsten Winkel der Erde untergebracht worden: so still habe ich's nie gehabt, und alle fünfzig Bedingungen meines armen Lebens scheinen hier erfüllt zu sein. Ich nehme diesen Fund hin als ein ebenso unerwartetes wie unverdientes Geschenk." Er nennt Sils-Maria ein „heroisches Idyll" und fügt hinzu: „Das ist keine Schweiz, kein Recoaro, etwas ganz Anderes, jedenfalls etwas viel Südlicheres, — ich müßte schon nach den Hochebenen von Mexiko am stillen Ozeane gehen, um etwas Ähnliches zu finden (z. B. Oaxaca) und da allerdings mit tropischer Vegetation. Nun, dies Sils-Maria will ich mir zu erhalten suchen."

Dieser Sommeraufenthalt 1881 in Sils-Maria ist wohl als der bedeutungsvollste von allen Aufenthalten meines Bruders im Engadin zu bezeichnen! Es ist der Sommer,

wo ihm zuerst der Gedanke der ewigen Wiederkunft aufleuchtete, und die ersten Aufzeichnungen des Zarathustra entstanden. Wenn er es später nicht oft und stark genug beschreiben konnte, wie er in jenen Sommermonaten 1881 oft mit einem Jauchzen des Glückes durch diese herrliche Natur geschritten wäre, so bekommt man eine Vorstellung davon, daß, obgleich er in den Jahren seiner höchsten Entwickelung einsam und unverstanden war und fast totgeschwiegen oder von boshaften, unwissenden Kritikern mißhandelt wurde, er doch so viel Glück in den Zeiten seiner höchsten Erhebung genossen hat, daß alles Glück, das sonst vielleicht über ein langes Menschenleben ausgebreitet ist, dagegen gering erscheint. Diese ungeheuren Ausblicke auf eine Zukunft der Menschheit, wie er sie träumte und welche er durch seine Vorstellung zu formen hoffte, der Gedanke, ein Führer der Menschheit zu sein, der „seine Hand auf Jahrtausende legt", das gibt Stunden der Entzückung, die nur dem Genie in seiner erhabensten Form vergönnt sind. Wie Leo Berg einmal sagte: „Solche höchste Stimmungen und Empfindungen sind der Ausgleich für alles das, was ein Genie im Widerstand gegen eine stumpfe Welt leidet."

Ich habe mich bemüht, die wissenschaftlichen Werke zu erraten, durch welche der Gedanke der ewigen Wiederkunft in meinem Bruder vorbereitet wurde. Schon aus dem Herbst 1880 erinnere ich mich, daß er sich vielfach mit physikalischen, physiologischen und mathematischen Studien beschäftigte und stöhnend hie und da bemerkte, wie durch die Autoritäten aller Fortgang der Wissenschaft gehindert würde, dadurch nämlich, daß sie ihre Ergebnisse selbst in späteren Jahren festhielten und ihre jugendlichen Erkenntnisse als feststehende Wahrheiten glaubten verteidigen zu müssen. Aber als er dann den Winter in Genua verlebte, nahmen ihn die Vorarbeiten zur „Morgenröte" wieder vollständig in Anspruch, so daß er wohl kaum

vor Ende des Winters wieder zu den erwähnten Studien zurückgekehrt sein kann. Leider ist es mir nicht möglich, anzugeben, welche Bücher von welchen Autoritäten er damals studiert und verworfen hat. Sicher ist nur, daß er mit lebhafter Zustimmung die Namen Helmholtz, Wundt (in seinen früheren Schriften) und des Mathematikers Riemann nannte und daß er im Frühjahr 1881 auch noch andere Bücher fand, die er sehr eifrig studiert zu haben scheint, und denen er, wie Zeichen am Rande beweisen, auch zugestimmt hat, z. B. drei: „Die mathematischen Elemente der Erkenntnißtheorie", „Die Einheit der Naturkräfte" von O. Schmitz-Dumont, und „Der Zusammenhang der Dinge" von O. Caspari. Das letztgenannte Buch ist direkt nach der Vollendung zu ihm nach Recoaro geschickt worden. Anfang Juli schreibt er mir in einem Geburtstagsbrief: „Ich für meinen Teil wünsche mir Nichts mehr: weiß ich doch kaum, wie ich mit dem fertig werden soll, was ich habe. Dies ist dunkel geredet, aber nicht dunkel gedacht." —

Man sieht aus diesen Zeilen, daß er damit beschäftigt ist, sich große, neue Gedanken zurechtzulegen. Auch durch andre Zeugnisse (Mitteilungen von Peter Gast und Erzählungen von Leuten, mit denen er damals viel gesprochen hat, z. B. dem Pastor und dem Lehrer in Sils-Maria, die sich lebhaft für physikalische Dinge interessierten) scheint es bewiesen zu sein, daß ihn in jenen Monaten April bis Ende Juli 1881 zumeist physikalische Probleme beschäftigt haben. Es ist demnach als sicher anzunehmen, daß der uralte phythagoreische Gedanke der ewigen Wiederkunft ihm damals zunächst als physikalisches Problem nahe gekommen ist, und daß er erst allmählich durch gründliche Studien davon, soviel es bei seiner Denkungsart möglich war, überzeugt wurde. Mitte Juli bittet er mich, ihm „Dühring, Cursus der Philosophie" zu schicken und fügt hinzu: „Das ist zum Lachen für mich!" Es scheint, daß

er bei seinen Untersuchungen zu entgegengesetzten Anschauungen wie Dühring gekommen ist und sich dessen noch einmal vergewissern will. Der Gedanke der ewigen Wiederkunft mag ihn nun als physikales Problem schon längere Zeit überzeugt haben, aber erst als er ihm im innigsten Zusammenhang mit seiner gesamten Philosophie als höchstes, ethisches, erzieherisches Problem wie ein Stern aufleuchtete, kam jenes tiefe Entzücken über ihn, das ihn zu dem erhabensten poetischen Ausdruck seiner Gesamtanschauung, dem Zarathustra, begeisterte. Dieser Gedanke fiel ihm also nicht vom Himmel, wie es naive Gemüter zu glauben scheinen. Er sollte auch nicht nachträglich erst durch jahrelange naturwissenschaftliche Studien an Universitäten bewiesen werden, wie man erfunden hat, sondern ihm gingen sorgsame Studien voraus, wenn auch das, was mein Bruder aus ihm schuf, wie eine blitzartige Intuition über ihn kam.

Andeutend schreibt er am 14. August 1881 an Peter Gast: „Nun, mein lieber guter Freund! Die Augustsonne ist über uns, das Jahr läuft davon, es wird stiller und friedlicher auf Bergen und in den Wäldern. An meinem Horizonte sind Gedanken aufgestiegen, dergleichen ich noch nicht gesehn habe, — davon will ich Nichts verlauten lassen, und mich selber in einer unerschütterlichen Ruhe erhalten. Ich werde wohl einige Jahre noch leben müssen! Ach, Freund, mitunter läuft mir die Ahnung durch den Kopf, daß ich eigentlich ein höchst gefährliches Leben lebe, denn ich gehöre zu den Maschinen, welche zerspringen können! Die Intensitäten meines Gefühls machen mich schaudern und lachen — schon ein paarmal konnte ich das Zimmer nicht verlassen, aus dem lächerlichen Grunde, daß meine Augen entzündet waren — wodurch? Ich hatte jedesmal den Tag vorher auf meinen Wanderungen zuviel geweint, und zwar nicht sentimentale Tränen, sondern Tränen des Jauchzens; wobei ich sang und Unsinn

redete, erfüllt von einem neuen Blick, den ich vor allen Menschen voraus habe . . ."

— Es war der Gedanke der ewigen Wiederkunft: „Alles kehrt wieder, ewig dreht sich das Rad des Seins. Dieses Leben — unser ewiges Leben," dessen Vergegenwärtigung und Konsequenzen ihn so tief erschütterten.

„Wer du auch sein magst, geliebter Fremdling, dem ich hier zum ersten Mal begegne: nimm diese frohe Stunde wahr und die Stille um uns und über uns und laß dir von einem Gedanken erzählen, der vor mir aufgegangen ist gleich einem Gestirn und der zu dir und zu jedermann hinunterleuchten möchte, wie es die Art des Lichtes ist. —

„Die Welt der Kräfte erleidet keine Verminderung: denn sonst wäre sie in der unendlichen Zeit schwach geworden und zugrunde gegangen. Die Welt der Kräfte erleidet keinen Stillstand: denn sonst wäre er erreicht worden, und die Uhr des Daseins stünde still. Die Welt der Kräfte kommt also nie in ein Gleichgewicht, sie hat nie einen Augenblick der Ruhe, ihre Kraft und ihre Bewegung sind gleich groß für jede Zeit. Welchen Zustand diese Welt auch nur erreichen kann, sie muß ihn erreicht haben, und nicht ein Mal, sondern unzählige Male. So diesen Augenblick: er war schon einmal da und viele Male und wird ebenso wiederkehren, alle Kräfte genau so verteilt wie jetzt: und ebenso steht es mit dem Augenblick, der diesen gebar und mit dem, welcher das Kind des jetzigen ist. Mensch! Dein ganzes Leben wird wie eine Sanduhr immer wieder umgedreht werden und immer wieder auslaufen, — eine große Minute Zeit dazwischen, bis alle Bedingungen, aus denen du geworden bist, im Kreislaufe der Welt, wieder zusammenkommen. Und dann findest du jeden Schmerz und jede Lust und jeden Freund und Feind und jede Hoffnung und jeden Irrtum und jeden Grashalm und jeden Sonnenblick wieder, den ganzen

Zusammenhang aller Dinge. Dieser Ring, in dem du ein Korn bist, glänzt immer wieder. Und in jedem Ring des Menschen-Daseins überhaupt gibt es immer eine Stunde, wo erst einem, dann vielen, dann allen der mächtigste Gedanke auftaucht, der von der ewigen Wiederkunft aller Dinge: — es ist jedesmal für die Menschheit die Stunde des Mittags. —

„Unsere ganze Welt ist die Asche unzähliger lebender Wesen: und wenn das Lebendige auch noch so wenig im Vergleich zum Ganzen ist, so ist alles schon einmal in Leben umgesetzt gewesen und so geht es fort. Nehmen wir eine ewige Dauer, folglich einen ewigen Wechsel der Stoffe an. —

„Wie geben wir dem inneren Leben Schwere, ohne es böse und fanatisch gegen Anders-denkende zu machen? Der religiöse Glaube nimmt ab, und der Mensch lernt sich als flüchtig begreifen und als unwesentlich, er wird endlich dabei schwach; er übt sich nicht so im Erstreben, Ertragen, er will den gegenwärtigen Genuß, er macht sich's leicht, — und viel Geist verwendet er vielleicht dabei. —

„Der politische Wahn, über den ich ebenso lächle, wie die Zeitgenossen über den religiösen Wahn früherer Zeiten, ist vor allem Verweltlichung, Glaube an die Welt und Aus-dem-Sinn-Schlagen von „Jenseits" und „Hinterwelt". Sein Ziel ist das Wohlbefinden des flüchtigen Individuums: weshalb der Socialismus seine Frucht ist, das heißt die flüchtigen Einzelnen wollen ihr Glück sich erobern, durch Vergesellschaftung, sie haben keinen Grund zu warten, wie die Menschen mit ewigen Seelen und ewigem Werden und zukünftigem Besserwerden. Meine Lehre sagt: so leben, daß du wünschen mußt, wieder zu leben, ist die Aufgabe, — du wirst es jedenfalls! Wem das Streben das höchste Gefühl gibt, der strebe; wem Ruhe das höchste Gefühl gibt, der ruhe;

wem Einordnung, Folgen, Gehorsam das höchste Gefühl gibt, der gehorche. Nur möge er bewußt darüber werden, was ihm das höchste Gefühl gibt, und kein Mittel scheuen! Es gilt die Ewigkeit! —

„Aber wenn alles notwendig ist, was kann ich über meine Handlungen verfügen?" Der Gedanke und Glaube ist ein Schwergewicht, welches neben allen anderen Gewichten auf dich drückt und mehr als sie. Du sagst, daß Nahrung, Ort, Luft, Gesellschaft dich wandeln und bestimmen? Nun, deine Meinungen tun es noch mehr, denn diese bestimmen dich zu dieser Nahrung, Ort, Luft, Gesellschaft. — Wenn du dir den Gedanken der Gedanken einverleibst, so wird er dich verwandeln. Die Frage bei allem, was du tun willst: „ist es so, daß ich es unzählige Male tun will?", ist das größte Schwergewicht. —

„Drücken wir das Abbild der Ewigkeit auf unser Leben! Dieser Gedanke enthält mehr als alle Religionen, welche dies Leben als flüchtiges verachteten und nach einem unbestimmten anderen Leben hinblicken lehrten. —

„Nicht nach fernen, unbekannten Seligkeiten und Segnungen und Begnadigungen ausschauen, sondern so leben, daß wir nochmals leben wollen und in Ewigkeit so leben wollen! — Unsere Aufgabe tritt in jedem Augenblick an uns heran. —

„Ihr meint, ihr hättet lange Ruhe bis zur Wiedergeburt, — aber täuscht euch nicht! Zwischen dem letzten Augenblick des Bewußtseins und dem ersten Schein des neuen Lebens liegt „keine Zeit", — es ist schnell wie ein Blitzschlag vorbei, wenn es auch lebende Geschöpfe nach Jahrbillionen messen und nicht einmal messen könnten. Zeitlosigkeit und Succession vertragen sich miteinander, sobald der Intellekt weg ist!

„Diese Lehre ist milde gegen die, welche nicht an sie glauben, sie hat keine Höllen und Drohungen. Wer nicht glaubt, hat ein flüchtiges Leben in seinem Bewußtsein. —

„Woran ging die alexandrinische Kultur zu Grunde? Sie vermochte mit all ihren nützlichen Entdeckungen und der Lust an der Erkenntnis dieser Welt doch dieser Welt, diesem Leben nicht die letzte Wichtigkeit zu geben, das Jenseits blieb wichtiger! Hierin umzulehren ist jetzt immer noch die Hauptsache: — vielleicht wenn die Metaphysik eben dies Leben mit dem schwersten Accent trifft, — nach meiner Lehre! —

„Dies Leben — dein ewiges Leben! —

„Hüten wir uns, eine solche Lehre wie eine plötzliche Religion zu lehren! Sie muß langsam einsickern, ganze Geschlechter müssen an ihr bauen und fruchtbar werden, — damit sie ein großer Baum werde, der alle noch kommende Menschheit überschatte. Was sind die paar Jahrtausende, in denen sich das Christentum erhalten hat! Für den mächtigsten Gedanken bedarf es vieler Jahrtausende, — lange, lange muß er klein und ohnmächtig sein! —

„Seid ihr nun vorbereitet? Ihr müßt jeden Grad von Skepsis durchlebt haben und mit Wollust in eiskalten Strömen gebadet haben, — sonst habt ihr kein Recht auf diesen Gedanken; ich will mich gegen die Leichtgläubigen und Schwärmerischen wohl wehren! Ich will meinen Gedanken im voraus verteidigen! Er soll die Religion der freiesten, heitersten und erhabensten Seelen sein, — ein lieblicher Wiesengrund zwischen vergoldetem Eise und reinem Himmel! —

„Du fühlst, daß du Abschied nehmen mußt, bald vielleicht, — und die Abendröte dieses Gefühles leuchtet in dein Glück hinein. Achte auf dieses Zeugnis: es bedeutet, daß du das Leben und dich selber liebst, und zwar das Leben, so wie es bisher dich getroffen und dich gestaltet hat, — und daß du nach Verewigung desselben trachtest. — Non alia sed haec vita sempiterna! Wisse aber auch! — daß die Vergänglichkeit ihr kurzes Lied immer wieder singt, und daß man im Hören der ersten Strophe

vor Sehnsucht fast stirbt, beim Gedanken, es möchte für immer vorbei sein. —"

Man hat angenommen, daß Nietzsche es vergessen habe, daß er in früheren Jahren diesen Gedanken der ewigen Wiederkehr schon gekannt und fast scherzhaft abgelehnt hatte. Das muß ich als einen Irrtum bezeichnen, denn als er im Frühjahr 1882 in Naumburg war, ließ er sich von mir (also bevor er das erste Wort über die ewige Wiederkunft drucken ließ) die zweite Unzeitgemäße Betrachtung vorlesen und begleitete diese Vorlesung mit allerhand kritischen Bemerkungen. Ich erinnere mich natürlich nicht mehr, ob er zu dem Passus über die ewige Wiederkunft und den Kreislauf der gesamten Natur (S. 122, Bd. II) etwas bemerkt hat, sicherlich ist ihm aber doch bei dieser Gelegenheit seine frühere Bemerkung in Erinnerung gekommen. Er würde sich aber gewiß nicht späterhin im Zarathustra und in seinen privaten Niederschriften als den ersten Lehrer der ewigen Wiederkunft bezeichnet haben, wenn er den an sich nüchternen Gedanken der Pythagoreer als gleichartig mit der eigenen Vorstellung empfunden hätte. Was ihn dabei so ergriff und entzückte, war nicht der Gedanke selbst, sondern was er ihm als das Ja und Amen zu seiner Philosophie der Weltverklärung und Weltvergöttlichung bedeutete, und welche Wirkung auf die Menschheit er von ihm erwartete. Die ungeheure Tragweite dieses Gedankens, die ihm plötzlich wie ein leuchtendes Gestirn aufging, war es, die ihn so tief erschütterte und die er als etwas Neues, Überwältigendes empfand. Das sehen und fühlen wir aus allen seinen Aufzeichnungen! Den Zusammenhang dieses Gedankens mit dem Griechentum hat er in einer geplanten Schrift über die Griechen ausdrücklich betont; er nahm sogar an, daß die ewige Wiederkunft Mysterienglaube der Griechen gewesen sei. —

Er dachte zuerst, daß der Gedanke der ewigen Wieder-

kunft nicht der Beredsamkeit bedürfe, um zu wirken, sondern schlicht vorgetragen werden könnte, wie die vorangehenden Aufzeichnungen beweisen. Nach kurzer Zeit muß er aber gefühlt haben, daß eine solche Lehre, ein solcher Gedanke, der die Menschheit umformen soll, in neuen, entzückenden Tönen zu ihr reden muß. Er suchte und fand eine neue Form feierlicher Rhythmen, die seine mit seinem Herzblut getränkten Gedanken zum Ausdruck brachten. Und mögen wir den Wert des Gedankens der ewigen Wiederkunft auch jetzt noch nicht begreifen und ermessen können — Eines können wir doch schon jetzt mit inniger Dankbarkeit erfassen: diesem Gedanken haben wir den Zarathustra zu verdanken, dessen erste Konzeption allein darauf beruht. Auch die mehr wissenschaftlichen Auseinandersetzungen jener Zeit stellen sich nur als Selbstgespräche über die dem Zarathustra zugrunde liegenden Hauptgedanken dar. In diesem Sinne erwähnt mein Bruder auch die Erlebnisse des August 1881 im „Ecce homo": „Ich erzähle nunmehr die Geschichte des Zarathustra. Die Grundkonzeption des Werks, der Ewige-Wiederkunfts-Gedanke, diese höchste Formel der Bejahung, die überhaupt erreicht werden kann —, gehört in den August des Jahres 1881: er ist auf ein Blatt hingeworfen, mit der Unterschrift: „6000 Fuß jenseits von Mensch und Zeit". Ich ging an jenem Tage am See von Silvaplana durch die Wälder; bei einem mächtigen pyramidal aufgetürmten Block unweit Surlei machte ich Halt. Da kam mir dieser Gedanke." Wie sehr er der Ursprung des Zarathustra ist, wird in einem späteren Kapitel ausgeführt werden, wo auch alle im Sommer 1881 entstandenen ersten Aufzeichnungen zum Zarathustra zu finden sind. —

Unter allen diesen hohen und wonnevollen Empfindungen verbesserte sich auch seine Gesundheit zusehends; er war wie ein Mensch, der auf einer gefährlichen Bahn vorwärts ge-

gangen ist, halb im Dunkeln und im Ungewissen auf unsicherem Boden, der aber nun den rechten Weg erreicht hat, festen Grund unter den Füßen fühlt und vor sich ein Land voller Schönheit, Reichtum und Fruchtbarkeit sieht. Er machte Mitte Juli auf einen etwas langatmigen Brief unsrer lieben Mutter, die ihm vorgeworfen hatte, daß er sich nicht genug um seine Gesundheit sorge, uns eine prachtvolle Schilderung seines körperlichen Zustandes: „Nie gab es einen Menschen, auf den das Wort ‚niedergedrückt‘ weniger gepaßt hätte. Meine Freunde, die mehr von meiner Lebensaufgabe und deren unaufhaltsamer Förderung erraten, meinen, ich sei wenn nicht der Glücklichste, so jedenfalls der Mutigste der Menschen. Ich habe Schwereres auf mir als meine Gesundheit und werde damit fertig, auch dies zu tragen. Mein Aussehen ist übrigens vortrefflich, meine Muskulatur in Folge meines beständigen Marschierens fast die eines Soldaten, Magen und Unterleib in Ordnung. Mein Nervensystem ist, in Anbetracht der ungeheuren Tätigkeit, die es zu leisten hat, prachtvoll und der Gegenstand meiner Verwunderung, sehr fein und sehr stark: selbst die langen schweren Leiden, ein unzweckmäßiger Beruf und die fehlerhafteste Behandlung haben ihm nicht wesentlich geschadet, ja im letzten Jahre ist es stärker geworden.“

Man begreift, daß während er nun gewissermaßen tausend Meilen über alle gegenwärtigen menschlichen Ziele hinausflog, es ihn seltsam berühren mußte, wenn Freunde und Bekannte in ihrer vorsichtigen, zaghaften, unsichern Weise brieflich über die „Morgenröte“ Lob und Tadel spendeten. Für ihn hatten alle Worte dieses Buches bereits eine ganz andre Bedeutung und Vorbedeutung gewonnen. Ich glaube in jener Zeit hat niemand den rechten Ton gefunden, sich über das Buch zu äußern. Selbst die große Freude, die Dr. Rée über das Buch aussprach, schien ihm nichts als ein Mißverständnis

zu sein. Und als dieser nun gar, durch diese Freude veranlaßt, durch mich meinem Bruder mitteilen ließ, daß er ihn besuchen wollte, so bekam er bei dieser Ankündigung einen wahren Schreck. Er war sonst so dankbar, wenn ein Freund ihm seine Zeit opfern wollte; aber in jener Zeit wünschte er nichts, als allein gelassen zu werden. Er schreibt an mich ganz entrüstet: „Meine gute Lisbeth, ich bringe es nicht über's Herz, Herrn Dr. Rée abzutelegraphiren: obwohl ich Jedermann, der meinen Engadiner Arbeits-Sommer, d. h. die Förderung meiner Aufgabe, meines „Eins ist not", unterbricht, als meinen Feind betrachte. Ein Mensch mitten hinein in das von allen Seiten aufschießende Gewebe meiner Gedanken — das ist eine furchtbare Sache; und kann ich meine Einsamkeit nicht fürderhin sicher stellen, so verlasse ich Europa auf viele Jahre, ich schwöre es! Ich habe keine Zeit mehr zu verlieren und habe schon viel zu viel verloren; wenn ich nicht mit meinen guten Viertelstunden geize, so habe ich ein schlechtes Gewissen. Du kannst nicht wissen, was ich noch von mir verlange." Aber wenige Tage darauf versuchte er schon wieder über den Schreck, daß man ihm seine Einsamkeit rauben wolle, hinwegzukommen, obgleich er ihm gar nicht gut bekommen war: „Meine liebe Schwester, der Schrecken darüber, daß meine Einsamkeit nicht heilig geachtet wird, hat mich vier Tage krank gemacht, es schien als ob alle guten Geister mich verlassen hätten und die ganze geistige Arbeit des Sommers verloren sei. Nun, ich werde mir die Sache schon zurecht legen, und jedenfalls soll Freund Rée um so besser behandelt werden. Schon jetzt habe ich Gesichtspunkte, nach denen mir eine Zusammenkunft — jetzt mit ihm — sehr wichtig erscheint. —" Aber ich schrieb doch an Dr. Rée, diese Reise zu unterlassen.

In diesem Sich-Zurechtlegen seiner Erlebnisse und in dem fast ohne oder nach kurzer Revolte Sich-Hineinfinden,

selbst in ungünstige Lebenslagen, zeigte sich deutlich die Liebenswürdigkeit und Biegsamkeit seiner ganzen Natur. Wenn ihm jemand eine Freude bereiten wollte und selbst nicht das Richtige traf, so versuchte er sich doch hineinzufinden, um den anderen nicht die Freude am Freudemachen zu verderben. Wenn es nun aber jemand gelang, zur richtigen Zeit die richtige Art, ihm Freude zu bereiten, zu treffen, so gab es kaum einen dankbareren Menschen, als ihn. Selbst für Kleinigkeiten konnte er dann eine ganz unverhältnismäßige Dankbarkeit ausdrücken. So hatte er z. B. Anfang Juli 1881 den Wunsch ausgesprochen, einige hübsch verzierte Notizbücher von einer bestimmten Größe zu haben, die bequem in die Tasche zu stecken wären. Darauf hatte ich sogleich zwei in Arbeit genommen und die Holzdecken gezeichnet, getuscht und allegorisch verziert. Auf dem einen vorderen Buchdeckel saß eine Eule mit einem sehr mißvergnügten Gesichtsausdruck, die ein aufgeschlagenes Buch in der Kralle hielt, worauf stand „Die neue Moral"; an beiden Seiten ringelten sich Drachen herunter, die bereit waren, sich auf den Namen Friedrich Nietzsche zu stürzen. Auf dem anderen Buchdeckel thronte auf einem Baumstamm einsam ein Adler, über welchem ein Stern leuchtete; verächtlich blickte der Adler herunter auf ein Gewimmel von Fledermäusen und Uhus, die um einige aufgeschlagene Bücher herumschwärmten. Rührend erfreut schreibt er nun am 21. September 1881 über diese kleinen Scherze: „Mein liebes Lama, es ist nicht leicht möglich, mir mit einem Geschenk mehr Vergnügen zu machen, als Du mir mit den Büchleins gemacht hast; so oft ich sie gebrauche, werde ich dankbar Deiner gedenken, ebenso oft als ich bisher mich geärgert habe, daß ich in diesem Punkt wie der erste beste Schulknabe fürlieb nehmen mußte. (Sonst schwimmt nämlich ein nur einigermaßen geachteter Autor oder Künstler in einem Luxus von Geschenken, die sein

Handwerkszeug betreffen — und es ist der beste Beweis dafür, daß ich vollkommen ohne Anerkennung meinen Weg gehe (seit ich mir die „Parteien" der —ianer vom Halse geschafft habe), wenn ich constatire, daß nach zehn Jahren Tätigkeit, ich wie ein Anfänger mit dem geringsten Zeuge arbeite, das gar nichts mit meinen Gedanken zu tun hat. Es vermehrt meinen Stolz, daß ich diese schönen und sinnreich geschmückten Büchlein meiner Familie und nicht irgendwelchen ‚Verehrern' danke) . . ." Die oben erwähnten Allegorien auf den Deckeln der Notizbücher machten ihm großes Vergnügen, ja, er nahm sie als einen Beweis, daß ich von den Aufgaben, die ihm seine Philosophie stellte, viel mehr verstünde, als ich in Worten auszudrücken vermöchte.

Dieser Sommer (1881) in Sils-Maria hatte ihm den Mut, den Frohsinn, das Zutrauen zu sich und seiner Gesundheit wiedergegeben, und aus den verschiedensten Zeugnissen sehen wir, daß er sich jetzt in der Mitte seines Lebens tief glücklich fühlt und seinen Weg vor Augen sieht, von dem ihn nichts mehr abwendig machen kann. Es war natürlich nicht sogleich eine vollständige Wiederherstellung möglich, aber jene besonders stechenden und unerträglichen Schmerzen, die die Ärzte „akkommodative Krämpfe der Sehmuskeln" nannten, hatten seit diesem Sommer aufgehört, wahrscheinlich weil mein Bruder endlich selbst die Überzeugung gewann, daß er nur Viertelstunden nacheinander lesen und schreiben durfte. Es kamen noch mancherlei Rückfälle, besonders war er zur Influenza disponiert. Seine eisigkalten Zimmer im Engadin sowohl als in Italien, in welche er nach langen Spaziergängen, wo er sich warm gelaufen hatte, zurückkehrte, waren oft die Veranlassung dazu. Diese Erkältungen vereint mit der Disposition seiner zarten, sehr sensiblen Seele, die alle fatalen Vorkommnisse so tief erfaßte, dazu der merkwürdig starke Einfluß von hohem oder niederm Luftdruck riefen

immer wieder längere influenzaartige Leidenszeiten hervor. Aber er selbst datierte vom Sommer 1881 an, wo er die ersten Aufzeichnungen zur „Fröhlichen Wissenschaft" machte, seine Genesung.

Aus den Manuskripten meines Bruders geht hervor, daß er sich später verhältnismäßig wenig mit dem physikalisch möglichen Problem der Wiederkehr aller Dinge, ja überhaupt mit der ewigen Wiederkunft und ihrer mehr oder minderen Beweisbarkeit, beschäftigt hat. Er wußte wohl, daß es Grade der Wahrheit gibt, aber nicht ein „An-sich-wahr-sein", denn wenn wir seine Philosophie richtig verstehen, so sah er in allen wissenschaftlichen Forschungen und Ergebnissen niemals abgeschlossene, zu Ende gedachte Wahrheiten, sondern nur Erkenntnisse, die wir zu unserm Gebrauch zurechtmachen, weil sie vielleicht Grundannahmen zu den wechselnden Lebensbedingungen der Menschheit sind. Solche Wahrheiten haben den allerhöchsten Wert, wenn sie zur Erhöhung des Typus Mensch beitragen, und gerade das glaubte mein Bruder bei dem Gedanken der ewigen Wiederkunft zu erkennen. Wenn dieses unser Leben unser einziges, unser ewiges Leben ist, welche ungeheure Wichtigkeit und Verantwortlichkeit erhält all unser Tun und Sein: jeder Augenblick bekommt einen Ewigkeitswert! Wie werden wir ringen mit Aufbietung aller unsrer Kräfte, aus diesem Leben unser Höchstes und Bestes zu gestalten — und zwar *trotz* alles Schweren, *trotz* aller Leiden, eben deshalb, weil Leiden als Hemmungen Anstoß und Quellen der höchsten Kraftentwicklung sein können.

Warum wohl mein Bruder später so selten in seinen Gesprächen der ewigen Wiederkehr gedachte? Hielt ihn von der Aussprache die Erinnerung an jene heiligsten Augenblicke zurück, die er damals zwischen der Blütenpracht der Alpenrosen und den leise anschlagenden Wellen des grünen Sees, zwischen den düsteren Fichten und dem

weißschäumenden Bache, zwischen Schnee und Eis und dunklen Felsenhängen erlebte, dort wo „Italien und Finnland zum Bunde zusammengekommen sind“ — oder war es eine leise Skepsis, die dem redlichen Philosophen so wohl ansteht? Wir wissen, daß er allen Gedanken mißtraute, die in einem Überschwang der Empfindungen gefaßt waren: „Musiker und Gedanken, die einen ‚umwerfen‘, sind mit dem größten Mißtrauen zu betrachten,“ pflegte er scherzend zu sagen und später versuchte er an dem Beispiel Richard Wagners und besonders des Apostel Paulus dies deutlich zu machen. „Wir mißtrauen allen jenen entzückten und extremen Zuständen, in denen man die Wahrheit mit Händen zu greifen wähnt.“ Nun war er viel zu redlich und wahrheitliebend, um sich nicht einzugestehen, daß auch er sich **einmal** hatte umwerfen lassen, und zwar gerade von diesem Gedanken der ewigen Wiederkehr aller Dinge, den er als das Schlußglied des Ringes, den seine Philosophie umfaßte, und als den höchsten Grad der Bejahung des Lebens betrachtete. Wir ahnen jetzt den Grund seines Stillschweigens.

Er hat sich aber auch niemals verhehlt, daß dieser Gedanke die schwersten Gefahren mit sich bringen könnte, wenn er einmal siegreich werden würde. „Furcht vor den Folgen der Lehre: die besten Naturen gehen vielleicht daran zugrunde? Die schlechtesten nehmen sie an?

„Die Lehre der Wiederkunft wird zuerst das Gesindel anlächeln, das kalt und ohne viel innere Not ist. Der gemeinste Lebenstrieb gibt zuerst seine Zustimmung. **Eine große Wahrheit gewinnt sich zu allerletzt die höchsten Menschen: dies ist das Leiden der Wahrhaftigen.**“

Seine schließliche Beruhigung aber war: „es läßt sich die Wirkung nicht voraussehen! Der größte Gedanke wirkt am langsamsten und spätesten!“

„Seine nächste Wirkung ist ein Ersatz für den Un-

sterblichkeitsglauben: er mehrt den guten Willen zum Leben!"

„Vielleicht ist er nicht wahr: — mögen andre mit ihm ringen!"

Schließlich aber hat er sich auch nicht verhehlt, daß diese Lehre der Fatalismus in der stärksten Form sein würde und deshalb die Tatkraft der Menschen lähmen könnte, anstatt sie zu steigern. Und da gibt es doch auch eine Notiz, die so recht aus seiner innersten Seele gekommen sein muß, worin er andeutet, daß wir auf die Zukunft durch unsre jetzige Handlungsweise Einfluß haben könnten, also unsre zukünftige Wiederkehr noch schöpferisch zu gestalten vermöchten.

„Seligpreisung sub specie aeterni. Höchster Fatalismus, doch identisch mit dem Zufalle und dem Schöpferischen. (Keine Wiederholung in den Dingen, sondern erst zu schaffen.")

Zehntes Kapitel.

Die Fröhliche Wissenschaft.

Im Herbst 1881 ging mein Bruder nicht nach Deutschland, wie er beabsichtigt hatte, sondern direkt vom Engadin nach Genua. Da er zuletzt im Engadin noch von einer heftigen Influenza befallen wurde, so waren die Reise dahin und ebenso die ersten dort verlebten Wochen für seine Gesundheit recht ungünstig, aber ein wahrhaft bezauberndes und ungewöhnliches Novemberwetter mit wochenlangem wolkenreinem Himmel brachte ihn bald wieder in die herrlichste produktive Stimmung. Er schreibt mir: „Jetzt komme ich mir wie Einer vor, der gelernt hat, mit allen Winden zu fahren — und *seine* Straße! Heute bin ich ganz in meiner Genueser Kühnheit und weiß kaum, wohinaus ich noch alles fahren soll —: es ist als ob das Dasein mir zu eng wäre, und als ob ich ein neues entdecken oder schaffen müßte. Ich *brauche* Raum, eine sehr große weite unbekannte unentdeckte Welt, es ekelt mich sonst.“ Und am 29. November: „Hier in Genua bin ich stolz und glücklich, ganz principe Doria! — oder Columbus? Ich wandere wie im Engadin mit einem Jauchzen des Glücks über die Höhen und mit einem Blick in die Zukunft, wie ihn vor mir noch Niemand gewagt hat. Es hängt von Zuständen ab, die nicht bei mir stehen, sondern beim ‚Wesen der Dinge‘, ob es mir gelingt, meine große Aufgabe zu lösen. Glaube mir: bei mir ist jetzt die

Spitze alles moralischen Nachdenkens und Arbeitens in Europa und noch von manchem Anderen. Es wird vielleicht einmal noch die Zeit kommen, wo auch die Adler scheu zu mir aufblicken müssen, wie auf jenem Bilde des heiligen Johannes, das wir als Kinder so sehr liebten. — Und manchmal kommt auch etwas Gutes von Außen zu mir: vorgestern hörte ich eine Oper „Carmén“ von einem Franzosen Bizet und war erschüttert. So stark, so leidenschaftlich, so anmutig und so südlich.“ Es ist merkwürdig, daß in das Glück dieses Winters 1881/82 zum ersten Mal die meinen Bruder so entzückenden Klänge von Carmen hineintönten. Auch an Peter Gast schreibt er darüber am 28. November: „Hurrah! Freund! Wieder etwas Gutes kennen gelernt, eine Oper von Georges Bizet (wer ist das?!): Carmen. Hörte sich an wie eine Novelle Mérimée's, geistreich, stark, hier und da erschütternd. Ein echt französisches Talent der komischen Oper, gar nicht desorientirt durch Wagner, dagegen ein wahrer Schüler von Hector Berlioz. So etwas habe ich für möglich gehalten! Es scheint, die Franzosen sind auf einem besseren Wege in der dramatischen Musik; und sie haben einen großen Vorsprung vor den Deutschen in Einem Hauptpunkte: die Leidenschaft ist bei ihnen keine so weithergeholte (wie z. B. alle Leidenschaften bei Wagner).“ Einige Tage später fügt er hinzu: „Sehr spät bringt mein Gedächtniß (das mitunter verschüttet ist) heraus, daß es wirklich von Mérimée eine Novelle ‚Carmen‘ giebt, und daß das Schema und der Gedanke und auch die tragische Consequenz dieses Künstlers noch in der Oper fortleben. (Das libretto ist nämlich bewunderungswürdig gut). Ich bin nahe daran zu denken, Carmen sei die beste Oper, die es giebt; und so lange wir leben, wird sie auf allen Repertoiren Europa's sein.“ —

Das Wetter blieb bis in die letzten Tage des November wunderbar klar und angenehm: „Dieser Monat ist hier

sehr schön; ich sitze Abends in einem Weingarten, mit Meer, Bergen und Villen unter mir, ja ich nehme ein Meerbad, in meiner Grotte der ‚Morgenröte‘.“ Auf das Beste von diesem herrlichen Wetter beeinflußt, schreibt er am 18. Dezember an P. Gast: „Wünschen Sie mir Glück und helles Wetter! Ich nehme die Feder zur Hand, um das letzte Manuscript zu machen.... Es gilt der Fortsetzung der ‚Morgenröte‘ (6.—10. Buch). Es ist Zeit, sonst vergesse ich meine Erlebnisse (oder ‚Gedanken‘).“

Diese Fortsetzung der „Morgenröte“ hat sich aber zu einem eigenen Buche ausgewachsen und ist die „Fröhliche Wissenschaft“ geworden. Es sollte für lange Zeit sein „letztes Buch“ sein. Dazu muß ich eine Erklärung geben. Seit dem Aufleuchten des Ewigen-Wiederkunfts-Gedankens im August 1881 stand vor der Seele meines Bruders jenes große, poetische Werk, das er einmal zu schreiben gedachte; deshalb sollte nun mit dem Buch, an welchem er im Winter 1881/82 schrieb, ein Abschluß der Aphorismenliteratur gemacht werden. Wenn er nun auch dem Aphorismus die höchste und feinste Ausbildung gegeben hat und es als seinen Ehrgeiz betrachtete, in einem Aphorismus so viel zusammenzufassen, wie andere in langen Abhandlungen, so war doch immerhin dies Aphorismenschreiben für ihn eine Tugend, die aus der Not entstanden war. Hatte es doch nur der schlechte Zustand seiner Gesundheit verhindert, diesen Werken jene vollständige Abrundung zu geben, wie es der Gesamtplan, der ihm immer zuerst vorschwebte, eigentlich forderte. Seit dem Sommer 1881, da er die Wiederkehr seiner Gesundheit empfand und den Augen wieder mehr zumuten konnte, fühlte er auch die Kraft wieder, Werke auszuführen, die den umfassenden, ungeheuren Plänen seiner Vorstellung entsprachen. So sollte nun das Buch, an welchem er damals schrieb und das er den 2. Teil der „Morgenröte“ nannte, gewissermaßen nur eine Überleitung sein von der kühleren, skep-

tischeren Zeit zu dem Zarathustra, der die höchste Bejahung des Lebens verherrlichen sollte. Zu einem solchen Werk wollte er sich aber reichlich Zeit lassen, ja, selbst mit der Überleitung dazu wollte er nur ganz allmählich vorangehen. Er schreibt deshalb an Peter Gast im Januar 1882: „Ein paar Worte über meine ‚Litteratur'. Ich bin seit einigen Tagen mit Buch VI, VII und VIII der ‚Morgenröte' fertig, und damit ist meine Arbeit für diesmal getan. Denn Buch IX und X will ich mir für den nächsten Winter vorbehalten. — ich bin noch nicht *reif* genug für die elementaren Gedanken, die ich in diesen Schluß-Büchern darstellen will. Ein Gedanke ist darunter, der in der Tat ‚Jahrtausende' braucht, um etwas zu *werden*. Woher nehme ich den Mut, ihn auszusprechen!" Er entschloß sich aber doch, die vorliegenden Aufzeichnungen abzuschließen und zu veröffentlichen.

Bis Ende Januar 1882 war das Manuskript zu der neuen Schrift ungefähr fertig; der ganze Januar, der wieder von leuchtender Schönheit war, hatte ihm den größten Teil des Werkes, vorzüglich aber das 4. Buch der „Fröhlichen Wissenschaft" eingegeben, das von einer wahrhaft leidenschaftlichen Glücksempfindung neugewonnener Lebenslust und Lebenskraft und der innigsten Dankbarkeit dafür durchflutet ist. Man muß nur wissen, *was* die Gesundheit meinem Bruder bedeutete: nicht eben nur Schmerzlosigkeit, sondern vor allem die Möglichkeit, die ungeheuren Pläne, die seinem Geiste vorschwebten, ausführen zu können. Er schreibt deshalb an mich Ende November 1881:

„Du weißt es, daß meine Leiden mich nicht der Schmerzen wegen ungeduldig machen, sondern nur weil ich immer befürchte, daß ich mit der ungeheuren Aufgabe, die sich von Jahr zu Jahr mir immer deutlicher zeigt, nicht fertig werde. Ich kann nur denken und schreiben bei vollster Freudigkeit des Geistes und Leibes! —

ich traue keinem Gedanken, der bei bedrückter Seele und betrübten Eingeweiden entstanden ist, und was nun gar bei Kopfschmerzen geschrieben sein sollte, wird sicherlich vernichtet. Daß mir nun diese verwünschten Schmerzen so viel Zeit wegnehmen, bringt mich hie und da zur Verzweiflung! Andrerseits weiß ich wohl, daß ich diesem wechselvollen Zustand meiner Gesundheit Ungeheures verdanke: schon dieses häufige Gesundwerden und dieses bezaubernde Gefühl der Genesung! — ein wundervoller Zustand und die Ursache der erhabensten und mutigsten Empfindungen. Du kennst ja auch Migraine (das einzige Leiden, was das gesunde Lama kennt!) und sagtest einmal, als sie gerade vor einem Spaziergang verschwand: ‚heute erscheint mir die Welt verklärt.‘ Ach wie oft habe ich nun schon diese Verklärung empfunden — vielleicht zu oft!“ —

Wahrhaft ergreifend schildert er mir am 22. Januar 1882 seine allmähliche Genesung: „Mein liebes Lama, Also ich soll Dir genau sagen wie es mit mir und meiner Gesundheit steht — Du bist mit meinen kurzen Notizen nicht zufrieden. Ich machte mit Deinem Brief in der Tasche einen langen Spaziergang und dachte nach. — Wir werden uns des eigentlichen Sinnes einer Lebensperiode selten bewußt, so lange wir in ihr stehen, — als ich aber heute hoch über Genua dahin schritt und bei dem himmlischsten Wetter weit über Stadt und Meer hinausschaute, da sah ich die letzten zwei Jahre mit ihren Leiden und langsamen Vorwärtsschreiten zum Besseren so deutlich vor mir — und ein seltsames Gefühl von Seligkeit quoll in mir empor, die Seligkeit des Genesenden! Wie melancholisch wanderte ich sonst durch diese Gassen und Gäßchen, wie fremd sah ich auf diese lärmende Menschheit mit ihrer Ungeduld des Begehrens und Genießens — als wäre ich nur ein Schatten unter Lebenden. Aber jetzt höre ich aus all dem Geschrei und Jauchzen dieser Lebensdurstigen

einen Klang, einen Ton heraus, bei welchem auch meine Seele miterklingt. Ja, meine Schwester, ich habe Kraft, Mut und Gesundheit wiedergewonnen! Es ist nicht jene Bärengesundheit von damals, als ich, ohne die geringste Beschwerde, in drei Tagen und zwei Nächten meine lateinische Preisarbeit niederschrieb, sondern eine feinere Gesundheit, die sich täglich neu erobern lassen will. Es fehlt ihr noch Manches, jedenfalls die Zuverlässigkeit; ich werde wohl immer wie Tante Riekchen von sich sagte ‚anfällig‘ bleiben, d. h. mein Anfall wird mich jeden Monat mindestens ein Mal anfallen, — aber in der Zwischenzeit bin ich voller Lebenskraft und Lebensmut, zuweilen sogar voller Übermut wie Einer, der dem Tode glücklich entronnen ist. Was ich Dir heute schreibe, bleibt unter uns — daß ich es tue, ist der Dank für Deine nimmermüde Güte. Ich bitte Dich aber, mit einiger Vorsicht an Overbeck zu schreiben. Sonderbar! er scheint anzunehmen, daß mir die Basler die Pension zum Kranksein und nicht zum Gesundwerden geben; es fehlt nicht an Andeutungen, als ob ich im letzten Falle sogleich wieder ein Amt zu suchen hätte. Damit wäre aber Alles verloren, was jetzt erreicht ist. Also Vorsicht, bitte! Ich schreibe an Overbeck nur an meinen schlechten Tagen — übrigens wie auch sonst und an Andre; — deshalb kommt viel Geseufze in meine Briefe. An guten Tagen verliere ich meine Zeit nicht mit Briefe-schreiben. Heute mache ich eine Ausnahme! Bist Du zufrieden meine liebe, liebe Schwester? Dein getreuer und gesunder Bruder.“

Er hat seine Wiederherstellung immer seiner eigenen Behandlung zugeschrieben und war sehr stolz darauf. Das Regime, das er sich selbst zusammengestellt hatte, und in dem nachfolgenden Aphorismus verrät, gehörte sicherlich zu den allervernünftigsten: „Die Mittel, mit denen Julius Cäsar sich gegen Kränklichkeit und Kopfschmerz verteidigte: ungeheure Märsche, einfachste Lebensweise, ununter-

brochner Aufenthalt im Freien, beständige Strapazen — das sind, in's Große gerechnet, die Erhaltungs- und Schutzmaaßregeln überhaupt gegen die extreme Verletzlichkeit jener subtilen und unter höchstem Druck arbeitenden Maschine, welche Genie heißt."

Schließlich wird wohl aber die hauptsächlichste Veranlassung zur Besserung seiner Gesundheit und zur Genesung der Umstand gewesen sein, daß er inzwischen gelernt hatte, auf seine Augen die größten Rücksichten zu nehmen und immer nur ganz kurze Zeit hintereinander zu schreiben und zu lesen. Er verzichtete auf alle Leserei von unnötigen Büchern. Das war gerade in seinem Amt in Basel unmöglich gewesen, da er sehr gewissenhaft in der Vorbereitung zu den Collegien gewesen ist und sich dadurch jene schlimmste Augenverderbnis zugezogen hat, die zum Hauptgrund seiner Leiden wurde.

Er begann auch seine Beziehungen zu den alten Freunden wie z. B. Frl. von Meysenbug, wieder anzuknüpfen. So schreibt er ihr Anfang Februar 1882, fast um die gleiche Zeit, in welcher er ihr zwei Jahre zuvor ein letztes Abschiedswort geschrieben hatte, jetzt von seinem neuen Leben und seiner wiederhergestellten Gesundheit: „Mein hochverehrtes Fräulein, eigentlich haben wir von einander schon einen letzten Abschied genommen — und es war meine Ehrfurcht vor solchen letzten Worten, welche mich für so lange Zeit vor Ihnen stumm gemacht hat. Inzwischen ist Lebenskraft und jede Art von Kraft in mir tätig gewesen: und so lebe ich denn ein zweites Dasein und höre mit Entzücken, daß Sie den Glauben an ein solches zweites Dasein bei mir niemals ganz verloren haben. Ich bitte Sie heute, recht lange, lange noch zu leben: so sollen Sie auch an mir noch Freude erleben. Aber ich darf nichts beschleunigen — der Bogen, in dem meine Bahn läuft, ist groß und ich muß an jeder Stelle desselben gleich gründlich und energisch gelebt und gedacht

haben: ich muß noch lange lange jung sein, ob ich mich gleich schon den Vierzigern nähere. — Daß jetzt alle Welt mich allein läßt, darüber beklage ich mich nicht, — ich finde es vielmehr erstens nützlich und zweitens natürlich. So ist es und war es immer die Regel. Auch Wagner's Verhalten zu mir gehört unter diese Trivialität der Regel. Überdies ist er der Mann seiner Partei; und der Zufall seines Lebens hat ihm eine so zufällige und unvollständige Bildung gegeben, daß er weder die Schwere noch die Notwendigkeit meiner Art von Leidenschaft begreifen kann."

Mein Bruder zürnte Wagner nicht, daß er keine Anknüpfung wieder gesucht hatte, tief im Herzen war er ihm dafür vielleicht sogar dankbar; — hatte er doch dadurch seine Freiheit und vielleicht auch seine Gesundheit wiedergewonnen. Als die Frage erwogen wurde, ob ich in dem folgenden Sommer 1882 zu der ersten Aufführung des Parsifal fahren sollte und Fritz Anspielungen machte, als ob auch sein Hingehen nicht ganz ausgeschlossen sei, schrieb er mir am 3. Februar 1882:

„Nur wenige Zeilen, meine geliebte Schwester, um Dir für Deine guten Worte über Wagner und Bayreuth zu danken. Gewiß, es sind die schönsten Tage meines Lebens gewesen, die ich mit ihm in Tribschen und durch ihn in Bayreuth (1872, nicht 1876) verlebt habe. Aber die allmächtige Gewalt unsrer Aufgaben trieb uns auseinander und jetzt können wir nicht mehr zueinander, wir sind uns zu fremd geworden.

„Ich bin damals, als ich Wagner fand, unbeschreiblich glücklich gewesen! Ich hatte so lange nach dem Menschen gesucht, der höher war als ich und der mich wirklich übersah. In Wagner glaubte ich ihn gefunden zu haben. Es war ein Irrtum. Jetzt darf ich mich nicht einmal mehr mit ihm vergleichen — ich gehöre einem andern Rang an.

„Im Übrigen habe ich meine Wagner-Schwärmerei

teuer bezahlen müssen. Hat mir diese nervenzerrüttende Musik nicht meine Gesundheit verdorben? Und die Enttäuschung und der Abschied von Wagner — war das nicht lebensgefährlich? Habe ich nicht fast sechs Jahre gebraucht, um mich von diesem Schmerz zu erholen? Nein, Bayreuth ist für mich unmöglich! Es war nur ein Scherz, was ich neulich schrieb. Aber Du mußt jedenfalls nach Bayreuth gehn. Es ist mir von großem Wert." —

Mit wahrem Entzücken gedenkt mein Bruder noch der Entstehung „der Fröhlichen Wissenschaft" im Jahre 1886, als er bei einer neuen Ausgabe dieses Buches ihm noch eine Vorrede, das fünfte Buch und die Lieder des Prinzen Vogelfrei anfügte.

„Diesem Buche tut vielleicht nicht nur Eine Vorrede not; und zuletzt bliebe immer noch der Zweifel bestehen, ob jemand, ohne etwas Ähnliches erlebt zu haben, dem Erlebnisse dieses Buchs durch Vorreden näher gebracht werden kann. Es scheint in der Sprache des Tauwinds geschrieben: es ist Übermut, Unruhe, Widerspruch, Aprilwetter darin, so daß man beständig ebenso an die Nähe des Winters als an den Sieg über den Winter gemahnt wird, der kommt, kommen muß, vielleicht schon gekommen ist . . . Die Dankbarkeit strömt fortwährend aus, als ob eben das Unerwartetste geschehn sei, die Dankbarkeit eines Genesenden, — denn die Genesung war dieses Unerwartetste. ‚Fröhliche Wissenschaft': das bedeutet die Saturnalien eines Geistes, der einem furchtbaren langen Drucke geduldig widerstanden hat, — geduldig, streng, kalt, ohne sich zu unterwerfen, aber ohne Hoffnung —, und der jetzt mit einem Male von der Hoffnung angefallen wird, von der Hoffnung auf Gesundheit, von der Trunkenheit der Genesung. Was Wunders, daß dabei viel Unvernünftiges und Närrisches an's Licht kommt, viel mutwillige Zärtlichkeit, selbst auf Probleme verschwendet, die ein stachlichtes Fell haben und nicht danach angetan sind,

geliebkost und gelockt zu werden. Dies ganze Buch ist eben nichts als eine Lustbarkeit nach langer Entbehrung und Ohnmacht, das Frohlocken der wiederkehrenden Kraft, des neu erwachten Glaubens an ein Morgen und Übermorgen, des plötzlichen Gefühls und Vorgefühls von Zukunft, von nahen Abenteuern, von wieder offnen Meeren, von wieder erlaubten, wieder geglaubten Zielen. Und was lag nunmehr Alles hinter mir! Dieses Stück Wüste, Erschöpfung, Unglaube, Vereisung mitten in der Jugend, dieses eingeschaltete Greisentum an unrechter Stelle, diese Tyrannei des Schmerzes überboten noch durch die Tyrannei des Stolzes, der die Folgerungen des Schmerzes ablehnte — und Folgerungen sind Tröstungen —, diese radikale Vereinsamung als Notwehr gegen eine krankhaft hellseherisch gewordene Menschenverachtung, diese grundsätzliche Einschränkung auf das Bittere, Herbe, Wehetuende der Erkenntniß, wie sie der Ekel verordnete, der aus einer unvorsichtigen geistigen Diät und Verwöhnung — man heißt sie Romantik — allmählich gewachsen war —, oh wer mir das Alles nachfühlen könnte! Wer es aber könnte, würde mir sicher noch mehr zu Gute halten als etwas Torheit, Ausgelassenheit, ‚Fröhliche Wissenschaft', — zum Beispiel die Handvoll Lieder, welche dem Buche dies Mal beigegeben sind — Lieder, in denen sich ein Dichter auf eine schwer verzeihliche Weise über alle Dichter lustig macht. —"

Aber noch etwas Stärkeres als das Glück der wiedergewonnenen Gesundheit spricht aus der „Fröhlichen Wissenschaft", es ist die Nähe von etwas Unvergleichlichem, Ungeheurem, dem Zarathustra, was dem Buche das bezaubernd Frühlingsartige, das Verheißungsvolle gibt. In den ersten Niederschriften findet sich der Name Zarathustra an mehreren Stellen, ist aber in der endgültigen Veröffentlichung durch „der Weise," „der Philosoph" und anderes ersetzt. Nur an einer einzigen Stelle am Schluß des vierten Buches (mit welchem die erste Ausgabe

vom Jahre 1882 abschloß) erscheint der heilige Name; mit den gleichen Worten beginnt dann ein Jahr später sein poetisches Hauptwerk „Also sprach Zarathustra.“ —

Anfang Februar, als er das Buch so ziemlich fertig sah, war er auch mit Freuden bereit Besuche zu empfangen. Er schrieb mir am 22. Januar: „Könntest Du mich nicht hier besuchen? Was hat denn unsre liebe Mutter gegen die ‚Umherreiserei?‘ Ich würde Dir so gern mein neues Manuskript vorlesen oder mir von Dir vorlesen lassen.“ Aber, wie schon diese Nachschrift sagt, war an meinen Besuch nicht zu denken; dagegen kam Dr. Rée. Es war gerade der richtige Augenblick, sich nun ein wenig an Freundschaft zu delektieren, nachdem er das Werk sozusagen in Sicherheit gebracht hatte. Er hatte große Freude an Rée's Besuch und war stolz darauf, daß dieser von Genua ebenso entzückt war, wie er selbst und es schöner als Neapel und Sorrent fand. Einige Spaziergänge, die er mit ihm gemacht hat, müssen, vom Wetter begünstigt, von unvergleichlicher Schönheit gewesen sein. Er erinnerte sich besonders eines Nachmittags auf dem campo santo, für welches er eine zärtliche Vorliebe hatte. Der Weg dahin mit dem Blick über weite Meere, die erhabene, feierliche Schönheit seiner Lage, Mazzinis Grab und manches ergreifende bildnerische Werk, wie das der „Amorosissima“, gaben ihm Stimmungen, die noch manchmal in seinen Schriften wiederklingen. Es machte ihm große Freude, Rée alle die lieblichen Orte zu zeigen, die mit der Entstehung der „Morgenröte“ und der „Fröhlichen Wissenschaft“ so eng verbunden waren. Er schreibt an Peter Gast am 5. Februar 1882: „Wetter nach wie vor unbeschreiblich! Rée und ich waren gestern an jener Stelle der Küste, wo man mir in hundert Jahren (oder 500 oder 1000, wie Sie gütigst annehmen!) ein Säulchen zu Ehren der ‚Morgenröte‘ aufstellen wird. Wir lagen fröhlich wie zwei Seeigel in der Sonne.“

Immerhin griff ihn auch der Besuch Rée's etwas an; wenn man so lange einsam lebt und mit so großen Dingen beschäftigt ist, so scheint jedes Wort aus der Tiefe mit einer gewissen Aufregung verbunden zu sein, zumal er seine Hauptsachen nur verschleiert erwähnen und sich nicht frei darüber aussprechen konnte. Er glaubte, daß ihn Rée nur mißverstehen würde. Er sagte auch späterhin: „ein solcher Spaziergang mit Rée von wenigen Stunden griff mich mehr an, als wenn ich dreimal so lange Zeit allein spazieren gieng." Allmählich aber gewöhnte er sich an die Gegenwart Rée's, besuchte mit ihm das Theater und fuhr sogar mit ihm nach Monaco. „Meine Lieben, mit unserer Reise nach Monaco haben wir Glück gehabt — ich habe nicht gespielt und Rée hat wenigstens nicht verloren. Es ist in Bezug auf Lage, Natur, Kunst und Menschen das Paradies der Hölle. Das Beste war mir ein ruhiges Stündchen in einem prachtvollen Tee-Salon, wo uns ein gepudertes und buntes Geschöpf von Diener mit ausgezeichnetem Tee versah. Diese ganze Küste ist unglaublich teuer, als ob das Geld keinen Wert habe."

Anfang März reiste Dr. Rée weiter. Mein Bruder revidierte nochmals seine Niederschriften, da er aber nicht wieder in eine produktive Stimmung kommen konnte, so dürstete er nach Abwechselung und fragte Gast: „Können Sie mir nicht eine große Zerstreuung erfinden? Ich möchte ein paar Jahre in Abenteuern verbringen, um meinen Gedanken Zeit, Stille und frische Erdkrume zu geben. —" Schließlich verließ er Genua und begab sich auf Anraten eines Arztes nach Messina. Von dort schreibt er sehr vergnüglich, nachdem er eine allerdings höchst unangenehme Reise zu Schiff überwunden hatte. Sie hatten Sturm gehabt, der meinen Bruder in einen solchen Zustand der Seekrankheit versetzte, daß der Kapitän um sein Leben besorgt wurde. Aber Messina machte bald alles wieder gut; er schreibt mir: „Da scheine ich denn einen vorzüg-

lichen Griff getan zu haben! Sehr gute Stimmung! Nur verwöhnt man mich! Du kannst erraten, daß ich nicht um zu verschwenden nach Sicilien gegangen bin. Aber die billigen Preise, die man mir macht, setzen mich doch in Erstaunen. Habt Ihr kalt? Die Kalabrischen Berge, mein Vis-à-vis, haben Schnee! –"

Unter dem glücklichen sicilianischen Himmel entstanden eine Fülle von Sprüchen und Liedern; sechs davon, welche er die „Idyllen von Messina" nannte, wurden damals im Mai 1882 in der Internationalen Monatsschrift von Schmeitzner veröffentlicht, doch unter anderen Titeln, als wir sie in der späteren Auflage der „Fröhlichen Wissenschaft" aus dem Jahre 1886 in den Liedern des Prinzen Vogelfrei finden. „Dichters Berufung" hieß da: Vogel-Urteil; „Im Süden": Prinz Vogelfrei; „Die fromme Beppa": Die kleine Hexe; „Der geheimnisvolle Nachen:" Das nächtliche Geheimnis; „Liebeserklärung": Vogel Albatroß; „Lied eines theokritischen Ziegenhirten": Lied des Ziegenhirten. (An meinen Nachbar Theokrit in Syrakusä.)

Wir waren ungemein erfreut, als er uns diese reizenden, scherzhaften Lieder im Manuskript zusandte. Er antwortete auf unsere erfreuten Briefe:

„Euer Vergnügen über meine Verse hat mir großes Vergnügen gemacht; Ihr wißt, Dichter sind unbändig eitel. Einige weise Reime in altdeutscher Manier haben bei Gast den größten Effekt der Verwunderung hervorgebracht. Zuletzt, wenn die Augen mich verhindern etwas zu lernen — ich bin bald so weit! so kann ich immer noch Verse schmieden. — Der letzte Anfall meines Leidens glich vollständig der Seekrankheit: als ich zum Dasein erwachte, lag ich in einem hübschen Bettchen an einem stillen Domplatz; vor meinem Fenster ein paar Palmen. Hier will ich also den Sommer verleben: ich muß, nach den schlimmen Erfahrungen der letzten Jahre, den Versuch machen, am

Meere auch im Sommer zu leben. Die Schattenverhältnisse bestimmten meine Wahl." Aber aus diesem Aufenthalt an südlichen Meeren während des Sommers 1882 wurde nichts. Es kam anderes dazwischen.

Ich hatte meinem Bruder immer gewünscht, daß er einen unabhängigen jungen Gelehrten fände, der ihm bei seinen philosophischen Studien mit allerhand Arbeiten, Abschriften und Auszügen helfen könnte. Auch an Fräulein von Meysenbug hatte ich deshalb geschrieben, ob sie in ihrer Umgebung nicht jemand Geeignetes fände, so wie sie Heinrich von Stein für Richard Wagner ausfindig gemacht hatte. Man stelle sich nun mein freudiges Erstaunen vor, als ich Ende April wenige Wochen nach der vorhergehenden Karte einen von Fräulein von Meysenbug adressierten Brief meines Bruders erhielt: „Meine liebe Schwester, Falle nicht um vor Erstauen, der Brief ist von mir und aus Rom. Ich bat Frl. von Meysenbug, die Adresse und auch noch ‚privat' darauf zu schreiben, damit der Brief wirklich nur in Deine Hände kommt. Du wirst begreifen warum.

„Also Dein Wunsch ist erfüllt! Die verehrte Freundin (eigentlich wohl Dr. Rée) hat wirklich Jemand gefunden, der mir zu Hilfe kommen soll, — aber es ist kein ‚begeisterter Jüngling', überhaupt kein junger Mann, sondern eine junge Dame!! Aufrichtig gesagt, mir wäre ein ernster junger Mann und noch viel mehr ein Mann in meinem Alter (also kein junger Grünschnabel) bedeutend lieber — aber der Fall ist ungewöhnlich.

„Fräulein von Meysenbug und Dr. Rée bombardierten mich nämlich mit Briefen und Beschwörungen: ich müsse nach Rom kommen, sie hätten ein junges Mädchen gefunden, die für meine Philosophie geboren sei; sie und Rée wollten mir in allen möglichen Dingen helfen. Gerade jetzt, wo Gast sehr stark mit seinen eignen Sachen beschäftigt ist und deshalb nicht mehr bereit war, mir im

gleichen Umfang wie früher beizustehen, schien mir das Anerbieten sehr wichtig. Ich reiste also hierher.

„Nun — um die Wahrheit zu sagen, ich glaube es ist ein Irrtum! Ich sehe bis jetzt nur, daß das junge Mädchen einen guten Kopf besitzt und sehr viel von Dr. Rée gelernt hat. Um mir aber ein richtiges Urteil zu bilden, müßte ich sie ohne Rée studieren. Er soufflirte beständig, so daß ich noch keinen eignen Gedanken entdecken konnte. Könntest Du nicht nach der Schweiz kommen und die junge Dame einladen? Malwida hat dies vorgeschlagen — am liebsten reiste ich nach Messina zurück, ich komme mir nur so haarsträubend undankbar gegen Frl. von Meysenbug und Dr. Rée vor, die so eifrig bemüht sind, mir Gutes und Freundschaftliches zu erweisen. Übrigens ist sie 24 Jahre alt, unschön, (— — —); aber wie alle unschönen Mädchen hat sie, um anziehend zu werden, ihren Geist kultiviert. Rée behauptet, dieser Geist sei außerordentlich, — jedenfalls ist er ganz begeistert und versucht auch mich zu begeistern.

„Schreib mir jetzt nicht bis Du wieder von mir Nachricht hast. Dein Bruder.

„Der Brief ist liegen geblieben. Inzwischen erzählte mir Malwida, das junge Mädchen habe ihr anvertraut: ‚sie hätte von frühster Jugend an nur nach Erkenntniß gestrebt und ihr jedes Opfer gebracht.‘ Das hat mich ganz erschüttert. Malwida hatte Tränen, als sie mir es mitteilte, und glaubt Frl. S. sei mir innerlich tief verwandt. — Mir schien es zunächst, als hätte es keinen rechten Grund gehabt, mich nach Rom zu locken. Jetzt denke ich anders! Betrachte diesen Brief als Erzeugniß einer üblen Laune; hätte ich Zeit, so schriebe ich einen andern mit andern Eindrücken."

Aus diesem Brief ersieht man deutlich den Anfang von meines Bruders Bekanntschaft mit Fräulein Lou Salomé, jetzt Frau Andreas. Zugleich aber zeigt er auch

einen Fehler meines Bruders, unter welchem er sein ganzes Leben gelitten hat, nämlich, daß er sich von den Ratschlägen und Urteilen seiner Freunde in persönlichen Dingen merkwürdig beeinflussen ließ. All' die Kuren, Ärzte, Lebensverhältnisse, Vorschläge von neuen Freunden, Einflößen von Mißtrauen gegen alte — alles dies ging meistens auf den Einfluß seiner Freunde zurück. Unsre Mutter konnte sich nicht genug verwundern, daß ein geistig so unabhängiger Mensch, wie mein Bruder war, sich in persönlichen Dingen so leicht beeinflußen ließ. Er versuchte diesen merkwürdigen Widerspruch einmal psychologisch zu erklären und führte ihn auf seine außerordentliche Kurzsichtigkeit zurück. Diese gäbe ihm in allen Lebensverhältnissen, besonders im persönlichen Verkehr, eine gewisse Unsicherheit, er sähe ja nicht, was die Leute für Gesichter machten bei dem, was sie sagten, und malte sich im Geiste oft eine ganz andre Art Gesicht und auch Charakter vor, als wie es in Wirklichkeit wäre.

Das große Vertrauen, das mein Bruder seinen Freunden schenkte, macht es begreiflich, daß er annahm, seine Freunde wüßten besser als er selbst, wer und was sich für ihn eigne. Er selbst nannte sich einen Blinden, der sich auf das Urteil seiner Freunde verlassen müsse. Mir traute er in der Beurteilung der Menschen nicht besonders viel zu, erstens weil ich auch kurzsichtig wäre und dann, weil ich nur das Gute an den Menschen sähe und viel zu vertrauensselig wäre, — gerade wie er selbst. Nur in einer Beziehung hatte er Vertrauen, nämlich, daß ich besser als andre wisse, wer es wirklich gut mit ihm meine. Doch mußte ich leider später erfahren, daß ich mich auch darin geirrt habe, denn ich habe lange, lange Jahre nicht nur Overbeck, sondern auch seine Frau für treue Freunde meines Bruders gehalten.

Von letzterer kann ich nur wiederholen, was Frau Baumgartner sagte, „daß an der ganzen später so ver-

fahrenen Angelegenheit mit Fräulein Lou Salomé Frau Overbeck schuld sei. Es wäre das Unglück meines Bruders gewesen, daß er dieser Frau das gleiche Vertrauen wie Overbeck geschenkt hätte". Mein Bruder scheint in späteren Jahren selbst zu dieser Überzeugung gekommen zu sein, denn in einer noch nicht veröffentlichten Aufzeichnung macht er sie für diese großen Unannehmlichkeiten, besonders die zwischen meinem Bruder und seinen Angehörigen, die zeitweise daraus entstanden sind, allein verantwortlich. Hauptsächlich aber galt sein Zorn, wie seine privaten Niederschriften zeigen, Fräulein von Meysenbug und Dr. Rée, denen er die heftigsten Vorwürfe machte, ihn mit dieser Bekanntschaft getäuscht zu haben. Doch verhehlte er sich nicht, daß er sich selbst die schwersten Vorwürfe zu machen hatte, daß er nicht seinem eigenen ersten Eindruck gefolgt war und den übertriebenen Schilderungen Dr. Rées und Fräulein von Meysenbugs Glauben geschenkt hatte. Sein blinder Idealismus ärgerte ihn, und „es ekelte ihn des alten Blinden-Fußsteigs".

Wenn nun Fräulein von Meysenbug und Dr. Rée für den Anfang der Bekanntschaft mit Fräulein Lou Salomé und Frau Overbeck für den weiteren Fortgang die heftigsten Vorwürfe gemacht worden sind, so späterhin mir für den schnellen, endgültigen Abbruch dieser Beziehungen. Das beruhte nun freilich auf einem Irrtum, denn mein Bruder hatte, von niemand beeinflußt, ganz allein diese Beziehungen abgebrochen, nachdem er den für seine Philosophie ungeeigneten Charakter des Fräulein Salomé erkannt hatte. Davon wird späterhin noch mehrfach die Rede sein.

Ein unglücklicher Zufall kam übrigens hinzu, um meinem Bruder die übertriebenen Schilderungen und das Zureden von Fräulein von Meysenbug und Dr. Rée begreiflicher und eindringlicher zu machen. Gerade in jener Zeit hatte ich von der merkwürdigen Mathematikerin Sonja Kowalewska

gehört, jener Russin, die als junge Dame zu dem berühmten Mathematiker Professor Weierstraß kam und ihn bat, ihr ein Privatissimum über Mathematik zu lesen, da damals Damen zu den Universitätsvorlesungen noch keinen Zutritt erhielten. Der alte Herr mochte wohl zunächst gedacht haben, daß es sich um einen Scherz handle, und gab ihr auf ihr Bitten einige Aufgaben, wie er sie nur seinen fortgeschrittenen Schülern zu geben pflegte. Nach einigen Tagen kam das Fräulein wieder und hatte diese Aufgaben mit einem wahrhaft ungewöhnlichen Scharfsinn gelöst. Professor Weierstraß war von diesem außerordentlichen Talent so entzückt, daß er ihr vier Jahre Privatunterricht erteilte.

Nach den Beschreibungen von Fräulein von Meysenbug mußte ich jedenfalls annehmen, daß hier der gleiche Fall wie bei der Kowalewska vorläge. Fräulein von Meysenbug hat mir später auch ausdrücklich gesagt, daß die Parallele, die ich damals, ehe ich Fräulein Lou persönlich kennen lernte, zwischen ihr und der jungen Mathematikerin gezogen hätte, vollkommen berechtigt gewesen wäre. Auch sie (Malwida) habe fest angenommen, daß Fräulein Salomé mit ihrem vorzüglichen Intellekt für die Philosophie meines Bruders gewissermaßen vom Schicksal vorherbestimmt sei. In Hinsicht auf den Intellekt des Fräulein Salomé hat es auch, wenn mein Bruder auch zuweilen andre Bemerkungen gemacht hat, in Wahrheit niemals eine Enttäuschung gegeben, sondern ganz allein nach der Seite des Charakters, über den Fräulein von Meysenbug sich ebensosehr hatte täuschen lassen wie mein Bruder.

Als vortreffliche Anempfinderin begriff Fräulein Salomé sogleich, daß meinem Bruder nicht ein ausgezeichneter Intellekt, sondern die Stärke des Charakters allein zu imponieren vermochte. Ihre Geschicklichkeit, sich asketisch-heroische Allüren zu geben und sich als eine Märtyrerin der Wahrheit seit frühster Kindheit hinzustellen, war er-

staunlich. Sie machte sogar ein Gedicht „an den Schmerz“ ganz im Sinne der Ideale meines Bruders, von welchem wir tief ergriffen waren. Nach der Enttäuschung schrieb mein Bruder empört an Frl. Salomé: „Ein solches Gedicht wie das ‚An den Schmerz‘ ist in Ihrem Munde eine tiefe Unwahrheit.“ Während einer gemeinschaftlichen Reise in Italien von Frau Salomé mit ihrer Tochter Lou, meinem Bruder und Dr. Rée und einem kürzeren Aufenthalt am Ortasee haben diese heroischen Attitüden von Frl. Salomé auch standgehalten, zur großen Überraschung ihrer Mutter, die das Märtyrertum ihrer Tochter in jeder Beziehung bestritt und immer betonte, daß man ihr stets die größte Freiheit gelassen habe und daß sie immer getan hätte, was sie gern wollte. Aber wer hörte damals auf diese vernünftige Frau, da die Tochter milde behauptete, daß die Mutter alles falsch verstände und darstelle? Mein Bruder jedenfalls nicht! In dem vollen Glück seiner Genesung glaubte er, das ganze Jahr 1882 müsse ein Glücksjahr und die von Fräulein von Meysenbug und Dr. Rée so hochgepriesene Jüngerin ein glückliches Vogelzeichen sein. Wie sich dieses glückliche Vogelzeichen für ihn später in sein Gegenteil, in ein „Eulenuntier“ verwandelte, kann man im „Grablied“ des Zarathustra nachlesen.

Mein Bruder war in dem Glauben unendlich beglückt, einen Menschen gefunden zu haben, der wie er in voller Energie Leben und Gesundheit der Erkenntnis zum Opfer brachte. In diesem Glauben entschuldigte er mancherlei an Lou, was ihm im Grunde unsympathisch war: z. B. ihre Mißachtung verwandtschaftlicher Verhältnisse, ihren Wunsch, die Vorurteile der Gesellschaft zu brüskieren und mit den beiden Gelehrten Nietzsche und Rée zur Universität zu gehen und, wie sie vorschlug, auch zusammen zu wohnen. Diese Vorschläge erschienen meinem Bruder nur als Ausfluß höchster Idealität und als die Opfer einer Märtyrerin

der Erkenntnis, welche sie mit der größten Energie ohne Rücksicht auf sich selbst zu bringen beabsichtigte.

Gegen diesen letzten Plan machte aber Fräulein von Meysenbug sehr bestimmte Einwendungen, da die Mutter und andre Verwandte der Lou sie gewissermaßen für die Schicksale Lous verantwortlich machten. Diese Absicht des Zusammenwohnens fand Malwida unschicklich, übrigens auch mein Bruder. Malwida schlug nun vor, einer der beiden Herren müßte Lou heiraten, aber ergötzlicherweise begehrten die beiden Herren aufrichtig und herzlich die Freundschaft der Fräulein Salomé, — aber eine Heirat lehnten sie ab. Doch tat es mein Bruder in der allerhöflichsten Weise und setzte Malwida auseinander, daß seine pekuniären Mittel so völlig unsicher und jedenfalls für eine Heirat viel zu gering wären. Dagegen redete er mit dem größten Eifer dem sehr wohlhabenden Dr. Rée zu, aber auch er wollte nicht, aus andern Gründen. Mein Bruder schreibt darüber an Fräulein von Meysenbug: „Rée hätte sie heiraten sollen, um die mancherlei Schwierigkeiten ihrer Lage zu beseitigen, und ich meinerseits habe es wahrlich nicht an Zuspruch fehlen lassen. Aber es scheint mir jetzt eine verlorne Bemühung. Er ist in Einem letzten Punkte unerschütterlicher Pessimist, und wie er sich hierin treu geblieben ist, gegen alle Einwände seines Herzens und meiner Vernunft, hat mir zuletzt doch großen Respekt eingeflößt. Der Gedanke der Fortpflanzung der Menschheit ist ihm unerträglich: er bringt es nicht über sein Gefühl, die Zahl der Unglücklichen zu vermehren. Für meinen Geschmack hat er in diesem Punkte zu viel Mitleid und zu wenig Hoffnung. Privatissime!"

Bis dahin hatten die Erlebnisse trotz aller feierlichen und phantastischen Hoffnungen im Untergrund der Empfindung doch etwas von einem Lustspiel, was auch mein Bruder fühlte, weshalb er in einer wahrhaft übermütigen

Stimmung am 24. Mai bei uns in Naumburg eintraf. Er hatte sich plötzlich Mitte Mai zum Besuch angemeldet, zum größten Erstaunen unsrer lieben Mutter, die bereits in diesem Sommer auf seinen Besuch verzichtet hatte; denn alles, was er aus Messina schrieb, klang so befriedigt, daß eine Reise nach dem Norden ausgeschlossen schien. Zunächst erzählte er mir nun im Verborgenen seine bisherigen Erlebnisse und den Umschwung seiner Ansichten seit seinem letzten Brief, wobei mich nur das eine befremdete, daß er mich beschwor, niemand etwas davon zu erzählen und auch nicht Overbecks zu verraten, daß er mit mir darüber gesprochen habe, Frau Overbeck habe ihm tiefstes Schweigen anbefohlen. „Aber warum?“ fragte ich, „an der ganzen Sache ist auch nichts, was zu verschweigen wäre, es bekommt aber ein falsches Ansehn durch diese unnötige Geheimnistuerei.“ Mein Bruder stutzte und meinte schließlich: es sei eine Marotte von Frau Overbeck, daß außer ihr und ihrem Mann niemand davon wissen sollte. Diese Verschweigerei hat sich später sehr gerächt. Unsrer lieben Mutter wurde also nur ganz allmählich und ziemlich wenig von all diesen Vorgängen mitgeteilt, übrigens auch weil mein Bruder von Anfang an die größte Besorgnis hatte, daß sie einen Roman darin wittern könnte. Dagegen hat sich mein Bruder von Anfang bis zum Ende, vor und nach der Enttäuschung, mit größter Energie in sehr scharfen Worten gewehrt. Sehr ergötzlich schildert er unsrer Mutter den Anstoß zur Reise nach dem Norden, der übrigens vollkommen richtig war und nur in seiner Ausführung noch besonders durch die eben geschilderten Erlebnisse bestimmt wurde. Er erzählte: Die Sonne wäre natürlich an dieser Küste Siziliens recht heiß geworden; als er nun an einem solchen sonnendurchglühten Tage zufällig mit einem Herrn bekannt wurde, der mit der größten Begeisterung vom Grunewald bei Berlin sprach, war mein Bruder, in seinem phantasie-

vollen Eingehen auf die Stimmung anderer, zu der Vorstellung gekommen, der Grunewald sei das, was ihm immer vorgeschwebt habe: also ein Wald mit tiefschattigen, wohlerhaltenen, ebenen Wegen und endlosen, einsamen Spaziergängen. Dazu in der Nähe die Großstadt, mit der Universität und ausgezeichneten Bibliotheken und vielleicht mit jenen Freunden, die ihm beim Lesen, Schreiben und Heraussuchen von Notizen behülflich sein könnten. Gewiß hatte dieser Plan sehr viel Vorteile; aber das Schicksal war ihm nicht günstig gesinnt; denn als er sich zur Prüfung desselben nach Berlin begab, sah er bei dem ersten Besuch den Grunewald nur im strömenden Regen, das andere Mal allerdings bei schönem Wetter, aber mit einer strömenden Menschenmenge, den obligaten Frühstückspapieren und wüsten Gesängen. Beide Male machte ihm der so gerühmte Grunewald einen recht unsympathischen Eindruck. Immerhin glaube ich, daß er bei einem längeren Aufenthalt seine Schönheit mehr empfunden hätte. Übrigens soll die ganze Luftbeschaffenheit für die Nerven dort nicht günstig sein, was mir von mehreren Seiten bestätigt worden ist. Die Enttäuschung mit dem Grunewald machte ihm aber in seiner frohgemuten Stimmung keinen Kummer. Auch bekam ihm der Aufenthalt in Naumburg sehr gut, wie es denn überhaupt kein Zweifel war, daß er seine schwere Erkrankung überwunden hatte. Die Disposition zur Migräne und zu Augenschmerzen war natürlich geblieben, aber die Schmerzen stellten sich nur *selten* und niemals mehr in der früheren Art und mit der früheren Heftigkeit ein. Unsere kleine, grüne Veranda erschallte wieder von früh bis abends, wie in seiner Studentenzeit, von fröhlichem Lachen, das allerdings manchmal unterdrückt werden mußte, damit unsre Mutter nicht nach dem eigentlichen Sinn unsrer Anspielungen fragte, wie z. B. wenn ich das damals beliebte Lustspiel: „Einer muß heiraten“ zitierte. Auch wurde auf eine etwas komplizierte, eigent-

lich peinliche aber trotzdem erheiternde Weise das Druckmanuskript der „Fröhlichen Wissenschaft" hergestellt. Er wollte nicht, daß ich es schriebe, weil er behauptete, meine zierliche Mädchenhandschrift passe nicht zu dem Inhalt des Buches. So wurde denn ein alter Kanzleischreiber erwählt, der das Manuskript herstellen sollte. Da er aber die Handschrift meines Bruders nicht gut lesen konnte, so mußte ich das Manuskript ihm diktieren, und mein Bruder hörte zu und verbesserte noch, was er verbesserungsbedürftig fand. Nun beunruhigte sich unsre liebe Mutter, daß diesem alten, guten Manne so bedenkliche Dinge diktiert wurden, worüber wir sie mit vollem Rechte trösteten, da er ja gar nichts davon verstehen könnte. Während des Diktierens machten wir aber abwechselnd die Entdeckung, daß er doch etwas verstand: er schüttelte hier und da bedächtig überlegend sein Haupt. „Himmel", flüsterte mir Fritz zu, „er fängt an zu verstehen!" In der Tat zeigte er ein gewisses Verständnis, aber natürlich ein ganz falsches, wobei er so komisches Zeug schrieb, daß Fritz und ich manchmal Tränen lachten. Bei der Neuauflage der „Fröhlichen Wissenschaft" entdeckte ich übrigens, daß diese unterdrückte Heiterkeit für das Buch nicht immer günstig gewesen war. Einige Worte, hie und da sogar kurze Sätze aus dem Heft, aus welchem ich diktierte, waren einfach weggeblieben. Doch konnte es immer sein, daß mein Bruder diesen Weglassungen zugestimmt hatte, nur war es nicht mehr festzustellen, da das Druckmanuskript nach dem Druck von meinem Bruder vernichtet wurde; es war zu häßlich.

Den letzten Abschluß gab er der „Fröhlichen Wissenschaft" in Tautenburg in Thüringen, wohin er sich, anstatt in den Grunewald, begeben hatte. Er schreibt mir am 3. Juli 1882: „Manuscript ganz fertig. Große und siegreiche Empfindung, in Hinsicht auf sechs Jahre!", und schon Anfang Juli begann der Druck der „Fröhlichen Wissenschaft".

Er zog sich bis in den August hin, so daß das Buch erst im September erschien. Damals enthielt es, außer dem Vorspiel „Scherz, List und Rache“, nur, wie schon erwähnt, vier Bücher und trug als Motto den Spruch von Emerson: „Dem Dichter und Weisen sind alle Dinge befreundet und geweiht, alle Erlebnisse nützlich, alle Tage heilig, alle Menschen göttlich.“ Die Vorrede, das fünfte Buch „Wir Furchtlosen“ und der Anhang „Die Lieder des Prinzen Vogelfrei“ kamen erst im Jahre 1887 dazu, als bei E. W. Fritzsch eine neue Ausgabe seiner Schriften erschien.

Man kann wohl sagen, daß er niemals in besserer Stimmung die Korrekturen eines Buches gelesen hat, er empfand es wie „eine Lustbarkeit vor einer großen Unternehmung, zu der man jetzt endlich die Kraft bei sich zurückkehren fühlt: wie Buddha sich zehn Tage den weltlichen Vergnügungen ergab, als er seinen Hauptsatz gefunden hatte“. Daß auch diese Schrift wieder den seltsamsten Mißverständnissen ausgesetzt sein würde, war er sich wohl bewußt, aber trotzdem störte dies nicht seinen guten Mut. Er schreibt an Peter Gast den 19. Juni 1882: „Ich habe zehnmal auch dieses Buch für unedirbar gehalten und zehnmal wieder mich von diesem Glauben bekehrt. Jetzt denke ich so: es liegt gar nichts daran, was meine jetzigen Leser über dieses Buch und über mich denken — aber es liegt etwas daran, daß ich so von mir gedacht habe, wie in diesem Buche zu lesen ist: sei es auch nur, um vor mir selber zu warnen.“

Wer nun von allen den obenerwähnten Scherzen hört, kann sich kaum vorstellen, wie tief in jener Zeit schon die Gedanken des Zarathustra meinen Bruder bewegten und mit welchem Ernst er die ganze Zukunft vor sich sah. Aber die innerliche, feierliche Freudigkeit, und die leidenschaftliche Bewegung, die seine Seele erfüllte, liebte er zu verhüllen, was ja ein scherzhaftes Wort am besten tut. Des-

halb entsprach es so sehr seinen Gewohnheiten, der ernsthaftesten Sache ein heiteres Gewand umzuhängen; daher seine Begierde nach „Helle, Reinlichkeit, Heiterkeit, Schmuckheit und Nüchternheit“.

Für ihn gab es nichts Erlösenderes, als das wirklich glückliche Lachen: „Nur wer des tiefsten Leidens fähig ist, versteht das olympische Lachen.“

Elftes Kapitel.

Bittere Erfahrungen.

Die „Fröhliche Wissenschaft" wurde von den Freunden viel wärmer und liebenswürdiger als die „Morgenröte" aufgenommen: „Es gehört zu den Dingen, die ich nicht vergessen werde, daß man mir zu diesem Buche des ‚gai saber' mehr Glückwünsche gesagt hat, als zu allen übrigen zusammen: man war plötzlich mit mir versöhnt, man zeigte sich wieder entgegenkommend und liebreich, alle Welt sah darin Genesung, Rückkehr, Heimkehr, Einkehr — nämlich als Rückkehr zu ‚aller Welt'." Natürlich sah er, daß bei dieser freundlichen Aufnahme viele Mißverständnisse mit unterliefen, aber es tat ihm in jener Zeit doch wohl, wenn er auch später geneigt war, allerhand Scherze darüber zu machen. Damals freute ihn aber nicht nur diese liebreiche Anerkennung, sondern sie erweckte auch den Glauben, daß er nicht allein stand und stärkte die Hoffnung in ihm, daß es möglich sei, in seiner Umgebung heroische ihn wahrhaft verstehende Menschen zu finden, die mit ihm nach seinem letzen, großen Ziel zu streben vermöchten. Er schreibt im Juli 1882 an Fräulein von Meysenbug: „Mein Leben gehört jetzt einem höheren Ziele und ich tue nichts mehr, was dem nicht frommt. Erraten kann es Keiner und verraten darf ich es jetzt selber noch nicht: aber daß es eine heroische Denkweise verlangt (und durchaus keine religiös-resignirte), will ich Ihnen, und Ihnen gerade

am liebsten, eingestehn. Wenn Sie Menschen mit dieser Denkweise entdecken, so geben Sie mir einen Wink, wie Sie es mit der jungen Russin getan haben. Dieses Mädchen ist mir jetzt durch eine feste Freundschaft verbunden (so fest man dergleichen eben auf Erden einrichten kann); ich habe seit langem keine bessere Errungenschaft gemacht. Wirklich, ich bin Ihnen und Rée außerordentlich dankbar gestimmt, mir hierzu behülflich gewesen zu sein. Dieses Jahr, welches in mehreren Hauptstücken meines Lebens eine neue Krisis bedeutet (‚Epoche‘ ist das richtige Wort, ein Mittelzustand zwischen zwei Krisen, einer hinter und einer vor mir), ist mir durch den Glanz und durch die Anmut dieser jungen, wahrhaft heroischen Seele sehr verschönt worden. Ich wünsche in ihr eine Schülerin zu bekommen, und wenn es mit meinem Leben auf die Länge nicht halten sollte, eine Erbin und Fortdenkerin.“

Aus diesem Brief sieht man deutlich, daß mein Bruder sich auf der obenerwähnten gemeinschaftlichen Reise von Rom und bei den Aufenthalten in Orta und in der Schweiz vollständig überzeugt hatte, daß seine Freundschaft mit Fräulein Lou Salomé auf das Festeste begründet sei und daß sie jenen andern Freundschaften sich anreihen würde, die ihm sein Leben bis dahin so verschönt hatten. Er ahnte nicht, daß sich inzwischen, seit er sich in der Schweiz von Rée und Lou getrennt hatte, in den Empfindungen und Wertschätzungen von Fräulein Salomé allerhand Veränderungen eingetreten waren, was ein besserer Menschenkenner recht wohl früher bemerkt und ihm Mißtrauen eingeflößt haben würde. Man darf nicht vergessen, daß mein Bruder niemals unter den Leuten, mit denen er persönlich verkehrte, einen Feind gehabt hatte — er war dadurch verwöhnt. Es lag in seinem einfachen und natürlichen Wesen ein eigentümlicher Zauber, so daß selbst die kühnsten Ansichten, die er aussprach, niemals verletzten und kaum Widerspruch erfuhren, sondern sich jeder dieser liebens-

würdigen Superiorität gern zu fügen schien. Er selbst war sich dieses Vorzugs in einer kindlich-glücklichen Weise bewußt und schreibt noch im Herbst 1888 in ‚Ecce homo‘: „Ich habe nie die Kunst verstanden, gegen mich einzunehmen — auch das verdanke ich meinem unvergleichlichen Vater — und selbst noch, wenn es mir von großem Werte schien. Ich bin sogar, wie sehr immer das unchristlich scheinen mag, nicht einmal gegen mich eingenommen. Man mag mein Leben hin- und herwenden, man wird darin nur selten, im Grunde nur ein Mal Spuren davon entdecken, daß Jemand bösen Willen gegen mich gehabt hätte — vielleicht aber etwas zu viel Spuren von gutem Willen.“

In jenem Sommer 1882 erfuhr mein Bruder nun dies eine Mal etwas von jenem bösen Willen, der sonst seinem Leben fern geblieben war. Es wird mir schwer, diese an und für sich unbedeutenden Erlebnisse, die aber meinem Bruder so überaus schmerzlich waren, zu erzählen. Ich würde überhaupt nicht daran gedacht haben, von ihnen hier so ausführlich zu reden, wenn nicht zwei gegen meinen Bruder gerichtete Bücher erschienen wären, die ein vollständig fasches Bild von ihm geben. Es ist das Pamphlet von Bernoulli „Overbeck—Nietzsche“ und das Buch von Frau Lou Andreas über Nietzsche, das noch zu Lebzeiten meines teuren, kranken Bruders erschienen ist und nur als ein Racheakt verletzter weiblicher Eitelkeit gegen den armen Kranken, der sich nicht mehr wehren konnte, zu betrachten war. Insbesondere von den hier geschilderten Vorgängen haben Frau Ida Overbeck und Herr C. A. Bernoulli völlig unwahre Berichte gegeben, so daß ich gezwungen bin, sie jetzt ohne meine frühere Diskretion genau der Wahrheit gemäß darzustellen — zumal die beiden soeben Genannten beabsichtigten, mit ihren Unwahrheiten nicht nur mir, sondern vor allem meinem Bruder zu schaden. Das ganze Pamphlet Overbeck—Nietzsche hat ja diese Absicht und ist ein Konglomerat von böswilligen Erfindungen,

Entstellungen und lächerlichen Behauptungen — und wenn sich Herrn Bernoullis Buch in die Nähe der Lou-Affäre begibt, dann erreicht es den Höhepunkt seiner Torheit. Aus einem Brief des verstorbenen Professor Overbeck, den Herr Bernoulli bei einem Prozeß vorlegen mußte, erfuhr ich, daß selbst Overbeck, von seiner Frau beeinflußt, den Wunsch und Willen ausspricht, mit dieser Lou-Affäre meinem Bruder zu schaden. Dies konnte er nur beabsichtigen, weil er den wahren Sachverhalt nur oberflächlich und die beweisenden Schriftstücke gar nicht kannte. So muß ich denn alles aufs Genauste schildern, soweit es möglich ist, mit den eignen Worten meines Bruders, damit keine dunkle unaufgeklärte Stelle bleibt, wo Herr Bernoulli mit seinen oft so unpsychologischen Unwahrheiten einsetzen könnte, und damit seine gesamten Schilderungen und Entstellungen mit derselben Geringschätzung zurückgewiesen werden können, wie dies z. B. der Sohn von Erwin Rohde und Herr Johannes Schlaf getan haben. Jedermann soll nun selbst sehen, wie mein Bruder in dieser Angelegenheit gehandelt hat und sich selbst ein Urteil bilden.

Von Rom war mein Bruder, wie schon erwähnt, mit Frau und Fräulein Salomé und Dr. Rée nach der Schweiz gereist mit einer Zwischenstation am Ortasee und einem kurzen Aufenthalt in Luzern, wo er mit Fräulein Salomé und Dr. Rée auch einen Spaziergang nach dem geliebten Tribschen, das mit der schönsten Zeit seines Lebens verknüpft war, ausführte. Er erzählte mir später, daß ihn dort eine tiefe Schwermut ergriffen hätte und ihm eine Ahnung gekommen wäre, auf welche Art von Freundschaft er noch herunterkommen würde, nachdem er auf die Freundschaft von Richard und Cosima Wagner verzichtet hätte. Dann begab sich Fräulein Salomé zu Rées Verwandten nach dem Landgut Stibbe, war aber zuvor in Basel bei Overbecks gewesen, wodurch sich ihre Stellung zu meinem Bruder völlig veränderte.

Zunächst muß hervorgehoben werden, daß Fräulein Salomé keine Sonja Kowalewska war, sondern „eine jener jungen Russinnen, die ins Ausland gehen, um sich berühmten Leuten zu nähern, von ihrem Ruhm zu profitieren und vielleicht auch allerhand kleine Abenteuer zu haben". Sowohl die gute Meysenbug als Dr. Rée hatten nun Fräulein Salomé in Rom die Überzeugung beigebracht, daß Nietzsche eine Berühmtheit wäre, und deshalb gab sich Lou im Anfang die größte Mühe, meinen Bruder für sich zu interessieren, und bot sich an, damit seine Augen geschont würden, mit Rée für ihn zu arbeiten. Gerade dieser Vorschlag war ungemein verführerisch für meinen Bruder. Er sah ein so ungeheures Bereich für seine Forschungen vor sich. Alle Höhen, Tiefen und Fernen der seelischen Erfahrungen sollten ja untersucht werden, und so seufzt er oft verzweifelt: „Ein Einzelner, ach nur ein Einzelner! und dieser große Wald und Urwald!" So wünschte er sich leidenschaftlich Jagdgehilfen, feine Geister, welche ihm bei der Durchdringung dieses Urwaldes beistehen könnten. Nach dem Anerbieten von Rée und Lou glaubte er solche Jagdgehilfen gefunden zu haben. Man kann sich sein Glück darüber kaum groß genug vorstellen.

Nun aber machte mein Bruder einen großen Fehler. In seiner strengen Wahrheitsliebe glaubte er, daß Fräulein von Meysenbug, die rührende Idealistin, doch über seine Absichten und Pläne eine falsche Vorstellung bei Fräulein Salomé hervorgerufen hätte. Schon der komische Heiratsvorschlag von seiten Malwidas hatte ihn beunruhigt. So bat er Herrn und Frau Overbeck in Basel, Fräulein Salomé eine richtige Vorstellung von ihm zu geben. Wer nun in den letzten Jahren die „Nietzsche-Erinnerungen" Overbecks in der „Neuen Rundschau" und das „Gefasel" der Frau Overbeck in der Zeitschrift „März" gelesen hat, kann sich lebhaft vorstellen, welche fatale Beschreibung diese beiden Fräulein Salomé von Nietzsche gemacht haben

werden. Jedenfalls nahmen sie ihr den Glauben, daß Nietzsche ein Großer im Reiche des Geistes sei, was natürlich mein vertrauensvoller Bruder nicht im entferntesten ahnte. Fräulein Salomé sagte sich enttäuscht: „Also nicht berühmt, nicht groß?“

Mein Bruder machte aber noch einen zweiten Fehler: er schickte Fräulein Salomé nach Bayreuth, immer in dem festen Glauben, daß Fräulein Salomé ein wirkliches Verständnis für ihn und seine große Lebensaufgabe hätte, außerdem durch eine unverbrüchliche Freundschaft sich ihm verbunden fühle. Aber die Parsifalaufführung im Sommer 1882 war gewiß nicht die Gelegenheit, um Nietzsche als einen großen und berühmten Mann geschildert zu erhalten. Man sprach damals über ihn ganz abfällig von oben herab. Nietzsche war jemand, der früher ein wenig berühmt gewesen war, aber jetzt gar nichts mehr zu bedeuten hatte. Ich nehme Richard Wagner und Frau Cosima aus, die sich jedenfalls mir gegenüber ganz anders aussprachen. Wagner sagte zu mir in einem ergreifenden Zwiegespräch: „Seit Ihr Bruder von mir gegangen ist, bin ich allein.“

Aber von anderer Seite hörte Fräulein Salomé nichts als leisen Spott und Mißachtung. Ich war auf den dringenden Wunsch meines Bruders mit Fräulein Salomé nach Bayreuth gereist und hatte von ihr zunächst einen sehr angenehmen Eindruck, was ich meinem Bruder auch sogleich schrieb. Er antwortete erfreut: „Ich glaube es wohl, daß es Euch *zusammen gut zu Mute ist!*“ Aber sehr bald sah ich mit größtem Erstaunen, daß von Ehrfurcht und Freundschaft für meinen Bruder bei ihr nichts vorhanden war, daß sie aber mit solchen, die ihm feind waren, welche damals in Bayreuth eine gewisse Rolle spielten, ganz einverstanden schien. Ja, es war deutlich zu bemerken, daß sie die Annahme von meines Bruders und meiner Einladung, mit uns nach dem abgelegenen Tautenburg in Thüringen zu kommen, als ein großes

Opfer betrachtete. „Nietzsche war ja gar kein berühmter Mann!“ Sie fühlte sich betrogen; wozu sollte sie sich da in diese Einsamkeit setzen und sich über seine Philosophie, die so mißachtet wurde, unterrichten lassen? Eine solche Wirkung des Aufenthalts in Bayreuth hatte mein Bruder gleichfalls nicht vorausgesehen. Ich war mit ihr nur im Anfang zusammen; nachher überließ ich sie den meinem Bruder feindlichen oder gleichgültigen Kreisen, zu denen sie sich mit Vorliebe hielt. Ich wollte sie in keiner Richtung beeinflussen.

Schließlich entschloß sich Fräulein Salomé etwas widerwillig, doch noch nach Tautenburg zu kommen, aber als eine ganz andere, als mein Bruder sie in Rom und besonders in Orta kennen gelernt hatte. Der Besuch bei Overbecks und der Aufenthalt in Bayreuth hatte sie ganz verändert. In Jena hat sie sich schon vor ihrer Ankunft in Tautenburg einer Freundin meines Bruders gegenüber zu deren Erstaunen sehr mißachtend über ihn ausgesprochen. Es begann die Einführung in seine Philosophie — wie es schien, nicht zur beiderseitigen Zufriedenheit. Mein Bruder schreibt späterhin, als er einen verehrenden Jüngling in seine Gesamtanschauung einzuführen suchte: „Das Ganze ist übrigens eine Strapaze, die mich an eine frühere Strapaze (Tautenburg Sommer 1882) erinnert; und zuletzt kenne ich die Welt genug um zu wissen, was in dergleichen Fällen der Welt Lohn ist.“ Damals zeigte er aber eine unerschütterliche Liebenswürdigkeit und Geduld, immer in dem Glauben, daß die Schildernng von Malwida wahr sein m ü ß t e und daß es an ihm und seiner Philosophie läge, wenn Fräulein Salomé ihre Fähigkeiten nicht zum Ausdruck brächte. Die Schülerin aber langweilte sich und mochte von dieser Langeweile in dem entlegenen Walddörfchen Dr. Rée eine blühende Schilderung entworfen haben — kurzum ich erhielt einen herzlichen, anscheinend ganz harmlosen Brief Dr. Rées, den ich auch Fräulein

Salomé zeigen sollte, worin er mich bat, den Aufenthalt in Tautenburg abzukürzen, um ihr Gelegenheit zur Abreise zu geben. Ich erinnere mich nicht mehr genau, was in dem Brief sonst noch stand, vielleicht eine Bemerkung, daß „Nietzsche ihre Begabung nicht so bedeutend fände, als man geglaubt hätte", was aber mein Bruder niemals geschrieben haben kann; er hat stets gesagt, daß Lou das klügste Weib sei, das er kenne. Dazu kam ein kleiner Scherz Rées, daß weder er noch Nietzsche an eine Heirat mit Fräulein Salomé dächten. Mein Bruder hatte mir doch mitgeteilt, daß gerade das Heiratsprojekt von Malwida von ihnen zu Dreien mit aller philosophischen Aufrichtigkeit und Herzlichkeit und allerhand Scherzen besprochen worden war, und Rée hatte dies auch so erwähnt. Aber Fräulein Salomé faßte es anders auf. Jedenfalls wurde sie beim Lesen des Briefes wütend und wandte sich mit Schmähungen nicht nur gegen den Schreiber Dr. Rée, sondern vor allem gegen meinen abwesenden Bruder. Im Zorn enthüllte Fräulein Salomé ihr wirklich sehr unschönes Innere, z. B. ihren kleinlichen Ärger über die Ablehnung von Nietzsche und Rée sie zu heiraten, welcher sie die niedrigsten Motive unterlegte. Auch sie wollte keinen der beiden heiraten, denn wie sie mit zynischer Offenheit erklärte, wünschte sie eine viel glänzendere Heirat zu machen, aber natürlich wollte sie die Körbe an die beiden austeilen und nicht sich geben lassen. Die Art, wie sie alles sagte, die Ausdrücke, die sie gebrauchte, das war widerwärtig! Solche Worte und Ansichten hatte ich in dem Milieu peinlichster Wohlanständigkeit, in welchem ich aufgewachsen war, niemals aus Frauen- oder gar Mädchenmund gehört. Vielleicht war aber Fräulein Salomé nur eine Vorläuferin eines Teils der modernen Emanzipierten? Unlängst kam ein alter Herr mit sehr vornehmer Gesinnung zu mir, der sich auf das Bitterste über die modernen emanzipierten Mädchen beklagte. Er

sagte sehr bezeichnend: „Als wir jung waren, hüteten wir unsre Töchter, daß sie nicht lasen und hörten, was unsre Söhne schrieben und sagten, jetzt aber müssen Väter und Mütter besorgt sein, daß die Söhne nicht hören und lesen, was die Töchter schreiben und sagen.“ Das Wort „schamlos“ kehrte in seinen Klagen öfters wieder, aber jetzt, wo ich alt bin, fand ich Worte der Entschuldigung: „Ich glaube, diese Modernen nennen es Aufrichtigkeit gegen sich und andre“, meinte ich, „und nehmen an, daß wir altmodischen Frauen mit unserm Zartgefühl damals uns selbst und andre belogen haben.“ Wenn ich jetzt also milder über jene Worte und Ansichten von Fräulein Salomé denke, die mich damals so erschreckten, so doch niemals über die Art, wie sie über meinen Bruder gesprochen hat. Darüber war ich erschüttert und bin es noch heute, denn Fräulein Salomé sprach nicht nur mit Unbescheidenheit, sondern ich muß die stärksten Worte gebrauchen: mit Unverschämtheit und Hohn von dem Geist und der Begabung Nietzsches. „Er hätte Gedanken, die kein vernünftiger Mensch verstünde, alle lachten und spotteten über ihn, besonders sie und Dr. Rée; dessen Begabung wäre ja ungleich höher zu stellen und mein Bruder wolle durch das Zusammensein mit ihnen beiden auch nichts weiter erreichen, als den Geist Rées und ihren eigenen auszubeuten, wie denn überhaupt Nietzsche der größte Egoist sei und seine Freunde ausbeute.“ In dieser Art der Verunglimpfung seines Charakters fuhr sie fort und tat darin das Unglaublichste. Ich war versteinert! Dieses Wesen hatten Malwida von Meysenbug und Dr. Rée zu einer Schülerin meines Bruders bestimmt! Natürlich reiste sie sogleich zu Dr. Rée, mit welchem sie sich über den Zwischenfall verständigte, indem sie gewiß eine ganz falsche Schilderung davon gemacht hat.

Ich war in der peinlichsten Lage: denn es war ganz ausgeschlossen, daß ich meinem Bruder diese Erfahrung

mitteilte, da ja ein Duell die Folge sein konnte. (Dr. Rée soll über meine Diskretion außerordentlich froh gewesen sein, denn trotz der falschen Schilderung von Fräulein Salomé hatte er doch gemerkt, daß Lou ihm die Schuld für schlimme Dinge aufgebürdet hatte.) Ich konnte nichts tun als mich schweigend zurückziehn und zu erklären, daß es mir unmöglich sei, jemals wieder mit Fräulein Salomé ein Wort zu sprechen. Ich ließ meinen Bruder allein nach Naumburg fahren und blieb in Tautenburg zurück, damit ich nicht genötigt war, mit irgend jemand über diese Vorgänge zu sprechen. Um ein Duell zu verhindern, schwieg ich und habe meinem Bruder vom September 1882 bis Juli 1883 nichts wirklich Aufklärendes gesagt oder geschrieben. Dieses Schweigen hat er mir später als unrichtig vorgeworfen. Aber ich glaubte damals noch, daß die traurige Geschichte irgendwie bald in Ordnung kommen würde, ohne daß die fatalen Einzelheiten brauchten erzählt zu werden. Hatte doch Fräulein Salomé einen Versuch gemacht, meinem Bruder eine bessere Meinung von sich zu geben. Sie schickte ihm jenes wunderschöne, ganz in seinem Sinne verfaßte Gedicht „An das Leben", welches meinem Bruder so gut gefiel, daß er sich entschloß, es zu komponieren. Schönes und Häßliches waren in Lous Seele so nahe beieinander.

Wie wenig ich von den widerwärtigen Dingen, um meinen Bruder nicht zu betrüben und jede Kollision zu vermeiden, ihm in jenem Tautenburger Sommer verraten habe, sieht man aus seinem nachfolgenden Brief aus dem September 1882: „In zwei, drei Tagen, meine liebe Lisbeth, geht es fort; an Eisers, die ich in Frankfurt aufsuchen will, habe ich geschrieben, und sobald ich von Dir Herrn Sulgers Adresse weiß, wird alles in Ordnung sein. Gestern erhielt ich zwei Postkarten von Dir — aus Messina über Rom und Basel. — Ehre der Post! —

„Ich habe auch meine für Naumburg festgesetzte Arbeit

(eine Komposition) schönstens erledigt und auch dabei mir genug getan. —

„Wenn ich Dir nur einen Begriff von meiner fröhlichen Zuversicht geben könnte, die mich diesen Sommer beseelt hat. Es ist mir Alles gelungen und Manches wider Erwarten — gerade da, als ich es mißlungen glaubte. Auch Lou ist sehr zufriedengestellt (sie steckt jetzt ganz in Arbeit und Büchern). Was mir sehr wesentlich ist: sie hat Rée zu einer meiner Hauptansichten bekehrt (wie er selbst schreibt), die das Fundament seines Buches völlig verändert. Rée schrieb gestern ‚Lou ist entschieden in Tautenburg um einige Zoll gewachsen‘.

„Ich höre mit Betrübnis, daß Du noch immer an der Nachwirkung jener Scenen zu leiden hast, die ich Dir von Herzen gern erspart hätte. Halte aber nur diesen Gesichtspunkt fest: durch die Aufregung dieser Scenen kam an's Licht, was sonst vielleicht lange im Dunkeln geblieben wäre: daß L. eine geringere Meinung von mir und einiges Mißtrauen gegen mich hatte; und wenn ich genauer die Umstände unsres Bekanntwerdens erwäge, so hatte sie vielleicht dazu ein gutes Recht (eingerechnet die Wirkung einiger unvorsichtigen Äußerungen von Freund R.). Nun denkt sie aber jetzt ganz gewiß besser von mir — und das ist doch die Hauptsache, nicht wahr, meine liebe Schwester? Im Übrigen, wenn ich an die Zukunft denke, so wäre es mir hart, annehmen zu müssen, daß Du mit mir in Bezug auf Lou nicht gleich empfändest. Wir haben eine solche Gleichartigkeit der Gaben und Absichten, daß unsre Namen irgendwann einmal zusammen genannt werden müssen, und jede Verunglimpfung, die sie trifft, wird mich zuerst treffen.

„Doch vielleicht ist dies wieder schon zu viel über diesen Punkt. Ich danke Dir nochmals von ganzem Herzen für Alles, was Du mir Gutes in diesem Sommer angetan hast — und ich erkenne Dein schwesterliches Wohlwollen

wahrhaftig recht sehr in dem auch, wo Du mit mir nicht gleichempfinden konntest. Ja, wer darf sich auch mit mir wider-moralischem Philosophen ohne Gefahr einlassen! Zweierlei verbietet mir meine Denkweise unbedingt: 1. Reue, 2. moralische Entrüstung. —

Sei wieder gut, liebes Lama!

Dein Bruder."

Wie gern wäre ich wieder „gut" gewesen, wenn ich nicht gewußt hätte, daß bei einer persönlichen Aussprache doch zu viel von dem herausgekommen wäre, was ich verschweigen wollte. Mir war es überhaupt zumute, als wanke der Boden unter meinen Füßen: Dieses Fräulein Salomé sollte die beste Vertreterin von meines Bruders neuen Ansichten sein? fragte ich mich. Wenn dies wirklich der Fall war, wie furchtbar mußte diese neue Philosophie sein, die ich offenbar bis dahin nicht verstanden hatte; wie zerstörerisch mußte sie wirken!

Und was mußte ich von Rée glauben, den Fräulein Salomé für alle ihre beleidigenden Urteile über meinen Bruder verantwortlich machte? — Man muß bedenken, daß Rée in einer anscheinend geradezu ergreifenden Weise meinem Bruder stets seine Verehrung und Bewunderung ausgedrückt hatte, ebensosehr für seinen Geist, als für seinen Charakter. Wie oft hatte er gesagt, daß er im Vergleich mit Nietzsche überhaupt nichts wäre, und welches Glück und welche Ehre er empfände, daß mein Bruder ihn gewürdigt hatte, ihn zu seinen Freunden zu zählen, — und nun sollte das, was Fräulein Salomé sagte, seine wirkliche Herzensmeinung sein! Während also Rée und Fräulein Salomé ihm ins Gesicht die höchste Verehrung und Bewunderung heuchelten (man muß nur Rées Briefe lesen!), moquierten sie sich in seiner Abwesenheit und sprachen in dieser erniedrigenden Form von diesem edelsten Genius. Ich erinnerte mich alles dessen, was Rohde, Freiherr von Gersdorff, Deussen, Freiherr von Seydlitz und andre

langjährige Freunde meines Bruders von ihm gesagt und geschrieben haben (was wir jetzt in den Briefwechseln und in andern Schriftstücken finden können), nicht nur über sein Genie, sondern auch über ihn als aufopferungsvollsten Freund und als anima candida in ihrer höchsten Form — und nun sollten diese guten, treuen, alten Freunde geringer sein, als diese bösen, unaufrichtigen, neuen Freunde und nicht das richtige Verständnis für ihn haben!

Mein Bruder nahm zunächst an, daß ich auch persönlich gekränkt sei. Ich hatte mich nämlich erboten, Fräulein Lou Salomé von meinem Vermögen 2000 M. zu geben, damit sie ein Jahr lang ihre Arbeitskraft meines Bruders Untersuchungen widmen könnte. Fräulein Salomé ließ sich nämlich ihre Existenz in Deutschland von Dr. Rée bezahlen, woran mein Bruder großen Anstoß nahm, wenn es auch auf die schicklichste Weise von Dr. Rée gemacht wurde. Dieses Anerbieten von meiner Seite schätzte mein Bruder sehr hoch, aber Fräulein Salomé hat es gar nicht verstanden; wahrscheinlich habe ich es sehr zögernd vorgebracht, da mich die Enttäuschung, die sie mir bereitete, sehr unglücklich machte.

Die Rückkehr meines Bruders nach Naumburg war übrigens mit einer höchst fatalen Szene zwischen Mutter und Sohn verbunden. Während mein Bruder und ich noch in Tautenburg waren, hatte, wie eine alte energische Tante zu sagen pflegte, „der Teufel sein Spiel gehabt". Eine Freundin unsrer Mutter (französische Schweizerin) hatte sie gebeten, einer Dame, die von Petersburg zu ihr reiste, einen kleinen Aufenthalt in Naumburg zum Ausruhen zu gönnen. Meine sehr gastfreundliche Mutter hatte mit Freuden zugesagt und diese Dame, auch französische Schweizerin, erzählte unsrer Mutter einen unerquicklichen Roman eines verheirateten Lehrers und Predigers mit einer jungen emanzipierten Dame. Frau Lou Andreas soll diesen Roman, deren Heldin sie war, selbst in einer

Novelle „Ruth“ veröffentlicht und daraus eine sympathische Dichtung gemacht haben. Aber Wahrheit und Dichtung wird auch in diesem Falle etwas verschieden gewesen sein. Man stelle sich nun das Entsetzen unsrer lieben Mutter vor, als sie nach einigen Tagen des Zusammenseins mit ihrem Sohn die Entdeckung machte, daß jene so übel geschilderte junge Dame nun Schülerin und Vertreterin seiner Philosophie sein sollte. Hier rächte sich das von Frau Overbeck meinem Bruder so dringend anempfohlene Schweigen, denn nur dieser Geheimnistuerei wegen bekam unsre Mutter von der Situation eine sie tief beunruhigende Auffassung. Danach reiste mein Bruder schnell ab und begab sich nach Leipzig. Der Plan, nach Paris zu gehen war aufgegeben worden.

Im Grunde war mein Bruder, als er nach Leipzig ging, ziemlich unbefangen, da er doch von den peinlichen Vorgängen, die ich erlebt hatte, nur ganz oberflächlich unterrichtet war und ihn die Szene mit unsrer Mutter und ihre Empörung und Kummer zwar tief ergriffen hatte, er aber trotzdem an dem, was ihm unsre Mutter über Fräulein Salomé in ihrem Schreck gesagt hatte, keinen Anstoß nahm. Er glaubte, daß jene französische Dame nur eine Klatschgeschichte und nichts mehr erzählt habe. Immerhin hatte mein Bruder doch genug von den Vorgängen miterlebt und von einer Jenenser Freundin gehört, um mißtrauisch geworden zu sein; er schrieb deshalb, während er in Leipzig einige Zeit allein war und über alles was er erlebt hatte, nachzudenken begann, einen sehr ernsten Brief an Rée:

„Seltsam! Ich habe über Lou eine vorgefaßte Meinung: und obwohl ich sagen muß, daß sie allen meinen Erfahrungen aus diesem Sommer widerspricht, werde ich diese Meinung nicht los.

„Eigentlich hat sich Niemand in meinem Leben so häßlich gegen mich benommen wie Lou. Bis heute hat sie

jene abscheuliche Verunglimpfung meines ganzen Charakters und Willens nicht widerufen, mit der sie sich in Jena und Tautenburg einführte: und das obwohl sie weiß, daß es mir in seiner Nachwirkung erheblichen Schaden zugefügt hat. Wer mit einem Mädchen, das solche Dinge sagt, nicht den Verkehr abbricht, der muß ja — ich weiß nicht was — sein, so schließt man. Daß ich es nicht tat, war die Folge jener vorgefaßten Meinung: übrigens ein gutes Stück Selbstüberwindung.

„Sie hat mich in Bayreuth nicht nur in Stich gelassen, sondern geringschätzig behandelt — in diesem Punkte bin ich empfindlich, denn daß meine Freunde mein Verhalten gegen Wagner zu würdigen und mir Recht darin zu schaffen wissen, das gehört für mich zum Begriff ‚mein Freund‘. Wer diese Dinge nicht begreift, der weiß nichts davon, was es heißt ‚der Erkenntniß Opfer bringen‘.

„In der Hauptsache wollte ich ihr die Freiheit lassen, das Geschehene von sich aus wieder gut zu machen: mir ist alles Erzwungene zwischen zwei Personen gräßlich.

„Als ich sie das letzte Mal sah, sagte sie mir, sie habe mir noch etwas mitzuteilen. Ich war voller Hoffnung. (Ich sagte zu meiner Schwester, ‚sie hat eine sehr schlechte Meinung von mir, aber sie ist klug, sie wird bald eine bessere bekommen‘.)

„Wie ich einen Mann behandeln würde, der so über mich zu meiner Schwester redete, darüber ist gar kein Zweifel. Darin bin ich Soldat und werde es immer sein, ich verstehe mich auf Waffen. Aber ein Mädchen!

„Ich möchte, daß die schmerzhafteste Erinnerung dieses Jahres mir von der Seele genommen würde — schmerzlich, nicht weil sie mich beleidigt, sondern weil sie Lou in mir beleidigt.

„Können Sie diese Dinge nicht in's Gleiche bringen? Ich habe nie mit Lou davon sprechen wollen — einen einzigen Punkt ausgenommen, von dem Sie wissen.“ —

Rée gab sich auch die größte Mühe, die ganze Angelegenheit nach allen Seiten hin durch schmeichelhafte Briefe oberflächlich in Ordnung zu bringen und meinem Bruder anders darzustellen, als wie sie wirklich lag. Mir gegenüber behauptete er, daß die beiden Overbecks, vorzüglich aber Frau Overbeck, an dem Umschwung der Meinung Fräulein Salomés über meinen Bruder schuld sei. Das erschien mir damals als eine unerhörte Beleidigung Overbecks. Erst in den letzten Jahren habe ich eingesehen, wieviel Wahrheit in seiner damaligen Behauptung gelegen haben mag. Ich antwortete ihm nicht, denn ich mußte Dr. Rée plötzlich in einem Licht sehen, wie ich es bis dahin nicht für möglich gehalten hatte.

Im Sommer hatte mein Bruder an Rohde geschrieben, daß er im Herbst neue Studentenjahre anfangen wolle, „nachdem die alten ihm durch eine zu einseitige Beschäftigung mit Philologie etwas mißraten seien". Daraus wurde aber nichts, denn nach kürzester Zeit sah er in Leipzig, daß die Bücher der Herren Vortragenden viel interessanter als deren mündliche für ganz junge Leute eingerichtete Belehrungen seien. Auch fühlte er von Tag zu Tag deutlicher, daß Dr. Rée und besonders Fräulein Salomé kein geeigneter Umgang für ihn seien: beide verstanden ihn, wie er mit Schrecken sah, noch weniger, als seine bisherigen Freunde. Er schreibt deshalb an Fräulein Salomé: „Es steht [mit Ihnen] ganz so wie mit Freund Rée — ich kann weder mit Ihnen noch mit ihm ein Wort von dem sprechen, was mir am meisten am Herzen liegt. Diese erzwungene Lautlosigkeit ist mir mitunter fast zum Ersticken." — Und an anderer Stelle schreibt er über Rée: „Was Freund Rée betrifft, so gieng es mir wie es mir jedesmal (auch nach Genua) gegangen ist: ich kann dieses Zugrundegehen einer außerordentlichen Natur nicht ansehen, ohne ingrimmig zu werden. Dieser Mangel an Ziel! Und daher diese geringe Lust an den Mitteln, an der Arbeit,

dieser Mangel an Fleiß, selbst an wissenschaftlicher Gewissenhaftigkeit. Dieses fortwährende Vergeuden! Und wäre es wenigstens ein Vergeuden aus der Lust des Verschwendens! Aber es hat so ganz die Miene des schlechten Gewissens. Ich sehe überall die Fehler der Erziehung. Ein Mann soll zum Soldaten erzogen werden, in irgendeinem Sinne. Und das Weib zum Weib des Soldaten in irgendeinem Sinne."

Mein Bruder war in jenem Herbst 1882 ziemlich sechs Wochen mit Dr. Paul Rée und Fräulein Lou Salomé in Leipzig zusammen, hatte also genügend Gelegenheit, sie, ihren Charakter und ihre Begabung kennen zu lernen. Es kam bald zu allerhand Differenzen zwischen ihm und der letzteren; er schreibt deshalb an Fräulein Salomé Ende Oktober 1882: „Ja, ich war Ihnen böse! Aber warum von dieser Einzelheit reden? Ich bin Ihnen alle fünf Tage und öfter noch böse gewesen — und glauben Sie mir, ich habe meine sehr guten Gründe dazu gehabt. Ich werde mehr als durch Handlungen durch Eigenschaften beleidigt." In der Tat finden wir höchst ungünstige Aufzeichnungen aus der Leiziger Zeit über den Charakter von Fräulein Salomé in einem seiner Notizbücher, die aber in der Stärke des Ausdrucks sich nicht zur Veröffentlichung eignen.

Manche fragen mich gewiß mit Verwunderung, was meinen Bruder zu dieser heimlichen Notierung von Fräulein Salomés üblen Eigenschaften veranlaßt hat und hier kommen wir zu einem der Hauptpunkte, die auf meines Bruders Handlungsweise in dieser ganzen Angelegenheit ein deutliches Licht wirft. Man muß bedenken, daß er bei der Umwertung der bisherigen Werte Eigenschaften nicht als böse bezeichnete, die sonst unsrer Meinung nach als solche bezeichnet wurden. Man achte genau auf den Unterschied zwischen „böse" und „schlecht", den mein Bruder oft hervorhebt. Von den bösen Eigenschaften nahm mein Bruder an, daß, wenn dem Besitzer derselben ein großes

Ziel gestellt würde und er sich mit allen Kräften der Erreichung dieses Ziels widmete, sich diese bösen Eigenschaften in höchst wertvolle verwandeln könnten oder wie es im „Zarathustra“ heißt, daß aus den im Keller heulenden Hunden liebliche Singvögel würden. Nach der großen Enttäuschung, die ihm Fräulein Salomé in Hinsicht auf ihren Charakter bereitet hatte, hatte er sich nun vorgenommen, diese Umwandlung bei ihr zu erreichen, so daß zu ihrem außerordentlichen Scharfsinn auch noch ein wundervoller Charakter käme und sie ein vollkommenes Wesen würde. Er wollte gewissermaßen eine Probe seiner Philosophie geben. Um dann den Sieg desto höher zu stellen, übertrieb er bedeutend bei der heimlichen Notierung von Fräulein Salomés ungünstigen Eigenschaften. Doch muß ich hinzufügen, daß Fräulein Salomé auch ihren Teil zu dieser Übertreibung beigetragen hatte, indem sie mit einer Reihe dieser üblen Eigenschaften gewissermaßen kokettierte, wie das späterhin vielfach Mode geworden ist.

Aber das Ziel, das mein Bruder Fräulein Salomé stellte, verlockte sie nicht. Im Gegenteil! Sobald sie sah, welchen Ernst und Strenge gegen sich selbst mein Bruder von seinen Jüngern verlangte, wurde ihr sehr unbehaglich zumute. Sie würde sich vielleicht diesen strengen Forderungen unterworfen haben, wenn ihr nicht durch Overbecks und den Aufenthalt in Bayreuth der Glaube an die Größe und die Berühmtheit Friedrich Nietzsches genommen worden wäre. Jetzt aber sah sie sozusagen keinen Nutzen in der Beschäftigung mit der Philosophie Nietzsches; im Gegenteil, sie begann zu befürchten, daß auch Rée, den sie tyrannisierte, sich ihrem Einfluß, durch das Vorbild Nietzsches angeregt, entziehen würde — dann aber hörte es mit dem Amüsement auf, das sie sich von dem Aufenthalt in Leipzig versprochen hatte. Sie versuchte deshalb auf jede Weise Rée meinem Bruder fern zu halten, ja ihn sogar gegen meinen Bruder einzunehmen. Rée wehrte sich zunächst

dagegen, war aber zu schwach, um den ungünstigen Einfluß von Fräulein Salomé abzuschütteln und spielte deshalb nach allen Seiten hin eine klägliche Vermittlerrolle. Mein Bruder wußte sich das Benehmen dieser beiden nicht zu erklären; Rée hatte ihm zwar gesagt, daß Fräulein Salomé durch den Besuch bei Overbecks, besonders durch Frau Overbecks Gerede, den Glauben an die Philosophie Nietzsches verloren habe; er nahm das aber als eine lahme und unwahre Entschuldigung, gerade wie ich es getan hatte.

Schließlich kam es zum Bruch; er schrieb Fräulein Salomé Anfang November einen Abschiedsbrief, zu welchem sich noch Entwürfe und Bruchstücke im Notizbuch XXXI finden:

„Aber Lou, was schreiben Sie da für Briefe! So schreiben ja kleine rachsüchtige Schulmädchen. Was habe ich mit diesen Erbärmlichkeiten zu tun! Verstehen Sie doch: ich will, daß Sie sich vor mir erheben, nicht daß sie sich noch verkleinern. Wie kann ich Ihnen denn vergeben, wenn ich nicht erst das Wesen wieder in Ihnen entdecke, um dessentwillen Ihnen überhaupt vergeben werden kann.

„Ich mache Ihnen heute nichts zum Vorwurf, als daß Sie nicht zur rechten Zeit über sich gegen mich aufrichtig gewesen sind. Ich gab Ihnen in Luzern meine Schrift über Schopenhauer — ich sagte Ihnen, daß da meine Grundgesinnungen drin stünden und daß ich glaubte, es würden auch die Ihrigen sein. Damals hätten Sie lesen und Nein! sagen sollen, (In solchen Dingen hasse ich alle Oberflächlichkeit!) — es wäre mir viel erspart geblieben! Ein solches Gedicht wie das „an den Schmerz“ ist in Ihrem Munde eine tiefe Unwahrheit. — Sehen Sie, ich habe genau umgekehrt gehandelt: ich schrieb eigens dazu einen Brief an Frau O., um sie zu bitten, Ihnen über meinen Charakter einige (von mir bestimmt bezeichnete) Aufschlüsse zu geben, damit Sie nichts von mir erwarteten, was ich nicht gegen Sie leisten konnte.

„Ich glaube, es kann niemand besser von Ihnen denken, aber auch niemand schlimmer. Sagen Sie nichts, liebe Lou, zu Ihren Gunsten: ich habe schon mehr zu Ihren Gunsten geltend gemacht als Sie konnten — und zwar vor mir und den anderen. Menschen solcher Art wie Sie können nur durch ein hohes Ziel anderen Menschen erträglich sein.

„Wie verkümmert nimmt sich Ihre Menschlichkeit neben der von Freund Rée aus! Wie arm sind Sie in der Verehrung, der Dankbarkeit, der Pietät, der Höflichkeit, der Bewunderung, Scham — um von hohen Dingen nicht zu reden. Was würden Sie antworten, wenn ich Sie fragte: Sind Sie brav? Sind Sie unfähig des Verrats?

„Haben Sie kein Gefühl davon, daß, wenn ein Mensch wie ich in Ihrer Nähe ist, er viel Überwindung nötig hat?

„Ich könnte es mir leichter mit Ihnen machen: aber ich habe mich schon in so manchen Stücken überwunden, daß ich auch das noch glaube, zu Stande zu bringen: Ihnen zu nützen, wenn Sie mir schaden.

„Sie haben es mit einem der langmütigsten und wohlwollendsten Menschen zu tun gehabt: aber bemerken Sie wohl, daß ich gegen alle die kleinen Selbstsüchtlinge und Genüßlinge kein anderes Argument nötig habe als den Ekel. Ich bin mehr, als irgend ein Mensch glaubt, durch Ekel zu überwältigen. Schreiben Sie mir andere Briefe und besinnen Sie sich auf sich selbst.

„Ich habe mich noch nie über einen Menschen getäuscht: und in Ihnen ist jener Drang nach einer heiligen Selbstsucht, welche der Drang nach Gehorsam gegen das Höchste ist. Sie haben ihn wohl zuerst durch irgendwelchen Fluch verwechselt mit seinem Gegensatz, der Selbstsucht und Ausbeutelust der Katze, nichts als das Leben wollend. Denken Sie, jener Katzen-Egoismus, der nichts mehr lieben kann, jenes Lebensgefühl im Nichts, zu dem Sie sich bekennen (Dinge, die man hat, um sie zu überwinden, um sich zu überwinden) sind genau das mir ganz Widerwärtige am

Menschen: schlimmer als irgend etwas Böses: eingerechnet die Erkenntnis als plaisir neben anderen plaisirs. — Wenn Sie allem Erbärmlichen in Ihrer Natur die Zügel schießen lassen: wer kann dann noch mit Ihnen umgehn!

„Sie haben Schaden getan, Sie haben wehe getan und nicht nur mir, sondern allen den Menschen, die mich liebten — dies Schwert hängt über Ihnen.

„Adieu, meine liebe Lou, ich werde Sie nicht wiedersehen. Bewahren Sie Ihre Seele vor ähnlichen Handlungen und machen Sie an anderen und namentlich an meinem Freund Rée gut, was Sie an mir nun nicht mehr gut machen können.

„Adieu, ich las Ihren Brief nicht zu Ende, aber ich las schon zuviel.

F. N."

In diesem Abschiedsbrief an Lou drückt er sich noch mit jener Höflichkeit aus, die er selbst in den unangenehmsten Fällen denen gegenüber, die ihn beleidigt hatten, beibehielt. Erst in dem nachfolgenden Brief an Rée kommt seine wirkliche Meinung über das, was er in jenen fünf Monaten mit Fräulein Salomé erlebt und erlitten hat, zum Ausdruck. „Hören Sie, Freund, wie ich heute die Sache ansehe! Sie ist ein vollkommenes Unglück — und ich bin das Opfer desselben. Ich habe im Frühling gemeint, es habe sich ein Mensch gefunden, der im Stande sei, mir zu helfen: wozu freilich nicht nur ein guter Intellekt, sondern eine Moralität ersten Ranges not tut. Statt dessen haben wir ein Wesen entdeckt, welches sich amüsiren will und schamlos genug ist, zu glauben, daß dazu die ausgezeichnetsten Geister der Erde eben gut genug seien. Das Resultat dieser Verwechselung ist für mich, daß ich mehr als je der Mittel entbehre, einen solchen Menschen zu finden. Denn die ganze Würde meiner Lebensaufgabe ist durch ein so oberflächliches, [. . .] und gemütloses Wesen wie das Lou's in Frage gestellt worden.

„Wer konnte ahnen, daß ihre Worte ‚Heroismus‘, ‚kämpfen für ein Prinzip‘, ihr Gedicht ‚An den Schmerz‘, ihre Erzählungen von den Kämpfen für die Erkenntniß einfach Betrügerei sind? (Ihre Mutter schrieb mir in diesem Sommer; Lou hat die denkbar größte Freiheit gehabt.)

„Oder steht es anders? Die Lou in Orta war ein andres Wesen, als das, welches ich später wiederfand — ein Wesen ohne Ideale, ohne Ziele, ohne Pflichten. [. . .] Sie sagte mir selber, sie habe keine Moral — und ich meinte, sie habe gleich mir eine strengere als irgend Jemand! und sie bringe ihrem Gott täglich und stündlich Etwas von sich zum Opfer.

„Einstweilen sehe ich nur, daß sie auf Belustigung und Unterhaltung aus ist: und wenn ich denke, daß dazu auch die Fragen der Moral gehören, so ergreift mich, gelinde gesagt, eine Empörung. Sie hat es mir sehr übel genommen, daß ich ihr das Recht auf das Wort ‚Heroismus der Erkenntniß‘ absprach, — aber sie sollte ehrlich sein und sagen: ‚ich bin himmelweit gerade davon entfernt.‘ Beim Heroismus handelt es sich um die Aufopferung und die Pflicht, und zwar die tägliche und stündliche, und dann noch um viel mehr: die ganze Seele muß voll von Einer Sache sein, und Leben und Glück gleichgültig dagegen. Eine solche Natur glaubte ich in Lou zu sehen. —

„Aber ich sollte Freunde haben, die mich vor solchen verzweifelten Dingen, wie die dieses Sommers, zur rechten Zeit warnten.“

Dieser Brief an Rée ist für die gesamte Lou-Affäre der Schlüssel und gibt den Aufschluß, weshalb sie auf meinen Bruder einen solchen Eindruck machte. Er fürchtete, daß durch sie seine ganze Philosophie bloßgestellt sei, was ihn auf das Tiefste erschütterte. Aber ebensosehr beschämten ihn jene Vorgänge, zunächst weil Fräulein von Meysenbug und Dr. Rée geglaubt

hatten, daß solch eine Dame wie Fräulein Salomé sich zu seiner Jüngerin besonders eigne, ja für ihn „geboren sei"; sodann weil er durch falsche Schilderungen und durch Fräulein Salomé selbst betrogen worden war und sie daraufhin seinen Freunden und Angehörigen gegenüber als zu seiner Philosophie gehörig vorgestellt hatte. Nun sah er die ganze Würde seiner Lebensaufgabe in den Staub gezogen, weil Fräulein Salomé, wie er zu Malwida sagte, „die Karikatur dessen war, was er sich unter seinem Jünger vorstellte". Er sah durch dieses Erlebnis schon damals, was später auch vollkommen eingetroffen ist, daß seine Philosophie den schlimmsten Mißverständnissen ausgesetzt war, daß kalte Egoisten, die an nichts denken, als sich zu amüsieren und das Leben zu genießen, seine Philosophie als Vorwand nehmen würden um, ihre niedrigen Charaktereigenschaften zu rechtfertigen, „sich auszuleben", wie der widerliche Ausdruck lautet, und dadurch seine erhabensten Gedanken herabzuwürdigen.

Dieser wundervolle Brief an Rée ist für alle, die etwas von Nietzsche verstehen wollen, das glänzendste Zeugnis, wie stark und tief er seine neue Moral auffaßte, wieviel Strenge und Höhe der Auffassung er von seinen Jüngern forderte und welche Empörung ihn ergriff, wenn er sah, daß seine Philosophie und die Beschäftigung mit der Moral als eine amüsante Beschäftigung des Scharfsinns betrachtet wurde, anstatt sie als die stärkste Aufforderung zu empfinden, aus sich selbst das Edelste und Beste zu machen. Mein Bruder sah das Auszeichnende eines Menschen nur darin, daß er seine Willenskraft auf das höchste ihm erreichbare Ziel richtete; Geist und Scharfsinn schätzte er d a g e g e n gering.

Als vor langen Jahren Dr. Kögel die in diesen und in dem späteren Kapitel „Neue Bitternisse" eingefügten Briefentwürfe meinem verstorbenen Freund Geheimrat Max Heinze vorlas, sagte dieser gedankenvoll, daß, um

die Stellung Nietzsches zur Moral zu verstehen und um zu wissen, was er von seinen wirklichen Jüngern verlange, es nichts Beweisenderes und Wichtigeres gäbe, als gerade diese Briefentwürfe. Ich konnte mich damals nicht zu deren Veröffentlichung entschließen und bedauere auch heute, daß zur Verdeutlichung von Nietzsches Stellung zur Moral Frau Lou Andreas gewissermaßen als anatomisches Präparat dienen muß. Ich kann es aber nicht ändern, da nach so viel Unwahrheiten die Wahrheit endlich einmal festgestellt werden mußte, zumal sie vom höchsten psychologischen Wert ist. Frau Lou Andreas mag es als Ausgleich hinnehmen für all den Kummer, den sie meinem teuren Bruder und mir zugefügt hat. Im übrigen mag sie sich bei Frau Overbeck und Herrn Bernoulli bedanken.

An und für sich war es ja gleichgültig, daß eine junge Dame, die bis dahin in einem Milieu gelebt hatte, wo offenbar Charaktere von Nietzsches Reinheit und Höhe des Geistes gar nicht denkbar waren, eine so ungewöhnliche Erscheinung wie Nietzsche nach ihren eigenen Erfahrungen bewertete. Das Schmerzliche war hierbei eben nur, daß man einem Einsamen, der schon darauf verzichtet hatte, Schüler zu finden, plötzlich vorgespiegelt hatte, daß dieses Wunder ihm ein gütiges Geschick zuführte. Das können Menschen, die mitten in der Welt leben, gar nicht empfinden, was einem Philosophen und Einsiedler, der annimmt nur noch wenige Lebensjahre vor sich zu haben, der Glaube bedeutet, einen Jünger zu finden, der ihm gleich sei, der möglicherweise der Erbe seiner Ideen werden könnte. Durch die wundervollsten Versprechungen hatte man meinen Bruder aus seiner heiligen reinen Einsamkeit herausgelockt und das erste, was ihm dann begegnete, waren diese widerwärtigen, hinterlistigen und heimtückischen Geschichten.

Ich mache Frau Lou Andreas keinen Vorwurf daraus, daß sie nicht die geringste Vorstellung von dem Genius

gehabt hat, in dessen Nähe sie durch die Güte und Verblendung von Fräulein von Meysenbug und Dr. Rée gebracht worden war. Sie hat ihn nur so kurze Zeit gekannt: schon im November 1882, also nach kaum fünf Monaten, sagte mein Bruder ihr Lebewohl, um von da an schriftlich sowohl als persönlich, jeden Verkehr abzubrechen. Was ich ihr aber vorwerfe, ist, daß sie, nachdem Nietzsche berühmt geworden und erkrankt war, die Kühnheit hatte, um kein schärferes Wort zu gebrauchen, sich als die Freundin Nietzsches hinzustellen und als solche jenes unwahre Buch über ihn zu schreiben. Was hat sie alles in diesem Buche erfunden! Gespräche, die nie stattgefunden, Mitteilungen aus Briefen, die nie existiert haben, und Tatsachen, die nie geschehen sind! Frau Andreas besitzt kaum sechs Briefe meines Bruders aus dem Sommer 1882, die in Wahrheit nicht an sie selbst, sondern durchaus nur an das von Malwida und Dr. Rée geschilderte Ideal gerichtet sind. Um nun den Glauben zu erwecken, als ob sie lange Jahre mit Nietzsche befreundet gewesen sei, verteilt sie diese Briefe über das ganze Buch und entfernt die Daten. Die einzigen wirklich wichtigen Briefe, aus deren erster Niederschrift ich zitiere, erwähnt sie überhaupt nicht, weil sie ihre ganze Darstellung Lügen strafen würden. Frau Lou Andreas schildert irgendein Phantasiegebilde, von dem man nur eines sicher weiß: „Nietzsche ist es nicht!" Wie falsch die Schilderung der Entwicklung des Charakters und des Verhältnisses von Nietzsche zu Rée ist, hat inzwischen wohl jedermann begriffen und wer es doch noch nicht begriffen haben sollte, den verweise ich auf die Kritiken*) zweier Kenner, die gerade den Fall Lou Andreas sehr genau studiert haben. Peter Gast schreibt 1893 nach dem ersten Auftauchen ihrer unwahren Darstellungen eine sehr gründliche, sie vollständig überführende Widerlegung, von

*) Vorwort von „Menschliches, Allzumenschliches", zweite Auflage und Magazin für Literatur, 64. Jahrgang Nr. 8 (23. Febr. 1895).

welcher ich nur einige Worte zitiere: „Frau Andreas gilt in der Öffentlichkeit als authentische Nietzsche-Kennerin. Dies ist sehr zu beklagen. Ihre biographischen Angaben wimmeln von Irrtümern, ihre Auffassung der Gedanken des späteren Nietzsche beruht auf einer ungenügenden Verarbeitung derselben, und das Bild, das sie von Nietzsche selbst entwirft, ist eine [— —] marklose Verzeichnung. Sie redet so sehr und mit jener Koketterie der Melancholiker von Krankheit, Seufzern, Schmerzen, Wunden und anderen Leiden Nietzsche's, daß der Leser dessen prachtvolle Seite, seine kriegsmännische gaieté und gaillardise, gar nicht zu Gesicht bekommt, — ich meine jene Eigenschaft, der es zu danken ist, daß Nietzsche kein Pessimist im Stile Leopardis wurde, die der Untergrund seines Wesens war (— „glücklich bis zum Frevel"), die all sein Denken durchleuchtete und ihm Hoffnungen so erhabener Art eingab, wie sie noch keinem Sterblichen erschienen waren, Hoffnungen, mit deren Aussprechen und Weiterwirken auch deren einstige Erfüllung verbürgt sein wird."

Und Dr. Fritz Koegel schreibt im Jahre 1896 über Nietzsches geistige Entwicklung, Charaktereigenschaften, und deren Verfälschung durch Frau Lou Andreas: „So wachsen Wissenschaft, Kunst und Philosophie immer inniger in ihm zusammen, bis sie in der ‚Geburt der Tragödie' einen ‚Centauren' hervorbringen, das heißt: ein Werk, das einer einzelnen einseitigen Begabung unerreichbar gewesen wäre. Diese Polyphonie verschiedener in kühner und reicher Harmonie zusammenklingender Begabungen ist eine Grundtatsache nicht nur für die erste Zeit, sondern für Nietzsches ganze Entwicklung. Es ist wieder der Künstler, der Philosoph und der wissenschaftliche Mensch, inzwischen in mehreren Verwandlungen umgeformt, die gemeinsam einen andern noch seltsameren Centauren höchster Art, den ‚Zarathustra', hervorbringen. — Eine angebliche Freundin Nietzsches, Frau Andreas-Salomé, hat es versucht, diese Grundtat-

sache auf den Kopf zu stellen: die polyphone in eine disharmonische, die instinktsichere Natur, die sich selbst vertrauen durfte, in eine im Innersten anarchische, den Gang einer freien, freiwilligen Entwicklung zum Zwang einer wollüstigen Selbstvergewaltigung zu verzerren. Dazu gehört außer einem ungewöhnlichen Maße von Unwissenheit, eine sehr sorglose Konstruktionslust und eine produktive Phantasie, die die wichtigsten Tatsachen ohne Scheu erfindet und entstellt."

Ich selbst muß immer wieder darauf hinweisen, daß der herrliche Aphorismus aus der „Fröhlichen Wissenschaft", „Sternenfreundschaft" mit absichtlicher Fälschung von Frau Andreas-Salomé auf Nietzsche und Rée gedeutet worden ist, obgleich sie genau wußte, daß er sich auf Wagner und Nietzsche bezog und ein Jahr vor dem Bruch mit Rée geschrieben wurde. (Nie hätte mein Bruder Rée als Stern bezeichnet! Manche Menschen scheinen das Wort „Distance" gar nicht zu kennen.) Die Briefstellen, die sie im Text anführt, sind fast sämtlich den an Dr. Rée gerichteten und ihr nur geliehenen Briefen meines Bruders entnommen, worüber Frau Andreas ihre Leser durchaus im Zweifel läßt. Übrigens fehlt ihr auch jedes literarische Recht zu diesen Veröffentlichungen, und man weiß nicht, ob sie authentisch sind. — Schließlich ist aber ihr ganzes Buch nicht über Friedrich Nietzsche, sondern zu Ehren von Dr. Paul Rée geschrieben, der ja auf Unkosten Nietzsches in fast komischer Weise gerühmt wird. Sollte vielleicht dieses Buch das verscherzte Wohlwollen Dr. Paul Rées, der sich seit langen Jahren von Frau Lou Andreas getrennt hatte, ihr wieder zurückgewinnen? Dies scheint ihr nun freilich nicht gelungen zu sein, denn Dr Rée schrieb noch kurz vor seinem Tode dem Nietzsche-Archiv, daß er mit dieser Dame seit zehn Jahren außer Verkehr sei, und Rohde gegenüber hat er sich sehr spöttisch über dieses ihm gewidmete Nietzschebuch ausgedrückt.

Zu einem Bruch meines Bruder mit Rée kam es in der Leipziger Zeit nicht, sondern erst ein halbes Jahr später, da er damals noch warme Freundschaft oder eigentlich eine Art innigen Mitleids mit ihm und für ihn hatte. Aber Mißtrauen empfand er doch schon gegen ihn, denn als Rée ihn im März 1883 um Erlaubnis bat, ihm sein neues Werk zu widmen, verbat er sich diese Widmung. Auch muß er von einem möglichen Duell eine Ahnung gehabt haben und durch Rée und Fräulein Salomé in irgendwelche peinliche Dinge eingeweiht worden sein, denn er schrieb an Peter Gast am 27. April 1883: „Was liegt an schiefen Urteilen über mich! — so habe ich selber in jeder hellen Stunde empfunden. Viel schwerer drückten auf mich eine Anzahl widerlich-schauerlicher Tatsachen, deren Mitwisser ich geworden war, ohne irgend Etwas dabei zu tun zu haben. Am schlimmsten aber litt ich an einem verschwiegenen Ehrenhandel, aus dem ich lange keinen Ausweg sah als meinen Tod."

Auch sonst war der Leipziger Aufenthalt durchaus mißraten, denn, wie mein Bruder behauptete, die alten Bekannten hätten ihn dort nicht mit derselben Freundlichkeit und Hochachtung behandelt wie früher. Geheimrat Heinze hat dies späterhin in Abrede gestellt, er behauptete, daß sie ihm alle mit der gleichen Zuneigung wie früher zugetan gewesen wären; es hätte sie nur mit einer scheuen Vorsicht erfüllt, daß er Dr. Rée und Fräulein Salomé gewissermaßen als seine Jünger präsentiert habe. Das aber hatte mein Bruder gerade so übel genommen! Es war eine seiner eifrigsten Forderungen, daß seine Freunde und Bekannten seine neuen Bekanntschaften mit derselben Verblendung betrachten sollten wie er selbst. Bei seiner mangelhaften Menschenkenntnis war dies eine wirklich ungerechte Forderung, die deshalb auch zu Zerwürfnissen mit den alten Freunden führte. Als ich Geheimrat Heinze später von dem Besuch des Freiherrn Heinrich von Stein er-

zählte, sagte er lachend: „Ja, wenn uns Nietzsche diesen Stein als Jünger präsentiert hätte, dann würden wir freilich eine andre und viel richtigere Vorstellung von seiner neuen Moral bekommen haben.“

So verließ mein armer Bruder mit den Gefühlen der tiefsten Beschämung und Enttäuschung im November 1882 Leipzig, um über Basel nach Genua zurückzukehren. Voller Mißtrauen blickte er auf alle, die ihm lieb waren und nahe gestanden hatten, denn er hielt es jetzt für möglich, daß sie im Innern ganz andere Gefühle hegten, als wie sie ihm äußerlich zeigten. Er nahm damals nur Overbeck aus, und es muß der Wahrheit gemäß anerkannt werden, daß Overbeck, obgleich die näheren Umstände jener Vorkommnisse ihm völlig unbekannt waren, doch alles getan hat, um meinem Bruder den schweren Leidenswinter durch herzlichen Zuspruch und allerhand Vorschläge zu erleichtern, wenn er auch nicht immer das Richtige traf.

Dagegen benutzte Frau Overbeck, ohne irgend etwas Bestimmtes zu wissen, die Andeutung jener Vorkommnisse, um meinen Bruder, soviel es ihr möglich war, gegen uns, seine Angehörigen, aufzureizen und ihm den Rat zu geben, sich ganz von uns loszulösen. Mein Bruder nahm an, daß Frau Overbeck mehr von den Vorgängen wußte als er selbst, so daß er ihre häßliche Anschuldigung, als ob wir zu andern über jene Vorgänge und ihn selbst Übles geredet hätten, Glauben schenkte. Als er sie darüber um genaue Auskunft bat, wußte sie freilich nichts zu sagen. Diese Frau hat in ihrem Wunsch, meinen Bruder zu isolieren, so daß sein Verkehr nur auf sie und ihren Mann beschränkt gewesen wäre, geradezu unverantwortlich gehandelt. Sie ist nach den schon erwähnten Behauptungen von Rohde und Frau Marie Baumgartner die hauptsächlichste Ursache von meines armen Bruders Vereinsamung gewesen! Damals hätte man ihm gerade troftreich zureden und ihn nicht noch von denen entfernen müssen, die

ihn liebten, denn auch gegen Rohde hatte sie ihm während seines kurzen Aufenthaltes in Basel (Herbst 1882) von neuem Mißtrauen eingeflößt.

Das schlimmste war doch gerade, daß ihm bei jenen Erlebnissen zum Bewußtsein kam, wie einsam und unverstanden er war und daß es in der Tat niemanden gab, der eine Vorstellung davon hatte, welch ungeheuer schwere Aufgabe auf ihm lag und welche Ziele er verfolgte. Es ist das unbeschreiblich harte Schicksal jedes Genies, einsam zu sein, sonst wäre es ja auch nicht allen anderen so weit voraus; man denke an die bitteren Klagen Goethes, Schopenhauers und Wagners, selbst aus dessen letzter Lebenszeit, wo er so gefeiert war! Aber manches Genie ist aus härterem Stoff geformt und verträgt es besser, ohne innige mitverstehende Freundschaft zu leben. In dieser Beziehung war jedoch mein Bruder von frühester Jugend an verwöhnt; immer war er von Freunden umgeben gewesen, die ihn liebten und ihm Gefolgschaft leisteten: in welchem Umfange, kann man jetzt noch aus den wahrhaft rührenden Briefen seiner Freunde ersehen. Selbst eine so starre, selbstbewußte Natur wie Erwin Rohde fand damals Handlungen und Worte der Liebe und Hingebung, die man nie bei ihm gesucht haben würde. Aber gerade in jener Zeit, wo meinem Bruder die treueste Hingabe mitverstehender Freunde am nötigsten gewesen wäre, fehlte ihm der von Jugend an gewohnte treue Freundeskreis.

„Himmel, was bin ich einsam!“ schreibt er, und schaudernd kam es ihm zum Bewußtsein, daß nicht nur diese neuen sogenannten Freundschaften von der kürzesten Dauer und ein vollständiges Mißverständnis waren, sondern daß auch die alten Jugendfreunde ihm immer ferner und fremder wurden und daß sie von seinem Fortschreiten, seiner Weiterentwickelung seit 1876 keine Ahnung hatten; — alle wollten ihn auf jene überwundenen Standpunkte zurück locken.

In solchen Zeiten nicht an sich selbst irre zu werden, auf dem harten, einsamen Weg weiterzugehen und nicht zurückzuweichen, ist für einen zartempfindenden, nach Sympathie verlangenden Menschen, wie mein Bruder es war, unbeschreiblich schwer. Bei dem Reichtum seiner Begabung wäre es ihm ja so leicht gewesen, auch jenen den Freunden vertrauteren Gedanken Worte und neuen goldenen Glanz zu verleihen und ihnen ein Werk zu geben, das sie mit Entzücken erfüllt hätte. Er sah die Klage in den Augen der Jugendgenossen, er las sie zwischen den Zeilen ihrer Briefe: „Warum singst Du uns ein Lied, das wir nicht verstehen können und dem wir unser Ohr verschließen müssen? Wir sind so bereit Dich zu lieben und zu verehren, sage und singe uns doch das, was wir gern hören wollen!“ Mancher Edle und Tapfere ist bei solchen Blicken und Lockungen schwach geworden, nicht etwa durch die Begierde nach Tagesruhm verführt, sondern nur durch die Sehnsucht nach der beglückenden Zustimmung der Geliebtesten. Aber still und unerschüttert, sein eigenes sehnsüchtiges Herz bezwingend, ging der einsame Wanderer auf seiner steilen, steinigen Bahn weiter, — hinauf zur Höhe.

Zwölftes Kapitel.

Der erste Teil von „Also sprach Zarathustra".

„Niemand kann glauben, mit was für Gefühlen ich meinen ‚Zarathustra' lese. Das Buch ist viel zu stark für mich, fast jedes dritte Wort überwältigt mich bis zu Tränen. Alles darin wie mit Blut geschrieben, Alles ist Realität."

So schrieb mein Bruder 1886, des Zarathustra gedenkend, jedoch kann nur der, dem seine ganze Jugend, sein Verhältnis zu seinen Idealen, Lehrern und Freunden, dem überhaupt sein Schicksal und seine Philosophie innig vertraut ist, diese Realität erkennen. Nur in einem großen ausführlichen Werke würde es möglich sein, die Hintergründe dieser unvergleichlichen Dichtung, die wunderbare Verklärung von Erlebnissen und Bildern seines ganzen Lebens (der erste und zweite Teil sind daran besonders reich) deutlich zu machen. Aber dieses Werk ist noch nicht geschrieben und wird auch nicht sobald geschrieben werden.

Auch ich muß es mir versagen, die Beziehungen des Zarathustra zu allen seinen Erlebnissen darzustellen und beschränke mich nur auf die Zeit der Entstehung. Ich tue auch das nur mit Zittern, denn dieses Werk lebt in einer solchen azurenen Einsamkeit, so fern von allem Gegenwärtigen, daß man kaum wagt, menschliche, allzumenschliche Dinge mit ihm in Zusammenhang zu bringen.

Aber selbst die seltenste und wunderbarste Blüte wächst aus dunkelm, vielfach gemischtem Erdreich empor und verwandelt diese unschönen Stoffe in Duft und Farben. Welches Entzücken, welche Ehrfurcht empfinden wir aber, wenn wir sehen, daß, obgleich dieses Werk in der Zeit tiefschmerzlicher Erlebnisse entstanden ist, es schließlich doch zum Siegesgesang des Kämpfers und Überwinders wurde!

Die Gestalt des Zarathustra hat meinem Bruder seit seiner frühesten Jugend vorgeschwebt; er schrieb mir einmal, daß er sie schon als Kind im Traum gesehen habe. Er gab dieser Traumgestalt zu verschiedenen Zeiten verschiedene Namen; „zuletzt aber" — heißt es in einer späteren Aufzeichnung — „mußte ich einem Perser die Ehre geben. Perser haben zuerst Geschichte im Ganzen, Großen gedacht. Eine Abfolge von Entwicklungen, jeder präsidiert ein Prophet. Jeder Prophet hat seinen Hazar, sein Reich von tausend Jahren."

Man erkennt aus den ersten Entwürfen und Plänen des Sommers 1881 noch nicht deutlich die Gestalt Zarathustras als den Lehrer und Mittelpunkt des ganzen Werkes; erst unter den Leiden jener Zeit verkörperte sich diese Gestalt des königlichen Philosophen zu der des vollkommenen Freundes, der ihn ganz verstand und welchen er seine höchsten und heiligsten Ziele verkünden lassen konnte. Aber Rohde sagt in dem Brief vom Dezember 1883 mit vollem Recht, daß Nietzsche Zarathustra selbst sei. So hat es auch der Dichter empfunden:

„. . — Der Sehnsucht süßer Schrei
Erstarb im Munde:
Ein Zaub'rer tat's, der Freund zur rechten Stunde,
Der Mittags-Freund — nein! fragt nicht, wer es sei —
Um Mittag war's, da wurde Eins zu Zwei . . . ."

So kam Zarathustra, der „Gast der Gäste", zu ihm als tröstender Freund, gerade als er so manche Freundschaft

als trügerisch erkannte und überhaupt auf sie glaubte verzichten zu müssen. Immer hat der Dichter dieses Werk als den höchsten Trost seines ganzen Lebens betrachtet, um dessentwillen es ihm verlohnte zu leben und zu leiden.

Wenn sich nun die Gestalt des Zarathustra und ein großer Teil der Hauptgedanken dieses Werkes schon viel früher in den Träumen und Schriften des Autors gezeigt haben, so ist doch die Geburtsstätte von „Also sprach Zarathustra" erst Sils Maria im August 1881, und das, was ihn dazu führte, in dichterischen Worten seinen neuen Ideenkreis zu verkünden, war der Gedanke der ewigen Wiederkunft, wie wir schon aus dem früheren Kapitel (S. 142) ersahen.

Zwischen Anfang und Ende August 1881 liegt der Entschluß, die Lehre der ewigen Wiederkunft in hymnischen, dithyrambischen Worten durch den Mund Zarathustras verkünden zu lassen. Wir fanden in seinen Papieren ein Blatt, das er in jener Zeit geschrieben hat und welches uns deutlich einen ersten Plan von „Also sprach Zarathustra" vor Augen führt.

„Mittag und Ewigkeit."

„Fingerzeige zu einem neuen Leben."

Darunter steht:

„Zarathustra, geboren am See Urmi, verließ im dreißigsten Jahre seine Heimat, ging in die Provinz Aria und verfaßte in den zehn Jahren seiner Einsamkeit im Gebirge den Zend-Avesta."

„Die Sonne der Erkenntniß steht wieder einmal im Mittag: und geringelt liegt die Schlange der Ewigkeit in ihrem Lichte — —: es ist eure Zeit, ihr Mittagsbrüder!"

Hierzu gehören folgende Bemerkungen:

„Zum Entwurf einer neuen Art zu leben.

Erstes Buch: Im Stile des ersten Satzes der neunten Symphonie. Chaos sive natura: ‚Von der Entmenschlichung der Natur.' Prometheus wird an den Kau-

kasus angeschmiedet. Geschrieben mit der Grausamkeit des *κράτος*, ‚der Macht'.

Zweites Buch: Flüchtig-skeptisch-mephistophelisch. ‚Von der Einverleibung der Erfahrungen'. Erkenntniß = Irrtum, der organisch wird und organisiert.

Drittes Buch: Das Innigste und über den Himmeln Schwebendste, was je geschrieben ward: ‚Vom letzten Glück des Einsamen', — das ist der, welcher aus dem „Zugehörigen" zum ‚Selbsteignen' des höchsten Grades geworden ist: das vollkommene ego: nur erst dies ego hat Liebe; auf der früheren Stufe, wo die höchste Einsamkeit und Selbstherrlichkeit nicht erreicht ist, gibt es etwas anderes als Liebe.

Viertes Buch: dithyrambisch-umfassend: ‚Annulus aeternitatis.' Begierde, alles noch einmal und ewige Male zu erleben." —

„Die unablässige Verwandlung —: du mußt in einem kurzen Zeitraume durch viele Individuen hindurch. Das Mittel ist der unablässige Kampf.

Sils Maria, 26. August 1881."

In jenem Sommer 1881 fühlte sich mein Bruder nach mehreren Jahren schlimmer und schwankender Gesundheit als ein Genesender, und in diesem frohen Kraftgefühl seiner früheren Gesundheit ist nicht nur die „Fröhliche Wissenschaft" entstanden, die man in ihrer Stimmung als ein Vorspiel des Zarathustra betrachten muß, sondern vor allem auch der Zarathustra selbst. Ein grausames Schicksal wollte es nun, daß gerade zur Zeit der wiederhergestellten Gesundheit ihm jene peinlichen im letzten Kapitel geschilderten persönlichen Erfahrungen zuteil wurden, von welchen leider auch noch weiterhin die Rede sein muß.

Ob, ohne die bitteren Erlebnisse der Zwischenzeit, der erste Plan von „Also sprach Zarathustra" aus dem Sommer 1881 ausgeführt worden wäre und jene glück-

seligen Töne darin vorgeherrscht hätten, die wir aus der ersten hier vorangestellten Aufzeichnung kennen, ist jetzt eine müßige Frage. Aber vielleicht dürfen wir auch in Hinsicht auf den Zarathustra mit Meister Eckhardt sagen: „Das schnellste Tier, das euch trägt zur Vollkommenheit, ist Leiden."

Genua, das er nach seinem Fortgang von Leipzig wieder aufgesucht hatte, gefiel ihm in jenem Winter nicht so gut wie früher; er ging deshalb hinaus nach der Riviera Levante, wo der erste Teil des Zarathustra niedergeschrieben wurde. Er erzählt davon:

„Den Winter [1882/83] lebte ich in jener anmutig stillen Bucht von Rapallo unweit Genua, die sich zwischen Chiavari und dem Vorgebirge Porto fino einschneidet. Meine Gesundheit war nicht die beste; der Winter kalt und über die Maßen regnerisch; ein kleines Albergo, unmittelbar am Meer gelegen, sodaß die hohe See nachts den Schlaf unmöglich machte, bot ungefähr in Allem das Gegenteil vom Wünschenswerten. Trotzdem und beinahe zum Beweis meines Satzes, daß alles Entscheidende ‚trotzdem' entsteht, war es dieser Winter und diese Ungunst der Verhältnisse, unter denen mein Zarathustra entstand. — Den Vormittag stieg ich in südlicher Richtung auf der herrlichen Straße nach Zoagli hin in die Höhe, an Pinien vorbei und weitaus das Meer überschauend, des Nachmittags, so oft es nur die Gesundheit erlaubte, umgieng ich die ganze Bucht von Santa Margherita bis hinter nach Porto fino. Dieser Ort und diese Landschaft ist durch die große Liebe, welche Kaiser Friedrich der Dritte für sie fühlte, meinem Herzen noch näher gerückt; ich war zufällig im Herbst 1886 wieder an dieser Küste, als er zum letzten Mal diese kleine vergessne Welt von Glück besuchte. — Auf diesen beiden Wegen fiel mir der ganze erste Zarathustra ein, vor Allem Zarathustra selber, als Typus; richtiger, er überfiel mich . . ."

In der tiefen Einsamkeit jenes Aufenthaltes in Rapallo, das damals so weltabgeschieden wie möglich war, hatte er sich selbst wiedergefunden. Sehr schön beschreibt er in einem Brief, daß er gewissermaßen „senkrecht“ aus all seiner Trübsal und Verstimmung emporgestiegen sei. Helle schöne Tage kamen ihm zu Hülfe, das mancherlei Seelenleid zu überwinden und in einem wahren Rausch des Entzückens den ersten Teil des Zarathustra in zehn Tagen niederzuschreiben. Wenn auch Vorarbeiten vielleicht vorhanden waren, die er dazu benutzt hat, geformt und verfaßt ist er zwischen dem 3. und 13. Februar 1883. Erschütternd war es ihm, daß in derselben „heiligen Stunde“, als Richard Wagner plötzlich in Venedig starb, er diesen ersten Teil vollendete und die letzten Worte niederschrieb.

Für Cosimas unbeschreiblichen Schmerz hatte er tiefstes Mitempfinden. Er schrieb ihr einige schöne Trostesworte, deren erste Niederschrift noch vorhanden ist.

„Sie haben es sich früher nicht verwehrt, in ernsten Lagen auch meine Stimme zu hören: und eben jetzt, wo mich die erste Nachricht ereilt, daß Sie das Ernsteste erlebt haben, weiß ich mein Gefühl nicht anders auszuschütten, als indem ich ganz an Sie und nur an Sie allein es richte.

„Nicht was Sie verlieren, sondern was Sie jetzt besitzen, steht mir vor der Seele: und es wird wenig Menschen geben, die mit einem so tiefen Gefühl sagen können ‚So war es Alles meine Pflicht, was ich um diesen Einen tat, und nichts mehr, — es war auch mein ganzer Lohn.‘

„Sie haben Einem Ziele gelebt und ihm jedes Opfer gebracht; und über die Liebe jenes Menschen hinaus erfaßten Sie das Höchste, was seine Liebe und sein Hoffen erdachte: dem dienten Sie, dem gehören Sie und Ihr Name für immerdar, — dem, was nicht mit einem Menschen stirbt, ob es schon in ihm geboren wurde.

„Wenige wollen so etwas: und von den Wenigen — wer kann es so wie Sie!

„So sehe ich heute auf Sie, und so sah ich, wenngleich aus großer Ferne, immer auf Sie, als auf die bestverehrte Frau, die es meinem Herzen giebt." — — — —

Trotz der tiefen Erschütterung, die ihm der Tod Wagners und der Gedanke bereitete, daß er diesen ehemals so geliebten und verehrten, durch niemand ersetzten Freund nun nie wiedersehen sollte, empfand er doch zunächst dadurch eine Erleichterung. Er schreibt an Gast: „Es war hart, sechs Jahre lang Gegner Dessen sein zu müssen, den man am meisten verehrt hat, und ich bin nicht grob genug dazu gebaut. Zuletzt war es der altgewordne Wagner, gegen den ich mich wehren mußte; was den eigentlichen Wagner betrifft, so will ich schon noch zu einem guten Teile sein Erbe werden (wie ich es oft gegen Malwida gesagt habe). Im letzten Sommer empfand ich, daß er mir alle die Menschen weggenommen hatte, auf welche in Deutschland zu wirken überhaupt Sinn haben kann, und sie in die verworrne wüste Feindseligkeit seines Alters hineinzuziehn begann."

Am 14. Februar 1883 schreibt mein Bruder an den Verleger E. Schmeitzner in Chemnitz: „Heute habe ich Ihnen etwas Gutes zu melden: ich habe einen entscheidenden Schritt getan — und ich meine nebenbei, auch einen solchen, der Ihnen nützlich sein soll. Es handelt sich um ein kleines Werk (kaum hundert Druckseiten), dessen Titel ist

Also sprach Zarathustra.
Ein Buch für Alle und Keinen.

„Es ist eine ‚Dichtung', oder ein fünftes ‚Evangelium' oder

irgend Etwas, für das es noch keinen Namen giebt, bei weitem das Ernsthafteste, und auch Heiterste meiner Erzeugnisse, und Jedermann zugänglich. So glaube ich denn, daß es eine ‚sofortige Wirkung‘ tun wird (aufrichtig, ich schäme mich von ‚sofortiger Wirkung‘ zu sprechen; aber ich tue es Ihretwegen, der Sie vernünftiger Weise ganz andere Wertschätzungen im Kopfe tragen müssen, als ich, o pardon!) — zumal jetzt nach verschiedenen Anzeichen zu schließen, die langsame und widerstrebende Art, sich mit mir zu beschäftigen, jetzt an einen gewissen Punkt gelangt ist. — Zufällig erfahre ich sowohl aus Wien wie aus Berlin, daß unter ‚intelligenten Männern‘ viel von mir geredet wird. Ich mache Sie auf Herrn Brandes, den Culturhistoriker aufmerksam, der jetzt in Berlin ist: es ist der geistreichste der jetzigen Dänen. Ich erfahre, daß er sich eingehend mit mir beschäftigt hat. — Unsre ‚Bedingungen‘ des Verlags sind uns Beiden bekannt. Nur muß ich diesmal auf zwei Äußerlichkeiten besondern Wert legen, weil dieses Buch als eine Spitze meiner bisherigen Bücher erscheinen soll. Bei ganz gleichem Formate und Drucke bitte ich um eine schwarze Linie, welche den Text jeder Seite einfaßt: so ist es einer Dichtung würdiger. Und dann ein stärkeres Velin“ ꝛc.

Das Druckmanuskript war, wie schon erwähnt, mit unglaublicher Schnelligkeit fertig geworden. Er hatte sich zuerst nach jemand zur Hilfe beim Niederschreiben des Manuskripts umgesehen, so daß er, als unsre Freundin Malwida aus Rom ihm von einer Dame erzählte, die gern bereit wäre, nach seinem Diktat zu schreiben, sich aus diesem Grunde sehr geneigt zeigte, nach Rom überzusiedeln. Aber inzwischen kam der Geist und die Ungeduld über ihn, er schrieb das Manuskript selbst, so daß die Reise dorthin bis nach der Beendigung der Korrekturen verschoben wurde. Wie solch ein Buch bei ihm entstand, davon macht man sich kaum eine Vorstellung, aber er be-

schreibt es selbst in seinen Briefen und Aufzeichnungen, wie er von der Fülle der Gedanken förmlich überfallen worden wäre und nur in Hast in das Taschenbuch mit Bleistift Notizen machen konnte, die er dann bei seiner Heimkehr bis mitten in die Nacht hinein mit Tinte aufschrieb. In leidenschaftlicher Begeisterung schildert er in seinen Lebenserinnerungen (Herbst 1888) besonders die unvergleichliche Stimmung, in welcher der Zarathustra geschaffen wurde:

„— Hat Jemand, Ende des neunzehnten Jahrhunderts, einen deutlichen Begriff davon, was Dichter starker Zeitalter Inspiration nannten? Im andren Falle will ich's beschreiben. — Mit dem geringsten Rest von Aberglauben in sich würde man in der Tat die Vorstellung, blos Inkarnation, blos Mundstück, blos Medium übermächtiger Gewalten zu sein, kaum abzuweisen wissen. Der Begriff Offenbarung in dem Sinn, daß plötzlich, mit unsäglicher Sicherheit und Feinheit, Etwas sichtbar, hörbar wird, Etwas, das einen im Tiefsten erschüttert und umwirft, beschreibt einfach den Tatbestand. Man hört, man sucht nicht; man nimmt, man fragt nicht, wer da giebt; wie ein Blitz leuchtet ein Gedanke auf, mit Notwendigkeit, in der Form ohne Zögern, — ich habe nie eine Wahl gehabt. Eine Entzückung, deren ungeheure Spannung sich mitunter in einen Tränenstrom auslöst, bei der der Schritt unwillkürlich bald stürmt, bald langsam wird; ein vollkommnes Außersichsein mit dem distinctesten Bewußtsein einer Unzahl feiner Schauder und Überrieselungen bis in die Fußzehen; eine Glückstiefe, in der das Schmerzlichste und Düsterste nicht als Gegensatz wirkt, sondern als bedingt, als herausgefordert, als eine notwendige Farbe innerhalb eines solchen Lichtüberflusses; ein Instinkt rhythmischer Verhältnisse, der weite Räume von Formen überspannt, — die Länge, das Bedürfniß nach einem weitgespannten Rhythmus ist beinahe das Maaß für die Ge-

walt der Inspiration, eine Art Ausgleich gegen deren Druck und Spannung ... Alles geschieht im höchsten Grade unfreiwillig, aber wie in einem Sturme von Freiheitsgefühl, von Unbedingtsein, von Macht, von Göttlichkeit ... Die Unfreiwilligkeit des Bildes, des Gleichnisses ist das Merkwürdigste; man hat keinen Begriff mehr, was Bild, was Gleichniß ist, Alles bietet sich als der nächste, der richtigste, der einfachste Ausdruck. Es scheint wirklich, um an ein Wort Zarathustra's zu erinnern, als ob die Dinge selber herankämen und sich zum Gleichniß anböten (— hier kommen alle Dinge liebkosend zu Deiner Rede und schmeicheln Dir: denn sie wollen auf Deinem Rücken reiten. Auf jedem Gleichniß reitest Du hier zu jeder Wahrheit. Hier springen Dir alles Seins Worte und Wort-Schreine auf; alles Sein will hier Wort werden, alles Werden will von Dir reden lernen —‘). Dies ist *meine* Erfahrung von Inspiration; ich zweifle nicht, daß man Jahrtausende zurückgehn muß, um Jemanden zu finden, der mir sagen darf: ‚Es ist auch die meine‘.“

Die Freude über die Vollendung des Zarathustra ist erst sehr viel später gekommen, denn kaum daß das Manuskript fertig war, so überfiel ihn eine heftige Influenza. Er glaubte durch Luftveränderung den Zustand zu verbessern und kehrte nach Genua zu seiner alten Wirtin zurück. Kaum war er aber dort, so trat die Krankheit noch heftiger auf als in Rapallo. Er schreibt am 7. März an Gast: „Krank! Lieber Freund, so geht es! Kaum hatte ich Genua betreten, so gieng's los. Fieber, Frost, Nachts Schweiß, intensiver Kopfschmerz, große beständige Müdigkeit, Mangel an Geschmack und Appetit: das ist das Bild der Krankheit. Ich bin zumeist im Bett und schleiche hier und da einmal in die Stadt. Ein Basler Arzt sorgt für mich und hat mir natürlich Chinin verordnet: aber meine eigne „Weisheit“ hatte schon vorher Chinin „verordnet“. Das ist eine Sache von 4—6 Wochen, sagt

man mir; man nennt's Influenza. — Wie gut, daß ich allein bin!"

Die schlimme Influenza quälte ihn bis Anfang April und verstärkte ganz unnötig seine nach der Vollendung des Zarathustra wiedergekehrte ohnehin sehr melancholische Stimmung. Die Mißverständnisse zwischen ihm und uns, die im vorigen Kapitel erwähnt wurden, waren noch nicht behoben, worunter er viel mehr litt, als wir ahnen konnten, da er sich nur selten und oberflächlich darüber aussprach. Frau Overbeck hatte ihm doch den Unsinn in den Kopf gesetzt, daß wir Krieg gegen ihn führten, während wir nur gegen solche Jünger wie Frl. Salomé kämpften. Er hatte aber nicht verraten, daß er diese Schülerin für immer aufgegeben hatte, wodurch wir sehr beruhigt worden wären.

Endlich aber löschte die Freude über das vollendete Buch, das allmählich in den Korrekturen sich ihm wie neu zeigte, die peinlichen Empfindungen fast ganz aus.

Er hatte in der ersten Zeit nach der Entstehung eines in solchem Zustand der Entzückung geschriebenen Werkes noch keine Vorstellung davon, wie es eigentlich war und wirkte. Peter Gast lernte in Venedig erst beim Korrekturenlesen den Zarathustra kennen, seine Begeisterung stieg von Bogen zu Bogen, so daß er schließlich dem verehrten Lehrer und Freund aus der Fülle seiner Bewunderung einen überglücklichen Brief schrieb: „Unter welche Rubrik Ihr neues Buch gehört? — Ich glaube fast: unter die heiligen Schriften." Es ist nun geradezu ergreifend, die Wirkung dieses ersten Zeichens des Verständnisses auf den Autor aus dem nachfolgenden Brief (6. April 1883) zu ersehen:

„Lieber Freund, beim Lesen Ihres letzten Briefes überlief mich ein Schauder. Gesetzt, Sie haben Recht — so wäre also mein Leben doch nicht mißraten? Und gerade jetzt am wenigsten, wo ich es am meisten geglaubt habe!

„Andererseits gab mir Ihr Brief das Gefühl, daß ich

nun nicht mehr lange zu leben habe — und es soll so gut sein! Sie glauben, lieber Freund, es nicht, was für einen Überschuß von Leiden mir das Leben abgeworfen hat, in allen Zeiten, von früher Kindheit an. Aber ich bin ein Soldat: und dieser Soldat ist zuguterletzt noch der Vater Zarathustra's geworden! Diese Vaterschaft war seine Hoffnung; ich denke, Sie empfinden jetzt den Sinn des Verses an den Sanctus Januarius ‚Der du mit dem Flammenspeere meiner Seele Eis zerteilt, daß sie brausend nun zum Meere ihrer höchsten Hoffnung eilt' — —

„Und auch den Sinn der Überschrift ‚incipit tragoedia'. — Genug davon. Ich habe vielleicht keine größere Freude in meinem Leben gehabt als Ihren Brief." —

Mit diesem Brief kreuzte sich eine Karte von Gast, wo dieser weiter fortfuhr, seine Eindrücke während des Lesens der Korrekturbogen zu schildern: „‚Es ist wunderbar!' sagen oft die Jünger zu Buddha's Worten. ‚Es ist wunderbar!' muß ich oft und mit mehr Grund, als Jene ausrufen, da ich Sie als Zarathustra höre. Ihr ganzes bisheriges Denken und Bilden bekommt jetzt ein Gehäuse. Manchen mochte der Anblick des bloßen Räderwerkes verwirren, das Sie zeigten. Nun erst wird es sichtbar, daß es Ein großer Organismus war. ‚Preis sei ihm, welcher ist der Selige, der Heilige, der völlig Erleuchtete!' — so, buddhistisch apostrophirend, ohne daß er Buddhist wäre, grüßt Sie mit der Hingebung eines Schülers Ihr Peter Gast."

Hatte ihn der erste Brief erschüttert, so machte ihn diese Karte von Herzen froh. Er schickte sie an Malwida, wie er es schon mit dem Brief getan hatte, und schrieb fröhlich und schalkhaft: „Wollen Sie nicht ein wenig mit lachen, hochverehrte Freundin? Ich lege eine Karte bei, vom Verfasser jenes Briefes. — Erwägen Sie doch, es ist gegen das Ende des neunzehnten Jahrhunderts! Und der Schreiber ist ein anscheinend vernünftiger Mensch, ein Skeptiker — fragen Sie nur meine Schwester!

„Es ist eine wunderschöne Geschichte: ich habe alle Religionen herausgefordert und ein neues ‚heiliges Buch‘ gemacht! Und, in allem Ernste gesagt, es ist so ernst als irgend eines, ob es gleich das Lachen mit in die Religion aufnimmt. —

„Die Bemerkung auf der Mitte der Karte ist gut. — In der Tat habe ich das Kunststück (und die Torheit) ‚begangen‘, die Kommentare eher zu schreiben als den Text. — Aber wer hat sie denn gelesen? Ich meine: jahrelang studirt? Ein Einziger, so viel ich weiß: dafür hat er nun auch seine Freude am Texte.

„In Deutschland fand ich voriges Jahr die Oberflächlichkeit des Urteils bis zu dem Punkte des Blödsinns gereift, daß man mich mit Rée verwechselte. Mit Rée!!! Ich meine, Sie wissen, was das sagen will. —!!“ (Anbei gesagt, Frl. v. Meysenbug wußte damals durchaus nicht, was das sagen wollte.)

Von da an erfüllte ihn eine tief-glückliche Stimmung, wenn er seines im Druck befindlichen Zarathustra gedachte, die durch kleine Zufälligkeiten erhöht wurde. Er schreibt z. B.: „Heute lernte ich zufällig, was ‚Zarathustra‘ bedeutet: nämlich ‚Gold-Stern‘. Dieser Zufall machte mich glücklich. Man könnte meinen, die ganze Conception meines Büchleins habe in dieser Etymologie ihre Wurzel: Aber ich wußte bis heute nichts davon. —“

Es gab noch einen andern bestimmten Grund als den früher erwähnten, der ihn veranlaßte, den Perser Zarathustra die Idealgestalt seines königlichen Philosophen verkörpern zu lassen und gerade ihn zum Verkünder seiner neuen Lehre zu wählen: „Man hat mich nicht gefragt, man hätte mich fragen sollen, was gerade in meinem Munde, im Munde des ersten Immoralisten, der Name Zarathustra bedeutet: denn was die ungeheure Einzigkeit jenes Persers in der Geschichte ausmacht, ist gerade dazu das Gegenteil. Zarathustra hat erst im Kampf des Guten

und des Bösen das eigentliche Rad im Getriebe der Dinge gesehn, — die Übersetzung der Moral in's Metaphysische, als Kraft, Ursache, Zweck an sich, ist sein Werk. Aber diese Frage wäre im Grunde bereits die Antwort. Zarathustra schuf diesen verhängnißvollsten Irrtum, die Moral: Folglich muß er auch der Erste sein, der ihn erkennt. Nicht nur, daß er hier länger und mehr Erfahrung hat als sonst ein Denker — die ganze Geschichte ist ja die Experimental-Widerlegung vom Satz der sogenannten ‚sittlichen Weltordnung‘: — das Wichtigere ist, Zarathustra ist wahrhaftiger als sonst ein Denker. Seine Lehre, und sie allein, hat die Wahrhaftigkeit als oberste Tugend — das heißt den Gegensatz zur Feigheit des ‚Idealisten‘, der vor der Realität die Flucht ergreift; Zarathustra hat mehr Tapferkeit im Leibe als alle Denker zusammengenommen. Wahrheit reden und gut mit Pfeilen schießen, das ist die persische Tugend. Versteht man mich? . . . Die Selbstüberwindung der Moral aus Wahrhaftigkeit, die Selbstüberwindung des Moralisten in seinen Gegensatz — in mich — das bedeutet in meinem Munde der Name Zarathustra.“ —

Übrigens stellten sich dem Druck allerhand Schwierigkeiten entgegen. Zwar hatte der Verleger ebenso wie die Druckerei Teubner fest versprochen, den Druck bis Ende März zu beenden, aber gegen den 20. März hatte er noch keinen Bogen erhalten. Da schreibt er empört: „Werter Herr Verleger, ich bin Gift und Galle gegen Sie oder Teubner oder die ganze verfluchte Druckerei. Man soll halten was man verspricht, oder nicht versprechen.

„Der Druck sollte beendet sein — ich sandte das Manuscript am 14. Februar ab. Und ich habe noch keinen Bogen! So raubt man mir Monate; ich kann ja nichts anfangen, so lange so ein ‚Druck‘ auf mir liegt. — Ich will nicht ein Wort mehr hinzufügen.“

Schließlich kam es heraus, daß die sehr ängstliche

Druckerei Anstoß an dem Inhalt genommen hatte, worauf mein Bruder an den Verleger schreibt: „Es steht nicht in meiner Macht, den Zarathustra-Text zu Gunsten der ängstlichen Leipziger zu verändern — und es freut mich zu hören, daß Sie selber in dieser Beziehung mich und meine Unabhängigkeit vertreten haben. (Schlimmer als ‚starke Ausdrücke‘ sind — schwache Ausdrücke.)“ ꝛc. In Wahrheit war aber wohl der Druck von 500 000 Gesangbüchern der Grund, weshalb der erste Teil des Zarathustra durch die Firma Teubner so verzögert wurde. Später lag dieser Teil wieder unbegreiflich lange Zeit beim Verleger, ehe der Versand begann. Spöttisch fragt mein Bruder im Mai den Verleger: „Vom Zarathustra höre ich kein Wort. Unbegreiflich! Lebt er noch? Oder haben Teubners ihn zuletzt noch umgebracht, etwa um seiner ‚starken Ausdrücke‘ willen?“ Da war nun wieder die unglückliche antisemitische Bewegung dazwischen gekommen. Mein Bruder schreibt Gast: „Von Zarathustra höre ich jetzt eben, daß er noch ‚unversandt‘ in Leipzig wartet: sogar die Freiexemplare. Das machen die ‚sehr wichtigen Verhandlungen‘ und beständigen Reisen des Chefs der Alliance antijuive, des Herrn Schmeitzner: da muß ‚der Verlag einmal etwas warten‘: so schreibt er. Es ist wahrhaftig zum Lachen: zuerst das christliche Hinderniß, die 500 000 Gesangbücher, und nun das judenfeindliche Hinderniß — das sind ganz ‚religions-stifterliche Erlebnisse‘.“

Endlich wurde der Zarathustra doch der Öffentlichkeit übergeben — Ende Mai, Anfang Juni 1883 kamen die ersten Exemplare in Rom an. Mein Bruder schreibt: „Ich bin sehr bewegt und bringe viel Zeit in heiterer Gesellschaft zu; sobald ich allein bin, fühle ich mich so erschüttert wie noch nie im Leben.“

Dreizehntes Kapitel.

Der zweite Teil von „Also sprach Zarathustra“.

Der Briefwechsel meines Bruders mit seinen Angehörigen hatte aus den früher erwähnten Gründen im Winter 1882/83 aufgehört. Sobald ich aber von der schlimmen Influenza hörte, die ihn Ende Februar befallen hatte und sechs Wochen plagte, schrieb ich ihm sogleich in alter Herzlichkeit, daß ich nach Italien kommen wollte um ihn zu pflegen, jedenfalls aber mit ihm irgendwo zusammenzutreffen, wo es für seine Gesundheit rätlich sei. Auch schickte ich für ihn an Overbeck unter einem Vorwand, als ob ich ihm Geld schuldig wäre, ein paar hundert Mark, damit er durch eventuelle momentane Geldverlegenheit nicht etwa am Ortswechsel verhindert sei.

Er antwortete am 27. April 1883: „Meine liebe Schwester. Es war der reine Zufall, daß Dein Brief in meine Hände kam, denn ich gehe nicht mehr wie sonst zur Post. Aber es soll ein *guter* Zufall gewesen sein: und so will ich Dir denn gleich antworten. Es freut mich von Herzen, daß Du nicht mehr Krieg gegen Deinen Bruder führen willst. Zu alledem bin ich jetzt auf einem Punkte angelangt, in dem man nicht mehr Krieg gegen mich führen *darf*, wenn man ‚weise‘ und meine Schwester ist. —

„Es war mein schwerster und kränkster Winter; ab-

gerechnet 10 Tage, welche mir gerade genügten, um Etwas zu machen, um dessentwillen sich mein ganzes schweres und krankes Dasein lohnt. Ich hatte aus meiner kurzen ‚Rückkehr zu den Menschen' eine solche Summe von widerlich-schauerlichen Eindrücken mitgenommen, daß ich eine Zeit lang ihre Last zu schwer fand. Nun, ich bin über Vieles in meinem Leben schon Herr geworden; aber es gab darin manche heftige Überwindung, um ‚dem Leben überhaupt' gut zu bleiben und meine persönlichen Erfahrungen als unwesentlich bei einer solchen Gesammtabschätzung durchzustreichen.

„Dies habe ich denn auch diesen Winter wieder getan: und auf die Dauer werde ich auch alle meine menschlichen Beziehungen, die einstweilen etwas verwirrt sind, wieder in Ordnung gebracht haben, — mit Dir anzufangen.

„Und dies wäre der Anfang, daß ich jetzt nach Rom komme. In der Tat, der Frühling kommt spät, unsre Küstengebirge hier tragen noch Schneekronen. So habe ich denn noch einen Monat Zeit.

„Bitte, verhilf mir zu einem guten Zimmer, worin man sich recht ausruhen kann, ich bin oft so müde. Auch kann man mir in Betreff der Stille nirgends mehr genug tun.

„Die ‚ewige Stadt'! Ich bin ihr nicht gut gesinnt und komme nicht ihretwegen nach Rom. Aber sage das ja nicht der verehrten Meysenbug! —

„Aber was ist denn das für eine widernatürliche Vermehrung meiner Reichtümer, von der mir eben Overbeck aus Basel schreibt?

„Was die Schreibmaschine betrifft, so hat sie ihren ‚Knacks' weg:*) wie Alles, was charakterschwache Menschen eine Zeit lang in den Händen haben, seien dies nun

*) Dr. Paul Rée hatte mein Geschenk an meinen Bruder: eine Schreibmaschine, ihm im Februar 1882 überbracht, leider aber auf der Reise so wenig in acht genommen, daß sie ruiniert anlangte.

Maschinen oder Probleme oder Lou's. Aber mein hiesiger Arzt, ein Basler, der mich hier von einer Malaria-haften Influenza kurirt hat, macht sich ein Vergnügen daraus, sie bei sich zu haben und zu ‚kuriren'; und wirklich, er zeigte mir neulich einen Vers, den er mit ihr zuwege gebracht hatte und der anfieng:

„‚Schreibkugel ist ein Ding gleich mir von Eisen.' Was nun das ‚Eiserne' anlangt: so willst Du, daß es Thon*) werde. Welcher Gedanke! Liebe Lisbeth, je mehr man mich vergißt, um so besser geht es meinem Sohne, der da heißt: ‚Zarathustra' — dies ist ein Haupt-Gesichtspunkt — für mich und Dich.

„Meine Gesundheit ist ziemlich hergestellt, doch habe ich zur Beruhigung meines Nervensystems nötig gehabt, 4 Monate, Nacht für Nacht, Schlafmittel zu gebrauchen: wovon ich mich nun entwöhnen will. —

„Die Correctur ist zu Ende, also kann ich reisen. Somit will ich vorschlagen, daß ich nächsten Donnerstag (den dritten Mai) Nachts hier abfahre: Freitag Mittag bin ich dann in Rom. Bis dahin gieb mir noch Nachricht. Mit dem herzlichsten Danke Dein alter Bruder Fritz."

Er kam in den ersten Tagen des Mai 1883 nach Rom, wohin ich schon vor Absendung meines ersten Briefes gereist war. Sobald wir uns am Bahnhof sahen, begriffen wir nicht, wie wir jemals unfreundliche Gedanken gegeneinander haben konnten. „Sich mit Augen sehen, darauf kommt es an", meinte er lachend und konnte sich nicht der Verwunderung über all die Mißverständnisse enthalten — ich auch. „Oh Fritz, wie konntest du denken, daß ich gegen dich Krieg führe!" „Ja, es war Blödsinn!" sagte er frohgemut. Hie und da blickte er aber schaudernd auf die Rée-Lou-Erlebnisse zurück, wie z. B. auch in einem

*) Ich wollte in Rom seine Büste machen lassen, woraus leider nichts wurde.

Brief an Gast: „Wie kommt es doch, lieber Freund Gast, daß ich so lange nicht an Sie geschrieben habe? — so fragte ich mich eben. Aber ich war so unsicher und unschlüssig inzwischen, ein Hauch von Krankheit lag noch auf mir: da wollte ich nicht schreiben (— ich habe diesen Winter leider zu viel Briefe geschrieben, die voller Krankheit sind —). Sodann mißriet mir Einiges: so der Versuch, in Italien einen Sommeraufenthalts-Ort für mich zu finden. Einmal versuchte ich's im Volsker-Gebirge und einmal in den Abruzzen (in Aquila). Nun ist mir verwunderlich gewesen, warum ich jetzt jedes Jahr, wenn der Frühling kommt, den heftigsten Trieb fühle, noch südlicher zu gehn: so dies Jahr nach Rom, voriges Jahr nach Messina; vor zwei Jahren war ich drauf und dran, mich nach Tunis einzuschiffen, — da kam der Krieg. Die Erklärung liegt wohl darin, daß ich die Winter über jedes Mal so an der Kälte gelitten habe (drei Winter ohne Ofen!), daß mit dem Erwachen der Wärme ein wahrer Heißhunger nach Wärme in mir erwacht. — Dies Jahr kam noch ein Heißhunger nach menschlichen, ich meine humanen Beziehungen hinzu: und namentlich nach ‚menschlicheren' als das vorige Frühjahr mir gebracht hat. In der Tat, so wie ich jetzt Alles überschaue, so war das, was mir im vorigen Jahr und diesen Winter begegnet ist, von der schauerlichsten und bösesten Art: und ich wundere mich, daß ich mit dem Leben davon gekommen bin, — wundere mich und zittere jetzt noch dabei. —

„Man hat mir in Rom sehr viel Liebes und Herzliches erwiesen; und wer mir gut gewesen ist, ist es jetzt mehr als je."

Mein Bruder wohnte piazza Barberini 56 ultimo piano bei dem Landschaftsmaler Müller, wo er sich sehr gut aufgehoben fühlte. Auch sonst hatten wir heitre Tage und manche erhebende Stunden in den Museen und bei Ausflügen in die Umgebung Roms; immerhin lag, wie er

an Gast schreibt, ein Hauch von Krankheit noch auf ihm. Er hatte nämlich im Winter bei der Schlaflosigkeit der Influenza angefangen, regelmäßig Chloralhydrat zu nehmen, und beschloß nun, sich es in Rom abzugewöhnen. Dadurch kam im Anfang seines Aufenthaltes oft eine bedrückte Stimmung über ihn, die dann später verstärkt wiederkehrte, freilich aus einem ganz andern Grunde. Die Freunde, denen der erste Teil des Zarathustra gesandt wurde, drückten sich nämlich fast sämtlich in der wunderlichsten und unbeholfensten Form darüber aus, dazu versicherte auch der Verleger in nicht gerade taktvoller Form, wie wenig sich der Kreis der Befreundeten um seine Schriften kümmere — kurzum, er fand oft bittere Worte zur Erklärung seiner trüben Stimmung: „Niemand liest meine Bücher, niemand kümmert sich darum, alle Freunde lassen mich im Stich!“ und beschloß das Bücherschreiben überhaupt zu lassen. Der schwere Bücherkoffer, „Klumpfuß“ getauft, welcher mancherlei Material zu neuen Schriften enthielt, blieb unausgepackt auf dem Bahnhof stehen und wurde öfters verwünscht, weil er ihn an der leichten Beweglichkeit hinderte, den Ort zu wechseln.

Er selbst gibt im Ecce homo von jener Zeit eine deutliche Schilderung: „Dann folgte ein schwermütiger Frühling in Rom, wo ich das Leben hinnahm — es war nicht leicht. Im Grunde verdroß mich dieser für den Dichter des Zarathustra unanständigste Ort der Erde, den ich nicht freiwillig gewählt hatte, über die Maßen; ich versuchte loszukommen, — ich wollte nach A q u i l a, dem Gegenbegriff von Rom, aus Feindschaft gegen Rom gegründet, wie ich einen Ort dereinst gründen werde, die Erinnerung an einen Atheisten und Kirchenfeind comme il faut, an einen meiner Nächstverwandten, den großen Hohenstaufen-Kaiser Friedrich den Zweiten. Aber es war ein Verhängniß bei dem allen: ich mußte wieder zurück. Zuletzt gab ich mich mit der piazza Barberini zufrieden, nach-

dem mich meine Mühe um eine antichristliche Gegend müde gemacht hatte. Ich fürchte, ich habe einmal, um schlechten Gerüchen möglichst aus dem Wege zu gehn, im palazzo del Quirinale selbst nachgefragt, ob man nicht ein stilles Zimmer für einen Philosophen habe. — Auf einer loggia, hoch über der genannten piazza, von der aus man Rom übersieht und tief unten die fontana rauschen hört, wurde jenes einsamste Lied gedichtet, das je gedichtet worden ist, das Nachtlied, um diese Zeit gieng immer eine Melodie von unsäglicher Schwermut um mich herum, deren Refrain ich in den Worten wiederfand ‚todt vor Unsterblichkeit'."

Aber diese Schilderung verrät, daß sich viele unsrer römischen Erlebnisse, trotz seiner Abneigung gegen Rom, in diesem zweiten Zarathustra-Teil widerspiegeln; der Dichter hat eine Reihe erlebter und geschauter Szenen verklärt darin aufbewahrt und mit bedeutenden Gedanken in Verbindung gebracht. Wenn ich ihn lese, so sehe ich deutlich vor mir: die zahllosen Kirchen, „diese süß duftenden Höhlen mit ihrem verfälschten Licht", die Bußtreppe des Lateran, die Peterskirche, die mein Bruder erst lieben wollte, „wenn der reine Himmel wieder durch zerbrochne Decken blickt und hinab auf Gras und roten Mohn an zerbrochnen Mauern, —" den schlafenden Jüngling mit dem Arm über das Haupt gelegt, die tanzenden Mädchen auf einem verborgenen Rasenplatz der Villa Borghese. Späterhin hatte er aber diese Szene mit einer Schilderung, die uns, wenn ich nicht irre, Lenbach von einer tanzenden Mädchengruppe in Ischia machte, verwoben und sie in Gedanken dorthin verlegt.

Mit Lenbach kamen wir öfters zusammen, noch mehr mit Lewin Schücking und seiner liebenswürdigen Tochter. Mein Bruder freute sich auch besonders der Bekanntschaft des österreichischen Gesandtschaftsarztes von Fleischl, der ein vorzüglicher Klavierspieler war und mit dem aus-

gezeichneten Violinisten Masi uns einen köstlichen musikalischen Abend in seiner römischen Wohnung gab. Es waren bereits alle Teppiche von den steinernen Fußböden entfernt, weshalb die Musik geradezu zauberhaft klang.

Eine meiner schönsten Erinnerungen ist ein unvergleichlicher Morgen, den wir bei der Basilica des Constantin verbrachten. Dort glaube ich die nachfolgenden Worte, wenn auch nicht in so vollendeter Form gehört zu haben:

„Und seht mir doch, meine Freunde! Hier, wo der Tarantel Höhle ist, heben sich eines alten Tempels Trümmer aufwärts, — seht mir doch mit erleuchteten Augen hin!

„Wahrlich, wer hier einst seine Gedanken in Stein nach oben türmte, um das Geheimniß alles Lebens wußte er gleich dem Weisesten!

„Daß Kampf und Ungleiches auch noch in der Schönheit sei und Krieg um Macht und Übermacht: das lehrt er uns hier im deutlichsten Gleichniß.

„Wie sich göttlich hier Gewölbe und Bogen brechen, im Ringkampfe: wie mit Licht und Schatten sie wider einander streben, die göttlich Strebenden. —

„Also sicher und schön laßt uns auch Feinde sein, meine Freunde! Göttlich wollen wir *wider* einander streben!" —

Die Szene mit den Priestern habe ich mit meinem Bruder (ich als einziger Jünger!) auf dem Monte Aventin erlebt: eine Schaar weißgekleideter Priester kam aus Santa Sabina heraus und ging auf dem schmalen Weg dicht an uns vorüber, so daß wir jedem ins Antlitz schauen konnten. Ach, wie verschieden sahen sie aus, wie wenige so, wie ein Priester aussehen sollte! Man begreift die Worte Zarathustra's: „Nichts ist rachsüchtiger als ihre Demut", wenn man sich solcher Gesichter erinnert.

Wir blieben etwas zu lange in Rom, denn im Juni trat bereits schwüle Hitze ein, die meinem Bruder immer

unangenehm war. Wir hatten verschiedene Versuche gemacht, für den ganzen Sommer einen Aufenthalt in Italien zu finden und schöne Pläne geformt. Über einen davon schreibt er an Gast:

„Für den Sommer habe ich ein Project: ein gut eingerichtetes Schloß im Walde, von Benedictinern zu ihrer Erholung eingerichtet, mit zusammengeladenen befreundeten Menschen zu füllen. Ich will jetzt mir auch neue Freunde suchen. In der Hauptsache aber halte ich fest, daß eine tiefe und strenge Einsamkeit, eine tiefere und strengere als je, auf mich wartet.“

Und er hatte recht! Aus all den Plänen wie der erwähnte und andern wurde nichts, bei einem darf man aus vollem Herzen sagen: zum Glück! Malwida hatte uns nämlich eine so bezaubernde Schilderung von Ischia gemacht, daß wir schon fast entschlossen waren, hinzugehen; jedoch wir gaben es auf, es schien uns zu heiß. Der Sommer 1883 brachte aber das furchtbare Erdbeben, das die reizende Insel halb zerstörte. So blieb es doch bei dem Engadin und der Einsamkeit.

Die Rückreise aus Rom zeichnete sich durch eine ungemein lachlustige Stimmung aus. Ich glaube mein Bruder war froh, der schwülen römischen Luft entronnen zu sein, jedenfalls machte er die ganze Fahrt hindurch die komischsten Knittelverse, was er gern bei guter Laune tat. Fünf Jahre später schreibt er an Peter Gast, als er ihn mit einigen Proben dieser wunderlichen Art Dichtkunst bekannt machte: „Als ich im Frühjahr 1883 mit meiner Schwester von Rom nach Como zurückreiste, haben wir unterwegs nichts als solche Verse gemacht. Wir bestachen die Schaffner an jeder Station, um allein zu sein, weil wir fortwährend lachten — —“ Hier übertreibt mein Bruder ein wenig, denn wir haben die Schaffner nicht an jeder Station bestochen; eine einmalige Gabe genügte dazu, nachdem ein Engländer mit allen Zeichen der Ent-

rüstung das Coupé verließ, weil er glaubte, unsre Lachlust gelte ihm. Aus dieser fröhlichen Rückreise durch die Maremmen ist manches in den Zarathustra gekommen. Wie gut erinnere ich mich noch des Büffels, von dem ich undichterisches Wesen behauptete, daß er sich die schöne Aussicht ansähe. Was machte aber mein Bruder in dem Kapitel: „Von den Dichtern“ aus diesem Bild!

„Sie lernten vom Meere auch noch seine Eitelkeit: ist nicht das Meer der Pfau der Pfauen?

„Noch vor dem häßlichsten aller Büffel rollt es seinen Schweif hin, nimmer wird es seines Spitzenfächers von Silber und Seide müde.

„Trutzig blickt der Büffel dazu, dem Sande nahe in seiner Seele, näher noch dem Dickicht, am nächsten aber dem Sumpfe.

„Was ist ihm Schönheit und Meer und Pfauen-Zierat! Dieses Gleichniß sage ich den Dichtern.

„Wahrlich, ihr Geist selber ist der Pfau der Pfauen und ein Meer von Eitelkeit!

„Zuschauer will der Geist des Dichters: sollten's auch Büffel sein!“

Selbst der „Erhabene“ erinnert an eine lustige Szene der Rückreise: auf einer kleinen Station erblickten wir sein Urbild. Es erhob sich an der Stelle, wo der Zug hielt, ein Damm mit schattigen Bäumen; ein gelehrter Mönch stand dort, den Arm auf ein Gemäuer gestützt, anscheinend in einen großen Folianten vertieft. Es lag irgend etwas in seiner Haltung, das jedermann empfinden ließ, daß er inmitten des malerischen Schattens auf erhabene Gelehrsamkeit posierte. Wir alle im Zug betrachteten ihn als Schauspiel, während er in seiner künstlichen Erhabenheit uns vollkommen unbeachtet ließ. Plötzlich kam ein Stier angerast, — der Erhabene ließ den Folianten fallen, raffte sein Mönchsgewand zusammen und sprang mit langen Beinen aus dem feierlichen Schatten hinaus

den sonnigen Weg entlang. Alles freute sich, der Stier machte Miene, sich auf den Zug zu stürzen, unter dem Klang fröhlichen Gelächters eilte dieser von dannen.

In Rom durfte zuletzt nach den Erfahrungen, die er mit den Freunden und dem Verleger gemacht hatte, gar nicht mehr von einer Fortsetzung des Zarathustra geredet werden. Aber auf der gemeinschaftlichen Rückreise fing er nach Genua, sobald uns kräftigere Luft umwehte, wieder selbst davon an. Ich erbot mich, ihm jedenfalls alle Verhandlungen mit dem Verleger und sonstige Druckmühsal abzunehmen.

Auf dieser Rückreise von Rom planten wir zum ersten Male die Begründung eines Archivs für meines Bruders Manuskripte und Bibliothek. Wir suchten damals einen Ort zwischen der Riviera und Sils-Maria zu diesem Sammelpunkt, an welchem mein Bruder dann Frühling und Herbst zuzubringen gedachte. Ich sollte die Hüterin dieses Archivs sein (das wir damals nur im Scherz so benannten) und außerdem alle Verhandlungen mit Verlegern usw. übernehmen. Wir trennten uns in Mailand, da mein Bruder Como und andere Orte prüfen wollte, während ich Lugano darauf ansehen sollte.

Ich reiste in Etappen nach Naumburg zurück — kaum war ich aber dort angekommen, erhielt ich einen Brief, wo er mir unter anderem folgendes schrieb: „Es war gut, daß wir in Rom zusammen waren; und wenn ich auch zu den schweigsameren Menschen gehöre, so wirst Du doch genug gehört und erraten haben, um zu wissen, wie es mit mir steht. — Das, was der Mensch sein Ziel nennt (das, woran er im Grunde bei Tag und Nacht denkt): das legt eine wahre Eselshaut um sein Wesen, sodaß man ihn beinahe todtschlagen kann — er überwindet's und geht, als der alte Esel, mit dem alten I-A! seinen alten Weg. So steht's jetzt mit mir.

„Hier habe ich mich auf drei Monate eingemietet: in

der Tat, ich bin der größte Tor, wenn ich mir durch italienische Luft den Mut nehmen lasse. Hier und da taucht der Gedanke in mir auf: was geschieht nachher? Meine ‚Zukunft‘ ist mir die dunkelste Sache von der Welt; da ich aber noch viel fertig zu machen habe, sollte ich auch nur an dieses Fertig-machen als meine Zukunft denken und das Übrige Dir und den Göttern überlassen.“ (Das bezog sich auf die oben erwähnten Archivpläne.)

Ich fühlte: dieser Brief war ein Präludium, Fritz war offenbar mitten in der Arbeit und wollte mich auf ein kommendes Manuskript vorbereiten. Er schreibt einige Tage später: ... „Jetzt, meine liebe Schwester, eine Hauptsache, eine ganz ernsthafte Bitte an Dich! Du sollst Schmeitznern die bestimmte Erklärung abnötigen, mündlich oder schriftlich, wie Du es am besten vermagst, daß er den zweiten Teil Zarathustra unverzüglich in Druck gibt, sobald das Manuskript in seine Hände kommt. Ich will damit zu Ende kommen und von dieser Expansion des Gefühls erlöst sein, die solche Productionen mit sich führen: es ist mir öfter der Gedanke gekommen, daß ich an so Etwas plötzlich sterbe. Er soll es in der Hand haben, wann er diesen zweiten Teil (genau vom Umfange des ersten) ausgeben will: aber ich will den Druck hinter mir haben und muß dies verlangen: es ist eine Gesundheitssache ersten Ranges. Dieses Frühjahr bin ich durch die nichtswürdige Bummelei der Druckerei vier Wochen länger krank gewesen, als ich hätte sein müssen. Dafür will ich Schmeitznern versprechen, daß nächstes Jahr von mir nichts zu drucken ist: meine Absicht ist nun, Vorträge auszudenken und auszuarbeiten, und den ‚Text‘ für meine Vorträge aus meinem Zarathustra selbst zu nehmen.

„Aus Allem wirst Du erraten, daß besagter zweiter Teil wirklich existirt: Du kannst Dir von der Vehemenz solcher Entstehungen nicht leicht einen zu großen Begriff

machen. Darin aber liegt ihre Gefahr. — Um des Himmels willen, bringe dies mit Schmeitznern in's Reine; ich selber bin jetzt zu reizbar gestimmt. —

„Ach, wie schön, daß ich Dir so etwas schreiben kann! Ganz von Herzen, Dein Bruder."

„Sils-Maria, 10. Juli 1883. Meine liebes Lama, also so weit ist meine Zarathustra-Angelegenheit vorwärts gerückt, daß ich Ende dieser Woche bereit bin zur Absendung des druckfertigen Manuscriptes.

„Ah, ich kann nicht ausdrücken, wie groß die Genugtuung ist, welche ich bei diesen Worten empfinde. Damit, daß ich diesen zweiten Teil gemacht habe, ist das ganze Jahr schon gerechtfertigt, insbesondere die Reise nach dem Engadin; und sogar auch die Reise nach Rom bekommt nun eine neue Bedeutung; es war ein tiefes Ausruhen in diesem römischen Aufenthalt; und gerade auch in der Zerstreuung und dem Lärm meiner Wohnung lag etwas Nützliches, ebenso in dem ‚Klumpfuß' (die schwere Bücherkiste) auf der Eisenbahn und dem vielen verdorbenen Magen und schlechten Nächten. Alles hinderte mich, zu arbeiten und nachzudenken; und es ist kaum zu sagen, wie schwer es ist, mich von mir selber wegzuziehen. — Von dieser negativen Wohltätigkeit Roms könnte ich nun noch zur positiven übergehen — aber meine Augen sind übel dran, und ich habe noch Anderes zu schreiben.

„Unter allen Umständen muß jetzt unverzüglich der Druck losgehen: Oder ich breche mit Schmeitzner (wozu ich allen Grund habe). So lange er glaubt, daß seine Agitation eine wichtigere Angelegenheit sei als die Verbreitung meiner Bücher und Gedanken: ist es für mich die äußerste Geduldsprobe meines Stolzes, mit ihm zu verkehren. — Im letzten Winter habe ich Alles so eingerichtet, daß der erste Teil Zarathustra Ostern in den Händen meiner Leser sein konnte: und habe den höchsten Fleiß nötig gehabt, um es so einzurichten. Ein verlorenes halbes Jahr der Wirkung

meiner Gedanken kommt recht sehr in Betracht, namentlich in Hinsicht auf die Dauer meines eignen Lebens."

Etwas später schreibt er: „Sils-Maria. Schmeitzner telegraphirte mir Dienstag Nachmittag: woraus ich schließe, daß es doch erst Dein zweiter Brief war, der ihn zur Raison gebracht hat. Es ist mir ganz unschätzbar, daß ich jetzt noch diese Drucksache abmachen kann; ich bin wie Einer, der keine Zeit mehr hat. Also nochmals meinen allerinnigsten Dank für diese Wohltat! . . . . Bevor ich den dritten und letzten Teil Zarathustra nicht fertig habe, ist das Leben für mich noch unerlöst. Dies privatissime!" . . . .

Schon am Tage vorher hatte er mir einen warmen Dankesbrief gesandt, in welchem er sich ausführlich über die ganze Verlegermisere aussprach. Diese Dankbarkeit und die Tatsache, daß ein Verleger durch Überredung usw. wider Willen dazu gebracht werden mußte, den Zarathustra zu drucken, wirkt heute rührend komisch. Ich erwähne dies zum Trost für junge unverstandene Genies.

An Gast schreibt er am 13. Juli 1883: „Nicht wahr, lieber Freund? Dies ist eine allgemeine Wahrheit: ‚Der zweite Vers ist schwerer als der erste Vers.' Nun, ich habe den zweiten Vers hinter mir — und jetzt, wo er fertig ist, schaudert mir bei der Schwierigkeit, über die ich hinweg bin, ohne an sie gedacht zu haben. Seit meinem letzten Briefe gieng es mir besser und mutiger, und mit Einem Male hatte ich die Conception zum zweiten Teile Zarathustra — und nach der Conception auch die Geburt: Alles mit der größten Vehemenz! —"

„Im Sommer, heimgekehrt zur heiligen Stelle, wo der erste Blitz des Zarathustra-Gedankens mir geleuchtet hatte, fand ich den zweiten Zarathustra. Zehn Tage genügten; ich habe in keinem Falle, weder beim ersten, noch beim dritten und letzten mehr gebraucht."

Vierzehntes Kapitel.

Neue Bitternisse.

Durch einen unglücklichen Zufall lebte im Juli 1883 die fatale Geschichte Rée-Salomé wieder auf, von welcher ich gehofft hatte, daß sie nun stillschweigend für immer begraben sei. Kaum war ich nach Naumburg zurückgekehrt, so erhielt ich von Fräulein Salomés Verwandten einen Brief, der mir deutlich sagte, daß ihnen von den Vorkommnissen eine ganz falsche Darstellung gegeben worden war. Da aber mein Bruder und ich selbst die Sache als abgeschlossen betrachteten, so beantwortete ich den Brief jener Damen nicht. Zu gleicher Zeit aber hatten sie sich an Fräulein von Meysenbug mit den heftigsten Vorwürfen gewandt, daß sie Lou und Dr. Rée in Verbindung gebracht hätte und Fräulein Salomé dadurch in eine sehr unpassende Lage gekommen sei. (Wie Georg Brandes schrieb, lebte Rée mit Fräulein Salomé in Berlin zusammen; er setzt ausdrücklich hinzu: „nach Rées Aussage als Bruder und Schwester"). Die Familie von Fräulein Salomé verlangte nun, daß Fräulein von Meysenbug ihren Einfluß geltend mache, damit Fräulein Salomé wieder nach Rußland zu ihren Angehörigen zurückkehre. Fräulein von Meysenbug, welche schon immer unter bitteren Selbstvorwürfen litt, die Bekanntschaft zwischen Fräulein Salomé und Rée vermittelt zu haben, wandte sich in der größten Aufregung an mich und bat mich um

Beistand. Leider hatte sie vergessen, daß ich direkt zu unserer Mutter nach Naumburg zurückgekehrt und nicht mit meinem Bruder ins Engadin nach Sils-Maria gereist war. Sie schickte also den Brief nach Sils-Maria und bemerkte auf dem Umschlag: „Bitte gleich antworten.“ Da mein Bruder annahm, daß Malwida sich für einen Aufenthalt in Sils-Maria anmelde, öffnete und las er den an mich gerichteten Brief, der sehr peinliche Dinge in der Angelegenheit Rée-Salomé enthüllte. Es war wirklich ein unglücklicher Zufall und mir unbeschreiblich unangenehm, zumal da im Brief stand, daß mein Bruder von all diesen Dingen nichts erfahren dürfte.

Erst hierdurch wurde meinem Bruder Rées Handlungsweise in das fatalste Licht gestellt. Er hatte ja die ganze Zeit während ihres Zusammenseins im Herbst und Winter unter dem Mißtrauen gegen Rée gelitten. Er glaubte, er täte ihm unrecht. Aber nach den Mitteilungen von Fräulein von Meysenbug, die durchaus glaubwürdig erschienen, sah es nun ganz so aus, als ob Dr. Rée die Philosophie und die anerkannte Tugendhaftigkeit meines Bruders benutzt hätte, um seinem Zusammensein mit Fräulein Salomé einen andern Anschein zu geben, daß er aber trotzdem Nietzsches Philosophie zum Gegenstand seines Spottes machte. Ich war außer mir, daß nun diese widerwärtige Geschichte von neuem anfing und all mein Schweigen nichts genutzt hatte. Im Gegenteil! Mein Bruder machte mir Vorwürfe (zwar ganz liebevoll), daß ich, um ihn zu schonen, die peinlichsten Dinge verschwiegen hätte, „mit Rée hätte ich ja unter keinen Umständen wieder verkehren können, wenn das Bild, welches Fräulein Salomé von mir entwarf, in Wahrheit *auf ihn* zurückgeht“. Mir selbst ist es schwer geworden zu glauben, daß Rée wirklich so unwahr und hinterlistig gehandelt haben sollte, wie es nach der Beschreibung Fräulein Salomés und deren Verwandten Malwida und mir erscheinen mußte. Aber viel-

leicht habe ich mich geirrt, denn dem Bändchen, worin man Rées dürftigen Nachlaß veröffentlicht hat, sind briefliche Auslassungen Rées über meinen Bruder angefügt, in welchen er sich in so armseliger Weise an dem kranken Nietzsche rächt, daß man ihm auch noch andre Übeltaten zutrauen könnte. Jedenfalls möchte ich hervorheben, daß er ein schwacher Charakter war und so sehr unter dem Einfluß von Fräulein Salomé stand, daß er um ihr Unangenehmes zu ersparen, vielleicht vieles Widerwärtige auf sich genommen hat. In diesem Sinn soll sich später Rée gegen Rohde selbst ausgesprochen und auf das tiefste beklagt haben, daß er dadurch Nietzsche verloren hätte.

Mein Bruder schickte mir den Brief Malwidas mit zwei an den Rand geschriebenen Bemerkungen: „Ich bin damit einverstanden, daß Du Malwida hilfst", und eine andere: „Bitte gieb mir Auskunft über die angestrichenen Punkte." Ich konnte mich dieser widerlichen Sache nicht entziehen, da sich mein Bruder auf das bitterste beklagte, daß ihn seine sämtlichen Freunde in dieser Angelegenheit im Stich gelassen hätten. Ich bat ihn aber ausdrücklich, sich nicht in diese Sache zu mischen, sondern uns dreien, Malwida, Frau Rée und mir das Weitere zu überlassen. Auch um Fräulein von Meysenbugs willen lag es mir am Herzen, die Angelegenheit irgendwie nach ihren Wünschen in Ordnung zu bringen. Die Arme hatte schon etwas ähnliches mit jener fatalen Gersdorff-Angelegenheit erlebt. Im Frühjahr 1883 fiel nun alle Welt von neuem mit Vorwürfen über die arme Malwida her, was mein Bruder und ich in dieser Form äußerst ungerecht fanden. Die Angelegenheit war auf einen Höhepunkt geraten, so daß der armen Meysenbug sogar mit dem Gericht gedroht wurde. Man kann sich nun vorstellen, wie diese neuen Erfahrungen mit Fräulein Salomé und Rée auf sie wirkten und daß sie sich an mich wandte,

die ich ihr im Frühjahr in Rom kräftigen Beistand geleistet hatte.

Ich schrieb also an die Mutter von Dr. Paul Rée und suchte sie zu überreden, ihren Einfluß geltend zu machen, daß Fräulein Salomé wieder nach Rußland zu ihren Verwandten zurückkehrte. Ich schickte vor der Absendung des Briefes die Kopie an meinen Bruder, damit er mir schreiben sollte, ob ich ihn abschicken sollte oder nicht. Er antwortete darauf: „Der Brief an Frau Rée ist, litterarisch betrachtet, Deine beste Leistung bisher; gebe der Himmel, daß es nie wieder zu solchen Anläßen kommt, Dich litterarisch auszuzeichnen! Übrigens kann ich schwören, daß die mir in Deinem Briefe zugesprochene Denk- und Handlungsweise mit der Wahrheit übereinstimmt und nicht nur eine ‚schöne Farbe' ist. Mein Mitleid hatte über meinen Stolz gesiegt, und die Absicht zu helfen über die Absicht mir zu nützen — (in der ‚Fröhlichen Wissenschaft' steht zu lesen: ‚Wo liegen Deine größten Gefahren? — Im Mitleiden').

„Rée habe ich auch in dieser Sache viel zu gut behandelt: und ungefähr zehn Briefe an ihn nicht abgeschickt (vielmehr an Stelle eines jeden einen neuen geschrieben, — ich fürchtete immer, er könnte sich das Leben nehmen. Zuletzt hat er über seinen verrückten Freund wohl nur gelacht!)"

Leider hatte sich mein Bruder, trotz meiner herzlichen Bitte, uns drei weiblichen Wesen, Malwida, Frau Rée und mir, diesen Streit zu überlassen, nicht abhalten lassen, persönlich einzugreifen. Ich war sehr unglücklich darüber, aber ich glaube, mein Bruder fand es feige, wenn er im Hintergrund blieb. Auch meinte er später, daß mein Brief an die Mutter von Paul Rée immer noch zu konziliant gewesen wäre. Er schrieb nun einen Brief mit sehr starken Ausdrücken an Georg Rée, Bruder von Paul Rée, der im Entwurf noch vorhanden ist. Ich

hoffe immer, daß der abgesandte Brief doch etwas milder ausgefallen ist.

„Unsere kurze Bekanntschaft von Leipzig her muß mich rechtfertigen, wenn ich heute an Sie schreibe, was ich Ihrem Bruder Paul selber nicht schreiben mag: daß jeder weitere Verkehr zwischen ihm und mir unter meiner Würde ist. Jetzt erst, fast ein Jahr zu spät, kommen mir niedrige Tatsachen zur Kenntniß, welche Ihren Bruder heillos vor mir compromittiren — nachdem ich inzwischen mir die größte Mühe gegeben hatte, sein verdächtig gewordenes Benehmen gegen mich zu entschuldigen und ins mildeste Licht zu rücken. Es ist beinahe ein Zufall, daß ich jetzt davon erfahre: im vorigen Jahre, ebenso wie bei meinem diesjährigen Aufenthalte in Rom hatte ich immer verlangt, daß in meiner Gegenwart nicht von den häßlichen Vorgängen des vorigen Sommers geredet werde. Jetzt aber höre ich, daß die ganze abscheuliche Verunglimpfung, die mir und meiner Schwester von Fräulein S. angetan ist, ganz und gar auf Ihren Bruder zurückfällt: daß dieses Mädchen eben nur das Mundstück für seine Gedanken gewesen ist. — Bisher hat es Jedermann, mit dem ich mich in nähere Verbindung setzte, dies für eine Ehre und Auszeichnung gehalten: — ich halte es selber dafür — darüber sage ich kein Wort weiter. — Ihr Bruder hat diese Gesinnung gegen mich reichlich zur Schau getragen: aber, wie ich nun weiß, hinter meinem Rücken als schleichender, verleumderischer, [......] Gesell an mir gehandelt. Er also ist es, welcher von mir als einem niedrigen Charakter und gemeinen Egoisten redet, der Alle nur zu seinen Zwecken ausbeuten wolle: er ist es, der mir vorwirft, ich hätte unter der Maske idealer Ziele in bezug auf Fräulein S. die schmutzigsten Absichten verfolgt; er ist es, der es wagt, von meinem Geiste verächtlich zu sprechen, als ob ich ein Verrückter sei, der nicht wisse, was er wolle. — Nun verstehe ich es allerdings, wenn er mir diesen

Winter schrieb, er habe gegen mich das Gefühl von Schuld — ohne sich näher darüber auszulassen. Ich mag alle diese [. . . . . .] Duckmäuser nicht, seine Art hat mir lange schon Bedenken gemacht, aber ich meinte, es sei ein Mensch, den anzutreiben und in geistiger Arbeit zu erhalten, meine Schuldigkeit sei. Ich sagte ihm voriges Jahr einmal: ‚wir haben uns niemals gezankt, aber auch nie übereingestimmt'. Unter dieses Wort Schuld fällt es vor Allem, wie schamlos er mich über Fräulein S. belogen hat: er predigte von ihr, wie als ob sie zu gut für diese Welt sei, eine Märtyrerin der Erkenntniß von Kindesbeinen an, vollkommen selbstlos, als ob sie alles Glück und alles Behagen des Lebens für die Wahrheit zum Opfer gebracht hätte. — Nun, Herr R., es wächst alle Jubeljahr einmal ein Mensch dieser Art auf Erden: und ich würde um die Erde reisen, um ihn kennen zu lernen. Ich habe nun dieses Mädchen kennen gelernt und mit der größten Hartnäckigkeit versucht, den letzten Schatten jenes Bildes von ihr festzuhalten. Unmöglich! (ihre Mutter selber hat mich vor ihr gewarnt). Ich war einfach der Belogene: und so oft ich Ihrem Bruder mein sehr strenges Urteil über den Charakter dieses Mädchens gab, meinen Sie, daß er je nur ein Wort der Entschuldigung und der Milde für sie gehabt hätte? Er sagte immer nur: ‚Sie haben vollkommen über Lou Recht, aber es ändert meine Beziehungen zu ihr in Nichts! Brieflich nannte er sie einmal sein Verhängniß: quel goût! [. . . .]"

Nach diesem Brief, der selbst, wenn er milder gelautet hatte, noch recht schlimm gewesen sein muß, drohte ihm Georg Rée mit einer Injurienklage und Dr. Paul Rée schrieb meinem Bruder einen Brief voll der raffiniertesten Bosheiten. Gerade dieser Brief vergiftete die ganze Sache, wie sich mein Bruder ausdrückte, und machte den Bruch der Freundschaft irreparabel. Er antwortete:

„Zu spät, fast ein Jahr zu spät, erhalte ich Aufschluß

über den Anteil, den Sie an den Vorgängen des letzten Sommers haben: und ich habe noch nie so viel Ekel in meiner Seele beisammen gehabt, wie jetzt, bei dem Gedanken, daß solch ein schleichender, [. . . . .] Gesell jahrelang als mein Freund hat gelten können. Dies heiße ich ein Verbrechen und nicht nur an mir, sondern zu oberst an der Freundschaft und selber noch am hohlsten Namen ‚Freundschaft‘. [. . . . .] Also von Ihnen stammt die Verunglimpfung meines Charakters und Fräulein S. ist nur das Mundstück, [. . . . .] Ihrer Gedanken über mich gewesen? Sie sind es, der, in meiner Abwesenheit natürlich, von mir wie von einem gemeinen und niedrigen Egoisten redet, der immer darauf aus sei, Andre auszubeuten? Sie sind es, der behauptet hat, ich habe unter der Maske der Idealität in Bezug auf Fräulein S. die schmutzigsten Absichten verfolgt? Sie sind es, der über meinen Geist zu äußern wagt, ich sei verrückt und wisse nicht, was ich wolle? Nun verstehe ich freilich diesen ganzen Handel besser, der mich beinahe den achtungswürdigsten und mir nächststehenden Menschen entfremdet hätte: Niemand konnte je begreifen, wie ich auf die Seite solcher Menschen treten konnte, die sich wahrscheinlich schon überall durch falsches Spiel gegen mich verdächtig gemacht haben. Je nun, ich habe einen Freund zu vertreten geglaubt, wenn ich Sie eine ganze Reihe von Jahren hindurch verteidigt und gegen Mißtrauen geschützt habe; und ich hatte dazu genug Anlaß, da Sie nicht zu Denen gehören, welchen Vertrauen entgegengebracht wird. Vielleicht hat mir in den letzten 7 Jahren nichts so im Wege gestanden, als eben dies, daß ich Sie in Schutz nahm. In der Tat, in der Menschen-Kennerei habe ich's, nach dieser Probe zu schließen, nicht weit gebracht, und ich errate, wie vielen Hohn und Spott Sie in dieser Hinsicht gegen mich schon haben laut werden lassen. Bravo! Aber ich will lieber von solchen Menschen, wie Sie sind, ver-

höhnt werden, als daß ich sie verstünde! In der Tat, ich verstehe gar nicht mehr, was Sie von mir und mit mir gewollt haben. Richard Wagner warnte mich einmal vor Ihnen und sagte: ‚Der wird einmal schlecht an Ihnen handeln, der führt nichts Gutes im Schilde.‘

„Ich hätte große Lust, Ihnen mit ein paar Kugeln eine Lektion in der praktischen Moral zu geben: und vielleicht erreiche ich im günstigsten Falle, Sie ein für allemal von der Beschäftigung mit Moral abzubringen —: dazu nämlich, mein Herr Dr. Rée, gehören reine Hände, aber nicht Schlammfinger!

„Nachdem Sie diesen Brief geschrieben haben, bleibt gar kein Zweifel mehr über Ihren Charakter: und wir wollen uns bei Fräulein S. bedanken, daß sie zuerst den Schleier von diesem Isisbilde gehoben hat. — Ich aber habe Sie jahrelang für rechtschaffen gehalten und in diesem Punkte gegen Jedermann verteidigt! Es steht schlimm mit meiner Menschenkennerei! — es ist kein Zweifel: und Sie haben allen Grund über mich zu lachen.“

Inzwischen mischte sich auch Frau Overbeck durch einen ihrer überheblichen Briefe in die Stimmung jener Zeit. Mein Bruder hatte inzwischen in Rom recht wohl gemerkt, daß die verschiedenen gegen mich gerichteten Anschuldigungen der Frau Overbeck falsch waren und daß ich gar keine Ahnung hatte, wie sehr sich diese Frau bemühte, zwischen uns Unfrieden zu stiften. Immer rühmte ich, daß sie es mit meinem Bruder gewiß sehr wohl meine. Als ich nun die Absicht aussprach, auf meiner Rückreise nach Deutschland in Basel zu bleiben und auch Overbecks zu besuchen, schrieb er an Overbecks unter anderem eine verhüllte Ermahnung, mir freundlich entgegenzukommen und mir die Treue zu vergelten, mit welcher ich in unwirschen Zeiten es mit ihm ausgehalten hätte. Da er nun schon in einem früheren Brief aus Rom sich deutlich hatte merken lassen, daß ihm die Bemerkungen der Frau Overbeck nicht

mehr glaubwürdig erschienen, so war sie sehr ärgerlich und schrieb ihm, wie mein Bruder später sagte, „einen ganz dummen Brief", nicht nur über mich, sondern auch über Fräulein Salomé. Ich muß ausdrücklich darauf aufmerksam machen, daß Herr und Frau Overbeck während jener Vorgänge durchaus nicht etwa auf seiten der letzteren standen, sondern sie sogar in der schärfsten Weise beurteilten — so scharf, daß mein Bruder Frau Overbeck zurechtweisen mußte, wovon noch eine Aufzeichnung vorhanden ist. Nur beurteilten beide die gesamten Vorgänge, weil sie in ihren Einzelheiten ihnen unbekannt waren, vollständig falsch. Vor Allem hoffte Frau Overbeck in ihrer Unkenntnis der Vorgänge mir damit in den Augen meines Bruders und überhaupt zu schaden und hat dies bis zum heutigen Tag redlich versucht. Damals schrieb mir mein Bruder: „Ich war dieser Tage etwas verstimmt über Frau Overbeck, welche mir, gewiß in der ‚wohlmeinendsten' Absicht, aber doch ungeschickt und *unbescheiden bis zum Exzeß*, einen kleinen moralischen Brief geschrieben hat über ‚Schwäche', ‚Närrisch-sein, Allzumenschliches' usw. und mit der Versicherung, ‚ich kann mich noch immer nicht überzeugen, daß ich an Ihnen ernstlich irre zu werden hätte': nebst der Belehrung, daß ‚man nur durch Fehler und Schwächen zu seinen höchsten Tugenden komme'. Man kann gar nichts Dümmeres tun als *klagen*: man discreditirt sich bei seinen Freunden und *discreditirt sich seine Freunde*.

„Ich habe mir diese Sache ad notam genommen — *aber sehr artig* geantwortet, wie sich von selbst versteht (auch mit der Bemerkung, *daß wir* [Du und ich] ‚jetzt sehr gute Freunde seien, vielleicht bessere als je, und daß Du, wenn Du erreichtest, daß Fräulein S. nach Rußland zurückgeschafft würde, wahrscheinlich mehr *Nutzen* stiftetest, als ich mit meinem Asketismus, der auf alle Vergeltung verzichten wollte')."

Er wiederholte nur dem Sinne nach, was er Frau Overbeck geschrieben hatte, in Wahrheit lautete der Passus: „Besorgen Sie sich auch nicht über die falsche Stellung zwischen meiner Schwester und mir (die Wahrheit ist, daß alle meine bisherigen Stellungen zu allen Menschen falsche sind), sie ist ebenso oder mehr beleidigt als ich und hat ihr gutes Recht, und wenn sie durchsetzen will, daß L. wieder nach Rußland zurückgeschafft wird, so stiftet sie, falls sie es erreicht, mehr Nutzen als ich mit meinem Ascetismus. Sie ist voriges Jahr zu schonend gegen mich gewesen und so sind mir erst seit drei Wochen die gravirendsten Tatsachen dieser Geschichte bekannt geworden, die sie mir in Tautenburg verschwiegen hat. In Rom wollte ich nicht, daß von alledem geredet werde. Ein Brief an Frau Rée (übrigens ein Frauenzimmer-Meisterstück), dessen Copie sie mir schickte, gab mir neue Lichter — und neue Qualen. Dr. Rée tritt auf einmal in den Vordergrund: über einen Menschen, mit dem man jahrelang Liebe und Vertrauen gemein gehabt hat, umlernen zu müssen, ist fürchterlich.“

Wenn ich auch damals den Charakter der Frau Overbeck noch nicht so gut kannte wie jetzt, so ahnte mir doch, daß sie meinem Bruder diesen Brief übelnehmen und ihm oder mir deshalb Unannehmlichkeiten bereiten würde. Ich erkundigte mich deshalb, ob er auch liebenswürdig genug geschrieben hätte. Er antwortete: „Meine liebe Schwester! Aber natürlich! ich habe sehr ‚ziemlich‘ und artig geantwortet — das schrieb ich Dir schon. Gräßlich ist mir ihr Geschwätz über Lou. Rée hatte Recht, daß Niemand ungeeigneter als Frau Overbeck gewesen ist, um Lou über mich ‚aufzuklären‘. Nun gibt sie sich die größte Mühe, andern Leuten die Schuld aufzubürden, vorzüglich Dir. Mit ihrem verkleinernden Auge sieht sie Alles falsch: Gutes und Böses, Alles kleinlich und säuerlich. Ihre Ermahnungen waren, von aller Unbescheidenheit abgesehn, einfach lächer-

lich: als ob man den alten Laokoon auffordere, er möge doch seine Schlangen überwinden. Übrigens ist es wohl Frauenart, überall Liebesgeschichten zu wittern und deshalb von Lou's ‚Einfluß' zu fabeln. Wie wohl tat mir Dein Brief in dieser Hinsicht. Du hast begriffen, wie fürchterlich das Erlebniß mit Rée ist, — ungleich schlimmer als die Lou-Affäre. Über einen Menschen, mit dem man jahrelang Liebe und Vertrauen gemein hatte, den ich für einen meiner besten Freunde hielt, umlernen zu müssen — das kann ich nie überwinden. Deshalb leide ich Höllenqualen Tag und Nacht und weiß nicht, wo ich Trost finden soll.

„Und doch glaube ich, daß es besser gewesen wäre, Du hättest es mich früher wissen lassen. Du bist in Tautenburg zu schonend gegen mich gewesen. Gewißheit war besser, als dieses Mißtrauen, mit welchem ich mich während meines langen Aufenthaltes in Leipzig gequält habe. Ich glaubte, Rée damit Unrecht zu tun, und litt unter diesem immer neu auftauchenden Mißtrauen. Du glaubst ja heute noch nicht an Rées Schuld und machst Lou allein für all die Widerlichkeiten verantwortlich: aber er hatte in Leipzig so ganz die Miene des schlechten Gewissens, wenn ich allein mit ihm sprach. Ich kann mir jetzt so Manches erklären: widerliche Dinge, die Jedermann verborgen bleiben sollen, die ich mir selbst am liebsten verbergen möchte.*) Wäre es nur möglich! Rée hat mich schamlos belogen, in jeder Hinsicht! vor Allem über Lou. Und nun weiß ich mich vor Ekel nicht zu lassen, daß ich durch solchen Schlamm waten muß! Gerade ich, der ich nur in einer Atmosphäre extremer Reinheit und Lauterkeit existieren kann. Ich komme um! ich leide unbeschreiblich! Das Dasein ist mir verleidet!

*) Welche „widerlichen Dinge" Dr. Paul Rée meinem Bruder anvertraut hat, ist glücklicherweise jedermann verborgen geblieben. Mein Bruder schreibt darüber am 27. April 1883 an Peter Gast. (Vergl. S. 202.)

„Aber ich habe ein Ziel, welches mich nötigt, noch zu leben, und dessentwegen ich auch mit den schmerzhaftesten Dingen fertig werden muß: ohne diesen Zwang, der über mir steht, würde ich es leichter nehmen — nämlich längst nicht mehr leben. Und nicht nur hätte ein Jeder, der in diesem Winter meinen Zustand aus der Nähe gesehen und begriffen hätte, sagen dürfen: mach Dir's leichter! Stirb!, sondern auch schon in der furchtbaren Zeit 1879/80 stand es so mit mir. Selbst noch meine Genueser Jahre — Genesungs-Jahre — sind eine lange Kette von Selbst-Überwindungen und nicht im Geschmacke irgend eines Menschen, den ich kenne. Also, meine liebe Schwester, der Tyrann in mir, der unerbittliche, wird mich auch diesmal triumphieren lassen und mich zum Siege führen. Und wie meine Denkweise ist, so verlangt sie sogar einen absoluten Sieg: nämlich die Wandlung der Erlebnisse in Gold und Nutzen höchsten Ranges. Das versteht Niemand, am wenigsten meine Freunde, z. B. Overbecks.

„Verzeih, meine liebe Schwester, daß ich immer wieder von diesen alten Geschichten anfange: aber wem soll ich sonst klagen? Du sahst aus meinem letzten Briefe, wie mir es schadet, wenn ich es andern Leuten gegenüber tue: dann fallen sie mit Ermahnungen über mich her und lassen ihr Machtgefühl an mir aus. Nimm meine Klagen, bitte, nicht als Vorwürfe! Du konntest nicht anders handeln als Du gehandelt hast, Du wolltest ein Duell verhindern, das nun doch wohl noch kommt. Ein einziger Vorwurf ist berechtigt: Du hättest unsere Mutter außer Spiel lassen sollen. Sie und wir sind zu verschieden. [. . . . .] — Bei Alledem bin ich jetzt auch noch fleißig gewesen und habe diesem kalten sonnenlosen Sommer hier oben merkwürdig viel abgerungen.

Aber heute nichts mehr. Dein Fritz."

Inzwischen hatte er angefangen, sich über einen rührenden Brief von Fräulein von Meysenbug zu beunruhigen,

diese muß sich ungefähr so ausgedrückt haben, als ob ihre jungen Freunde nach den letzten Vorgängen das Vertrauen zu ihr verlören. Da schrieb er ihr so herzlich und vertrauensvoll wie je und ließ auch merken, daß er über die Vorgänge, die im Hintergrund lagen, unterrichtet war und daß er ihr deshalb nicht grolle. — Nur unterließ er es, über ihren Brief zu sprechen, den er aus Versehen gelesen hatte, so daß Fräulein von Meysenbug annahm, ich hätte ihm den Inhalt ihres Briefes mitgeteilt. Er schreibt ihr im August 1883:

„Meine liebe hochverehrte Freundin, oder ist es unbescheiden, wenn ich Sie so nenne? Gewiß ist, daß ich ein unbändig gutes Zutrauen zu Ihnen habe: und so wird es auf die Worte nicht sehr ankommen.

„Ich habe einen schlimmen Sommer gehabt und habe ihn noch. Die böse Geschichte des vorigen Jahres stürzte noch einmal über mich her; und ich habe so viel hören müssen, was mir diese herrliche Natur-Einsamkeit verdorben und fast zur Hölle gemacht hat. Nach Allem, was ich nun erfahren habe, ach viel zu spät! — sind diese beiden Personen Rée und Lou nicht würdig, [. . . . .] — Pardon für dies allzumännliche Gleichniß! Es ist ein langes Unglück, daß dieser Rée, ein [. . . . .] Verleumder von Grund aus, mir über den Lebensweg gelaufen ist. Und was habe ich lange Geduld und Mitleid mit ihm gehabt! ‚Es ist ein armer Bursch, man muß ihn vorwärts treiben' — wie oft habe ich mir das gesagt, wenn mir seine ärmliche und unaufrichtige Manier zu denken und zu leben Widerwillen machte! Ich vergesse den Ingrimm nicht, den ich 1876 empfand, als ich hörte, er werde mit Ihnen nach Sorrent kommen. Und vor zwei Jahren wiederholte sich nochmals dieser Ingrimm: ich war hier in Sils-Maria und wurde krank bei der Nachricht meiner Schwester, daß er hier herauf kommen wolle. Man soll seinen Instinkten besser vertrauen, auch

den Instinkten des Widerstrebens. Aber das Schopenhauerische ‚Mitleiden‘ hat immer in meinem Leben bisher den Haupt-Unfug angestiftet — und deshalb habe ich allen Grund, solchen Moralen gut zu sein, welche noch ein paar andere Triebfedern zu Moralität rechnen und nicht unsre ganze menschliche Tüchtigkeit auf ‚Mitgefühle‘ reduzieren wollen. Dies nämlich ist nicht nur eine Weichlichkeit, über die jeder großgesinnte Hellene gelacht haben würde — sondern eine ernste praktische Gefahr. Man soll sein Ideal vom Menschen durchsetzen, man soll mit seinem Ideale seine Mitmenschen wie sich selber zwingen und überwältigen: und also schöpferisch wirken! Dazu aber gehört, daß man sein Mitleiden hübsch im Zaume hält, und daß man, was unserm Ideale zuwider geht (wie z. B. solches Gesindel wie L. und R.) auch als Feinde behandelt. — Sie hören, wie ich mir ‚die Moral lese‘: aber um bis zu dieser ‚Weisheit‘ zu kommen, hat es mich fast das Leben gekostet. —

„Ich hätte den Sommer mit Ihnen und in dem edlen Kreise, der Sie umgiebt, leben sollen: aber nun ist es zu spät!

„Von ganzem Herzen Ihnen zugetan und dankbar Nietzsche.“

Durch einen Brief an die Mutter von Fräulein Lou Salomé schloß er für immer den Verkehr mit der jungen Dame ab. Er schreibt im August 1883 an ihre Mutter:

„Hochverehrte Frau! Ich bin Ihnen die Antwort auf die Bedenken schuldig geblieben, welche Sie in Ihrem Briefe an mich äußerten, im Grunde, weil diese Bedenken sich mir selber inzwischen allzuschwer in der Wirklichkeit aufdrängten. Was war das für eine Täuschung, in welche man mich versetzt hatte! Man hatte mir von Ihrer Fräulein Tochter gesprochen und geschrieben, wie als ob sie fast zu gut für diese Welt sei, eine Märtyrerin der Erkenntniß von Kindesbeinen an, jedes Glück und jedes Be-

hagen des Lebens, ja die Gesundheit hingebend für das Eine: Wahrheit, vollkommen selbstlos, und bewährt in einer langen Schule der Aufopferung. Ich will nicht davon reden, welche Mühe ich mir gegeben habe, auch den letzten Schatten dieses Bildes aufrecht zu erhalten, und wie viel ich dabei zu vergessen und zu vergeben gehabt habe. Noch weniger aber will ich Ihnen als der Mutter aussprechen, welches Bild mir schließlich übrig geblieben ist.

„Meine Schwester und ich — wir haben Beide allen Grund, die Begegnung mit Ihrer Fräulein Tochter im Kalender unseres Lebens schwarz anzustreichen. Daß wir Beide es sehr gut mit ihr gemeint haben, steht außer allem Zweifel. Mit ausgezeichneter Hochachtung Ihr ergebenster F. N."

Um meinen Bruder auf andre Gedanken zu bringen, erwähnte ich einen alten, von ihm selbst oft überlegten Plan, wieder Vorträge an einer Universität zu halten. Ich sprach von Vorlesungen über griechische Kultur, im Grunde aber meinte ich Vorlesungen über seine neue Anschauungsweise, wie er ja auch selbst schon in einem Briefe sagte: „Vorlesungen mit dem Text aus Zarathustra". Noch heute bedaure ich, daß dieser Gedanke nicht verwirklicht worden ist. Es war damals leider immer nur von Vorträgen im Anschluß an die Universität die Rede, besonders war Leipzig ins Auge gefaßt; aber ein treuer Freund teilte ihm unter der Hand mit, „bei den bekannten und gefürchteten Ansichten meines Bruders sei das absolut unmöglich". Diese Vorträge hätten indessen durchaus nicht im Anschluß an die Universität gehalten zu werden brauchen. Auf andre Weise wäre es doch auch möglich gewesen, unter den jungen Leuten Schüler und Jünger zu finden, und wie anders würde sich dann vielleicht sein Leben gestaltet haben! Längere Zeit stand mein Bruder dem Gedanken, Vorträge zu halten, innerlich sehr nah, aber daß ihn seine alte Zunft durchaus nicht mehr

haben wollte, empfand er, trotzdem er es vollständig begriff, als Kränkung. Dazu plagte ihn heimlich das Mißtrauen, daß ihm die Verleumdungen von Rée und Fräulein Salomé geschadet hätten, übrigens ganz irrtümlich, denn kein Mensch gab etwas auf das Gerede der beiden. Deshalb geriet er über diese Erlebnisse zuweilen nicht nur in eine schmerzliche, sondern auch entrüstete Stimmung, wie wir aus dem Brief an Gast vom 26. August 1883 sehen:

... „Worum ich Epikur beneide, das sind seiner Schüler in seinem Garten; ja, da läßt sich schon das edle Griechenland, und da ließe sich gar das unedle Deutschland vergessen! Und daher meine Wut, seit ich im breitesten Sinne begriffen habe, was für erbärmliche Mittel (die Herabsetzung meines Rufs, meines Charakters, meiner Absichten) genügen, um mir das Vertrauen und damit die Möglichkeit von Schülern zu nehmen. ‚Um des Ruhmes willen' habe ich nicht Eine Zeile geschrieben, das glauben Sie mir wohl: aber ich meinte, meine Schriften könnten ein guter Köder sein. Denn zuletzt: der Trieb des Lehrens ist stark in mir. Und insofern brauche ich sogar Ruhm, daß ich Schüler bekomme — zumal es mit einer Stellung an Universitäten nach der letzten Erfahrung unmöglich ist. —"

Schließlich schuf er auch diese peinlichen Erlebnisse zu Förderungen seiner Lebensaufgabe um, wie uns eine ergreifende Privatnotiz aus der Zeit seines Bruches mit Rée (August 1883) verrät: „Es hat mich freier gemacht — jede tiefe Verunglimpfung, jede Verkennung: immer weniger will ich von den Menschen, immer mehr kann ich ihnen geben. Das Abschneiden jedes einzelnen Bandes ist hart, aber ein Flügel wächst mir statt des Bandes."

Aber noch mehr leuchtet uns das amor fati, mit welchem er sein ganzes Leben und selbst die schmerzlichsten Erlebnisse umfaßte, aus dem nachfolgenden an mich gerichteten Brief von Ende August 1883 hervor:

„Meine liebe Schwester, es ist heute, wie schon seit drei Tagen, ein vollkommen reines Wetter — und ich überschaue mit Heiterkeit und Sicherheit, was ich bisher erreicht und nicht erreicht habe und was ich von mir noch will. Du weißt es nicht; und deshalb darf ich es Dir nicht verübeln, wenn Du mich gerne auf einem anderen Boden und gesicherter, geschützter sähest. Dein Brief an * * * gab mir zu denken, und noch mehr Deine gelegentliche Bemerkung, mein Zustand in Basel sei doch wohl der beste bisher gewesen. Ich hingegen urteile so: der ganze Sinn der furchtbaren physischen Schmerzen, denen ich ausgesetzt war, liegt darin, daß ich durch sie allein aus einer falschen, nämlich hundertmal zu niedrigen Auffassung meiner Lebens-Aufgabe herausgerissen worden bin. Und da ich zu den bescheidenen Menschen von Natur gehöre, so bedarf es der gewaltsamsten Mittel, um mich zu mir selber zurückzurufen. Auch die Lehrmeister, die meine Jugend gehabt hat, sind wahrscheinlich, im Verhältnis zu dem, was ich zu tun habe, nur geringere und vorübergehende Kräfte; daß ich über ihnen ihr Ideal geschaut habe, über all diesen Schopenhauers und Wagners — das hat mir sie ganz entbehrlich gemacht, und ich könnte mich jetzt gar nicht unbilliger beurteilen, als wenn ich mich nach diesen, von mir in jedem Sinne überwundenen Zeitgenossen beurteilte. Jedes Wort meines Zarathustra ist ja siegreicher Hohn und mehr als Hohn über die Ideale dieser Zeit: und fast hinter jedem Wort steht ein persönliches Erlebniß, eine Selbst-Überwindung ersten Ranges. Es ist ganz notwendig, daß ich mißverstanden werde; mehr noch, ich muß es dahin bringen, schlimm verstanden und verachtet zu werden. Daß meine ‚Nächsten' damit anfangen mußten, begriff ich vorigen Sommer und Herbst, und hatte das herrliche Bewußtsein, eben damit auf meiner Bahn zu sein. Dies Gefühl steht auch im Zarathustra überall zu lesen. Der schlimme Winter und

meine unterliegende Gesundheit haben mich davon entfernt und mutlos gemacht; und ebenso haben die Dinge, welche seit einigen Wochen über mich herstürzen, mir wieder die größte Gefahr gebracht — nämlich meinen Weg zu verlassen. Sobald ich jetzt sagen muß: ‚ich halte die Einsamkeit nicht mehr aus‘, so empfinde ich eine unsägliche Erniedrigung vor mir selber — so bin ich dem Höchsten, das in mir ist, abtrünnig geworden.

„Was liegt an diesen Rée's und Lou's! Wie kann ich ihr Feind sein! Und wenn sie mir Schaden getan haben — ich habe genug Nutzen von ihnen gehabt und gerade darin, daß es so ganz verschiedene Arten Menschen sind als ich bin: darin liegt für mich eine reichliche Compensation, ja eine Aufforderung zur Dankbarkeit gegen die Beiden. Es schienen beides originale Menschen zu sein und keine Copien: deshalb hielt ich es mit ihnen aus, so sehr sie mir gegen den Geschmack giengen. In Betreff der ‚Freundschaft‘ habe ich bis jetzt überhaupt Entbehrung geübt (und Schmeitzner z. B. behauptet, ich hätte gar keine Freunde, ‚ich sei zehn Jahre lang vollkommen in Stich gelassen worden‘). Was die ganze Richtung meiner Natur betrifft: so habe ich keinen Genossen, niemand hat eine Ahnung davon, wann mir ein Trost, eine Ermutigung, ein Händedruck not tut; dies war z. B. im höchsten Grade voriges Jahr der Fall, nach meinem Aufenthalte in Tautenburg und Leipzig. Und wenn ich klage, dann glaubt alle Welt ein Recht zu haben, ihr Bißchen Machtgefühl an mir als einem Leidenden auszulassen; man nennt's Zuspruch, Mitleiden, guten Rat usw.

„Aber so gieng es immer solchen Menschen, wie ich bin; mein ganz persönlicher Übelstand ist die schwankende Gesundheit, welche als Erniedrigung meines eigenen Kraftgefühls, als Mißtrauen gegen mich selber sich geltend macht: und da ich unter diesem europäischen Himmel mindestens zwei Drittel des Jahres leidend und schwer-

mütig bin, so gehört ein unglaubliches Glück dazu, daß ich's noch länger aushalte. Glück nenne ich hier nur das Ausbleiben solcher Unglücksfälle, wie der letztjährigen — also daß keine Steine in mein Uhrwerk geraten. Ich kann nämlich an kleinen Steinchen zu Grunde gehen, weil das Uhrwerk jetzt im höchsten Grade compliziert ist, und die Verantwortlichkeit in den allerhöchsten Fragen der Erkenntniß auf mir lastet. — In summa um doch eine praktische Consequenz aus diesen Allgemeinheiten zu ziehen: meine liebe, liebe Schwester, erinnere mich mit keinem Wort, weder mündlich noch schriftlich, an die Dinge, welche mich um mein Selbst-Vertrauen, ja fast um das Resultat meines Lebensweges bringen wollten! Rechne es auf meine Gesundheit, daß sie so sehr auf mich wirken und gewirkt haben! Schaffe Vergessen und irgend etwas Neues und ganz Verschiedenes davon, daß ich über den Verlust solcher ‚Freunde' lachen lerne! Und denke daran, daß einem Menschen, wie ich bin, niemals die Gegenwart gerecht werden darf, und daß jeder Compromiß zu Ehren des „guten Rufs" meiner nicht würdig ist.

„Geschrieben bei einem reinen Himmel, mit hellem Kopfe, gutem Magen und in früher Morgenstunde.

Von Herzen Dein Bruder."

Ich leugne nicht, daß ich damals eine Rückkehr zur Universität dringend gewünscht hätte und zwar zu einer wirklichen Universitätsstellung. Ich sah vielleicht besser als mein Bruder, war überdies auch durch Rohde, der sich der Pensionierung des Freundes stets mit dem größten Eifer widersetzt hatte, aufmerksam gemacht worden, daß eine solche Stellung für meinen Bruder einen großen Vorteil hatte: sie schuf eine Distanz zwischen ihm und den Verständnislosen, Ordinär-Denkenden. Eine solche Stellung ist ein Panzer, der das Genie mit seiner unbeschreiblich feinen Organisation schützt, sie hält die Frechen und Zudringlichen fern. Man hört so oft, wie sehr Goethe der

„Geheime Rat" geschadet habe, — man sollte doch auch einmal den ungeheuren Vorteil hervorheben, wie ihn dieser Titel und diese Stellung gegen unzählige Widerlichkeiten, die dem Genie an dem Lebensmark zehren, geschützt hat. (Aber vielleicht hat man dies schon hervorgehoben und ich weiß es nur nicht.) Es ist etwas so Peinliches für den Genius, in der Form, wie sich die Masse gegen ihn benimmt, auf die Schätzung seiner Geisteswerke angewiesen zu sein, — dieser Werke, die erst nach Jahrzehnten überhaupt begriffen werden können! Wenn ich also für meinen geliebten Bruder den Schutz der Universitätsstellung erstrebte, so lagen sehr ernste Gründe dafür vor; aber nachdem die Unmöglichkeit festgestellt wurde, durfte auch davon nicht mehr geredet werden. Sicherlich gab es auch mancherlei Gründe gegen die Ausführung des Planes, vor allem war es zweifelhaft, ob die Gesundheit seiner Augen wieder soweit gefestigt war, eine doppelte Belastung von Arbeit auszuhalten, und ob dann nicht seine Bücher, also seine höchste Lebensaufgabe zurückstehen müßte. Auch war einer seiner Hauptgründe gegen das Halten von Vorlesungen an einer Universität, daß er immer glaubte, die Schüler, die er dort gewinnen könnte, würden zu jung für ihn sein. Solchem jungen Geist und Charakter eine Last aufzubürden, die er noch nicht zu tragen vermochte, war ihm außerordentlich peinlich. Er schrieb mir einmal, als ich von Schülern gesprochen hatte: „Stein ist zu jung noch für mich, den würde ich verderben. Gast hätte ich beinahe verdorben, — ich habe tausend Rücksichten gegen ihn nötig." Die Ursache zu sein, daß jemand durch seine Ansichten Schaden erlitte oder gar zugrunde ginge und das an einem Menschen zu erleben, den er liebte, hätte ihm das Herz gebrochen. Er allein wußte, wie weit wir alle, die wir seinem Herzen nahe standen, noch entfernt davon waren, ihn wirklich zu begreifen und seine Probleme mit ihm zu empfinden; er fühlte es und litt darunter, ja, der

Gedanke daran hinderte ihn, seine harten und neuen Probleme weiter durchzudenken. So blieb ihm nur die Einsamkeit, die er ja zuweilen verwünschte, die ihm jedoch, sobald er ins Arbeiten und Schaffen kam, unumgänglich notwendig war. Schließlich wurde sie doch seine liebste Freundin, sie, die Gefährtin seiner höchsten Schaffenslust! Er schreibt mir später einmal über „Schüler" und „Einsamkeit": „Auch denke ich wieder mutiger über die Zukunft: und seltsam, in Betracht zu den ungeheuren Dingen, mit denen sich Dein dummer Bruder beschwert hat, heißt Mut bei mir auch immer so viel als: guter Wille zur Einsamkeit und Verborgenheit und Ablehnung jedes Arrangements, wozu mein vieles Kranksein mich verführen könnte. Wenn ich in den letzten Jahren hier und da nach ‚Schülern' geseufzt habe, so war es immer die Wirkung krankhafter Entmutigung; an guten Tagen weiß ich ganz deutlich, daß es besser ist, meine Hauptsachen still für mich abzumachen — und daß ich meinen Verkehr mit Menschen rein als Kur und gelegentliche Medizin zu nehmen habe, vor allem als Erholung. Aber sobald ich wieder zu Kräften komme, weiß ich, warum ich die größte Unabhängigkeit und Einsamkeit zuerst und zuzweit und zudritt nötig habe."

Die letzte Zeit des ohnehin melancholischen Aufenthaltes in Sils-Maria, Sommer 1883, wurde noch durch eine Zusammenkunft mit Professor Overbeck in Schulz-Tarasp verdorben. Natürlich hatte ihm seine Frau eingeprägt, sie ihres „unbescheidenen Briefes" wegen zu rechtfertigen und das befolgte nun Overbeck getreulich. Aber leider konnte er es nur dadurch fertig bringen, daß er versuchte, mir bei den ganzen Vorgängen Rée-Lou irgendwelche Schuld aufzubürden, — welche, ist mir noch heute rätselhaft. Ich habe mir auch gar keine Mühe gegeben, dahinter zu kommen, da ich froh war, von diesen widerwärtigen Geschichten so wenig wie möglich zu hören. Sicher ist nur, daß mein Bruder sich von Overbeck oder

indirekt durch dessen Frau auf wenige Tage beeinflussen ließ, so daß er ihm nach seiner Abreise in dieser Stimmung einen gegen mich mit Haß erfüllten Brief schrieb. Sehr schnell hat er aber diese Stimmung überwunden, wie seine an mich gerichteten Briefe aus jener Zeit zeigen. Auch schreibt er ein Jahr später, daß ihm Overbeck damals „eine ganz falsche Darstellung jener fatalen Geschichten gegeben habe". Er setzt hinzu, „wenn ich mich recht erinnere, denn mein Gedächtniß ist in Hinsicht auf die Chronologie jener Mißverständnisse und Dummheiten ganz verwüstet". Dieses mangelhafte Gedächtnis für Tatsachen war auch der Grund, weshalb es den beiden Overbecks so leicht wurde, ihm Falsches, das sie für richtig hielten, einzureden.

Zuletzt aber schloß der Aufenthalt in Sils-Maria mit dem Gefühl der Erleichterung und der Heiterkeit, wovon der letzte Brief von dort aus am 2. September 1883 Zeugnis gibt:

„Mein liebes Lama. Ich las Deinen Brief unterwegs und brach in lautes Lachen aus. Das erste befreiende Lachen seit Mailand! Auch ich hatte gestern ähnliche Nachrichten und meinen ganzen Sommer bereits in die von uns so beliebten Verse gebracht. Also die ganze Sache verläuft im Sande und alle tragischen Attitüden erscheinen nachträglich etwas lächerlich. Übrigens bin ich nicht verblendet und sehe jetzt deutlich das Wirrsal dieser letzten Monate. Erst klage ich über meine Freunde, daß mich alle im Stich gelassen hätten; darauf schreibt das tapfere Lama den guten Brief an Frau Rée (ein Frauenzimmer-Meisterstück!) und schickt mir die Copie. Zu gleicher Zeit kommen die Mitteilungen von Malwida*). Ich hörte soviel Neues und Schlimmes — stürzte mich wild in den Kampf — und verdarb dem armen Lama den ganzen Feldzugsplan.

*) Malwidas Mitteilungen kamen vorher.

Du hattest, wie ich nun sehe, nichts weniger als meine Anteilnahme an dem Kampf gewünscht. Immerhin ist das Resultat nicht nutzlos. Ich machte gleich zu meinen gestrigen Versen noch einen vorletzten hinzu. Der Schluß heißt nun so:

Der fröhliche Krieg.

Das Lama wollt' besiegen
In frischen fröhlichen Kriegen
Der gift'gen Schlangen Brut.*)
Da wollt' ich selbst dreinschlagen, —
Doch tat dies Seel' und Magen
Und auch dem Streit nicht gut.

Ergebung in Gott.

Laß nur das Lama schnauben!
Es wächst aus sauren Trauben
Zuletzt doch süßer Wein.
Der Liebe Unterpfänder
Sind kleine Mißverständer
Und große obendrein!

„Wir hätten mit oder ohne Malwida den Sommer bei einander bleiben sollen, das wäre viel vernünftiger gewesen. Wenn das Lama mit fröhlichen Gebärden erscheint, fliehen alle Nachtgespenster und sonstiges Gelichter, das uns entzweien will. Es giebt mehr dergleichen, als Du ahnst.**)

„Nun aber, meine liebe Schwester, giebt's kein Zögern mehr. Nächsten Mittwoch reise ich von hier ab und will nunmehr, falls es Euch recht ist, eine kleine Zeit in Naumburg zubringen. Ich habe einige Dinge in Deutschland

*) Die historische Wahrheit erforderte in der dritten Zeile etwas Singulares, z. B. „das gift'ge Schlangentier", aber der Reim paßte nicht. Entschuldige! Dichter lügen so viel! (Anmerkung von Nietzsche.)

**) Hier spielt er auf Frau Overbecks Handlungsweise an.

abzumachen. Vorerst aber bedarf ich im höchsten Grade: der Heiterkeit, schönen Obstes und alles dessen was sonst der Seele wohltut. Nicht wahr, ich brauche nicht zu erinnern, welche Art von Gesprächen unsrer lieben Mutter mir nicht zuträglich sind? Bitte beschwöre sie in dieser Beziehung, mich zu schonen.

„Mit dem Gedanken, in Leipzig über griechische Cultur Vorlesungen zu halten, ist es lange vorbei, und ich bin froh, von einer neuen Halbheit so schnell erlöst worden zu sein. Heinze schrieb mir mit der dankenswertesten Offenheit, daß mein Gesuch in Leipzig jedenfalls scheitern werde und daß die Fakultät es nicht wagen könne, mich dem Ministerium zu empfehlen, in Hinsicht auf jene Ansichten, die nun einmal mit meinem Namen verknüpft sind.

„Meine Bücher will ich einstweilen hier oben lassen. Nun sieh zu, meine Liebe Gute, daß es hübsch heiter und hell um mich ist. Ich habe noch Viel zu tun und muß sogar in den nächsten Jahren gerade mein Schwerstes tun: darnach sollte sich Alles ordnen und einrichten. Grüße unsre liebe Mutter mit innigem Dank für den letzten Brief.

„Mit den herzlichsten Wünschen Dein Fritz."

Dr. Paul Rée verzichtete also auf das Duell, ja selbst auf die Beleidigungsklage; alle meine Sorgen waren umsonst gewesen! Ich atmete auf, auch Fritz war guter Dinge.

Die erste Woche seines Aufenthaltes in Naumburg war deshalb auch wirklich sehr heiter und voller köstlicher Unterhaltungen und Spaziergänge. Aber nachher verdüsterte sich die allgemeine Stimmung, woran dieses Mal unsre gute Mutter die Schuld trug. Ein Jahr zuvor, Herbst 1882, war nämlich Dr. Bernhard Förster, mit welchem ich mich später verheiratete, lange Zeit in Naumburg bei seiner Mutter zu Besuch, mit welcher unsre Mutter befreundet war. Förster war damals in einer sehr

schwermütigen Stimmung, da er seines Antisemitismus wegen seine Stellung in Berlin hatte aufgeben müssen und weil ihn diese antisemitische Bewegung von manchem herzlich geliebten jüdischen Freund trennte. Auch ich war damals in einer sehr schmerzlichen Stimmung, die durch die Mißverständnisse mit meinem Bruder hervorgerufen wurde. Förster und ich waren uns schon zur Parsifalaufführung in Bayreuth begegnet und trafen nun in Naumburg fast täglich zusammen. Wir kannten uns schon mehrere Jahre und empfanden herzliche Freundschaft für einander; aber bei diesem vielfachen Zusammensein, in der gleichen Stimmung und mit gemeinschaftlichen Interessen, wurde aus der Freundschaft eine wahre Herzensneigung. Förster ging dann im Februar 1883 auf seine erste Forschungsreise nach Paraguay. Der verabredete Briefwechsel, welcher erst ganz freundschaftlich anfing, wurde immer wärmer und lebhafter, was unsre liebe Mutter auf die ihr schreckliche Vorstellung brachte, daß ich, wenn Förster von seiner Reise zurückkäme, vielleicht den abenteuerlichen Entschluß fassen würde, mit ihm nach Paraguay zu gehen. Sie bat nun Fritz dringend, in Gemeinschaft mit ihr diese „Marotte" zu bekämpfen. Fritz war dazu bereit, da er den Gedanken ebenso schrecklich wie unsre Mutter fand. Ich kann mich jetzt in meinem Alter eines wehmütigen Lächelns nicht erwehren, wie wertvoll ich meinen Angehörigen gewesen sein muß. Erst hatten Mutter und Sohn alljährlich um meine Gegenwart gekämpft und nun vereinigten sich beide, um gegen eine mögliche Heirat, die mich in weite Ferne führen würde, zu protestieren. Sonst sind doch Mütter ziemlich befriedigt, wenn ihre Töchter heiraten, zumal in so späten Jahren, und es waren mir früher genug Vorwürfe gemacht worden, daß ich günstige Heiratsgelegenheiten ablehnte. Jetzt aber, als es wirklich so schien, als ob ich mich noch zu einer Heirat entschließen würde, wurde mir das als die übelste Rücksichtslosigkeit gegen meine Angehörigen

ausgelegt. Sie hatten erwartet, daß ich ihr Alter verschöne. Eine alte Freundin bemerkte damals: „ich hätte Mutter und Bruder verwöhnt, daß bei allem was geschah, nur von ihnen die Rede gewesen wäre und nie von mir. Wenn aber jemand nie etwas für sich verlange, so würde ihm, wenn er es zu guter Letzt doch noch täte, das Recht darauf nicht mehr zugestanden." — In einem Brief meiner Mutter aus jener Zeit an eine Freundin behauptet sie: „daß ich die Sonne ihres Hauses wäre". Ich muß aber aufrichtig gestehen, daß mir dies Sonnige nicht erinnerlich ist, denn ich fühlte mich im Haushalt meiner Mutter sozusagen als fünftes Rad am Wagen, da sie selbst sehr tätig und rüstig war und immer eine vortreffliche Dienerin hatte. Wenn nun jemand einen so starken Tätigkeitstrieb besitzt wie ich und außerdem, wie ich wohl in meinem Alter und nach meinen Erfahrungen hinzusetzen darf: ein ziemliches Organisationstalent, der empfindet eine solche tatenlose Situation, wie meine damalige, als etwas Unwürdiges. Gerade das Schwierige, das in einer Heirat mit Förster in Hinsicht auf Auswanderung in ferne Länder und Koloniebegründung lag, hatte für mich etwas besonders Anziehendes. So wurden denn zunächst die „Försterschen Ideen": Antisemitismus und die Kolonisationsbestrebungen von Mutter und Bruder bekämpft. Da ich aber natürlich den abwesenden Freund und Heimlichgeliebten nicht unverteidigt lassen konnte, so entwickelte ich mich zur warmen Fürsprecherin für seine kolonialen Pläne, schließlich sogar zur Verteidigerin des Antisemitismus, der mir eigentlich unangenehm war und zu welchem ich nie die geringste Veranlassung gehabt hatte. Durch diese Meinungsverschiedenheiten, die meinem Bruder an mir ganz neu waren, wurde der Herbst 1883 nicht angenehm. Fritz nahm sie viel schwerer nach all dem Vorangegangenen, als es nötig war, denn nach den Erlebnissen mit Dr. Rée und Fräulein Salomé war etwas Fremdes in ihn ge-

kommen: das Mißtrauen in die Aufrichtigkeit der Verehrung seiner Umgebung, so daß er manches falsch auslegte. Ehe ich mich überhaupt mit Förster verlobte, sagte er plötzlich: „Auch meine Schwester verläßt mich.“ Er glaubte, an Autorität eingebüßt zu haben, sodaß ihn jede andre Meinung oder Widerspruch, den er sonst so gut vertragen konnte, im stillen verletzte. In diesem besonderen Fall kommen aber nun noch die Einflüsterungen einer Intrigen spinnenden jungen Dame, einer Verehrerin Försters dazu, die ihn selbst gern heiraten wollte und die, um Förster von mir fernzuhalten, es für das beste Mittel hielt, ihn mit meinem Bruder zu entzweien. Von alledem hatte ich keine Ahnung! Es blieb deshalb viel Unausgesprochenes, Mißverstandenes zwischen uns. Jeder hatte von den Gedanken des andern eine falsche Vorstellung, da mein Bruder zu diskret war, um Frau Overbeck oder jene Verehrerin Försters, die er zufällig kennen gelernt hatte, mit ihren Machinationen zu verraten. Nur erklärte er bei seiner Abreise nach Genua, daß ihm die Trennung und der Abschied diesesmal besonders schwer würde, er habe mir noch so viel zu sagen. Auf der Reise nach der Schweiz traf er, ohne es gewünscht zu haben, das Ehepaar Overbeck, das ihn sogleich wieder mit den alten dummen Geschichten quälte. Er schrieb: „Eine Stunde nach unserm Zusammensein war ich krank.“ Der Nebel der Mißverständnisse wurde immer dichter.

So kamen damals die verschiedensten peinlichen und schmerzlichen Erlebnisse zusammen, um dem Teuren wieder das Herz über die Maßen schwer zu machen: ein Freund verriet ihn auf das Schmählichste, seine Zunft wies ihn mit seiner Bitte Vorlesungen zu halten zurück und beraubte ihn einer der Möglichkeiten, sich Jünger und Schüler zu suchen; auch die wenigen Freunde, die ihm geblieben waren, zeigten Entfremdung und Mangel an jedem Verständnis, und selbst ich, seine einzige Schwester, suchte mir

eine andre Aufgabe als die, für ihn zu sorgen, plante in die weite Welt zu gehen und das Weltmeer zwischen ihn und mich zu legen. Was das so überaus tiefempfindende Herz meines Bruders durch dieses Zusammentreffen widriger Schicksale gelitten hat, können gröber geartete Menschen nicht begreifen. Mit Recht sagt Schopenhauer: „Man ist nur so unglücklich, als man intelligent ist.“ Nur wenige können deshalb verstehen, wie schwer er ringen mußte, um über diese bitteren Erfahrungen Herr zu werden.

Fünfzehntes Kapitel.

Der dritte Teil von „Also sprach Zarathustra".

Der Aufenthalt in Genua Herbst 1883 war ihm nicht so wohltätig wie früher, er sah sich nach einem andern Wohnort um und schreibt uns Ende November 1883: „Morgen geht es fort, meine Herzenslieben, ich will etwas Neues, nämlich Nizza, versuchen, denn Genua hat mir dieses Mal nicht gut getan. Auch war ich inzwischen hier zu bekannt geworden — ich konnte nicht mehr leben wie ich wollte. Genua ist mir eine ausgezeichnete Schule harter einfacher Lebensweise gewesen; ich weiß jetzt, daß ich wie ein Arbeiter und Mönch leben kann. So habe ich nämlich in all den Jahren hier gelebt (ohne irgendwelche Entbehrung zu empfinden) und meine Gesundheit dabei erobert.

„Genua ist heute, wie zum Abschied, rührend-schön in ihrem herbstlichen leuchtenden Glanze, so recht die Stadt für Menschen des Columbus. Das ist sie mir immer gewesen! Nun habe ich selbst ein neues Land entdeckt — glaubt mir das nur meine Lieben! —"

Aber auch Nizza wollte ihm als Stadt zum längeren Aufenthalt zunächst nicht gefallen, doch schreibt er schließlich: „Inzwischen hat sich wenig gebessert, aber doch so viel entschieden, daß ich den Winter in Nizza bleibe. Die lärmende elegante Stadt mißfiel mir Anfangs; zuletzt habe ich aber Manches herausgefunden, was für mich übrig

bleibt — stille Wege und italiänische Stadt-Teile, bessere Kost als in Genua und für einen bescheidenen Prinzen wie ich bin, im Ganzen auch alte Genueser Preise. Es ist eine große Stadt, man kann's haben, wie man will. Das Wichtigste aber ist, daß es keine Kranken-Stadt ist — viel zu frisch und windig: während es dieselbe Lichtfülle und Zahl der reinen Tage hat, wie jene Krankenorte, an denen ich nicht gehängt sein möchte.

„Ich habe gegen Genua diesen Fortschritt gemacht: Genua hat ungefähr im ganzen Jahr so viel himmlisch-blaue Tage wie Nizza in seinen 6 Wintermonaten. Von der belebenden, ja förmlich elektrisirenden Wirkung dieser Lichtfülle auf mein ganzes System kann ich keinen Begriff geben; der beständige schmerzhafte Druck auf dem Gehirn, dem ich zuletzt noch in Naumburg verfallen war, ist weg; auch esse ich noch einmal soviel und der Magen protestirt nicht.

„Trübe Tage machen mich auch hier krank. —

„Mein Zimmer ist sehr kalt, aber gut für den Frühling. Glücklicherweise bin ich durch die Genueser Winter an schauerliche Winter-Zimmer gewöhnt. . . .

„Licht, Licht, Licht — darauf bin ich nun einmal eingerichtet. —"

Zwar überfiel ihn wieder infolge seines eisigen Zimmers eine fatale Influenza, aber trotzdem fühlte er, wie wohltätig das Klima von Nizza für ihn sei, besonders nachdem er ein behagliches und stilles Zimmer für sich gefunden hatte. Aus jener Zeit hören wir durch die Aufzeichnungen eines Fremden mancherlei von seinem täglichen Leben und von den Gedanken, die ihn damals beschäftigten. Im Winter 1883/84 war ein ausgezeichneter junger Wiener Gelehrter, Dr. Paneth in Villafranca mit physikalisch-geologischen Studien beschäftigt. Er war ein Verehrer der bis dahin erschienenen Werke Nietzsches und wie es scheint, war das auch seine in Wien lebende Braut.

In den an sie gerichteten Briefen schildert er nun das Kennenlernen und die Unterhaltungen, die er mit meinem Bruder gehabt hat. Durch die große Liebenswürdigkeit der Witwe des leider so früh verstorbenen Gelehrten sind mir Auszüge aus diesen Briefen der Brautzeit zur Verfügung gestellt worden, woraus ich einige persönliche Schilderungen bringe.

Das unbefangene Urteil des Dr. Paneth, von welchem mein Bruder mit großer Anerkennung gesprochen hat, scheint mir sehr beachtenswert, da es aus der „unberühmten“ Zeit meines Bruders stammt und recht anschaulich sein ganzes Auftreten, Aussehen und die Art der Unterhaltung schildert; nur hat Dr. Paneth die Dürftigkeit der Verhältnisse etwas übertrieben. Mein Bruder hatte damals von Basel eine Pension von 3000 Frcs. und außerdem ungefähr 1000 Frcs. Zinsen von dem Rest seines Vermögens, so daß er jährlich über 4000 Frcs. verfügen konnte, ohne irgendwie auf den Ertrag seiner Schriften angewiesen zu sein. Allerdings bedrückte ihn die Basler Pension, von welcher er nach Andeutungen Overbecks annahm, daß sie ihm ungern gegeben würde, so daß er hier und da Pläne machte, ob er sie nicht aufgeben könnte. Dann wäre er allerdings arm gewesen. Dazu zeigte sich der Verleger recht schwierig; schon damals ahnte er, daß er seine Schriften nächstens auf eigne Kosten drucken lassen müßte, bei welcher Aussicht ihm die große Sorge kam, ob dann sein Vermögen ausreichen würde. Er legte für diesen Zweck jedes Jahr von seinen Einnahmen mindestens 500 Frcs. zurück und lebte, um für alles gerüstet zu sein, sehr sparsam, was Herr Dr. Paneth, der die näheren Verhältnisse nicht kannte, wohl als Armut betrachten konnte. Aber es war freiwillige Armut, was ein großer Unterschied ist. Es ist dem Teuren erspart geblieben, für den Lebensunterhalt schreiben zu müssen, wofür wir dem Schicksal nicht dankbar genug sein können, denn das hätte

er nicht ertragen. Übrigens hatte ich mich bei meinem letzten Aufenthalte in Basel im Sommer 1883/84 überzeugt, daß man dort durchaus geneigt war, seine Pension weiter zu zahlen, wenn auch die äußere Verpflichtung wohl nur bis zu einem bestimmten Termin bestand. Schließlich hatte sich doch mein Bruder seine Augen im Dienste der Universität Basel ruiniert.

Dr. Paneth schreibt: „Villefranche bei Nizza, „15. XII. 1883. Das Ereigniß des gestrigen Tages war, „daß ich beim Eintritt in's Laboratorium auf meinem „Tisch eine Karte fand: ‚Professor Dr. Nietzsche‘ und „darauf mit Bleistift geschrieben, wo er in Nizza wohnt. „Aus meinem letzten Briefe wirst Du wohl ersehen haben, „daß er hier herum ‚spukte‘ und daß ich mich auf der „Post und sonst angelegentlichst nach ihm erkundigt hatte. „Nun scheint man ihm das auf der Post gesagt zu haben, „und er war so liebenswürdig, mir seinen ersten Besuch „zu machen, den ich natürlich morgen oder übermorgen „erwidern werde; ich bin begreiflicherweise schon sehr ge„spannt darauf, ihn kennen zu lernen, und er scheint ja, „da er sogar zu mir gekommen ist und mir seine Adresse „hinterlassen hat, gar nicht so unnahbar zu sein.

„17. XII. Nachmittags fuhr ich nach Nizza ..... Ich „suchte dann Nietzsche auf, war zweimal bei ihm und „wartete auf ihn, umsonst, so daß mir nichts übrig blieb, „als meine Karte zurück zu lassen und ihn um Bestimmung „von Ort und Zeit einer Zusammenkunft zu bitten. Sein „Zimmerchen ist kahl und unfreundlich und gewiß nicht „mit Rücksicht auf Bequemlichkeit, sondern auf Billigkeit „gewählt worden; es hat nicht einmal einen Ofen, keinen „Teppich und sieht gar nicht hübsch aus und es war eine „eisige Kälte darin, während ich dort war. Mir fiel das „schwer auf's Herz; er ist auch leidend, wie mir seine „Hausfrau sagte. Ein so vorzüglicher, ungewöhnlicher „Mensch und so schlecht aufgehoben!

„26. XII. Dann fuhr ich nach Nizza und suchte Nietzsche „auf, den ich nach getroffener Verabredung endlich traf. „Er wohnt jetzt sehr hübsch und behaglich, und sein Leiden „ist auch ganz anderer Art, als ich vermutete, es ist wohl „hauptsächlich Magen- und Kopfleiden, durch Überarbeitung. „Das ist wohl schlimm, aber doch nicht so arg. Er war „ungemein freundlich, es ist auch nicht eine Spur von falschem „Pathos oder Prophetentum in ihm, wie ich nach dem „letzten Werke wohl befürchtet hatte, vielmehr giebt er „sich sehr harmlos und natürlich und wir fingen ein banales „Gespräch an über Klima, Wohnung und dergl. Dann „erzählte er mir aber ohne die mindeste Affectation und „Selbstbewußtsein, daß er sich immer als Träger einer „Aufgabe fühle und nun, soweit es ihm seine Augen ge- „statten, das, was in ihm sei, ausarbeiten wolle. Denke „Dir nur, der Mann lebt halb blind, ganz allein, er kann „Abends nie etwas machen. Ich trank eine Tasse Tee bei „ihm. Wir kamen auch auf den Galton zu sprechen; dann „erzählte er allerlei von sich selbst, daß er seine Professur „aufgegeben habe, daß er auch musikalisch bis zu jedem „Grade sei, bis zum Komponieren, aber wegen seiner „Nerven das nicht dürfe. — Er schenkte mir seine Photo- „graphie. Du würdest wahrscheinlich über sein Äußeres „ebenso wie ich erstaunen, es hat gar nichts Schwärmerisches „und Gesuchtes. Er hat eine ungemein klare und hohe „Stirne, schlichtes braunes Haar, verschleierte, tiefliegende „Augen, wie es seiner Halbblindheit entspricht, buschige „Augenbrauen, ein ziemlich volles Gesicht und einen mäch- „tigen Schnurrbart, sonst glatt rasirt. Er sagte mir noch, „er würde später in verschiedenen Städten öffentliche Vor- „träge halten. Auch sprachen wir viel von Sicilien und „Italien. Dann auch einiges über die Art und Weise „seiner Production, wobei wir übereinstimmten, daß das „unbewußte Leben jedes Menschen so viel, unendlich viel „reicher und wichtiger sei als das bewußte. Kurz, es

„wurden eine Menge Fragen berührt, und in allen fand „sich viel principielle Übereinstimmung, ohne daß wir „es erst eigentlich erwähnten. Dann giengen wir zu- „sammen auf den Bahnhof. — Ein Urteil über den Menschen „als solchen darfst Du natürlich von mir heute nicht er- „warten, dazu muß ich mir den Eindruck, den er mir ge- „macht hat, erst sich organisiren und auskrystallisiren „lassen.

„3. I. 1884. Nietzsche kam, um mich zu einem Spazier- „gang abzuholen und erzählte zunächst von Wohnungs- „fatalitäten, die er gehabt hatte. Dabei erwähnte er, wie „unausstehlich Nizza sei, weil es dort nur zweierlei gebe: „Leute, die sich ausbeuten ließen und solche, die von ihnen „lebten.

„Auf Schopenhauer kam dann die Rede. Es sei ein „Jammer, daß er keine Entwicklung gehabt habe, sondern „mit 26 Jahren stehen geblieben sei; das sei aus einer Ein- „bildung geschehen, ein Genie sei etwas Fertiges. Und „Schopenhauer sei im Moralischen auf einer so unreifen „Stufe, daß man sich schämen müsse, mit ihm eine Zeitlang „gegangen zu sein. Er sei völlig unhistorisch. Es gebe An- „hänger Schopenhauers, die über ihn hinausgiengen; frei- „lich seien die unglücklich. Einer habe sich an ihn (N.) „gewendet, er wolle mit ihm die griechischen Inseln be- „reisen und ein Hirtenleben führen. ‚Dem war wohl „kalt, er suchte in mir einen Ofen.'

„Wir kamen dann auf Dichter zu reden, dabei sagte „er, er glaube in sich dichterische Kräfte bis zu jedem Grade „zu haben; er habe sie so lange zurückgedrängt, daß er „jetzt nur die Schleusen zu öffnen brauche. Eine Be- „stätigung dafür sehe er darin, was für hohe Ansprüche „er jetzt stelle. Aber solche Einbildungen entstünden, wenn „man allein lebe. Faust sei gar nicht das Drama der Er- „kenntniß, die Faust'sche Stimmung ja gar nicht die eines „nach Erkenntniß Strebenden, sondern die eines Menschen,

„der in der Wissenschaft nur Formeln suche, um seine „Schüler an der Nase herumzuführen; es sei ganz merk„würdig, daß man Faust noch immer als die Tragödie „des Wissensdurstes ansehe.

„Zwischendurch sahen wir Wohnungen an und sprachen „über die Gegenden, über Meeresansichten und dergleichen. „Er wolle in diesem Winter den dritten Teil Zarathustra „schreiben, wenn es gut gienge; allerdings das Schreiben „selbst gienge rasch; er habe den ersten Teil in 10, den „zweiten Teil in 14 Tagen geschrieben, wollte aber solche „Zeiten nicht wieder durchmachen, es sei lebensgefährlich. „Dann wolle er sich wieder seiner alten Art zu komponiren „zuwenden, Zarathustra sei nur die Propyläen zu einem „zusammenhängenden philosophischen Werk. Er gebrauchte „den Ausdruck, er habe den Zarathustra ‚gedichtet‘; und „was er noch zu sagen habe, das laste schwer auf ihm. „Seine Werke seien immer ganz anders geworden, als er „sie intendirte; man könne die Priesterin blos auf den „Dreifuß setzen, was sie sage, bleibe ihr überlassen.

„Unterdessen waren wir wieder zu Hause angelangt „und speisten zusammen. Nach Tische erzählte er von „Richard Wagner, dessen Intimität er lange Zeit ge„nossen hatte, wie sonst Niemand, von dem er sich losge„sagt habe — ‚eine Trennung, an der man zu Grunde „gehen kann, das Schwerste, was ich durchzumachen hatte‘. „Wagner hätte mit Parsifal eine traurige Parodie seines „Siegfried geschrieben; er sei zum Abendmahl gelaufen „und hätte dabei seine ‚Entzückungen‘ gehabt. Er (Nietzsche) „hätte früher den Versuch gemacht, Wagner von seiner „christlich-germanischen, zu einer freien, allgemein-mensch„lichen, griechischen, dithyrambischen Auffassung (wie er es „nannte) zu bekehren; er hätte sich trennen müssen, was „Wagner schwer gekränkt hätte. Sein Verhältnis zu „Wagner liege in den Worten, deren Melodie W. bei „dem ersten Zusammentreffen spielte: ‚Weh, verwundet

„hat mich, der mich erweckt!' Wagner sei nicht so talentirt „gewesen; das Hervorragendste an ihm war ein gewaltiger „Wille zu herrschen, die Menschen ganz zu besitzen; der „habe Wagners Talent geschaffen. Ob nicht die ganze „Schopenhauer'sche Lehre vom Genie zu modifiziren sei, „ob nicht ein gewaltiger Wille in einem Menschenleben „das vollbringen könne, was sonst die Arbeit von Gene- „rationen sei? Wagner sei ungemein mißtrauisch gewesen, „auch gegen sich; er arbeitete mit allen Mitteln, nur aus „Mißtrauen, um ja keinen Zuhörer loszulassen. Er habe „gute Kapellmeister sehr geschätzt, für junge Komponisten „kein Interesse gehabt. Aber die Linie, in der sich Wagner „bewegte, von schlechten Effectopern, wie Rienzi, den er „mit 26 Jahren schrieb, wo sonst Musiker bereits ihr Bestes „leisten — während Wagner damals ‚noch nicht seine See- „fahrt angetreten, geschweige denn sein Land entdeckt' hatte „— zum Ring des Nibelungen sei ungeheuer und er habe „alle Ansprüche gesteigert, an Komponisten, Sänger, Maschi- „nisten. Den Italienern bleibe das immer fremd, es sei „für sie eine ‚gelehrte Musik'; sie ließen es nur aus Höflich- „keit gelten.

„Ich fragte ihn, woher sein Augenleiden stamme. Er „habe schon früher an Kurzsichtigkeit gelitten und als Uni- „versitätsprofessor zehnmal mehr gearbeitet, als gut ge- „wesen sei. Er habe 1½ Jahre mit einem Index zu einer „philologischen Zeitschrift zugebracht, ohne jeden materiellen „Erfolg, man wisse auch nicht, daß er von ihm sei; und „dies nur, weil er Ritschl, seinem Lehrer, versprochen hatte, „Jemand zu finden, der diese Arbeit übernehme und Nie- „mand fand, außer sich selbst.

„In der jetzigen Überproduction und Überhastung, in „der Verschlechterung der Sprache, in Alledem sehe er „Zeichen einer heranbrechenden Barbarei. Er glaubte, die „Griechen könnten noch in viel höherem Grade unsere „Lehrmeister sein; was sei Platon, vor dem Alle zitterten,

„wohin er kam, für eine Erscheinung gegen Kant, mit „seiner Neigung zum Mystizismus und seinen Connivenzen gegen Religion und Regierung, daß es herrschende „Naturen gebe von vorneherein und andere, die zum Gehorchen und nichts sonst, da seien, und daß es nur dann „gut eingerichtet sei, wenn eine Macht und höhere Weisheit beisammen sind, das habe Platon unübertrefflich „eingesehen. Das Geschrei von der Gleichheit aller Menschen „sei blödsinnig. Wir trennten uns dann mit dem Versprechen, uns wiederzusehen. — Ich beschränke mich auf „die genaue, wenn auch sehr gedrängte Wiedergabe von „Nietzsche's Äußerungen. Wir waren 6 Stunden in angeregtem Gespräch beisammen, Nietzsche schien sehr frisch, „und gar nicht müde. Alles, was er sagte, war höchst „einfach und liebenswürdig vorgebracht. Sein Auftreten „ist durchaus zwanglos und anspruchslos, ernst und „würdig; für Humor ist er sehr empfänglich und ein „Lächeln steht ihm sehr gut."

Schon aus diesen Aufzeichnungen sieht man, daß meines Bruders Gesundheit wieder recht gut geworden war. Dazu kam das hellste, schönste Wetter, das Nizza überhaupt bieten kann, was natürlich zur Erhöhung seines Wohlbefindens beitrug. In dieser bezaubernden Lichtfülle fand er seine volle Schaffenskraft wieder, so daß er den dritten Teil des Zarathustra schuf: „Im Winter darauf, unter dem halkyonischen Himmel Nizzas, der damals zum ersten Male in mein Leben hineinglänzte, fand ich den dritten Zarathustra — und war fertig. Kaum ein Jahr, für's Ganze gerechnet. Viele verborgne Flecke und Höhen aus der Landschaft Nizzas sind mir durch unvergeßliche Augenblicke geweiht; jene entscheidende Partie, welche den Titel ‚Von alten und neuen Tafeln' trägt, wurde im beschwerlichsten Aufsteigen von der Station zu dem wunderbaren maurischen Felsenneste Eza gedichtet, — die Muskel-Behendigkeit war bei mir immer am größten, wenn die

schöpferische Kraft am reichsten floß. Der Leib ist begeistert: lassen wir die ‚Seele' aus dem Spiele. . . . Man hat mich oft tanzen sehn können; ich konnte damals, ohne einen Begriff von Ermüdung, sieben, acht Stunden auf Bergen unterwegs sein. Ich schlief gut, ich lachte viel —, ich war von einer vollkommnen Rüstigkeit und Geduld."

Erfüllt von dem Gefühl des Sieges und der Kraft, fand er auch den Mut, den schwersten Gedanken, den der Ewigen Wiederkunft, zu verkünden. In diesem Zustand des Entzückens, den nur der Stärkste, der Schöpfer und Vernichter beim Anblick des Vergehens und Entstehens empfinden kann und den er in Ewigkeiten immer wieder haben will, sang er das Sieben-Siegellied und bricht immer von neuem in den Jubelruf aus: „Denn ich liebe dich, o Ewigkeit! Denn ich liebe dich, o Ewigkeit!!" Ich glaube, daß mit diesem Jubelgesang der entzückten Seele der Dichter wohl das Höchste und Fernste erreicht hat, das ihm vergönnt war.

Auch der Druck des dritten Teils zog sich ungebührlich in die Länge, endlich konnte er am 22. Februar 1884 an Rohde schreiben: „Mein ‚Zarathustra' ist fertig geworden, in seinen drei Akten: den ersten hast Du, die beiden andern hoffe ich in 4—6 Wochen Dir senden zu können. Es ist eine Art Abgrund der Zukunft, etwas Schauerliches, namentlich in seiner Glückseligkeit. Es ist Alles drin mein Eigen, ohne Vorbild, Vergleich, Vorgänger; wer einmal darin gelebt hat, der kommt mit einem andern Gesichte wieder zur Welt zurück.

„Aber davon soll man nicht reden. Für Dich aber, als einen homo litteratus, will ich ein Bekenntniß nicht zurückhalten: — ich bilde mir ein, mit diesem Zarathustra die deutsche Sprache zu ihrer Vollendung gebracht zu haben. Es war, nach Luther und Goethe, noch ein dritter Schritt zu tun —; sieh zu, alter Herzens-Kamerad, ob Kraft, Geschmeidigkeit und Wohllaut je schon in unsrer

Sprache so beieinander gewesen sind. Lies Goethe nach einer Seite meines Buchs — und Du wirst fühlen, daß jenes ‚Undulatorische‘, das Goethen als Zeichner anhaftete, auch dem Sprachbildner nicht fremd blieb. Ich habe die strengere männlichere Linie vor ihm voraus, ohne doch, mit Luther, unter die Rüpel zu geraten. Mein Stil ist ein Tanz; ein Spiel der Symmetrien aller Art und ein Überspringen und Verspotten dieser Symmetrien. Das geht bis in die Wahl der Vocale. — Verzeihung! Ich werde mich hüten, dies Bekenntniß einem Andern zu machen, aber Du hast einmal, ich glaube als der Einzige, mir eine Freude an meiner Sprache ausgedrückt.

„Übrigens bin ich Dichter bis zu jeder Grenze dieses Begriffs geblieben, ob ich mich schon tüchtig mit dem Gegenteil aller Dichterei tyrannisirt habe.“

Mein Bruder wollte damals nicht, daß man über ihn öffentlich schriebe, besonders nicht über den Zarathustra. Davon erzählt Dr. Paneth am 7. März 1884: „Gestern „war ich in Nizza und bei Nietzsche, den ich zu Hause „und sehr wohl und angeregt traf. Ich fragte, ob es ihm „recht wäre, wenn ich bei Gelegenheit des Erscheinens des „3. Teils ‚Zarathustra‘ etwas über ihn schriebe, nur um „auf ihn aufmerksam zu machen. Es würde ihm recht sein, „meinte er, war aber durchaus nicht erbaut davon, sodaß „ich nicht weiß, ob ich es tun soll, da es ihm entschieden „unangenehm ist. Er hätte nie irgend welche derartige „Verbindungen angeknüpft, und lebe ganz isolirt; er hätte „eine ‚kleine und stille Gemeinde, aber Auserwählte‘. Er „ist von seiner Mission völlig überzeugt und von seiner „säcularen Bedeutung; in diesem Glauben ist er stark und „groß, über alles Unglück, über seine körperlichen Leiden, „über Armut erhaben. Eine derartige Verachtung jedes „äußeren Mittels zum Erfolge, eine derartige Freiheit „von allem Clique- und Reklamewesen ist imposant.“

Im Mai 1884 schreibt er bei der Übersendung des

dritten Teils des Zarathustra im gleichen Sinne an Dr. Paneth: „Bemerken Sie aber wohl: mein Werk hat Zeit —, und mit dem, was diese Gegenwart als ihre Aufgabe zu lösen hat, will ich durchaus nicht verwechselt sein. Fünfzig Jahre später werden vielleicht Einigen (oder Einem: — es bedürfte eines Genie's dazu!) die Augen dafür aufgehn, was durch mich getan ist. Augenblicklich aber ist es nicht nur schwer, sondern durchaus unmöglich (nach den Gesetzen der ‚Perspective'), von mir öffentlich zu reden, ohne nicht grenzenlos hinter der Wahrheit zurückzubleiben."

An mich schreibt er Mitte Juni 1884 über den dritten Teil des Zarathustra: „Liebe Schwester. Unsre Mutter schreibt mir, daß Du von dem 3. Teil des Zarathustra so erfüllt wärest und keine Worte fändest, den Dank für das Geschenk auszudrücken. Es sollte schon längst in Deinen Händen sein, wenigstens habe ich dem Verleger schon lange den Auftrag dazu gegeben. Das ist aber auch kein Geschenk, für das man so ohne Weiteres zu danken hätte — ich verlange ein Umlernen in Betreff der liebsten und verehrtesten Empfindungen, und viel mehr als ein Umlernen! Wer weiß wie viele Generationen erst vorüber gehen müssen, um einige Menschen hervorzubringen, die es in seiner ganzen Tiefe nachfühlen, was ich getan habe! Und selbst dann macht mir der Gedanke Schrecken, was für Unberechtigte und gänzlich Ungeeignete sich einmal auf meine Autorität berufen werden. Aber das ist die Qual jedes großen Lehrers der Menschheit: er weiß, daß er, unter Umständen und Unfällen, der Menschheit zum Verhängniß werden kann, so gut als zum Segen.

„Nun, ich selber will Alles tun, um zum Mindesten keinem allzugroben Mißverständniß Vorschub zu leisten, und jetzt, nachdem ich mir diese Vorhalle meiner Philosophie gebaut habe, muß ich die Hand wieder anlegen und nicht müde werden, bis auch der Haupt-Bau fertig vor mir

steht. Menschen, die nur die Sprache der Ambition verstehen, mögen mir nachsagen, daß ich nach der höchsten Krone griffe, welche die Menschheit zu vergeben hat. Wohlan!

„Also das Gerüste zu meinem Haupt-Bau soll in diesem Sommer aufgerichtet werden; oder anders ausgedrückt: ich will das Schema zu meiner Philosophie und den Plan für die nächsten sechs Jahre in diesen nächsten Monaten aufzeichnen. Möchte meine Gesundheit dazu ausreichen!"

Auch nach dem zweiten und dritten Teile des Zarathustra, die zusammen versendet wurden, hörte der Autor von den Freunden, mit Ausnahme von Peter Gast, nichts was ihm Freude machte oder Verständnis zeigte. Rohde hat seinen Dankesbrief später, offenbar im Gefühl von dessen vollständiger Unzulänglichkeit, vernichtet. Auch Gast erklärt, daß er von den die Menschheit verwandelnden Zielen des Zarathustra erst später ein deutliches Bild empfangen habe, als ihm durch die letzten Schriften aus den Jahren 1886—88 diese Gedanken in ihrer vollen Tiefe aufgegangen seien. Vielleicht empfand mein Bruder, daß er in der Tat von den Freunden zuviel verlange. — Mit der ihm eigenen Mischung von leichter Ironie und tiefem Schmerz schreibt er später einmal: „Das Buch hat den Fehler zu reich, zu warm, zu leidenschaftlich zu sein: es stört die Nachtruhe. Die Probleme springen von allen Seiten auf Dich los, — es sind Worte darin, die einem Gotte noch das Herz zerreißen, es sind Erfahrungen darin, die man nur sechstausend Fuß über jeder menschlichen Drangsal macht. An diesem Werk muß Einem jedes Wort einmal weh getan und verwundet, und wieder einmal tief entzückt haben: was man nicht so verstanden hat hat man gar nicht verstanden."

Sechzehntes Kapitel.

Der Übermensch.

Während die drei Teile des Zarathustra veröffentlicht wurden, erkannte der Autor sehr bald, daß seine neuen Gedanken den größten Mißverständnissen ausgesetzt waren, besonders aber: Die ewige Wiederkunft und der Übermensch. Wir finden nun aus jener Zeit mehrere Pläne zu einem großen Werke, das gerade diese Gedanken zum Mittelpunkt haben sollte, z. B.:

„1. Die ewige Wiederkunft.
Eine Wahrsagung.
Erster Teil: Der schwerste Gedanke.
Zweiter Teil: Jenseits von Gut und Böse.
Dritter Teil: Mensch und Übermensch."

Ich kann es nicht genug beklagen, daß er diesen Plan nicht ausgeführt hat, besonders das dritte Buch: Mensch und Übermensch, damit es deutlich herausgekommen wäre, was mein Bruder damals und vielleicht immer unter dem Worte „Übermensch" verstanden hat.

Es war zunächst sehr interessant zu untersuchen, wann dieses Wort zum erstenmal und in welchem Zusammenhang es in meines Bruders Niederschriften aufgetaucht ist. Da ist es recht merkwürdig, wie weit wir zurückgehen müssen, nämlich bis zum Winter 1862, wo mein Bruder als Obersekundaner mit 17 Jahren in seiner kleinen literarischen Gesellschaft seinen beiden Freunden Wilhelm und Gustav

einen Vortrag über die dramatischen Dichtungen Byrons hielt. Darin bezeichnet er die Byron'schen Heldengestalten als Übermenschen, wie er mehr als 20 Jahre später auch die Shakespeareschen Helden bezeichnet hat.

Für die dazwischenliegenden langen Jahre hat man angenommen, daß mein Bruder so stark unter dem Einfluß darwinistischer Vorstellungen gestanden hätte, daß er sich den Übermenschen als eine Über-Art gedacht habe, die sich in ähnlicher Weise bilden könnte, wie sie der Darwinismus für die Entwicklung der höheren Organismen aus niederen annimmt. Doch muß ich dies nach meiner eignen Überzeugung vollständig ablehnen, denn wer mit meinem Bruder persönlich darüber gesprochen hat, erinnert sich genau, daß er nur im Sinne einer Ideal-Schöpfung des Übermenschen gedachte: „Der Gegensatz des Übermenschen ist der letzte Mensch: ich schuf ihn zugleich mit jenem" (1883), — und daß er die so vielfach mißverstandenen Reden am Anfang des Zarathustra immer nur als die „Gleichnißreden vom größten und kleinsten Menschen" bezeichnete. Daraufhin lese man sie. „Ich lehre euch den Übermenschen. Der Mensch ist Etwas, das überwunden werden soll. Was habt ihr getan, ihn zu überwinden? Alle Wesen bisher schufen Etwas über sich hinaus: und ihr wollt die Ebbe dieser großen Flut sein und lieber noch zum Tiere zurückgehn, als den Menschen überwinden?

„Was ist der Affe für den Menschen? Ein Gelächter oder eine schmerzliche Scham. Und ebendas soll der Mensch für den Übermenschen sein: ein Gelächter oder eine schmerzliche Scham.

„Ihr habt den Weg vom Wurme zum Menschen gemacht, und Vieles ist in euch noch Wurm. Einst wart ihr Affen, und auch jetzt noch ist der Mensch mehr Affe, als irgend ein Affe."

Man faßte diese Verse rein darwinistisch auf und zwar ganz im wörtlichen Sinne, während der Dichter hier offen-

bar nur das Gleichnis gebraucht, um an Vorstellungen anzuknüpfen, die damals im Allgemeinen als richtig betrachtet wurden. Wir finden in seinen privaten Aufzeichnungen Nichts, was irgendwie die Ansicht bestätigte, daß der Autor in dem Maße Darwinist gewesen sei, daß er den Übermenschen als eine durch Entwickelung und Vererbung erreichte neue Gattung hätte darstellen wollen, — sondern ganz im Gegenteil: wir finden, daß er die Entwicklung zu immer höheren Formen des Lebens als eine noch unbewiesene Hypothese betrachtet, dagegen aber vielleicht als eine bereits einverleibte Vorstellung, die erst bei einer veränderten Wertschätzung als nicht beweisbar erkannt werden könnte. Er schreibt im Sommer 1883 in seinen privaten Aufzeichnungen:

„Geschichte ist Entwickelung der Zwecke in der Zeit: so daß immer höhere aus den niedrigeren wachsen. Zu erklären, warum immer höhere Formen des Lebens entstehen müssen. Darüber sind ja die Teleologen und Darwinisten eins, daß es geschieht. Aber das Ganze ist eine Hypothese, auf Grund der Wertschätzungen, — und zwar neuerer Wertschätzungen. Das Umgekehrte, daß Alles bis zu uns herab Verfall ist, ist ebenso beweisbar. Der Mensch, und gerade der Weiseste, als die höchste Verirrung der Natur und Selbstwiderspruch (das leidendste Wesen): bis hierher sinkt die Natur." Man vergleiche mit diesen Aphorismus Alles, von der „Morgenröte" bis zum „Willen zur Macht", was der Autor des Zarathustra über den Darwinismus geschrieben hat — überall begegnen wir der gleichen Skepsis gegen dessen fundamentalste Anschauungen — und man wird gleich mir zu der Überzeugung gelangen, daß diese Rede vom Übermenschen mit seinen Gegenbildern eben nur als eine Gleichnisrede zu betrachten ist.

Wie mir es scheint, wollte der Dichter nur in der Gegenüberstellung von Wurm und Affe einerseits und Mensch

andrerseits im Gleichnis ausdrücken, wie weit der Übermensch von dem kleinen Menschen der Gegenwart entfernt sein soll. Man vergesse doch nicht, wo uns dieses Bild zuerst gezeigt wird: unter dem Gesindel am Markte, unter den kleinen Menschen, die in ihrer Genüßlichkeit Ekel einflößen. Hier mußte der Dichter uns diese wundervolle Vision des höchsten Menschen zeigen, weil dieser erbärmliche Anblick der Freude am letzten Menschen sonst kaum zu ertragen war und nur aus dem Glück des Übermenschen heraus der Grundgedanke des ganzen Werkes, das Geheimnis der Ewigen Wiederkunft als höchste Bejahung des Lebens verständlich wird. „Wir schufen den schwersten Gedanken, nun laßt uns das Wesen schaffen, dem er leicht und selig ist.“ —

Etwas Anderes ist es, wenn wir überhaupt fragen, welchen Einfluß jene große Bewegung der Naturwissenschaft aus der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, in welcher die Entwicklungslehre im Mittelpunkt stand, auf meinen Bruder gehabt hat. Man macht sich jetzt kaum eine Vorstellung, wie sehr vor vierzig Jahren die Gemüter davon erfüllt waren. Auch mein Bruder nahm an diesem Kampf der Meinungen auf das lebhafteste Anteil, schon als Student, besonders aber als junger Professor in Basel. Der Kampf hatte dort 1869 ein gewisses aktuelles Interesse und wurde hauptsächlich durch Rütimeyers abfällige Kritik von Haeckels „Natürlicher Schöpfungsgeschichte“ hervorgerufen, von welcher einzelne Klischees zu mancherlei Zweifeln Veranlassung gaben. Rütimeyer war einer von meines Bruders Kollegen und wurde sehr von ihm geschätzt; seinen Hauptansichten konnte er im allgemeinen zustimmen, besonders auch in betreff der Selektionstheorie. Rütimeyer hatte darin eine von Darwin abweichende Meinung; er bestritt, daß für die Artveränderung die Theorie der Zuchtwahl nötig sei, oder eine Erklärung gebe. Im übrigen war Rütimeyer schon

vor Darwin, ebenso wie K. E. von Baer, Naegeli und andere (besonderes auch die deutsche Naturphilosophie und vor allem Lamarck!), auf die Entwicklungsidee gekommen. Trotzdem war das Verhältnis zwischen ihm und Darwin ein gegenseitig sehr achtungsvolles; dagegen wurde er von Haeckel auf das schärfste angegriffen. Von Anfang an stand mein Bruder in diesem Kampfe auf der Seite Rütimeyers, Baers und Naegelis, und das ganze Rüstzeug dazu war in seiner Bibliothek vorhanden, z. B. die Schriften von Rütimeyer, sodann „Entstehung und Begriff der naturhistorischen Art“ von Naegeli 1865 und die Schriften E. v. Baers, wobei ich mich noch lebhaft erinnere, daraus meinem Bruder damals vorgelesen zu haben. Aber auch Darwin zustimmende Werke, wie die von Carl Vogt und „Descendenzlehre und Darwinismus“ von Oscar Schmidt 1873 waren vorhanden. Von meines Bruders persönlicher Meinung in dieser ganzen Angelegenheit erinnere ich mich nur, daß er Darwin als Anstoß zu einer der bedeutendsten wissenschaftlichen Bewegungen in seinem vollen Werte schätzte. Er machte ihm aber den Vorwurf, daß er wissenschaftliche Entdeckungen, die auch von anderen schon vor ihm ausgesprochen waren, von ihm jedoch mit der reichsten Fülle von Wissen und Erfahrung vervollständigt wurden, popularisiert habe. Vielleicht war das aber mehr der Fehler der Anhänger Darwins. Es war gewissermaßen ein Axiom meines Bruders, daß durch die Popularisierung eine wissenschaftliche Entdeckung und Theorie in ihrer ruhigen sachlichen Weiterentwicklung gehindert würde. Sicherlich nötigt die Popularisierung eines wissenschaftlichen Gedankens zu einer viel bestimmteren Ausdrucksweise, als es vielleicht in dem Wesen dieses Gedankens liegt. Z. B. traten die Anhänger Darwinscher Theorien damals mit einer solchen Sicherheit auf und brachten ein solches Durcheinander von Beweisbarem und Unbeweisbarem, daß auch noch andere redliche Gelehrte

mit geschärftem intellektuellen Gewissen sich zweifelnd davon abwandten. Im übrigen war mein Bruder geneigt, nicht nur Lamarck, sondern auch deutschen Gelehrten, wie den obengenannten, besonders Goethe, ein Hauptverdienst um die Entwicklungsgeschichte zuzuschreiben. Vor allem aber glaubte er, daß die gesamte Entwicklungstheorie ohne Hegels Vorbereitung nur schwer Eingang in die wissenschaftliche Welt gefunden haben würde: „Nehmen wir . . . den erstaunlichen Griff Hegels, der damit durch alle logischen Gewohnheiten und Verwöhnungen durchgriff, als er zu lehren wagte, daß die Artbegriffe sich auseinander entwickeln: mit welchem Satze die Geister in Europa zur letzten großen wissenschaftlichen Bewegung präformiert wurden, zum Darwinismus — denn ohne Hegel kein Darwin."

Es liegt bis jetzt noch nicht klar vor Augen, welche Fäden von jener großen wissenschaftlichen Bewegung der Entwicklungstheorie zu meines Bruders Theorie der Höherzüchtung der Menschheit führen. Will man durchaus einen Einfluß der einen auf die andere Theorie annehmen, so muß man ihn jedenfalls in die letzten Jahre vor und die ersten Jahre nach 1870 zurücklegen, da sich der Gedanke der Höherzüchtung bereits in den Niederschriften jener Jahre findet. Man darf aber nicht vergessen, daß diese Höherzüchtung von Anfang an allein in den Willen und die Hand der höhergearteten Menschen gelegt wurde und daß der Kampf ums Dasein, den mein Bruder im gewöhnlichen Sinn stets als höchstens zum Tier zurückbildend ablehnte, in einer andern und verklärten Gestalt erscheint, nämlich als Kampf um höheres, stärkeres Dasein und als Wettkampf um Sieg und Übermacht. Hierbei bemerken wir auf das stärkste den Einfluß der Griechen, wenn sich auch der Begriff und das Ziel des Kampfes weder mit dem griechischen noch mit dem Darwinschen vollständig deckt. Sicherlich erscheint der Einfluß

von naturwissenschaftlicher Seite gering im Verhältnis zu dem der Griechen.

Aus jenen erwähnten Gedanken der Züchtung einzelner grandioser Menschen, die meinem Bruder in den Jahren 1872/73 während seiner intensiven Griechenstudien gekommen sind, folgt hier einiges:

„Wie man nur ein ganzes Volk verherrlichen und preisen kann! Die Einzelnen sind es, auch bei den Griechen.

„Die Griechen sind interessant und ganz toll wichtig, weil sie eine solche Menge von großen Einzelnen haben. Wie war das möglich? Das muß man studieren.

„Mich interessirt allein das Verhältniß des Volkes zur Erziehung des Einzelnen: und da ist allerdings bei den Griechen Einiges sehr günstig für die Entwicklung des Einzelnen, doch nicht aus Güte des Volkes, sondern aus dem Kampf der bösen Triebe.

„Man kann durch glückliche Erfindungen das große Individuum noch ganz anders und höher erziehen, als es bis jetzt durch die Zufälle erzogen wurde. Da liegen noch Hoffnungen: Züchtung der bedeutenden Menschen."

In dem Gedanken der Züchtung zum Übermenschen hin kommt also Nietzsches Jugendideal, daß „das Ziel der Menschheit in ihren höchsten Exemplaren liegt" (oder, wie er es in „Schopenhauer als Erzieher" noch deutlicher sagt: „Die Menschheit soll fortwährend daran arbeiten, einzelne große Menschen zu erzeugen — und dies und nichts Anderes sonst ist ihre Aufgabe") neu geweiht zum Ausdruck. Aber die 1873 am höchsten gestellten Ideale werden jetzt nicht mehr als die höchsten Typen der Menschheit bezeichnet. Nein, um dies zukünftige Ideal einer zukünftigen Menschheit: den Übermenschen, hat der Dichter noch den Schleier des Werdens gebreitet. Wer kann wissen, bis zu welcher Pracht und

Höhe es sich erheben wird! Deshalb ruft der Dichter nachdem er unsern höchsten idealen Begriff, den des Erlösers, nach dem neuen Wertmaß geprüft hat, im Zarathustra mit Leidenschaft aus:

„Niemals noch gab es einen Übermenschen. Nackt sah ich Beide, den größten und den kleinsten Menschen: —

„Allzuähnlich sind sie noch einander. Wahrlich, auch den Größten fand ich — allzumenschlich!" —

Während ihm zuerst die Gestalt des Übermenschen als eine entzückende Vision erschien, glaubte er, daß es noch niemals seinesgleichen gegeben hätte. Später blickte er deutlicher auf alles Vergangene hin und entdeckte dann doch solche, die in Wirklichkeit und nicht nur bei den Dichtern wie Shakespeare und Byron als eine Verwirklichung seiner Vision erschienen, z. B. Cäsar, Napoleon, Goethe, — vorzüglich auch bei den Griechen, „dem bisher höchstgearteten Typus ‚Mensch'". Der Darwinismus kommt also kaum in Betracht, weder für den frühsten Gedanken noch für die spätere Zeit.

Der Autor des Zarathustra hat sich später auf das energischste, sogar in sehr unhöflicher Form, gegen solche gewehrt, die ihn „des Darwinismus verdächtigt hätten", und um jeden Irrtum auszuschließen, schreibt er im Antichrist: „Nicht was die Menschheit ablösen soll in der Reihenfolge der Wesen, ist das Problem, das ich hiermit stelle (— der Mensch ist ein Ende —): sondern welchen Typus Mensch man züchten soll, wollen soll, als den höherwertigeren, lebenswürdigeren, zukunftsgewisseren. Dieser höherwertigere Typus ist oft genug schon dagewesen: aber als ein Glücksfall, als eine Ausnahme, niemals als gewollt. Vielmehr ist er gerade am besten gefürchtet worden, er war bisher beinahe das Furchtbare; — und aus der Furcht heraus wurde der umgekehrte Typus gewollt, gezüchtet, erreicht: das Haustier, das Herdentier, das kranke Tier Mensch, — der Christ." —

Jetzt aber soll der lebensgewissere Typus nun gewollt werden, so befiehlt Zarathustra. Die höchsten Spitzen dieses gewollten, stärkeren Menschengeschlechtes, dieser Herren der Erde, würden dann die Übermenschen sein, immer nur die Einzelnen, auf denen nicht die Fortpflanzung zu gleich hohen oder höheren Möglichkeiten der Vollkommenheit beruhen soll: „Die Herren der Erde zuletzt, eine neue herrschende Kaste. Aus ihnen hier und da entspringend, ganz epikurischer Gott, der Übermensch, der Verklärer des Daseins."

Das Wort „Züchtung" ist vielfach mißverstanden worden; es meint: Veränderungen durch neue höchste Wertschätzungen, die als Führer und Zuchtmeister des Handelns und der Lebensauffassung über der Menschheit herrschen sollen. Überhaupt ist der Gedanke des Übermenschen nur im Zusammenhang mit den anderen Lehren des Autors des Zarathustra: der Rangordnung, des Willens zur Macht und der Umwertung aller Werte, richtig zu verstehen. Er nimmt an, daß das aus dem Ressentiment der Schlechtweggekommenen und Schwachen entstandene Christentum alles was schön, stark, stolz und mächtig war, also die aus der Kraft stammenden Eigenschaften, in Acht und Bann getan hat und daß dadurch alles Lebenfördernde, Lebenerhöhende sehr herabgemindert worden ist. Jetzt aber soll eine neue Tafel der Werte über der Menschheit aufgehängt werden, nämlich der starke, mächtige, prachtvolle, lebenüberströmende Mensch bis zu seiner höchsten Spitze, dem Übermenschen, der uns nun mit hinreißender Leidenschaft als Ziel unseres Lebens, unseres Willens und unserer Hoffnung hingestellt wird. Und wie die alte Wertungsweise, welche nur die den Schwachen, Leidenden, Unterliegenden gemäßen Eigenschaften als die höchsten pries, schließlich eine schwache, leidende, moderne Menschheit zur Folge hatte, so soll die neue, entgegengesetzte Wertungsweise, die, kurz zusammengefaßt, bestimmt: „Alles

was aus der Stärke stammt, ist gut, was aus der Schwäche stammt ist schlecht, —" einen gesunden, kraftvollen, lebensfrohen, tapferen Typus und eine Vergöttlichung des Lebens hervorbringen. Dieser Typus ist aber kein Bild, keine Hoffnung aus nebelgrauer, ganz unbestimmbarer Zukunft in vielen tausenden von Jahren, keine Darwinistische neue Gattung, von welcher man nichts wissen kann und auf welche hinzusteuern fast eine kleine Lächerlichkeit wäre, sondern er soll eine für die gegenwärtige Menschheit mit allen ihren geistigen und körperlichen Kräften zunächst nur durch Wenige erreichbare Möglichkeit sein und durch die neuen Wertschätzungen erreicht werden.

Der Autor des Zarathustra erinnert sich jenes ungeheuren Beispiels einer Umwertung aller Werte: durch das Christentum, wodurch die ganze griechische vergöttlichte Welt- und Denkungsweise und das starke Römertum in verhältnismäßig kurzer Zeit fast vernichtet oder umgewertet worden ist. Könnte nun diese erneute griechisch-römische Wertungsweise, verfeinert und vertieft durch eine zweitausendjährige Schulung christlicher Vorstellungen, nicht wiederum eine solche Umwälzung hervorrufen und zwar in absehbarer, für uns meßbarer Zeit, bis schließlich jener prachtvolle Menschentypus entsteht, der unser neuer Glaube und unsere neue Hoffnung sein soll und an welchem mitzuschaffen wir durch Zarathustra berufen werden? —

Mit dem Worte „Übermensch" ist ein wahrhaft empörender Unfug getrieben worden, absichtlich und unabsichtlich hat man ihn mißverstanden. Dekadente Naturen, die sich nicht im Zaum halten konnten, die nichts davon ahnten, welche strenge Selbstzucht Nietzsche von den höheren Menschen verlangt und welch vollkommenes Verzichtleisten auf Glück und Genuß er deren höchstem Gipfel, dem Übermenschen, zuschreibt, glaubten aus dem Zarathustra, diesem Hohenlied eines stolzen und reinen Geistes, unbegreiflicherweise die Erlaubnis herauszulesen, sich ihren Lüsten und

Begierden zügellos überlassen zu dürfen. Andere grobgeartete plumpe Naturen, die keine Empfindung dafür hatten, wie unbeschreiblich eine zartgesinnte, hohe Seele unter dem Mitleid leiden kann, besaßen die Anmaßung anzunehmen, daß die Lehre vom Übermenschen für sie Geltung habe, und ihre harte, grobe, gefühllose Gesinnungsart rechtfertige. Diese falschen Auffassungen zeigten sich von Anfang an und entwürdigten in den Augen des Autors sein Werk und seine eigene Persönlichkeit. Er war darüber entsetzt:

„Eines Morgens aber wachte er schon vor der Morgenröte auf, besann sich lange auf seinem Lager und sprach endlich zu seinem Herzen:

„Was erschrack ich doch so in meinem Traume, daß ich aufwachte? Trat nicht ein Kind zu mir, das einen Spiegel trug?

„Oh Zarathustra — sprach das Kind zu mir — schaue Dich an im Spiegel!

„Aber als ich in den Spiegel schaute, da schrie ich auf und mein Herz war erschüttert: denn nicht mich sahe ich darin, sondern eines Teufels Fratze und Hohnlachen.

„Wahrlich, allzugut verstehe ich des Traumes Zeichen und Mahnung: meine Lehre ist in Gefahr, Unkraut will Weizen heißen!

„Meine Feinde sind mächtig worden und haben meiner Lehre Bildniß entstellt, also, daß meine Liebsten sich der Gaben schämen müssen, die ich ihnen gab."

Ja, die Grobgearteten, die Vielzuvielen, haben aus dem Bilde des Übermenschen eines Teufels Fratze gemacht. Man verwechselte die Schilderung des Autors von dem prähistorischen und prämoralischen Menschen, den er „die blonde Bestie" taufte, mit dem Idealbild des Übermenschen. Die blonde Bestie hat aber damit nicht das Geringste zu tun, sondern Nietzsche gibt in ihr nur ein Beispiel ungebrochener Naturkraft aus längst vergangener Zeit, das,

wie alles, was stark und kraftvoll ist, einen labenden Anblick gewährt, das aber **niemals** als ein zu erreichendes Ideal hingestellt worden ist. Die blonde Bestie ist das Bild des starken Menschen vor der Kultur und vor der Herrschaft unserer gegenwärtigen Moral — der Übermensch dagegen ist die Spitze der höchsten Kultur, hat die gegenwärtige Moral aus Wahrhaftigkeit in sich überwunden und überbietet sie durch die Gesetze einer höheren und stärkeren Moral. Er ist der Schöpfer neuer Werte, als solcher muß er auch Zerstörer sein, aber trotzdem ist und bleibt er das Sinnbild der höchsten Güte.

Der Autor gebraucht in seinen privaten Aufzeichnungen das Wort „**Übermensch**" zur Bezeichnung „eines Typus höchster Wohlgeratenheit" im Gegensatz zu „modernen Menschen", vor allem aber bezeichnet er Zarathustra selbst als Typus des Übermenschen. Im „Ecce homo" gibt er sich Mühe, uns die Vorläufer und Vorbedingungen zu diesem überragenden Typus klar zu machen, indem er auf die „Fröhliche Wissenschaft" verweist:

„Um diesen Typus zu verstehn, muß man sich zuerst seine physiologische Voraussetzung klar machen: sie ist Das, was ich die **große Gesundheit** nenne. Ich weiß diesen Begriff nicht besser, nicht **persönlicher** zu erläutern, als ich es schon getan habe, in einem der Schlußabschnitte (Aph. 382) des fünften Buchs der ‚gaya scienza'.

„Wir Neuen, Namenlosen, Schlechtverständlichen — heißt es daselbst, wir Frühgeburten einer noch unbewiesenen Zukunft, wir bedürfen zu einem neuen Zwecke auch eines neuen Mittels, nämlich einer neuen Gesundheit, einer stärkeren, gewitzteren, zäheren, verwegneren, lustigeren, als alle Gesundheiten bisher waren. Wessen Seele darnach dürstet, den ganzen Umfang der bisherigen Werte und Wünschbarkeiten erlebt und alle Küsten dieses idealischen ‚Mittelmeers' umschifft zu haben, wer aus den Abenteuern der eigensten Erfahrung wissen will, wie es einem Er-

oberer und Entdecker des Ideals zu Mute ist, insgleichen einem Künstler, einem Heiligen, einem Gesetzgeber, einem Weisen, einem Gelehrten, einem Frommen, einem Göttlich-Abseitigen alten Stils: der hat dazu zu allererst eins nötig, die große Gesundheit — eine solche, welche man nicht nur hat, sondern auch beständig noch erwirbt und erwerben muß, weil man sie immer wieder preisgibt, preisgeben muß! ... Und nun, nachdem wir lange dergestalt unterwegs waren, wir Argonauten des Ideals, mutiger vielleicht, als klug ist, und oft genug schiffbrüchig und zu Schaden gekommen, aber, wie gesagt, gesünder als man es uns erlauben möchte, gefährlich gesund, immer wieder gesund, — will es uns scheinen, als ob wir, zum Lohn dafür, ein noch unentdecktes Land vor uns haben, dessen Grenzen noch niemand abgesehn hat, ein Jenseits aller bisherigen Länder und Winkel des Ideals, eine Welt so überreich an Schönem, Fremdem, Fragwürdigem, Furchtbarem und Göttlichem, daß unsre Neugierde sowohl als unser Besitzdurst außer sich geraten sind — ach, daß wir nunmehr durch nichts mehr zu ersättigen sind! . . .

„Wie könnten wir uns, nach solchen Ausblicken und mit einem solchen Heißhunger in Wissen und Gewissen, noch am gegenwärtigen Menschen genügen lassen? Schlimm genug, aber es ist unvermeidlich, daß wir seinen würdigsten Zielen und Hoffnungen nur mit einem übel aufrecht erhaltenen Ernste zusehn und vielleicht nicht einmal mehr zusehn. . . . Ein andres Ideal läuft vor uns her, ein wunderliches, versucherisches, gefahrenreiches Ideal, zu dem wir niemanden überreden möchten, weil wir niemandem so leicht das Recht darauf zugestehn: das Ideal eines Geistes, der naiv, das heißt ungewollt und aus überströmender Fülle und Mächtigkeit mit allem spielt, was bisher heilig, gut, unberührbar, göttlich hieß; für den das Höchste, woran das Volk billigerweise sein Wertmaß hat, bereits soviel wie Gefahr, Verfall, Erniedrigung oder,

mindestens wie Erholung, Blindheit, zeitweiliges Selbstvergessen bedeuten würde; das Ideal eines menschlich-übermenschlichen Wohlseins und Wohlwollens, welches oft genug unmenschlich erscheinen wird, zum Beispiel wenn es sich neben den ganzen bisherigen Erdenernst, neben alle bisherige Feierlichkeit in Gebärde, Wort, Klang, Blick, Moral und Aufgabe wie deren leibhafteste unfreiwillige Parodie hinstellt — und mit dem, trotz alledem, vielleicht der große Ernst erst anhebt, das eigentliche Fragezeichen erst gesetzt wird, das Schicksal der Seele sich wendet, der Zeiger rückt, die Tragödie beginnt . . .“

Siebzehntes Kapitel.

Zwischenzeiten.

Jeder der drei ersten Teile des Zarathustra ist nach einer Zeit längerer oder kürzerer Vorbereitung in ungefähr zehn Tagen verfaßt und niedergeschrieben. Der erste Teil zwischen dem 3. und 13. Februar 1883 (dem Todestag Wagners) in Rapallo. Der zweite Teil Ende Juni bis Anfang Juli 1883 in Sils-Maria. Den dritten Teil schrieb er im Januar 1884 in Nizza. „Zehn Tage genügten; ich habe in keinem Fall, weder beim ersten, noch beim dritten und letzten mehr gebraucht." Binnen elf Monaten ist das ganze Werk in drei Teilen, wie es ursprünglich geplant war, entstanden.

Es ist begreiflich, daß eine solche ungeheure Erhebung des Geistes mit den schwersten Tagen der Ermüdung und Verzagtheit als Rückschlag verbunden sein mußte, so daß er im März 1883, während der erste Teil des Zarathustra bereits längere Zeit fertig beim Verleger lag und das ganze Werk seiner Seele vorschwebte, schreiben konnte: „daß er seine Existenz für von Grund aus mißraten halte." Dr. Emil Ludwig nennt diesen Zustand die „mystische Bescheidenheit" der größten Geister. Es kommen die furchtbaren Stunden der Versuchungen: „auszuruhen in der vergangenen Welt-Betrachtung," und die spöttische Skepsis und Selbstzersetzung: „was könntest du denn ‚schaffen!'

„Du bist nicht stark genug! Überlaß es Stärkeren! Genieße deine Müdigkeit selber! Bewundre dich!

„Überrede dich, daß dein Mitleiden die Tugend ist, und daß du dem Glück Anderer deine Erkenntnis opferst.

„Gesteh dir doch ein, was dieser Wille zum Schaffen ist — Herrschsucht, welche sich nicht auf dem nächsten Weg befriedigen kann. ‚Freunde?' Du willst Werkzeuge haben!

„Und warum denn diese Wahrheit reden! Selbst wenn du glauben dürftest, daß es Wahrheit ist! Es gibt ja keine Verbindlichkeit mehr für dich! Keine ‚Pflicht zur Wahrheit!'

„Du verleidest Allen den Genuß des Vorhandenen, du bist der Lehrer der großen Müdigkeit selber!

„Du entkräftest die Tugend und machst sie weniger gelobt, also weniger begehrt. Du selber raubst der Menschheit die Kraft, mit der sie nach dem Ziele laufen könnte!" Welcher Stärke des Geistes bedarf es, um gegen solche Versuchungen anzukämpfen und sie zu überwinden.

Später bemerkt er über jene Zeit: „Das psychologische Kunststück dieser Jahre war, über einen furchtbaren Abgrund zu gehen und nicht hinunterzublicken." Die Vorstellung, wie er jedesmal in 10 Tagen ein solches Werk von solch weittragender, ja gar nicht meßbarer Bedeutung vollbracht hatte, erschütterte ihn, wenn er nur daran dachte. Auch Voltaire hat etwas Ähnliches erlebt; er erzählt, daß er den Catilina vollständig in acht Tagen niedergeschrieben habe und fügt hinzu: „le tour de force me surprend et m' épouvante encore." Mein Bruder faßte seine Empfindungen in Hinsicht auf die Zwischenzeiten der Entstehung des Zarathustra im Ecce homo Herbst 1888 nochmals zusammen: „Es gibt Etwas, das ich die Rancune des Großen nenne: alles Große, ein Werk, eine Tat, wendet sich, einmal vollbracht, unverzüglich gegen den, der sie tat. Eben damit, daß er sie tat, ist er nunmehr schwach, — er hält

seine Tat nicht mehr aus, er sieht ihr nicht mehr ins Gesicht. Etwas *hinter* sich zu haben, das man nie wollen durfte, Etwas, worin der Knoten im Schicksal der Menschheit eingeknüpft ist — und es nunmehr *auf* sich haben! — Es zerdrückt beinahe. — Die Rancune des Großen! — Ein Andres ist die schauerliche Stille, die man um sich hört. Die Einsamkeit hat sieben Häute; es geht nichts mehr hindurch. Man kommt zu Menschen, man begrüßt Freunde: neue Öde, kein Blick grüßt mehr. Im besten Falle eine Art Revolte. Eine solche Revolte erfuhr ich, in sehr verschiednem Grade, aber fast von Jedermann, der mir nahe stand; es scheint, daß Nichts tiefer beleidigt, als plötzlich eine Distanz merken zu lassen; — die *vornehmen* Naturen, die nicht zu leben wissen, ohne zu verehren, sind selten. — Ein Drittes ist die absurde Reizbarkeit der Haut gegen kleine Stiche, eine Art Hülflosigkeit vor allem Kleinen. Diese scheint mir in der ungeheuren Verschwendung aller Defensiv-Kräfte bedingt, die jede *schöpferische* Tat, jede Tat aus dem Eigensten, Innersten, Untersten heraus zur Voraussetzung hat. Die *kleinen* Defensiv-Vermögen sind damit gleichsam ausgehängt; es fließt ihnen keine Kraft mehr zu. — Ich wage noch anzudeuten, daß man schlechter verdaut, ungern sich bewegt, den Frostgefühlen, auch dem Mißtrauen allzu offen steht."

Hier spielt er auf all die Einflüsterungen und Verdächtigungen gegen Freunde und Angehörige an, denen er in jener Zeit allzu leicht Glauben geschenkt hatte, die aber für mich so besonders verletzend waren. Welcher Unterschied war es gegen früher, wo er sich in dem auf mich gesetzten Vertrauen in allen Widerwärtigkeiten des Lebens gestärkt und gewissermaßen an ihm erholt hatte. Wir waren von frühster Kindheit an so gute Freunde gewesen und wurden immer bei den Großeltern Oehler nach dem Ausdruck eines Patenonkels „das gute kleine Gespann" genannt. „Ja", sagte die Großmutter, „das kleine Pferd-

chen läuft immer wohin das große will.“ Auch späterhin im Herbst 1875 gebrauchte mein Bruder noch das gleiche Bild: „Lisbeth und ich, wir laufen wie zwei gute Pferdchen im Geschirr nebeneinander her und tun uns kein Leides, vielmehr im Gegenteil.“ Stets war ich „die ganz vertraute hilfreiche Seele“ und oft rühmte er „das glückliche Wesen seiner Schwester, das mit seinem Temperament auf das Beste zusammenstimme.“ In allen Leidenszeiten und Schwierigkeiten vertraute er auf meine Hilfe und noch 1880 nannte er mich „seine Trösterin und Helferin in allen Nöten,“ der er den meisten Dank schuldig sei. — Jetzt aber sollte alles anders und die ganze Vergangenheit vergessen sein, als ob ich ein andrer Mensch geworden wäre — nur weil Frau Overbeck ihm das Mißtrauen gegen mich eingeflößt hatte und er nun alles, was ich schrieb, in einem falschen Lichte sah.

So kam es nach Beendigung des dritten Teils des Zarathustra wieder zu einem Zerwürfnis zwischen meinem Bruder und mir, diesesmal wohl von jener antisemitischen Freundin Försters veranlaßt, die aus mir nicht ganz erklärlichen Gründen das Feuer der Zwietracht zwischen meinem Bruder und Förster immer wieder anzündete und schürte. Von ihr erfuhr mein Bruder meine heimliche Verlobung mit Förster eher als von mir; ich wollte es ihm persönlich mitteilen. Jene junge Dame hatte ihn, wie er sich ausdrückte, „mit Briefen bombardiert,“ von welchen jeder „eine Handvoll großer und kleiner Bosheiten enthalten hätte, die sie ihm im Namen seines zukünftigen Schwagers und sogar seiner Schwester an den Kopf geworfen habe.“

Mein Bruder verstand meine Briefe nicht mehr: als ich ihm z. B. schrieb, ich fühlte, daß ich seiner Lebensaufgabe nicht mehr genügte, darin müsse er sich nun auf andere Freunde verlassen, daß ich an den alten Idealen noch festhielte und für die Aufgaben Försters geeigneter

sei, und daß er mir mit dem ungünstigen Urteil über Förster sehr wehe täte, antwortete er mir voller Zorn: „Nur einige bestimmte Worte, meine Schwester, um etwas Klarheit in diese verworrenen Vorgänge zu bringen. Ich habe nichts gegen die ehrenwerte Persönlichkeit Försters einzuwenden, nur daß mir seine Ansichten so fremd wie möglich sind. Was mich so erbittert, ist die Art, wie er sich in meine Angelegenheiten gemischt hat, z. B. mit seiner hochmoralischen Wagnerbegeisterung und seinem Antisemitismus in der Rée-Lou-Geschichte. Dabei sind aber Wagners Perfidien gegen mich bei weitem über die Leistungen dieser beiden hinausgegangen*). Und nun muß ich auch noch durch Fremde hören, daß sich Förster mit den schärfsten Worten über meine Rücksichtslosigkeit Dir gegenüber beklagt, während ich mein ganzes Leben lang niemandem mehr Zärtlichkeit und Schonung bewiesen habe, als gerade Dir! Wie kommt Förster zu dieser mich wahrhaft empörenden Bemerkung?!

„Es mag sein, daß mit Deinem Namen Unfug getrieben wird und Du die Hälfte von dem nicht kennst, was mir in Deinem Namen als Deine Ansicht vorgeworfen wird — aber schließlich zeigst Du durch den extravaganten, weithin sichtbaren Schritt, Deiner Verlobung mit Förster, zu deutlich, daß Du nicht *meinen* höchsten Zielen, sondern jenen „Idealen", die ich überwunden habe und jetzt bekämpfen muß (Christentum, Wagner, Schopenhauerisches Mitleid etc.), Dein Leben opfern willst. Du bist zu meinen Antipoden übergegangen! Davor hätte Dich der Instinkt Deiner Liebe bewahren müssen.

„Es ist kein Zweifel, daß ich viele Zeichen der Liebe und Aufopferung von Dir erfahren habe — jetzt wäre es

---

*) Dieser im Zorn geschriebene Brief ist voller Irrtümer: z. B. wußten von „Wagners Perfidien" gegen meinen Bruder *nur* Dr. Rée und Frl. Salomé zu erzählen (wahrscheinlich um sich zu entlasten) — sonst niemand.

nun an der Zeit gewesen, das beste zu tun, nämlich Menschen zu suchen, die sich zur Mitarbeit an dem großen Aufbau meiner Philosophie eignen. Ich gebe die Hoffnung nicht auf, daß solche Menschen zu finden wären. Aber Du sagst: ‚man habe Dir den Glauben genommen, daß Du mir noch nützen könntest.‘ Wie ich alle diese Zwischenträger mit ihren „Freundschaftsdiensten“ hasse, — ich habe sie hundertmal verflucht.

„Du verweisest mich auf ‚meine Freunde, die mich verstehen‘, — ich möchte mit einem Hohngelächter der Hölle antworten, denn ich habe niemanden, niemand, der auch nur den entferntesten Geruch von meiner Aufgabe hätte oder der wüßte, warum ich so lange Jahre krank gewesen bin. Dagegen hat sich jedermann bemüht, meine Genesung immer wieder durch Mißhandlungen und Beleidigungen in Frage zu stellen. Nun, ich will es nicht verhehlen, daß ich auch diese Verlobung als Beleidigung empfinde — oder als eine Dummheit, die Dir ebenso schaden wird wie mir.“

Am meisten hatte ihn, wie es scheint, empört, daß ich ihn, ängstlich wie ich durch die mir ganz unverständlichen Vorwürfe geworden war, an seine Freunde verwies, die ihn besser verstünden. Das nahm er für Hohn! Ich glaubte aber stets, daß mein Bruder die anhänglichsten, treusten Freunde besäße, und es ist mir schwer geworden, nach seiner Erkrankung und seinen Tod umlernen zu müssen. Alle seine damaligen Vorwürfe waren wirklich ungerecht.

Er selbst schreibt mir darüber in späterer Zeit: „Malwida schrieb mir einmal, daß ich gegen Zwei ungerecht wäre: gegen Wagner und gegen Dich, meine Schwester. Warum wohl? Vielleicht weil ich Euch beide am meisten geliebt habe und den Groll nicht überwinden kann, daß Ihr mich verlassen habt? — Deshalb lies aus all meinen schlimmen Gedanken und scharfen Worten den Schmerz heraus, daß

ich Dich verloren habe und daß Dein Name mit einer Partei in Verbindung gebracht wird, mit der Dich kein einziger gemeinschaftlicher Gedanke verbindet, mit welcher Du nichts zu tun hast." So habe ich auch seine Vorwürfe immer aufgefaßt.

Es ist begreiflich, daß er in solchen Zeiten, von welchen er in dem obenerwähnten Zitat schreibt, daß seine Seele dem Mißtrauen allzu leicht offen gestanden hätte, sich nach Trost umsah, so daß er sich bei Peter Gast in Venedig für das Frühjahr anmeldete: „Die Wahrheit zu sagen — ich wäre zehn Mal lieber bei Ihnen. Und wenn ich komme, nicht wahr, da suchen Sie mir einmal ein Zimmer am Canale grande? — daß ich in die ganze lange bunte Stille vom Fenster aus hinausschauen kann? Außer Capri hat im Süden nichts mir einen solchen Eindruck gemacht wie Ihr Venedig. Ich rechne es nicht zu Italien: irgendwas vom Orient ist da hinuntergefallen!" — Aber erst Ende April wurde dieser Besuch ausgeführt, und er scheint ihm auch sehr wohlgetan und ihn heiter gestimmt zu haben, denn das reizende Gedicht: „Die Tauben von St. Marco seh' ich wieder" ist damals entstanden.

Von Venedig reiste er Mitte Juni 1884 nach Basel und Zürich, aber dieser Besuch bei alten Bekannten und Freunden war ebensowenig wie die Aufnahme des in seinen drei Teilen vollendeten Zarathustra geeignet, ihn auf frohe Gedanken zu bringen und die Wolken seines Mißvergnügens zu verscheuchen. Wie er in dem obenerwähnten Zitat sagt: „Man begrüßt Freunde, neue Öde, kein Blick grüßt mehr." Und an mich schreibt er noch im Jahre 1887: „Mit Schaudern denke ich an meinen letzten längeren Aufenthalt in Basel. Wie viel heimliche Bitterkeit muß ein Mensch der Tiefe herunterschlucken, bis er die Kunst und den guten Willen hinzulernt, seine nächsten Freunde nun auch nicht mehr zu enttäuschen: das heißt, bis man sich entschließt, seine Not und sein Glück immer

erst in die Oberfläche, in die Maske zu übersetzen, um ihnen verständlich zu werden, um etwas von sich überhaupt noch mitteilen zu können."

Über den Aufenthalt in den beiden Städten Basel und Zürich schreibt er an Gast von Sils-Maria am 25. Juni 1884: „Das war eine Torheit, die mich in jeder Hinsicht gelangweilt und erschöpft hat; dazu kam, daß der Sommer heiß war und daß ich immer in Gegenden lebte, deren Klima mir nachteilig ist. Endlich in Sils-Maria! Endlich Rückkehr zur — Vernunft! Inzwischen nämlich ging es um mich zu unvernünftig zu; aber daß ich mich so lange in diesen Niederungen und Kuhställen aufhielt, war selber die größte Unvernunft."

In der Tat war der Aufenthalt in Basel infolge allerhand fataler kleiner Erlebnisse nicht beglückend ausgefallen, wie schon das oben erwähnte Zitat zeigt; und im Herbst 1884 schreibt er rückblickend auf das ganze Jahr: „Das Unangenehmste war die Zeit in Basel — ich habe Basel für immer verschworen! Du wohl auch, wenigstens was Frau Overbeck betrifft." Was ihn so besonders bedrückt hatte, war, daß die beiden Overbecks ihn mit falschen Vermutungen bedrängten und meine bis dahin noch heimliche Verlobung mit Förster so übel wie möglich auslegten. Sie beunruhigten ihn, daß die jüdische Presse sich ihm nun, da sein Schwager Antisemitenführer sei und ebenso sein Verleger Schmeitzner, feindlich gegenüberstellen, ihn bespötteln oder seine Werke totschweigen würde. Auch Köselitz, der damals mit Overbecks gutfreund und von ihnen beeinflußt war, hatte ihn in Venedig mit solchen Prophezeiungen aufgeregt. Dieses Gift wirkte am stärksten und ist auch nie wieder aus ihm herauszubringen gewesen, da mein Bruder, wie alle Autoren, seine Werke mit zärtlicher Mutterliebe betrachtete und jeden als Feind ansah, der ihnen schadete. Die Overbeckschen Vermutungen wirkten auch deshalb so stark, weil mein Bruder Gelehrte

und Schriftsteller jüdischer Abkunft als die Pioniere aller geistigen Bewegungen in Europa betrachtete, die mit ihrem Scharfsinn gerade für moralistisch-philosophische Studien ein besonders feines Verständnis besäßen. Aber diese Overbeckschen Vermutungen haben sich im Lauf der Zeit als ein vollständiger Irrtum erwiesen. Georg Brandes, M. Harden und Leo Berg sind die Ersten gewesen, die in Bewunderung ihre Stimmen für meinen Bruder erhoben und auf dieses Ereignis in der Welt der Gedanken aufmerksam gemacht haben. Keiner von ihnen hat sich durch solche oben erwähnten kleinlichen Gesichtspunkte von dem Ausdruck seiner Nietzsche-Verehrung abhalten oder dadurch irremachen lassen. Dafür bin ich den Genannten in warmer Dankbarkeit verbunden.

Frau Overbeck benutzte den Besuch meines Bruders in Basel 1884, um ihm auf das dringendste zu raten, sich nun endlich von seinen Angehörigen, besonders aber von mir zu trennen. Overbeck erbot sich selbst, an unsere Mutter zu schreiben. Ehe aber mein Bruder von Basel abreiste, oder auf der Weiterreise, hatte er die gute treue Frau Baumgartner aus Lörrach getroffen, die ihn ernstlich vor Frau Overbeck und ihren Ratschlägen warnte. Er hatte ihr geantwortet, daß ihn schon selbst eine innere Stimme gewarnt habe; wenn er sich aber nicht mit Frau Overbeck auf das freundschaftlichste stellte, dann würde er die Freundschaft Overbecks, den er so herzlich liebe, auch verlieren. Wer die Briefe meines Bruders an Overbeck liest, ist gerührt, wie oft er ihn durch das warme Lob der Frau zu erfreuen sucht. Deshalb schreibt er im Zarathustra: „Und log ich je, so log ich aus Liebe."

So traf nach meines Bruders Aufenthalt in Basel in tragisch-komischer Weise folgendes zusammen, daß Professor Overbeck in seinem gewohnten Stil, bei welchem man niemals recht wußte, was er eigentlich wollte (einer der Vormünder meines erkrankten Bruders erklärte später,

daß er auf Briefe von Overbeck verzichte: „erst sage er ja, dann nein, und zuletzt weder ja noch nein“), unserer Mutter nach Naumburg schrieb, daß es das Beste sei, wenn sich Nietzsche ganz oder zum Teil von seinen Angehörigen loslöse, wie dies ja auch bei Schopenhauer der Fall gewesen sei. Er deutete an, daß dies der Wunsch ihres Sohnes wäre. Aber fast zu gleicher Zeit kam eine längere Depesche meines Bruders aus Sils-Maria, worin er mich in herzlichster Weise aufforderte, ihn doch so bald wie möglich dort zu besuchen. Da kam uns zum erstenmal der Zweifel, ob nicht das Haus Overbeck die Ursache von unsres Fritz widerspruchsvoller Stimmung uns gegenüber sei. Bis dahin hatten wir zu Overbeck und selbst zu seiner Frau ein blindes Zutrauen. Ich konnte leider der Einladung nicht folgen, da ich die fünf Jungen einer Freundin, während sie verreist war, in meine Obhut genommen hatte. Daß ich nun die fünf Kinder nicht im Stich ließ und zu meinem Bruder eilte, nahm er mir wieder sehr übel; er war wirklich etwas hart gegen mich.

Sein Aufenthalt in Sils-Maria gestaltete sich aber angenehmer als die beiden Jahre zuvor. Er machte die Bekanntschaft der in musikalischen Kreisen als Gönnerin bekannten Madame de Mansouroff, Ehrendame der russischen Kaiserin, und zweier Engländerinnen Mrs. und Miß Fynn, mit welchen er sich allmählich recht anfreundete. Madame de Mansouroff war längere Zeit seine Tischnachbarin; er war sehr betrübt, als sie wieder abreiste und schreibt an Gast: „Ach, wir hatten uns so viel zu erzählen, es ist ein Jammer, daß sie fortgeht! Denken Sie doch, eine veritable Schülerin Chopin's, und voller Liebe und Bewunderung für diesen ‚ebenso stolzen wie bescheidenen‘ Menschen!“ —

An Mrs. Fynn, der alten geistvollen Engländerin, schätzte er auch die sehr guten Formen, welche ihm „in diesem Pöbel- und Bauernzeitalter mehr galten, als

Tugend, Geist und Schönheit". „Die sehr leidende alte Engländerin," schreibt er mir, „von der ich wohl schon im Herbste erzählte, macht mir nach dieser Seite hin Vergnügen und wenn Du irgend ein Wundertier von Elegance des Geistes und der Gebärden noch entdeckst, meine liebe Schwester, so melde mir's; Dein Bruder hat wenig Dinge übrig, die ihm noch Vergnügen machen."

Der Sommer 1884 brachte meinem Bruder eine wirkliche Herzensfreude, nämlich die persönliche Bekanntschaft und einige Tage köstlichen Beisammenseins mit Heinrich Freiherrn von Stein. Ich hatte ihm im Frühjahr geschrieben, ob er nicht meinen Bruder einmal besuchen könnte. Er fragte in Bayreuth an und Cosima war außerordentlich einverstanden, in der Hoffnung, Nietzsche wieder für Bayreuth zurückzugewinnen. Hier, wo ich den Namen Heinrich v. Stein nenne, gedenke ich dieses herrlichen Menschen als einer der schönsten Hoffnungen aus dem Leben meines Bruders. Er glaubte, in ihm mit der Zeit einen seiner besten Jünger zu gewinnen, konnte er doch nicht umhin, sich nach Jüngern zu sehnen, so bitter er auch das Jahr zuvor enttäuscht worden war. Hatte sich damals dabei, außer vielem Anderen und Höheren, auch noch sein Schönheitsgefühl beleidigt gefühlt, so war nun Heinrich von Stein wirklich einer der wenigen Menschen, der innerlich wie äußerlich das Ideal dessen vorstellte, wie sich mein Bruder seine Jünger träumte. Er hatte zuerst von ihm gehört im Winter 1877—78, als er ein merkwürdiges Büchlein in die Hand bekam, „Die Ideale des Materialismus", Lyrische Philosophie von Armand Pensier, und dazu vernahm, daß der Verfasser eine in seltener Weise sympathische Persönlichkeit sei. Das Büchlein hatte mein Bruder mit einigem Erstaunen angesehen; dennoch aber, als er von Malwida hörte, daß es ein Zwanzigjähriger geschrieben habe (H. v. Stein ist am 12. Februar 1857 geboren), die Vermutung ausgesprochen, daß aus dem

Verfasser dieses Büchleins wahrscheinlich etwas Bedeutendes werden würde. Ihre persönlichen Beziehungen begannen aber erst im Herbst 1882. Mein Bruder schickte ihm „Die fröhliche Wissenschaft", da ihn Heinrich v. Stein in Leipzig besucht und nicht zu Hause getroffen hatte.

Als Antwort schickte Dr. v. Stein meinem Bruder die Aushängebogen seines neuesten Werkes, das zwölf Gespräche historischen Charakters unter dem Titel: „Helden und Welt" enthielt. Mein Bruder, der immer schon für Savage Landor's „Imaginary conversations" eine große Vorliebe gezeigt hatte, fühlte sich durch die Art der Darstellung sehr angenehm berührt.

Sie wechselten während der Jahre 1883—84 einige Briefe, auch schickte ihm mein Bruder die drei ersten Teile des Zarathustra. Stein, der sich eine Mahnung meines Bruders, seine Bücher auf sich wirken zu lassen und nicht gleich zu kritisieren, sehr zu Herzen genommen hatte, drückte seinen Dank auf eine zarte und schöne Weise aus, indem er ihm vier übersetzte Gedichte Giordano Brunos als Gabe sandte.

Der Sommer 1884 brachte endlich ein persönliches Kennenlernen zwischen den Beiden. Stein kam nur für wenige Tage nach Sils-Maria, fast teilnahmlos für den Anblick der Natur, nur in den Anblick meines Bruders versunken. Deshalb erwähnt Letzterer es auch mehrfach, daß Stein Jedermann erklärt habe, „er käme nicht wegen des Engadin". (Das machte damals noch einen gewissen Eindruck; aber wieviele wandern jetzt nach Sils-Maria, nur, um der Erinnerung an den großen Einsiedler ihre Ehrfurcht zu beweisen.) Der Aufenthalt Steins dehnte sich nur auf drei Tage aus; aber eigentlich haben sie sich nur an einem Tag, dem 28. August, wirklich genossen; denn als Stein ankam, hatte mein Bruder gerade seine Kopfschmerzen, die am folgenden Tag gegen Abend wiederkehrten und ihn erst am dritten Tag, am 28. verließen.

Stein notiert in sein Tagebuch vom 27. August 1884: „Großartiger Eindruck seines freien Geistes, seiner Bildersprache. Schnee und Winterwind. Er bekommt Kopfschmerzen — Abends Anblick seines Leidens. — 28. Er hat nicht geschlafen, ist aber frisch, wie ein Jüngling. Welch' sonniger, herrlicher Tag!" Von dieser Zusammenkunft haben beide die herrlichste Erinnerung behalten. Mein Bruder schreibt darüber am 20. September 1884 an Gast: „Der Besuch von Steins hat Nachwirkungen, er scheint tief ergriffen sich nach allen Seiten hin darüber ausgesprochen zu haben. Die Erziehung in der Nähe Dührings und Wagners hat zum mindesten ihn feinfühlig in bezug auf das verborgene Pathos eines Einsam-Daherziehenden gemacht: mir selber war in seiner Nähe zu Mute, wie jenem Philoktet auf seinem Eilande beim Besuch des Neoptolemos — ich meine, er hat auch etwas von meinem Philoktet-Glauben erraten „ohne meinen Bogen wird kein Ilion erobert!"" —

Mein Bruder, mit dem ich kurz darauf in Zürich zusammentraf, konnte nur mit bewegter Stimme von diesem wundervollen Menschen sprechen, bei dem ihn alles so tief sympathisch berührte. In der Tat waren beide in ihren Charakteren, vielleicht auch selbst in der Art ihrer Begabung, einander sehr ähnlich. Ich habe späterhin Gelegenheit gehabt, Privatbriefe Steins aus seiner Jünglingszeit und seinem Mannesalter kennen zu lernen: bei manchen hatte ich das Gefühl, als ob mein Bruder so geschrieben haben könnte, wenigstens den Empfindungen nach, die sie ausdrückten, wenn auch nicht gerade dem Stil nach. Beide waren Verkörperungen jener höchsten und feinsten Moral, die das christliche und ritterliche Ideal jemals hervorgebracht hat, dabei beide im Grunde ihrer Seele tief ernst, fast melancholischer Natur. Nur war mein Bruder als der ältere bereits zum Humor und zum Lachen durchgedrungen und sprach deshalb die bestimmte Hoffnung

aus, daß wenn Stein mit ihm längere Zeit zusammen wäre, er es auch noch lernen würde. Hatte er doch an jenem schönen sonnigen Tag in Sils-Maria schon einen so herrlichen Anfang in der Heiterkeit gemacht. Mein Bruder sagte, daß ihm das Lachen bezaubernd gestanden hätte. Auch noch eines anderen merkwürdigen Ausspruches meines Bruders erinnere ich mich aus jener Zeit unseres gemeinsamen Aufenthaltes 1884 in Zürich: „Weißt Du, eigentlich kann ich nur mit solchen Menschen moralische Probleme besprechen; bei den anderen lese ich so leicht in den Mienen, daß sie mich vollständig mißverstehen und nur das Tier in ihnen sich freut, eine Fessel abwerfen zu dürfen.“ Über dasselbe Thema sprach sich mein Bruder mit meinem Mann im Herbst 1885 aus. Mein Mann erzählte, wie sich Stein ihm gegenüber so sehr beklagt habe, wie einsam er sich unter der großstädtischen Jugend fühle, die eigentlich kein anderes Problem als das geschlechtliche kenne und ihre ekelhafte, überreizte Sinnlichkeit als Gesundheit ausgäbe. Mein Bruder bestätigte es, daß er auch ihm gegenüber bitter geklagt habe und einige Stellen aus dem Zarathustra als besonders richtig in dieser Beziehung bezeichnet hätte. Mein Bruder zitierte die Stellen und fügte hinzu: „Stein ist eine stolze und reine Herrennatur; er paßt nicht zu diesen niederen Sclavenseelen.“ — „Desto besser paßt er zu Dir,“ fiel ihm mein Mann lebhaft ins Wort, „er konnte nicht genug beschreiben, wie verwandt er sich Deiner Natur gefühlt.“ — „Vielleicht sind wir uns ähnlich,“ sagte mein Bruder, „jedenfalls sind wir Herren unserer Sinne und kennen noch andere wichtige Probleme, als geschlechtliche.“

Auch Stein sprach sich mir gegenüber mit tiefster Ergriffenheit über diesen Besuch in Sils-Maria aus: Sein Geist habe in der Nähe meines Bruders Flügel bekommen, und er betrachte dieses Kennenlernen als eines der größten Ereignisse seines Lebens. Er konnte sich auch nicht genug

über die prachtvolle Elastizität von meines Bruders Natur verwundern. „Nach zwei Leidenstagen sei er strahlend und heiter wie ein Held nach der Schlacht zu ihm gekommen,“ was er ja auch in ähnlicher Form in sein Tagebuch notiert hatte.

Den ganzen Sommer 1884 war er mit der Konzeption seines Haupt-Prosawerks beschäftigt. Wenn er zwei Jahre früher an Rohde von einem eignen Studienplan schreibt und von einem geheimen Ziel, dem sein weiteres Leben geweiht sei, so meinte er schon damals jenes umfassende philosophische Werk, das seine Ideen in ihrem ganzen Umfang und in ihrem Verhältnis zueinander darstellen sollte. Zunächst entstand das poetische Werk, der Zarathustra, nun sollte noch das große Prosawerk kommen. Seit Anfang September war er von den glücklichsten Empfindungen erfüllt! Er legte sich nicht nur das Schema zurecht, mit dem er seine Philosophie umrissen hatte, sondern er legte sich auch sein ganzes Leben zurecht. Deutlich erkannte er, welchen ungeheuren Wert die Isolation der beiden letzten Jahre für ihn gehabt hatte. Gedanken, die er schon ein Jahr zuvor zur gleichen Jahreszeit in einem an mich gerichteten Briefe ausgesprochen hatte, kehrten in einer noch höheren und sichreren Form wieder. Es kam ihm jetzt die feste Überzeugung, daß dieses Abgetrenntsein von allen, die er liebte, der einzige Zustand gewesen war, in dem er den Zarathustra schaffen konnte. Die Liebe zu seinen Freunden war die größte Verführung gewesen, ihn von seinem Weg hinwegzulocken, oder seinen Gedanken Schleier überzuwerfen, um sie nicht zu erschrecken, oder gar Ideen hineinzumischen, die den Freunden wohltun und ihre Ziele verklären sollten. Hatte er sich nicht sein erstes Werk „Die Geburt der Tragödie“ und das darin aufgestellte große griechische Problem, wie es ihm aufgegangen war, vollständig durch die Hineinmischung einer so modernen Erscheinung, wie die der Wagnerischen Musik,

verdorben? Und das alles nur aus Liebe und Verehrung für den teuersten Freund! Man begreift deshalb, daß mein Bruder immer wieder zur Einsamkeit zurückkehrte, obgleich er unter ihr, mit seinem der Freundschaft ergebenen Herzen, mehr gelitten hat als sonst irgend jemand. Die Wahl der Einsamkeit war eine Grundbedingung zur Vollendung seiner Lebensaufgabe und das schwerste Opfer, welches er ihr brachte. Deshalb schreibt er auch: „Ehedem suchte man sein zukünftiges Heil auf Kosten seines gegenwärtigen. So lebt jeder Schaffende in Hinsicht auf sein Werk. Und die große Gesinnung will nun, daß in Hinsicht auf die Zukunft der Menschen ich auf Kosten gegenwärtigen Behagens lebe."

Aber nicht nur den Wert der Einsamkeit erkannte er in jenen glücklichen Sommer- und Herbsttagen, in welchen ihm so deutlich seine beiden Hauptwerke, das beinah vollendete poetisch-philosophische und das geplante theoretisch-philosophische, vor den Augen des Geistes standen, sondern er erkannte noch vieles andere. Vor allem sah er auch in seinem ganzen vergangenen Leben, in allen seinen Erlebnissen, seinen Begabungen und Studien, die merkwürdigste Vorbereitung für seine Lebensaufgabe. Mit welcher Instinktsicherheit war er fast unbewußt auf seiner Bahn vorwärtsgeschritten, alle Forderungen, die ihm das Leben stellte, alle Erfahrungen, die ihm daraus erwuchsen, alle Leiden, jedes Talent und jede Liebhaberei, alles, alles für das eine höchste Ziel vereinigend und ausnützend! Vergangenheit und Zukunft sah er wunderbar ineinander verknüpft, und eine glückliche abwartende Stimmung erfüllte ihn ganz und gar. Er schreibt an Gast von Sils-Maria aus am 20. September 1884: „Übrigens hat sich mir die Aufgabe des nächsten Jahrzehnts wundervoll auseinandergelegt — obwohl ich schaudere und staune, wenn ich nach den Kräften frage, die einer solchen Aufgabe genügen könnten. Man muß abwarten und ,die

Schürze aufhalten', wenn der Baum von irgend einem Winde geschüttelt wird."

Er fühlte und wußte jetzt, daß er ein Gesetzgeber der Zukunft sei! Hatte er früher unter dieser Aufgabe und der damit verknüpften ungeheuren Verantwortlichkeit namenlos gelitten und ihr vielleicht ausweichen wollen (man lese nur im Zarathustra das erschütternde Kapitel: „Die stillste Stunde!"), so trug er nun sein Schicksal „mit einer unbeschreiblich milden, festen, entschlossenen und herzlichen Betrachtung aller Dinge." Die nachfolgende Gedankenreihe zeigt uns, wie sich ihm der Begriff und das Schicksal eines gesetzgebenden Philosophen darstellte.

„Gesetzgeber der Zukunft. — Nachdem ich lange und umsonst mit dem Worte ‚Philosoph' einen bestimmten Begriff zu verbinden suchte — denn ich fand viele entgegengesetzte Merkmale —, erkannte ich endlich, daß es zwei unterschiedliche Arten von Philosophen gibt:

1. solche, welche irgend einen großen Tatbestand von Wertschätzungen (logisch oder moralisch) feststellen wollen;

2. solche, welche Gesetzgeber solcher Wertschätzungen sind.

„Die ersten suchen sich der vorhandenen oder vergangenen Welt zu bemächtigen, indem sie das mannigfach Geschehende durch Zeichen zusammenfassen und abkürzen: ihnen liegt daran, das bisherige Geschehen übersichtlich, überdenkbar, faßbar, handlich zu machen, — sie dienen der Aufgabe des Menschen, alle vergangenen Dinge zum Nutzen seiner Zukunft zu verwenden.

„Die Zweiten aber sind Befehlende; sie sagen: ‚So soll es sein!' Sie bestimmen erst das ‚Wohin' und ‚Wozu', den Nutzen, was Nutzen der Menschen ist; sie verfügen über die Vorarbeit der wissenschaftlichen Menschen, und alles Wissen ist ihnen nur ein Mittel zum Schaffen. Diese zweite Art von Philosophen gerät selten; und in der Tat ist ihre Lage und Gefahr ungeheuer. Wie oft

haben sie sich absichtlich die Augen zugebunden, um nur den schmalen Raum nicht sehen zu müssen, der sie vom Abgrund und Absturz trennt: z. B. Plato, als er sich überredete, das ‚Gute', wie *er* es wollte, sei nicht das Gute Platos, sondern das ‚Gute an sich', der ewige Schatz, den nur irgend ein Mensch, Namens Plato, auf seinen Wegen gefunden habe! In viel gröberen Formen waltet dieser selbe Wille zur Blindheit bei den Religionsstiftern: ihr ‚du sollst' darf durchaus ihren Ohren nicht klingen wie ‚ich will', — nur als dem Befehl eines Gottes wagen sie ihrer Aufgabe nachzukommen, nur als ‚Eingebung' ist ihre Gesetzgebung der Werte eine *tragbare* Bürde, unter der ihr Gewissen *nicht* zerbricht.

„Sobald nun jene zwei Trostmittel, das Platos und das Muhameds, dahingefallen sind und kein Denker mehr an der Hypothese eines ‚Gottes' oder ‚ewiger Werte' sein Gewissen erleichtern kann, erhebt sich der Anspruch des Gesetzgebers neuer Werte zu einer neuen und noch nicht erreichten Furchtbarkeit. Nunmehr werden jene Auserkornen, vor denen die Ahnung einer solcher Pflicht aufzudämmern beginnt, den Versuch machen, ob sie ihr wie als ihrer größten Gefahr nicht noch ‚zur rechten Zeit' durch irgend einen Seitensprung entschlüpfen möchten: z. B. indem sie sich einreden, die Aufgabe sei schon gelöst, oder sie sei unlösbar, oder sie hätten keine Schultern für solche Lasten, oder sie seien schon mit andern, näheren Aufgaben überladen, oder selbst diese neue ferne Pflicht sei eine Verführung und Versuchung, eine Abführung von allen Pflichten, eine Krankheit, eine Art Wahnsinn. Manchem mag es in der Tat gelingen auszuweichen: es geht durch die ganze Geschichte hindurch die Spur solcher Ausweichenden und ihres schlechten Gewissens. Zumeist aber kam solchen Menschen des Verhängnisses jene erlösende Stunde, jene Herbststunde der Reife, wo sie *mußten*, was sie nicht einmal ‚wollten', — und die Tat, vor der sie sich

am meisten vorher gefürchtet hatten, fiel ihnen leicht und ungewollt vom Baume, als eine Tat ohne Willkür, fast als Geschenk."

Im September 1884 traf ich mit meinem Bruder in Zürich zusammen, um nun mit ihm persönlich meine Verlobung zu besprechen. Sobald wir uns sahen, war es genau so wie im Mai 1883 in Rom: wir fühlten jedes Mißverständnis schwinden, sahen uns vom ersten Augenblick voller Fröhlichkeit und Vertrauen in die Augen und wunderten uns, daß wir uns gegenseitig erzürnt hatten. Das darf ich wohl sagen, daß wir uns nie im Leben ein unfreundliches Wort gesagt haben! Wenn es möglich gewesen ist, daß wir über uns häßliche, unfreundliche Dinge schreiben konnten, so lag es nur daran, daß wir in der Abwesenheit durch andere Menschen ungünstig beeinflußt wurden und, um die damals so unerklärlichen Vorgänge überhaupt begreifen zu können, uns gegenseitig zu ganz anderen Wesen umschaffen mußten. „Zu dumm!" pflegte Fritz auszurufen, wenn wir darüber sprachen. Auch später kam er noch auf die Mißverständnisse zurück und behauptete, daß die „drei verwünschten Weiber" die Schuld daran getragen hätten. So schreibt er z. B.: „Ich weiß es wohl, daß sich seit Jahren verschiedene Leute bemüht haben, Dir und mir begreiflich zu machen, daß Du nicht zu mir und zu meiner Philosophie paßtest. Wir armen impressionablen Menschen sind zuweilen schwach und fremden Einflüssen zugänglich, aber glaube mir: ich habe mich nie durch Deine ‚kindliche Außenseite' täuschen lassen! Das ist ‚Dein Vordergrund', hinter dem sich ein Charakter verbirgt, der der besten und tapfersten Handlungen fähig ist. Ich hätte Dir das öfter sagen sollen, aber ein alter Einsiedler und Philosoph verlernt es ganz, Liebe und Wertschätzung zu zeigen."

Auch mit meiner Verlobung erklärte er sich einverstanden; er war ein viel zu guter Psychologe, um nicht

zu begreifen, daß, abgesehen von allen Liebesempfindungen, ein weibliches Wesen mit einem solchen Tatendrang, wie ich ihn nun einmal hatte, „eine Arena haben mußte, wo sie ihre Energie austoben konnte". Dieser Ausspruch stammte zwar von mir, wurde aber von meinem Bruder in Scherz und Ernst sehr oft in Hinsicht auf meine ungewöhnlich schwere Lebensaufgabe, die ich mir ausgesucht hatte, zitiert; — „die schwerste, die ich hätte finden können", wie er wehmütig sagte.

Diese herrlichen September- und Oktoberwochen 1884 blieben uns beiden in entzückender Erinnerung. So oft erwähnte sie mein Bruder noch in späterer Zeit. Wir lachten damals so viel, daß ein meinem Bruder bekannter alter General, der in der Pension Neptun neben uns wohnte und durch das Podagra an sein Zimmer gefesselt war, fragen ließ: „wir möchten doch sagen, worüber wir lachten — es klänge so lustig und wirke ansteckend, er möchte gerne mitlachen."

Ich frage mich noch jetzt: worüber lachten wir denn eigentlich, oft bis zu Tränen? Manchmal über Dinge und Menschen, die andern gar nicht komisch erscheinen, z. B. über Freiligrath. Wir kauften uns in Zürich seine Gedichte, von welchen wir in einem Buchladen die 38. Auflage fanden. „Den hält also der Deutsche für einen Dichter, denn er kauft seine Verse!" sagte Fritz mit einem feierlich-komischen Ausdruck. Nun fingen wir gleichfalls an, in Freiligrathscher Manier zu dichten und uns gegenseitig die alltäglichen Erlebnisse, den Kauf einer Teemaschine oder von Wäsche und Stiefeln in dieser pomphaften orientalischen Weise zu erzählen — vielfach mit Fremdwörtern gespickt, die wir um des Reimes willen auch neu erfanden. Der vierte Teil des Zarathustra enthält ein köstliches Zeugnis dieser übermütigen Stimmung, denn der Gesang des Wandrers und Schattens: „Unter Töchtern der Wüste" ist damals gedichtet worden. Aber auch noch

viele andere Gedichte sind damals entstanden. Er schreibt an Peter Gast, Zürich, 30. September 1884:

„Der Himmel ist nizzahaft schön und ein Tag wie der andre. Meine Schwester ist bei mir; angenehmste Art sich wohlzutun, wenn man sich lange wehgetan hat. Gottfried Keller hat für heute mit mir eine Zusammenkunft verabredet. Ich habe den Kopf voll der ausgelassensten Lieder, die je durch den Kopf eines Lyrikers gelaufen sind. Zusammen mit Ihrer Partitur (Der Löwe von Venedig) gab es einen Brief von Stein, der mir zu all den guten Dingen dieses Jahres als ein kostbares Geschenk, nämlich als ein neuer echter Freund, geschenkt worden ist.

„Kurz — seien wir voller Hoffnungen, oder um mich besser, mit Worten des alten G. Keller auszudrücken:

‚Trinkt, o Augen, was die Wimper hält,
Von dem goldnen Überfluß der Welt!'"

Selbst über die Lou-Affäre fingen wir zu lachen an, denn es war, wenn man alle melancholischen und fatalen Hintergründe beiseite ließ, mancherlei Ergötzliches dabei. Mein Bruder zeigte mir eine Photographie aus Orta, wo Fräulein Salomé in einem kleinen Gärtnerwagen sitzt und die beiden von ihr im Zügel gehaltenen Herren: Nietzsche und Rée den Wagen ziehn. „Diese junge Dame bildet sich ein klüger zu sein als wir beiden zusammengenommen," sagte mein Bruder scherzend. Es war ein unbescheidnes aber recht komisches Bildchen, das gewiß zu manchem gegen die Emanzipierten gerichteten spöttischen Aphorismus die Veranlassung gegeben hat, — damals zu allerhand Heiterkeiten. Doch muß ich betonen, daß ich mit meinem Bruder niemals, auch nicht in Zürich, über die widerwärtigen Geschichten gesprochen habe. Er hatte schon viel zu viel davon gehört, viel mehr als ich je gewünscht hatte. „Laß es begraben sein," sagte ich

in Zürich. Er schrieb mir einige Wochen später darüber von Mentone aus: „Alles, was in den Zwischenakten der Entstehung meines Zarathustra geschehen ist, erscheint mir, neben diesem ungeheuren und verantwortungsvollen Unterfangen, als eine ferne Lächerlichkeit, als das notwendige Satyrspiel zwischen der Tragödie! Ich freue mich, daß ich in diesem Herbst darüber lachen gelernt habe — aber vielleicht konnte ich es nur, weil es meinem Gedächtnis gerade etwas entschwunden war. Ich stehe nicht dafür, daß es mir eines schönen, nein, eines sehr übeln Tages wieder einfällt."

So heiter wie die ganze Zeit unsres Zusammenseins in Zürich war, so melancholisch gestalteten sich die letzten Tage. In dem Gefühl, daß wir vielleicht nie wieder so ungestört miteinander sprechen würden, entschloß sich mein Bruder, alle Diskretion aufzugeben und die Versuche jener antisemitischen Freundin Dr. Försters, vor allem aber Frau Overbecks Bemühungen: Unfrieden zwischen uns zu stiften, ausführlich zu erwähnen. Der größte Teil von dem, was schon in anderen Kapiteln darüber geschrieben ist, wurde mir damals zum ersten Mal bekannt! Meines Bruders Zorn wendete sich besonders gegen Frau Overbeck, von welcher er behauptete, daß sie seit der ersten Stunde ihres Zusammenseins mit ihm bemüht gewesen wäre, mich in seinen Augen herabzusetzen, sein Vertrauen zu mir zu untergraben, um sich selbst an meine Stelle zu setzen. In dieser Hinsicht habe sie auch Overbeck beeinflußt. Man sähe nun, was daraus entstanden wäre, — der letzte Aufenthalt in Basel (Frühling 1884) sei schrecklich gewesen. Er hat sich auch nie wieder entschließen können, nach Basel zu kommen, obgleich er bei seinen Reisen von Italien nach Deutschland 1885 und 1886 und zurück viermal dazu Gelegenheit gehabt hätte. Er machte lieber einen großen Umweg, um nicht Basel zu berühren und Frau Overbeck zu begegnen.

Overbeck hat das auch empfunden, und um meinen Bruder einmal wiederzusehen, kam er unter einem plausibeln Vorwand im Frühling 1887 zu einer Zusammenkunft nach Zürich, wo sich mein Bruder einige Tage aufhielt.

Offenbar war mein Bruder etwas verwundert, daß ich bei seinen Enthüllungen über Frau Overbecks Handlungsweise nicht auch meinerseits Anklage gegen sie erhob. Instinktiv wußte ich, daß, wenn sich mein Bruder mit Frau Overbeck veruneinigte, auch Overbecks Freundschaft zu Ende ging. Deshalb schwieg ich oder suchte sie sogar zu entschuldigen. Dieses Mal hat mich aber mein Bruder nicht mißverstanden. Er sagte gedankenvoll: „Ich glaube, Du bist ohne jede Rancüne oder allzu rücksichtsvoll." Das ließ ich unerörtert.

An Overbeck schrieb er gewiß zu dessen Erstaunen und seiner Frau Mißvergnügen: „Ich bin seit einer Woche hier in Zürich (Pension Neptun) zum Zwecke einer Zusammenkunft mit meiner Schwester — und bis jetzt ist viel guter Sonnenschein in uns und über uns gewesen. Im ganzen Jahre, seitdem ich Nizza verlassen, ist es mir auch leiblich nicht so wohl gegangen wie hier ... Meine Schwester ist ein Pracht-Tierchen; nächstes Jahr werde ich sie wohl auf die bewußte ‚überseeische' Manier für lange verlieren."

Einige Wochen später schreibt er ebenfalls an Overbeck: „Das Erquicklichste in diesem Herbste war mir der Eindruck meiner *Schwester*, sie hat sich die Erlebnisse dieser Jahre tüchtig hinter die Ohren und ins Herz geschrieben, und was ich an jedem Menschen besonders ehre, ohne alle Rancünen. So die alte ungeschmälerte Herzlichkeit wiederzufinden, hatte ich nicht erwartet und vielleicht nicht einmal verdient." Diese Schlußworte beziehen sich auf die bösen Bemerkungen, die er, durch die erwähnten fremden Einflüsse aufgereizt, von seinem schlechten Gedächtnis übel bedient, an Overbecks über mich geschrieben

hatte. Darüber war er so betrübt, wie ich ihn nie gesehen habe, sodaß ich versuchte, einen Scherz daraus zu machen. Ich sagte ihm, da das Schimpfen ihn manchmal so erleichtere, so wollte ich es nicht übelnehmen, und er solle es nur immer tun, wenn es ihm wohltäte. In einem späteren Brief, als er durch ein Mißverständnis wieder einmal ärgerlich geworden war, spielt er darauf an.

Mit diesem Aufenthalt in Zürich gingen die zwei Jahre, in welchen zeitweise, durch Andere veranlaßt, mein Bruder in Differenzen mit seinen Angehörigen geriet, zu Ende — und damit auch der direkte Einfluß von Frau Overbeck. Overbeck selbst hat sich damals, etwas schuldbewußt, wirklich freundschaftlich gegen meinen Bruder benommen und ihm einen liebevollen Brief geschrieben, über welchen er sich mehrfach erfreut ausspricht. Overbecks Brief enthielt eine scharfe tadelnde Bemerkung gegen seine Frau, „die sich in ihr unbekannte Verhältnisse in unerwünschter Weise eingemischt habe". Er fügt eine Entschuldigung hinzu: sie hätte geglaubt, meinem Bruder einen Freundschaftsdienst zu erweisen, daß sie seine Schwester anders beurteile als er. Sie hat ernstlich geglaubt, daß sie sich besser zu einer Schwester meines Bruders eigne als ich. Es ist so viel Wahn und Irrtum im menschlichen Leben, daß man sich über den Einzelfall nicht verwundern soll. Mein Bruder schreibt mir darüber: „Ich freue mich, daß der treffliche Overbeck Deine Partei genommen hat, aber der Frau wegen ist kein Verlaß darauf. Wenn ich mich recht erinnere, hat er im vorigen Jahr mir eine ganz falsche Darstellung jener fatalen Geschichten gegeben. (Wie kommt es nur, daß wir uns so leicht, wie unsre liebe Mutter sagt, durch Andre ‚aufhetzen' lassen?) Ich wiederhole ‚wenn ich mich recht erinnere', denn mein Gedächtniß ist in Hinsicht auf die Chronologie jener Mißverständnisse und Dummheiten ganz verwüstet." Und an Geheimrat Heinze schreibt

er später: „Ich danke dem Himmel, daß ich die Liebe meiner Angehörigen noch habe, nachdem auch diese unter der Nachwirkung von allerlei „Freundschaftsdiensten" mir gefährdet war."

Man hat sich öfters verwundert, daß mein Bruder sich über Freunde und Verwandte so widerspruchsvoll geäußert habe. Es ist hier die Stelle, um eine Erklärung dafür zu geben. Zunächst war sein schlechtes Gedächtnis daran schuld, daß er sich früherer Erlebnisse nicht mehr genau erinnerte und impulsiv nur seine momentanen Stimmungen zum Ausdruck brachte, die aber, wie er oft betonte, auch nur momentanen Wert hatten. Wem jeder Tag so viele neue geistige Erlebnisse und Entdeckungen aus dem ungeheuren Umkreis seiner Gedankenwelt bringt, dem entschlüpfen alle nicht wichtigen persönlichen Dinge, oder sie fallen ihm zu einer Zeit ein, wo sie ihm nicht mehr genau erinnerlich sind. Dadurch sind die vielen Mißverständnisse entstanden, die soeben geschildert sind und meinem Bruder so unangenehm waren.

Sodann darf man den Psychologen nicht vergessen, der seine Erlebnisse zuweilen ganz unabhängig von der Persönlichkeit prüft. Hierin gibt er selbst eine gute Erklärung: „Wer so viel mit sich allein ist und sich Tag und Nacht allerhand Gedanken macht, dazu alle Dinge nicht nur von zwei, sondern drei, vier Seiten sieht und (vermöge einer nicht ganz gewöhnlichen Eigenart) auch *sehen kann*, der beurteilt auch seine Erlebnisse ganz verschieden." Das haben nur Wenige verstanden. Aber auch sie vergaßen oft, daß mein Bruder zuweilen durch seine Höflichkeit, die er selbst „sein spitzbübisches Laster" nennt, veranlaßt wurde, zuzustimmen oder zu verschweigen, daß er ganz andrer Ansicht war. Ich habe mich oft verwundert, wie einige seiner Freunde und Bekannten zwar für sich selbst die volle Freiheit der Kritik über Nietzsche beanspruchten, es aber tödlich übelnahmen, als es heraus-

kam, daß auch er sich diese Freiheit ihnen gegenüber genommen hatte, und sie und ihre Handlungsweise verschieden beurteilte. Nur Freiherr von Gersdorff und ich sind die einzigen gewesen, die Lob und Tadel mit der gleichen Verehrung hingenommen haben — vielleicht auch mit einer gelinden Skepsis, da wir ihn so innig liebten und deshalb wohl wußten, wie beeinflußbar durch Andre er war, und wie auch sein eigenstes Urteil in persönlichen Dingen von momentanen Stimmungen abhing. Wir wußten das, aber wir wußten auch, daß er uns trotzdem liebte, wenn es auch manchmal anders klang.

Mein Bruder hatte unter den Differenzen mit seinen Angehörigen vielmehr gelitten als Overbecks ahnten. Deshalb geriet er in Zürich, als sich alles aufklärte, in diese übermütige glückliche Stimmung, die auch die folgenden Monate beherrschte, wenn auch dazwischen, infolge von Schwierigkeiten mit seinem Verleger, die er sich allzusehr zu Herzen nahm, unangenehme Stunden kamen. So entstanden nicht nur in Zürich, sondern auch in Mentone, wohin er Ende Oktober übersiedelte und wo er in der Pension des Étrangers wohnte, eine Fülle seiner schönsten, frohgemutesten Gedichte, z. B. der „Mistral“. Er hatte seinen stolzen Mut wiedergewonnen und des Sieges froh blickte er in die Zukunft. Mich dünkt, daß der vierte Teil des Zarathustra von dieser siegreichen Stimmung erfüllt ist.

Achtzehntes Kapitel.

Der vierte Teil von „Also sprach Zarathustra“.

Nach der Vollendung des dritten Teiles des Zarathustra im Februar 1884 hatte der Autor, wie wir aus dem vorigen Kapitel ersahen, längere Zeit das Werk als abgeschlossen betrachtet. Es ist aus den Aufzeichnungen und Briefen ersichtlich, daß der Zarathustra ursprünglich mit jenem Hohenlied auf die ewige Wiederkunft schließen sollte. Immerhin finden sich aus dem Winter 1883/84 Pläne zu einer Fortsetzung des Zarathustra, die aber mit dem jetzigen IV. Teil nicht identisch sind. Sie wurden beiseite gelegt, erscheinen aber ihrem Inhalte nach nochmals späterhin in ähnlicher Form als Pläne zu einem neuen drei- oder vierteiligen Zarathustra-Werk. Schließlich aber nahm meinen Bruder sein philosophisch-theoretisches Prosawerk, das sich immer mehr ausdehnte, vollständig in Anspruch.

Bei unserm Aufenthalt in Zürich äußerte mein Bruder zuerst die Absicht, den Zarathustra fortzusetzen. Da die Unannehmlichkeiten mit dem Verleger Schmeitzner schärfere Formen annahmen, so beauftragte mich mein Bruder, einen neuen Verleger zu suchen, der womöglich Schmeitzner den ganzen Nietzsche-Verlag abkaufte. Mein Bruder hatte Veranlassung, eine Klage auf Herausgabe von Honorar

und Vorschüssen gegen Schmeitzner einzureichen, und als er von Zürich nach Mentone für kurze Zeit übergesiedelt war und dort die Arbeiten an der Fortsetzung des Zarathustra sehr gefördert wurden, er also dem Gedanken an einen anderen Verleger nähertreten mußte, schreibt er mir von dort aus:

„Nämlich: wenn alles gut geht, habe ich im Januar einen Verleger und Drucker für den 4. Zarathustra nötig. Bis dahin muß also der Verkauf gemacht sein, denn ich bringe keinen Verleger dazu, den 4. Teil zu drucken, wenn nicht die drei ersten in seinen Händen sind. (Von diesem 4. Teil ist kluger Weise bei allen Unterhandlungen über Verkauf u. s. w. zu schweigen, ebenso von dem nunmehr unvermeidlichen fünften und sechsten Teile (es hilft nichts, ich muß meinem Sohne Zarathustra erst zu seinem schönen Tode verhelfen, er läßt mir sonst keine Ruhe)."

Wir sehen aus diesem Brief, daß er damals die Absicht hatte, noch einen vierten, fünften und sechsten Teil des Zarathustra zu schreiben. Wenn er nun diese Teile, vielleicht aus Rücksicht auf einen neuen Verleger, zuweilen auch mit I, II und III bezeichnet, so daß sie ein neues Zarathustra-Werk gebildet hätten, so würde doch der Inhalt der einzelnen Teile, wie aus den Aufzeichnungen ziemlich deutlich hervorgeht, sich ungefähr gleich geblieben sein. Also der geplante IV. oder I. Teil war fast identisch mit dem Inhalt des heutigen IV. Teils, der folgende sollte die Schilderung des großen Mittags enthalten und der letzte die Erzählung von dem Tode Zarathustras und dessen Wirkung auf seine den höchsten Gelöbnissen und Schwüren sich weihenden Jünger.

Obgleich die Aufzeichnungen nur Andeutungen geben, so geht doch deutlich daraus hervor, daß vorzüglich ein Punkt in der Fortsetzung oder in dem neuen Zarathustra-Werk erörtert werden sollte: „Wer soll der Erde Herr

sein?“ Das ist der Refrain seiner praktischen Philosophie. Er sah überall, daß man jetzt den Sklaven, den kleinsten Menschen, die Herde, zum Herrn gemacht hatte. Es war also zunächst nötig, die bereits bestehenden Typen höherer Menschen zu prüfen und zu fragen, weshalb sie ihre Herrschaft verloren haben.

„Im ersten Teil ist der Verfall und seine Notwendigkeit klar zu machen. Inwiefern der Sclave Herr geworden ist, ohne die Tugenden der Herren zu haben. Der Adel ohne das Fundament der Abkunft und Reinhaltung. Die Monarchen, ohne die ersten Menschen zu sein.“

Wir sehen deshalb, daß in allen Plänen zu diesem IV. oder I. Teil sich die Vertreter der höheren Menschen zu Zarathustra begeben. Immerhin sind einige seiner Absichten in dieser Beziehung doch nicht so ausgeführt worden, wie er sie in seinen Aufzeichnungen geplant hatte. Dagegen verdeutlichen die nachfolgenden Niederschriften den Inhalt des IV. Teils des Zarathustra, wie er jetzt besteht.

„Im vierten Teil ist nötig: genau zu sagen, weshalb jetzt die Zeit des großen Mittags kommt: also eine Zeitschilderung, durch die Besuche gegeben, aber interpretirt von Zarathustra.

„Im vierten Teil ist nötig: genau zu sagen, weshalb das ‚auserwählte Volk‘ erst geschaffen werden mußte: — es sind die wohlgeratenen, höheren Naturen im Gegensatz zu den mißratenen (durch die Besucher charakterisirt): nur an jene kann sich Zarathustra über die letzten Probleme mitteilen, nur ihnen kann er die Tätigkeit zu dieser Theorie zumuten (sie sind stark und gesund und hart genug dazu, vor allem edel genug!) und ihnen den Hammer über die Erde in die Hand geben.

„Im IV. Teil ist also zu schildern:

1. Die äußerste Gefahr des höheren Typus (wobei Zarathustra an sein erstes Auftreten erinnert).

2. Die Guten nehmen jetzt gegen den höheren Menschen gegen die Ausnahmen, Partei: das ist die gefährlichste Wendung!
3. Die Vereinsamten, Nicht-Erzogenen, Sich-falsch-Erklärenden entarten, und ihre Entartung wird als Gegengrund gegen ihre Existenz empfunden. („Genie-Neurose!")
4. Zarathustra muß erklären, was er getan hat, als er zur Auswanderung riet nach den Inseln, und wozu er sie besuchte. (I. und II. Teil.) Sie waren noch nicht reif für seine letzten Offenbarungen."

In den weiteren Aufzeichnungen gibt es Entwürfe zu herrlichen Reden an seine Jünger, deren Nichtausführung ich immer außerordentlich bedauert habe, da sie gewiß nach mancher Seite hin aufklärend gewirkt hätten, z. B. wenn er Zarathustra sagen läßt: „ich nahm Euch Alles, den Gott, die Pflicht, — nun müßt ihr die größte Probe einer edlen Art geben. Denn hier ist die Bahn der Ruchlosen offen — seht hin!"

„Zarathustra muß seine Jünger zur Erd-Eroberung aufreizen: — höchste Gefährlichkeit, höchste Art von Sieg: ihre ganze Moral eine Moral des Kriegs; — unbedingt siegen wollen, (auch sich selbst besiegen)."

Der nachfolgende Plan zu einem vierten Teil des Zarathustra hat für mich etwas tief Ergreifendes. Er schildert so deutlich die persönlichsten Empfindungen meines Bruders, wie er allein, ohne Gebet, aber mit der tiefen Zuversicht auf das Kommen seiner Freunde geduldig und glücklich auf sie wartet. Vielleicht schrieb er dies in jenen Wochen, wo er hoffte, daß sich Heinrich von Stein losreißen und zu ihm kommen würde. — Ach er sendet vergebens auf Kundschaft aus, — die Freunde sind nicht zu ihm gekommen! Vielleicht sah er aber in einer Vision einige jener ausgezeichneten Menschen, die jetzt voller

Ehrfurcht den Hügel hinauf zu der Stätte emporsteigen, wo Zarathustra verschied.

„1. Zarathustra seinen Tieren dankend und sie auf Gäste vorbereitend. „Ich bin so übervoll des Glückes und habe Niemanden, dem ich abgeben, und nicht einmal den, dem ich danken könnte. So laßt mich euch, meinen Tieren, Dank darbringen." Heimliche Geduld des Wartenden und tiefe Zuversicht auf seine Freunde.

2. Die Gäste als Versuchungen, die Einsamkeit aufzugeben. „Ich bin nicht gekommen, den Leidenden zu helfen u. s. w."

3. Der Einsiedler-Heilige, Fromme.

4. Zarathustra sendet seine Tiere aus auf Kundschaft. Allein, ohne Gebet, und ohne die Tiere. Höchste Spannung!

5. „Sie kommen!" Als der Adler nnd die Schlange reden, kommt der Löwe hinzu; — er weint. Abschied für immer von der Höhle.

„Eine Art Festzug. Er geht mit den vier Tieren entgegen, bis zur Stadt. — — —"

Aber alle Versuche, einen Verleger zu finden, der den gesamten Schmeitznerschen Verlag Nietzschescher Werke ankaufen sollte, mißglückten, so daß sich mein Bruder entschloß, diesen Teil nur für sich und seine Freunde in 40 Exemplaren auf eigene Kosten als Manuskript drucken zu lassen. Im Februar 1885 sind die Arbeiten an diesem Teil beendet worden. Die ersten Aufzeichnungen dazu stammten aus Zürich und die Fortsetzung dazu aus Mentone, wo er den größten Teil des November 1884 verlebte. Die Arbeiten daran begannen dann in Nizza (wohin er wiederum übersiedelte, weil ihm Mentone zu sehr als Krankenort erschien) im Dezember von neuem, erlitten aber einige Unterbrechungen durch allerhand Besuche, die ihm Zeit und Stimmung raubten. Ende Januar wurde die Arbeit wieder aufgenommen und Anfang Februar zu

Ende geführt. Er schreibt am 14. Februar 1885 an Peter Gast: „Unter uns gesagt: es giebt etwas Neues als ‚Frucht' dieses Winters, aber ich habe keinen Verleger, vor Allem aber gar keine Lust mehr daran, meine Dinge gedruckt zu sehen. Die ungeheure Albernheit, so etwas wie meinen Zarathustra herauszugeben, ohne es nötig zu haben, ist mir mit entsprechenden Albernheiten vergolten worden: wie es billig war." Damals nannte er dieses neue Werk „Mittag und Ewigkeit" und den jetzigen IV. Teil: „I. Teil. Die Versuchung Zarathustras."

Er schreibt nochmals darüber am 21. März an Peter Gast: „Es kommt vielleicht dieser Tage ein Druckbogen bei Ihnen an: seien Sie nicht ungeduldig, lieber Freund, und helfen Sie mir auch dies Mal noch. Es ist der vierte und letzte Teil von ‚Also s. Z.'; der Titel, welchen ich Ihnen das letzte Mal brieflich meldete, war eine Verlegenheits-Auskunft in Hinsicht auf einen neuen Verleger. Damals nämlich suchte ich einen Verleger, und billigerweise hätte ich keinen ‚vierten Teil' anbieten können. Für das, was ich noch zu sagen habe comme poète-prophète, brauche ich eine andre Form als die bisherige; und es war eine harte Sache, mich um eines Verlegers willen zu einem solchen Titel zu entschließen. Genug, ich fand keinen Verleger und drucke nun mein Finale auf eigne Kosten. Dafür nur in wenig Exemplaren und nicht für die ‚Öffentlichkeit'. Bitte, schreiben und sprechen auch Sie nicht davon, daß es einen 4. Z. giebt."

Auch in andern Briefen aus März und April 1885 bezeichnet er diesen Teil als den vierten und letzten, so daß er damals für lange Zeit eine direkte Fortsetzung des Zarathustra aufgegeben haben muß. Wir finden auch in seinem Notizbuch die Einzeichnung: „Entschluß: Ich will reden und nicht mehr Zarathustra." Jedenfalls wollte er in jener Zeit, wenn er den Zarathustra fortsetzte, ein neues Werk beginnen, für das er aber vielleicht, wie er an Peter

Gast schreibt, comme poète-prophète eine andere Form brauchte, als die bisherige.

Den Privatdruck des IV. Teiles bestimmte mein Bruder zu Geschenken für seine Freunde und für „Solche, die sich um ihn verdient gemacht hatten". Nur sieben Exemplare hat er Gelegenheit gehabt, unter diesen Gesichtspunkten zu verschenken — so einsam, so unverstanden war er damals. Dieser vierte Teil ist erst Ostern 1892 — drei Jahre nach der Erkrankung des Autors und sieben Jahre nach der ersten privaten Drucklegung — veröffentlicht worden, nachdem die Ärzte erklärt hatten, daß eine Wiederherstellung des Autors ausgeschlossen sei.

Der Zarathustra ist der Höhepunkt von dem, was der Dichter Nietzsche jemals geschrieben und ersonnen hat! Bereits in seiner Kindheit und seinen Jünglingsjahren hat er sich eifrig dem Dichten gewidmet und schon in seinem 14. Lebensjahr nehmen seine Gedichte Formen an, die bei einigen den Abdruck in der Sammlung „Gedichte und Sprüche" gerechtfertigt erscheinen lassen.

Es finden sich in seinen Werken viele an die Adresse der „Dichter" gerichtete schalkhafte Vorwürfe und selbst leidenschaftliche Anklagen, die aus dem gleichen, oft spöttischen Humor heraus geschrieben sind, mit dem er sich selbst und seine eigenen Eigenschaften zu betrachten vermochte. Jedoch war er sich vollständig bewußt, Dichter zu sein und nicht allein Philosoph und Prosaschriftsteller; deshalb schreibt er an Rohde am 22. Februar 1884: „Übrigens bin ich Dichter bis zu jeder Grenze dieses Begriffs geblieben, ob ich mich schon tüchtig mit dem Gegenteil aller Dichterei tyrannisirt habe." In jenen Jahren der Entstehung des Zarathustra wuchs ihm im geheimen, im Kämmerlein, die seligste Lust des Dichtens, und jene himmelstürmende dichterische Kraft, die ihn befähigte, über Vieles „tausend Meilen hinauszufliegen, was bisher Poesie hieß". Und wie mein Bruder alles, woran er

rührte, schöpferisch neu gestaltete und mit der Glut seiner innersten Erlebnisse erfüllte, so schuf er sich auch, wie wir sahen, die in der höchsten Entzückung des dichterischen Geistes konzipierte, mit seinem Herzblut geschriebene neue Sprache des Zarathustra.

Dieses Werk ist gleichsam umrahmt von einer Fülle einzelner dichterischer Produktionen, die aus dem Jahre vor dem ersten Teil des Zarathustra und besonders auch aus der Zeit zwischen dem dritten und vierten Teil, aus jenem glücklichen Herbst 1884 stammen. Selbst die Dionysos-Dithyramben gehören ihrer ersten Konzeption nach in diesen in Zürich und Mentone verlebten Herbst. Immerhin haben erst die späteren Jahre 1886—1888 zunächst weitere Aufzeichnungen und schließlich ihre Vollendung gebracht.

Blicken wir nun auf die dreißig Jahre dichterischer Entwicklung zurück, so ergreift uns tiefe Wehmut. Ach wie mein Bruder doch immer derselbe geblieben ist, an denselben Dingen gelitten hat, sich auf dieselbe Weise über die Bitternisse des Lebens zu trösten suchte und nach denselben Idealen drängte! Wie finden wir vom Anfang bis zum Ende das Gefühl der Vereinsamung, der Heimatlosigkeit, die innige persönliche Beziehung zur Natur, eine eigenartig musikalisch-lyrische Stimmung, die Sehnsucht nach dem verstehenden Freunde, den Schmerz, losgelöst zu sein von allem, was sonst die Menschen lieben, ersehnen, ehren, fürchten und als beglückend empfinden; — wie sucht er den schwermütigen Untergrund seiner Natur, alle bitteren und traurigen Erlebnisse durch schalkhafte Ironie, durch allerhand Scherze, selbst in derber Form, zu verhüllen und sich erträglicher zu machen — und wie entfaltet sich immer stärker und machtvoller der Zug und Flug nach der Höhe, wie wächst von Jahr zu Jahr die Seligkeit des eignen Glückes, des einsamen Höhenglückes! — bis er den Gipfel: „Also sprach Zarathustra“ erreichte. Wie liebte

er aber auch dieses Werk, wie erschütterte es ihn, diesen Gesang seiner eignen Seele zu hören: „Wenn ich einen Blick in meinen Zarathustra geworfen habe, gehe ich eine halbe Stunde im Zimmer auf und ab, unfähig, über einen unerträglichen Krampf von Schluchzen Herr zu werden." Die Gestalt des Zarathustra ist das Höchste, was der Dichter geschaffen hat, es ist ein Typus ewiger Schönheit, göttlicher Weltverklärung, — der Übermensch selbst. So empfand ihn der Dichter und schreibt im Ecce homo: „Hier ist in jedem Augenblick der Mensch überwunden, der Begriff ‚Übermensch' ward hier höchste Realität."

Neunzehntes Kapitel.

Reisen und Pläne.

Auch nach Beendigung des vierten Teils des Zarathustra ergriff meinen Bruder jene bedrückende Trauer, die ihn immer, wie schon in den vorhergehenden Kapiteln erwähnt ist, nach einer solchen außerordentlichen Erhebung des Geistes, nach einem solchen „Außer-sich-sein“ befiel. Doch kamen auch dieses Mal besondere Gründe dazu, ihm das Herz schwer zu machen. Heinrich von Stein hatte die von uns gehegte Hoffnung, sich an meinen Bruder anzuschließen, nicht erfüllt. Ein sehr guter Wagner- und Nietzsche-Kenner schilderte kürzlich ein wenig humoristisch, wie Stein unter dem Zauber von Nietzsches außerordentlicher Persönlichkeit fast vergessen hatte, mit welchem Auftrag, nämlich um Nietzsche nach Bayreuth zurückzuführen, er mit dem Segen Cosimas nach Sils-Maria geschickt worden war. Erst als dieser tiefe Eindruck etwas bei ihm verblaßt war, erinnerte er sich des Zwecks seiner damaligen Sendung, und recht ungeschickt, wie solche edle Naturen in der Art Heinrich von Steins leicht werden, wenn sie widerstreitende Empfindungen miteinander vereinigen wollen, machte er meinem Bruder den höchst wunderlichen Vorschlag, an einem Richard Wagner-Lexikon mitzuarbeiten. „Es weiß Keiner mehr, sich zu benehmen“ grollte mein Bruder in einem an mich gerichteten Brief.

Nur wer aus meines Bruders intimen Niederschriften sieht, wie ihn der *spätere* Wagner als Denker, Philosoph und Stilist fast zur Verzweiflung brachte — kann den Humor, das heißt eine Art tragischen Humors, bei diesem Vorschlag Steins mitempfinden. Es war kein Zweifel, mein Bruder hatte im innersten Herzen gehofft, daß H. von Stein seine Arbeiten beiseite legen würde, um sich ihm anzuschließen, und es war ihm ein tiefer Schmerz, auf die Hoffnung verzichten zu müssen, an Stein einen liebenden Jünger und eine Stütze zu finden, die er so überaus nötig hatte. Er schrieb damals in sein Notizbuch: „Menschen, die Schicksale sind, die, indem sie sich tragen, Schicksale tragen, die ganze Art der *heroischen* Lastträger: oh wie gerne möchten sie einmal von sich selber ausruhn! wie dürsten sie nach starken Herzen und Nacken, um für Stunden wenigstens los zu werden, was sie drückt! Und wie umsonst dürsten sie! — Sie warten; sie sehen sich Alles an, was vorübergeht: Niemand kommt ihnen auch nur mit dem Tausendstel Leiden und Leidenschaft entgegen, Niemand errät, *inwiefern* sie warten. — Endlich, endlich lernen sie ihre erste Lebensklugheit — *nicht* mehr zu warten; und dann alsbald auch ihre zweite: leutselig zu sein, bescheiden zu sein, von nun an Jedermann zu ertragen, Jederlei zu ertragen — kurz, noch ein wenig *mehr zu ertragen*, als sie bisher schon getragen haben."

Und er hatte mancherlei in jener Zeit zu ertragen; auch seine Pensionsgenossen mißfielen ihm am Schluß des Winters und dazu auch Nizza selbst. Er schreibt: „Dann ist Nizza auf die Dauer nicht möglich, die große Stadt, das unerträgliche Gelärm der Wagen usw. Ebenso habe ich die Herrn Mit-Pensionäre satt, man ist eigentlich in einer gar zu schlechten Gesellschaft, und darf kaum hinsehn, wie der liebe Tisch-Nachbar bei Tisch Messer und Gabel führt. Von dem, was bei Tisch *geredet* wird, nicht zu reden. Ich denke an meine ehemalige

Genueser Isolirtheit mit Trauer und Sehnsucht zurück, obgleich ich wie der ärmste Schlucker gelebt habe; aber ich war nicht von solchem mittelmäßigen deutschen ‚Pack‘ umgeben, es war stolzer und mir angemessner.“

So sah er der Beendigung des Drucks vom IV. Teile des Zarathustra mit Ungeduld entgegen und schreibt am 30. März 1885 an Peter Gast: „Lieber Freund, seltsam! Ich erinnere mich gar nicht mehr, daß ich jemals eine Reise nach einem Orte hin mit Vergnügen unternommen hätte. Aber diesmal: — zu denken, daß ich bald in Venedig und bei Ihnen sein werde, erquickt mich, entzückt mich, es ist wie die Hoffnung auf Genesung bei einem lange und geduldig Kranken. Dabei habe ich entdeckt, daß Venedig mir bisher allein gefallen und wohlgetan hat: oder vielmehr, ich sollte ganz andre (und bescheidnere) Ausdrücke gebrauchen. Als Landschaft ist mir Sils-Maria verwandt (leider nicht als Ort) — wüßte ich nur, wie ich dort mir eine würdige Einsamkeit und Einsiedlerschaft erhalten könnte! Aber — es kommt in Mode! ...

„Ah, wenn Sie wüßten, wie allein ich jetzt auf der Welt bin! Und wieviel Komödie not tut, um nicht, hier und da, aus Überdruß, irgend Jemandem ins Gesicht zu spucken! Glücklicher Weise ist etwas von den höflichen Manieren meines Sohnes Zarathustra auch in seinem verrückten Vater vorhanden.

Wenn ich aber zu Ihnen und nach Venedig komme, hat es, für eine Zeit lang, einmal mit der ‚Höflichkeit‘ und der ‚Komödie‘ und dem ‚Überdruß‘ und der ganzen verfluchten Nizza-haftigkeit ein Ende — nicht wahr, mein werter Freund?“

Aber dieser Aufenthalt in Venedig gestaltete sich nicht so angenehm, wie er vorher gedacht hatte. Dieses Mal war es Peter Gast, der ihm die gute Laune verdarb, die sonst Venedig hervorzurufen pflegte. In seinen Briefen drückte er sich über ihn sehr ärgerlich aus, daß er nicht

vorwärts käme, keine Energie zeige sich durchzusetzen usw. Auch beklagte er sich über manches Persönliche, z. B. daß er ihm nicht beim Suchen einer geeigneten Wohnung behilflich gewesen wäre usw. So überließ er Gast viel mehr als sonst seinem Komponieren, wandelte einsame, eigene Wege oder widmete sich alten und neuen Bekannten, mit denen er zufällig zusammentraf.

Gleich im Anfang seines Aufenthaltes in Venedig erhielt er einen ergreifenden Brief meines Bräutigams, der sich inzwischen sehr beeilt hatte, seine Forschungsreise abzukürzen und nach Naumburg zurückzukehren, da er den Einfluß meiner Angehörigen fürchtete. Dieser Brief wurde gewissermaßen als ein Anhalteschreiben betrachtet, worauf mein Bruder, der mir zu meiner Verlobung herrliche Blumen geschickt hatte, antwortete:

„Lieber und sehr verehrter Herr Doctor, — endlich eingerichtet: Geistes-Gegenwart, Tintefaß-Gegenwart und Alles, was dazu gehört, um einen Brief zu schreiben. Voilà!

„Hier und da fällt auch mir ein guter Tag vom Himmel: so geschah's kürzlich, als ich wieder in der Stadt war, die ich allein liebe. Und da gerade, zu allen den guten Geschenken eines ersten Vormittags auf dem St. Marcus-Platze, kam mir auch noch Ihr Brief zu Händen. Es ist gar nicht möglich, daß ich einen Brief unter h e r z l i c h e r e n Empfindungen lesen kann. —

„— Also, es hilft Nichts, meine Schwester geht ‚in die weite weite Welt' und mit Ihnen, mein lieber Herr Doctor. Die Liebe führt das Lama — Pardon! so nannte ich sie bisher — wie mir scheint, in viele Gefahren, fernab von der Heimat, in ein Leben voller Versuche, wo Manches schief, Manches gut gehn wird: in summa es erwartet sie eine t a p f e r e Zukunft. I n d e m A l l e n t u t s i e m i r e s g l e i c h: es scheint, d i e s gehört zur Rasse. Und wenn die Liebe sie in weniger ‚abstrakter' Gestalt führt als

mich, so hat sie vielleicht von uns Beiden den besseren Geschmack, und den ‚besseren Teil‘ erwählt: nämlich Herrn Bernhard Förster. Die Frauen sind in solchen Dingen schlauer als die Männer: unsereins läuft der ‚Wahrheit‘ und solchen andern blassen Schönheiten nach, und schließlich, wenn man es weit bringt, bringt man es so weit, bei dieser Leidenschaft, daran zu zweifeln, ob man noch im Stande ist, irgend einen Menschen recht aus letztem Herzensgrunde zu lieben: was, nach Briefen und sonstigen Dokumenten der Seele zu schließen, meiner Schwester ganz und gar nicht widerfahren ist.

„Dies soll nicht ein Seufzer meinerseits sein, sondern nur ein Einwand gegen eine gewisse allzuschmeichelhafte und unverdiente Wendung Ihres viel zu ernsten Briefes. Man soll, wenn man liebt, eine Sache auch mit ihren schlimmen Kehrseiten lieben (wie das Leben einmal eingerichtet ist, bezahlt man Alles etwas zu teuer — scheint mir), umgekehrt: um mit meinem Sohne Zarathustra zu reden: ‚jedwedes schlimme Ding hat zwei gute Kehrseiten‘ — und was Ihnen fürderhin auch begegnen mag, verehrter Herr Doctor, meine Schwester wird Ihnen helfen, die ‚guten Kehrseiten‘ und den Himmel wieder hell zu finden. Es scheint, auch dies gehört zur Rasse. —“

Zu meiner Hochzeit hatte mein Bruder durchaus nicht kommen wollen und deshalb erhielt ich einen rührenden Entschuldigungs- und gewissermaßen Abschlußbrief den Tag vor unserer Hochzeit, der mich sehr erschütterte.

„Mein liebes Lama, für den Tag, welcher über Dein Lebenslos entscheidet (und zu dem Dir Niemand mehr als ich Glück und Gedeihen und gute Vorzeichen und guten Mut wünschen kann) — für diesen Tag muß ich mir selber eine Art Lebens-Abrechnung machen. Von jetzt an wirst Du ganz andere Sachen zunächst und zuvorderst in Kopf und Herzen haben, als die Sachen Deines Bruders, und so soll es recht und billig sein — und ebenso liegt es

in der Natur, daß Du mehr und mehr die Denkweise Deines Gatten teilen wirst: welche ganz und gar nicht die meine ist, so viel ich an ihr auch zu ehren und zu rühmen habe. Damit Du aber künftighin eine Art Direction hast, inwiefern die Beurteilung Deines Bruders viele Vorsicht und vielleicht auch Schonung erfordert: schreibe ich es Dir heute, zum Zeichen großer Herzlichkeit, worin das Schlimme und Schwere meiner Lage liegt. Ich habe bis jetzt, von Kindesbeinen an, Niemanden gefunden, mit dem ich dieselbe Not auf Herzen und Gewissen hätte. Dies zwingt mich heute noch, wie zu allen Zeiten, mich, so gut es gehn will, und oft mit sehr viel schlechter Laune, unter irgendeiner der heute erlaubten und verständlichen Menschheits-Sorten zu präsentiren. Daß man aber eigentlich nur unter Gleichgesinnten, Gleich-Gewillten gedeihen kann, ist mein Glaubenssatz (bis hinab zur Ernährung und Förderung des Leibes); daß ich Keinen habe, ist mein Malheur. Meine Universitäts-Existenz war der langwierige Versuch der Anpassung an ein falsches Milieu; meine Annäherung an Wagners war dasselbe, nur in entgegengesetzer Richtung. Fast alle meine menschlichen Beziehungen sind aus den Anfällen des Vereinsamungs-Gefühles entstanden: Overbeck, so gut als Rée und Malwida — ich bin lächerlich glücklich gewesen, wenn ich mit Jemandem irgend ein Fleckchen und Eckchen gemein fand oder zu finden glaubte. Mein Gedächtniß ist überladen mit tausend beschämenden Erinnerungen, in Hinsicht auf solche Schwächen, in denen ich die Einsamkeit absolut nicht mehr ertrug. Mein Kranksein hinzugerechnet, welches immer die schauerlichste Entmutigung über mich bringt; ich bin nicht umsonst so tief krank gewesen — und auch jetzt noch durchschnittlich krank, d. h. betrübt — wie gesagt, nur weil es mir am rechten Milieu fehlt und ich immer etwas Komödie spielen muß, statt mich an den Menschen zu erholen. — Ich betrachte mich deshalb ganz und gar

nicht als einen versteckten oder hinterhaltigen oder mißtrauischen Menschen; im Gegenteil! Wäre ich's, so würde ich nicht so viel leiden! Man hat es aber nicht in der Hand, sich mitzuteilen, wenn man auch noch so mitteilungslustig ist, sondern man muß Den finden, gegen den es Mitteilung geben kann. Das Gefühl, daß es bei mir etwas sehr Fernes und Fremdes gebe, daß meine Worte andere Farben haben als dieselben Worte bei andern Menschen, daß es bei mir viel bunten Vordergrund giebt, welcher täuscht, — genau dies Gefühl, das mir neuerdings von verschiedenen Seiten bezeugt wird, ist immer noch der feinste Grad von ‚Verständnis,' den ich bisher gefunden habe. Alles, was ich bisher geschrieben habe, ist Vordergrund; für mich selber geht es erst immer mit den Gedankenstrichen los. Es sind Dinge gefährlichster Art, mit denen ich zu tun habe; daß ich dazwischen in populärer Manier bald den Deutschen Schopenhauer oder Wagner anempfehle, bald Zarathustras ausdenke, das sind Erholungen für mich, aber vor Allem auch Verstecke, hinter denen ich eine Zeit lang wieder sitzen kann." —

Im Frühjahr begannen jene Aufzeichnungen, die später „Jenseits von Gut und Böse" wurden. Die Arbeit an dem projektierten Buch war ihm ein großer Trost. — Meine Verheiratung betrübte ihn außerordentlich, da er, nicht ohne Grund, glaubte, durch seine eigene Handlungsweise, nämlich dadurch, daß er sich durch andere beeinflussen ließ und mich durch ungerechte Vorwürfe ängstlich gemacht hatte, als ob ich ihm nichts mehr nütze wäre, zu diesem Entschluß beigetragen zu haben. Nun schmerzte es ihn besonders, daß mich meine Heirat so weit von Deutschland hinwegführte. „Es geht mir durch und durch. Dieser Frühling ist einer der melancholischsten Frühlinge meines Lebens", schreibt er an unsre liebe Mutter.

Ich kann nicht verhehlen, daß mein Bruder (sehr

mit Unrecht) Förster nicht sehr geeignet zur Kolonisation fand: „Ein Kunsthistoriker, ein Gymnasialprofessor als Kolonisator erscheint mir einfach lächerlich," pflegte er öfter unsrer Mutter zu sagen, die seine Sorgen vollständig teilte, über meine Heirat, die mich in weite Ferne führen sollte, ebenso unglücklich war wie ihr Sohn und Försters Plänen wenig Glauben schenkte. Mein Bruder schreibt ihr:

„Ich verstehe die Gestaltung seiner Zukunft nicht, und ich für meine Person bin sogar zu aristokratisch gesinnt, um mich dermaßen mit 20 Bauernfamilien rechtlich und gesellschaftlich auf gleichen Fuß zu stellen: wie er es im Programm hat. In solchen Verhältnissen bekommt der, welcher den stärksten Willen hat und am klügsten ist, das Übergewicht; gerade zu diesen beiden Qualitäten sind deutsche Gelehrte schlecht präparirt. Pflanzen-Nahrung, wie Dr. F. sie will, macht solche Naturen nur noch reizbarer und verstimmbarer. Man sehe sich doch die ‚fleischfressenden' Engländer an: das war bisher die Rasse, welche am besten Colonien gründete. Phlegma und Rostbeef — das war bisher das Rezept für solche Unternehmen!"

Mein Mann hatte aber, trotz Vegetarismus und Gelehrsamkeit, diesen starken und klugen Willen, er war zum Führer und Herrn einer Gemeinschaft von der Natur bestimmt. Übrigens wurde die Kolonie absolut auf kein Gleichheitsprinzip gegründet, weil dies sich bei dem ersten praktischen Versuche als unausführbar und unmöglich erwies, da hauptsächlich ganz arme Leute zu uns kamen, denen wir das Land schenkten und welche von Vorschüssen lebten, die wir ihnen gaben.

Glücklicherweise entwickelte sich der nach Venedig folgende Aufenthalt in Sils-Maria viel angenehmer für meinen Bruder, als mancher Sommer zuvor. Jene sympathischen drei Damen, die er „sein liebes Trio" nannte, Madame de Mansouroff, Mrs. und Miß Fynn, waren wieder in Sils-Maria und voller liebenswürdiger Für-

sorge für meinen Bruder. Dadurch, daß er oft mit ihnen plauderte und Spaziergänge machte, außerdem eine ältere deutsche Dame sich zum Diktieren anbot, wurde er vom Schreiben und Lesen abgehalten, was ihm immer vortrefflich bekam. Auch mit dem Gedanken meiner Auswanderung nach Paraguay fing er an sich zu befreunden und zwar so sehr, daß er Paraguay auch für sich selbst für die Zukunft in Erwägung zog, was uns sehr glücklich machte. Über alle diese Punkte schreibt er an Overbeck: „Unter uns, ich habe viele Besorgnisse auf dem Herzen —, allerdings auch einige sonderbare Wünsche, gerade was diese neue Welt in Paraguay betrifft. Es kann im Handumdrehen jetzt für mich Europa unmöglich werden; und siehe da, vielleicht findet sich dort in der Ferne auch für einen solchen verflogenen Vogel, wie ich es bin, ein Ast (Wie geschrieben steht „so häng' ich denn auf krummen Äste" usw.).

„Hier oben habe ich wieder die gleiche, mir sehr zugetane Gesellschaft des vorigen Jahres; zwei sonst in Genf lebende distinguierte Engländerinnen und jene alte Dame vom russischen Hofe, von der ich schrieb, daß sie eine der nächsten Schülerinnen Chopin's ist; — ihr Verhältnis zur Musik ist kein Spaß, noch im letzten Monat hat sie eine tüchtige strenge Fuge componirt. Nun ist in meiner Gesellschaft eine deutsche Dame aus Meiningen, welche auf eine briefliche Einladung meinerseits hierhergekommen ist und mir, durch Vorlesen und Nachschreiben, mit großer Güte entgegenkommt."

Den ganzen Sommer 1885 schwankte mein Bruder, ob es ihm möglich sein würde, zu uns nach Deutschland zu kommen, um meinen Mann näher kennen zu lernen und ihm und mir vor unsrer Abreise nach Paraguay Lebewohl zu sagen. Wir hatten im Frühjahr 1885 geheiratet und beabsichtigten im Januar 1886 nach Paraguay überzusiedeln. Da meines Bruders Gesundheit im Sommer

1885 im allgemeinen gut war, so hatte er sich ganz besonders in seine Arbeiten vertieft (wobei er sich natürlich die Augen verdarb.) Immer deutlicher versuchte er seine Hauptgedanken auszudrücken, was ihn manchmal — wie er schrieb — vor Sorgen schlaflos machte. Er fühlte die Verantwortlichkeit schwer auf sich lasten, ob es ihm gelingen würde, den ganzen Umkreis seiner philosophischen Anschauungen den andern begreiflich darzustellen und glaubte nun, da er auf so gutem Wege war, sich nicht durch eine Reise unterbrechen zu dürfen. Dazu fürchtete er sich vor den Erschütterungen eines persönlichen Abschiednehmens, wenn er auch so innig wünschte, mich vor der Abreise zu sehen und zu sprechen. Diese verschiedenen Empfindungen zeigt der nachfolgende an uns beide gerichtete Brief vom 6. September:

„Meine Lieben. Eure schönen Gaben und Lockspeisen sind eingetroffen — ach, es bedurfte der Lockmittel nicht, Ihr könnt es gar nicht ausdenken, wie sehr und wie lange schon eine Art von grimmigem Heimweh mich quält und mich zu der nordischen Reise zu überreden sucht. Ja, es ziehen auch noch andre Zauber mich nach Eurer Richtung: z. B. daß mit großer Wahrscheinlichkeit diesen Winter in Dresden meine himmlische Leib- und Trostmusik-Oper ‚Der Löwe von Venedig‘ zu hören ist. Und trotzdem: es geht nicht! Es geht nicht! Ich bin ein armes Tier mit meiner Gesundheit, das wißt Ihr — und es ist schlecht in diesem Jahre gegangen, bei aller Vorsicht. Das liegt daran, daß ich mich von übermäßig schweren Pflichten und Skrupeln bedrängt weiß, denen eigentlich nur eine Löwen- und Bären-Gesundheit Stand hielte. Vielleicht kann ich dies nicht deutlich machen, aber glaubt es mir: ich leide Tag und Nacht daran. Daß ich ‚gute Miene‘ zu machen weiß und von Zeit zu Zeit sogar einen Anfall von Glück und von ausgelassener Munterkeit habe, das wißt Ihr auch: sonst lebte ich lange nicht

mehr. Es wird mir schrecklich schwer, das Lama vor ihrer Abreise nicht zu sehen, es geht mir durch und durch. Trotzdem ist es, glaube ich, besser so — und nicht nur meinetwegen. Vielleicht könnte es bei einem nochmaligen Wiedersehn herauskommen, zu sehr herauskommen, wie vereinsamt sich Euer Fritz jetzt fühlt — denn ich bin ohne Ausnahme alle meine Freunde in den letzten Jahren losgeworden — und wie er tatsächlich schon in einem ferneren, fremderen, auch unzugänglicheren Lande lebt als alle Paraguay's sein könnten. Aber wir sollten uns Alle miteinander hübsch Mut machen, da wir allesammt nichts Kleines vorhaben. Ich habe diesen Sommer hier in Sils oft mit großer Neigung über das Projekt meines Herrn Schwagers geredet, vor Deutschen und Ausländern; und seit er von jener Agitation zurückgetreten ist, die, gleich jeder negativen Bestrebung, die Gefahr in sich birgt, einen edelgearteten Charakter am leichtesten zu verderben, bin ich voller Teilnahme und herzlicher Wünsche für seine Unternehmungen. Das Lama wird ihre Sache gut machen, daran ist kein Zweifel (nur bin ich besorgt, daß sie aus Liebe zu ihrem Gatten zu wenig Fleisch ißt — ‚Eins schickt sich nicht für Alle', Verzeihung, meine Lieben!). Mit meiner lieben Mutter will ich, wenn sie erst allein ist, dies und jenes Zusammentreffen und Zusammenleben verabreden: inzwischen müssen wir uns Alle tapfer zusammennehmen. Sils bleibt mein Sommer-Aufenthalt: das hat sich entschieden, dank einigen Veränderungen, die meinen Augen angemessen waren. Jetzt muß ich noch den Winterort feststellen: ein Versuch mit Florenz soll zunächst gemacht werden. — In Liebe und mit Tränen Euer Fritz."

Aber acht Tage, nachdem er diesen Brief geschrieben hatte, befand er sich doch auf der Reise zu uns: „eine geschäftliche Angelegenheit, die eine persönliche Erledigung ratsam erscheinen ließ, kam meiner Sehnsucht zu Hülfe," sagte er scherzend. Er blieb ungefähr sieben Wochen in

Deutschland und teilte seine Zeit zwischen Naumburg und Leipzig. Von dort aus schreibt er an Overbeck: „Ein Gruß aus Leipzig! Das wird Dir unvermutet kommen. Aber es zog mich diesen Herbst unwiderstehlich noch einmal nach Deutschland (wo ich weder für Leib noch für die liebe Seel fürderhin etwas zu suchen habe) um meine Mutter und Schwester noch einmal beisammen zu finden — wer weiß, ob nicht zum allerletzten Male! Denn im Januar oder Februar reisen die neuen Colonisten ab, glücklicherweise nicht allein, sondern mit lauter achtbaren und wohlansehnlichen Personen. Dr. Förster habe ich noch nicht zu sehen bekommen, denn er weilt in Westphalen. ...... Was mir wohltut, ist die Einmütigkeit im Lobe seines Characters (denn es lag mir daran, unter der Hand aus dem Mund von Freund und Feind mir den ungefähren Ruf meines so unerwarteten ‚Verwandten' festzustellen). Es giebt ja Gründe genug, im Allgemeinen den Herren Antisemiten nicht über den Weg zu trauen. Übrigens ist ihre Sache viel populärer, als man in der Ferne ahnt, namentlich scheint mir der ganze preußische Adel für dieselbe zu schwärmen. — Der Gedanke einer Colonisation in Paraguay ist von mir sehr geprüft worden, nicht ohne den Hintergedanken, ob nicht daselbst auch für mich sich einmal ein Asylon fände. In Bezug auf diese Aussicht bin ich zu einem unbedingten ‚Nein' gekommen; meine klimatischen Bedürfnisse widersprechen. Sonst aber ist an der ganzen Sache viel Vernunft. Es ist ein prachtvolles Stück Erde für deutsche Landbebauer — und unter nicht gerade phantastischen Erwartungen darf ein Westphale oder Pommer wohlgemut dahin absegeln. Ob gerade meine Schwester und mein Herr Schwager dort am Platze sind, ist eine andere Frage: und ich gestehe, mit meiner Mutter zusammen oft sogar schrecklich besorgt zu sein. Die nunmehrige Einsamkeit meiner Mutter ist eine andere Sorge für mich. Vielleicht kommt es dazu,

daß sie wenigstens einen Teil des Jahres mit mir zusammen lebt, etwa in Venedig. Mir selber geschieht damit eine große Wohltat, denn für meine leibliche Verfassung und halbe Blindheit ist eine fürsorgliche Pflegerin immer notwendiger geworden, von meiner seelischen Vereinsamung zu schweigen, aus welcher auch der beste Wille mich jetzt nicht herauszuziehen vermöchte. Ich nehme sie als Loos und will es schon noch lernen, dies Loos nicht als Unglück zu tragen."

Immer wenn wir beide in jenem Herbst 1885 allein zusammen waren, standen wir unter dem Einfluß des tief melancholischen Gedankens, daß, was wir uns zu sagen hätten, wir uns jetzt sagen müßten, weil wir niemals wieder so miteinander reden würden. Einige Spaziergänge in der durch ihre herbstliche Schönheit wunderbar verklärten Umgebung Naumburgs sind mir in der rührendsten und schwermütigsten Erinnerung geblieben. Bei diesen Wanderungen hat mir mein teurer Bruder mehr denn je von dem inneren Zusammenhange aller seiner Gedanken gesprochen. Ich habe damals noch wenig davon verstehen können, aber seine Worte, den Klang seiner Stimme, den Ausdruck seines Gesichts in treuliebendem Herzen aufbewahrt, so daß mir in der Erinnerung davon jetzt erst oft der wahre Sinn dessen aufgeht, was er mir damals mitgeteilt hat.

Ich bin ihm so von Herzen dankbar, daß er mich damals dieser ausführlichen Aussprache gewürdigt hat, denn es war ein Opfer. Es wurde ihm nämlich unbeschreiblich schwer, von den Gedanken zu reden, die ihm am meisten am Herzen lagen. Schon über peinliche persönliche Erlebnisse vermochte er nicht zu sprechen, und nur aus diesem Grunde ist es erklärlich, daß in jenen Jahren 1882—84 so schwere Mißverständnisse zwischen uns aufkommen konnten. Aber welche viel höhere Wichtigkeit hatten allen Erlebnissen gegenüber seine Gedanken und Lehren, die er der

Menschheit übergeben wollte! Nur die Vermutung, daß wir uns erst nach langen, langen Jahren oder vielleicht nie wiedersehen würden, veranlaßte ihn, sich in dem Maße zu überwinden und mir von seinen höchsten Plänen zu reden, sodaß ich, als ich kurz darauf mit Heinrich von Stein zusammentraf, diesem, wie er andern erzählt hat, eine ungefähre Vorstellung von der ungeheuren Aufgabe geben konnte, die auf meinem teuren Bruder lag.

Aber auch ich hatte meinem Bruder einiges zu enthüllen und anzuvertrauen. Aus der kleinen buntgemalten Truhe, die ich als Kind meine „Schatzkammer" nannte, worin ich seine von ihm vernachlässigten und zum Vernichten bestimmten Aufzeichnungen im Verborgenen sammelte, war inzwischen eine ziemlich große Kiste geworden, die ich ihm jetzt zeigte und mit der innigen Bitte übergab: nun nichts mehr davon zu verbrennen. Er blickte erstaunt auf den Inhalt der Kiste und sagte tief ergriffen: „Meine ganze Jugend!" Er selbst hatte die Existenz dieser Manuskripte fast vergessen, ja in dem Reichtum seines Geistes erinnerte er sich kaum, sie jemals geschrieben zu haben. Als ich ihm alles gezeigt hatte, einiges Herrliche daraus vorlas und die Zeit schilderte, wo es entstanden war, sagte er mit Tränen: „Meine Schwester, Du bist zu meiner Biographie geboren; das alles gehört Dir und wenn Du mich selbst nicht mehr findest, wenn Du einmal zurückkommst, so sollst Du noch einiges finden, was ich dazugelegt habe." Ich aber wehrte mich und sagte: ich wolle nie ein Buch schreiben (worauf er in einem Aphorismus scherzhaft anspielt), er selbst müsse sein Leben beschreiben, wozu er schon manchen Anfang gemacht habe. „Ja, das wolle er auch," sagte er gedankenvoll. Als er im Frühling 1886 nach Naumburg kam, hat er mir noch ein oder zwei Hefte in die Kiste gelegt. Dann war die Kiste bis zu meiner Rückkehr aus Paraguay 1893 vergessen.

Gleichsam um uns über die Schwermut jener Zeit hinwegzutäuschen, bauten wir auch manches Luftschloß für seine Zukunft, um welche ich mich so innig sorgte. Da ich besonders die Vereinsamung fürchtete und wohl wußte, welch ausgezeichneter Lehrer er für begabte Jünglinge war, so kam ich auf meinen oft gemachten Vorschlag zurück, an irgendeiner Universität mit einer unbefangeren freieren Geistesrichtung Vorträge zu halten. Schon im Frühjahr 1885 hatte ich deshalb nach verschiedenen Seiten Verbindungen angeknüpft und ihm darüber geschrieben. Er antwortet darauf:

„Deine Vorschläge für die Zukunft klingen nicht übel auf meinem Resonanz-Boden wieder; für die Sorge, die sich darin ausdrückt, weiß ich nicht genug zu danken .... Ich werde zu blind, um noch viel lesen und schreiben zu dürfen, es fällt mir fast jeden Tag genug ein, daß deutsche Professoren daraus zwei dicke Bücher machen könnten. Aber ich habe Niemanden, für den das Zeug paßt. Es ist so viel Unerlaubtes darunter; es tut Andern wehe. Ich gestehe, daß ich ganz gerne hier und da eine Vorlesung halten würde, ganz ziemlich und schicklich, als Moralist und großer ‚Erzieher', der nicht auf den Kopf gefallen ist; aber Studenten sind so dumm, Professoren sind noch dümmer! Und wo! In Jena? Ich habe jetzt keinen Ort mehr, wo ich gern bin, ausgenommen Venedig." Zu einem andern Resultat kamen wir auch im Herbst 1885 nicht, doch wurde Zürich ins Auge gefaßt. — Schließlich besprachen wir auch viel Geschäftliches und Literarisches miteinander, z. B. über die Umänderung und Fortsetzung des „Menschlichen, Allzumenschlichen". Aber schon damals war er zweifelhaft, ob es nicht besser sei, zu einem andern Buche die Fortsetzung zu schreiben, z. B. zur „Morgenröte". Wir reisten zusammen nach Leipzig, um einen neuen Verleger zu suchen. Mit dem Verleger Ernst Schmeitzner, der meinem Bruder verschiedene Unannehmlichkeiten bereitet

hatte, außerdem nicht aufhörte ihm mitzuteilen, daß „das Publikum seine Aphorismen nicht lesen wollte", wünschte er abzubrechen. Bei dieser Reise sagte er mir, daß das Buch, das er dem Verleger anbieten wolle, nur noch zum Teil der Abschrift bedürfe; er habe sehr viel von dem dazu vorhandenen Material ausgeschaltet.

Nach dem Aufenthalt in Naumburg und Leipzig, der ihm diesesmal ganz leidlich bekam („Es hat mir gut getan bei Euch zu sein, meine lieben Lieben" schreibt er nach seiner Abreise), machte er sich auf, um sich für den Winter 1885/86 einen anderen Aufenthaltsort als Nizza zu suchen. Der letzte Winter dort war ihm in recht peinlicher Erinnerung geblieben, wie man sich nach den oben angeführten Briefstellen leicht vorstellen kann. Er reiste zunächst nach München, wo er den Jugendfreund Freiherrn von Seydlitz aufsuchte und mit ihm und seiner ausgezeichneten Frau sehr glückliche Stunden verlebte. Von dort fuhr er nach Florenz, wo er eigentlich bleiben wollte, d. h. in der Nähe davon, in der Vallombrosa oder dem höher gelegenen Paradisino. Beides war ihm von einem Herrn Lansky empfohlen worden, aber wohl nicht mehr für Spätherbst geeignet, weshalb er den Gedanken aufgab. Über Florenz schreibt er an Frh. v. Seydlitz:

„In Florenz überraschte ich den dortigen Astronomen auf seiner Sternwarte, welche den schönsten Gesammt-Überblick über Ort, Tal und Fluß giebt. Sollte man's glauben, daß er neben seinem Arbeitstische die sehr zerlesenen Schriften Eures Freundes hatte und daß er, ein schneeweißer alter Mann, mit Begeisterung Stellen aus ‚Menschliches, Allzumenschliches' recitirte? — Das Bild dieses vollkommnen und hochgearteten Erimitentums war das kostbarste Geschenk, das ich von Florenz mitnahm: — zugleich freilich auch der schmerzhafteste Biß, nämlich ein Gewissensbiß. Denn ersichtlich hatte dieser einsame Forscher es in der Weisheit des Lebens (und nicht nur in der Entdeckung

von Kometen und Orion-Nebeln) weiter gebracht als Euer Freund."

Unser Erstaunen war groß, als wir plötzlich aus Nizza und nicht aus Florenz eine Postkarte vom 11. November erhielten. „Wundert Euch nicht zu sehr, meine Lieben, wenn sich heute der Hamletische Maulwurf aus Nizza und nicht aus Vallombrosa (‚Schattental‘ —) verlautet. Es war immer sehr wertvoll, fast gleichzeitig die Luft von Leipzig, München, Florenz, Genua und Nizza zu experimentiren. Ihr könnt gar nicht glauben, wie sehr bei diesem Wettkampfe Nizza triumphirt hat. Meine Wohnung ist nach wie vor Pension de Genève, petite rue St.-Etienne; sie ist inzwischen durch Umbau und gänzliche Erneuerung von Stoffen und Farben sehr appetitlich geworden. Mein Tischnachbar ist ein Bischof, ein Monsignore, der deutsch redet. Eurer viel, viel gedenkend Prinz Eichhorn."

(So nannte er sich infolge einer in jenem Herbst wieder aufgefrischten scherzhaften Kindheitserinnerung und in Hinsicht auf den schnellen Wechsel der Aufenthaltsorte.)

Einige Wochen später schreibt er noch ausführlicher über den ausgezeichneten Einfluß, den das herrliche Klima Nizzas auf ihn, d. h. auf seine Produktivität, ausübe: „Mir ist zu Mute, als sei ich das erste Mal in Nizza; mindestens weiß ich jetzt besser mir das Schöne, was zu mir hier paßt, zu Gemüte zu führen und das Übrige einfach zu ignoriren. Die feine Luft, die zarten Farben aller Art, die unbeschreibliche Sonnigkeit — es hat etwas Begeisterndes, wenigstens für mich. Mein Kopf ist hier zehn Mal mehr wert, als in Zürich oder Leipzig, hier, wo ihm das Klima ‚congenial‘ ist, um mich äußerst gebildet auszudrücken. Es ist kein Zweifel, daß ich jedes Jahr (jeden Winter! aber nicht die andere Zeit!) jetzt einen Ruck weiter zur Gesundheit gemacht habe; und zwar zur Gesundheit meines Kopfes, nicht meiner Augen (unter uns gesagt —). Das

Project mit Vorlesungen in Zürich hat viel Verführerisches; trotzdem darf ich es nicht allzu sehr aus der Nähe betrachten, aus verschiedenen Gründen." Besonders des Klimas wegen schien ihm Zürich nicht geeignet, da man leider „den Himmel von Nizza mit seinen 220 wolkenlosen Tagen nicht wie ein Öfchen in den Koffer stecken" und mitnehmen könnte.

Aber gegen Weihnachten hin wurde die halkyonische Stimmung, in welche ihn Nizza versetzt hatte, doch wieder etwas herabgemindert; auch hatte er die ersten Wochen seines dortigen Aufenthaltes zu einer der vorher erwähnten Zusammenstellungen der neuen Schrift benutzt und hierbei wieder die Augen überanstrengt. Dazu kam die Sehnsucht nach den heimatlichen Freuden des Weihnachtsfestes, welches ich nun zum letzten Mal auf lange Zeit in Europa verleben sollte. Auch in diesem wie in allen sonstigen Briefen dieses Kapitels nennt er Krankheit, was andere Menschen eine unlustige, traurige Stimmung nennen; wahrscheinlich durch irgendwelche Nachrichten oder Erlebnisse hervorgerufen, die ihm das Mißverstandenwerden seiner Schriften so deutlich zeigten. Er schreibt mir am 20. Dezember 1885:

„Mein liebes Lama, Hoffentlich ist kein Brief verloren gegangen, controliren kann ich es nicht mehr. Zuletzt bin ich vielleicht im Rückstande geblieben, weil es mit der Gesundheit nicht gut gieng: ich mag nicht viel davon reden, — da läßt man das Briefschreiben lieber ganz. Sieben Jahre Einsamkeit sind nunmehr vorbei, im Grunde bin ich ganz und gar nicht für Einsamkeit gemacht, und es begegnet mir jetzt, wo ich nicht mehr absehe, wie ich sie los werde, beinahe alle Wochen ein so plötzlicher Lebensüberdruß, daß es mich krank macht. Meine Diät kommt mir recht vernünftig vor, Mittags trinke ich Milch zu etwas Grahambrod, Abends um 6 bin ich in der Pension de Genève zu Gaste, wo so gekocht wird,

daß mein Magen dabei seine Rechnung findet. Schlafmittel brauche ich nicht mehr; wenigstens kommt mir das Seidel Münchner Kindl-Bräu, das ich öfter einmal zu mir nehme, mehr wie ein Verdauungsmittel vor, es ermüdet mich nicht. Gegen Grog habe ich jetzt einen Widerwillen. In meinem Zimmer friere ich leider zu stark, jetzt wo auch wir bis zu 4 Grad unter Null (gelegentlich —) hinabsinken; auch giebt es miserable Störung durch Musik, erstens durch ein Kind, das Tonleitern stümpert, hinter mir durch eine Violine und durch einen Trompeten-Virtuosen. So sehne ich mich auch hierin nach einer Verbesserung, doch nicht mehr für diesen Winter, wo ich aushalten will. Das Schlimmste ist, daß mir die menschlichen Ressourcen jeder besseren Art fehlen, ja daß ich kaum noch Menschen weiß, von denen ich wünschte, daß sie hier leben möchten. Ich hätte Gast gerne hier, weil es jetzt der einzige Musiker ist, dessen Geschmack mir ‚schmeckt' — und weil er einsiedlerisch und anspruchslos für sich zu leben versteht. Aber es ist mir mehr nötig, als nur gelegentlich einmal Musik. —

„Inzwischen ist auch das allerliebste Maschinchen (um Eier zu Schaum zu schlagen) angelangt; gebraucht habe ich es noch nicht, was meinst Du, welche Art Topf dazu gehört? Es soll mir viel Vergnügen machen und mich immer schön an Dich erinnern. Wie dumm, daß ich Niemanden mehr zum Lachen habe! Wäre ich bei besserer Gesundheit und reich genug, so würde ich, nur um noch Heiterkeit zu haben, nach Japan übersiedeln (zu meinem größten Erstaunen fand ich, daß auch Seydlitz inwendig diese Umwandlung durchgemacht hat, er ist artistisch jetzt der erste deutsche Japaner — lies beifolgende Zeitungsberichte über ihn!). Ich bin gern in Venedig, weil es dort leicht japanisch zugehen könnte —, ein paar Bedingungen dazu sind da. Das übrige Europa ist pessimistisch-triste, die gräßliche Verderbniß der Musik durch

Wagner ist nur ein Einzelfall der allgemeinen Verderbniß und Trübsal. —

„Nun ist es wieder Weihnachten, und es ist ein Jammer zu denken, daß ich immerfort (wie nun schon sieben Jahre) verurteilt bin, wie ein Ausgestoßener oder wie ein cynischer Verächter der Menschen zu leben. Es sorgt sich jetzt Niemand mehr um eine Verbesserung meiner Existenz, das Lama hat ‚Besseres' zu tun und jedenfalls genug zu tun! Alle die alten Bekanntschaften sind altbacken und steinhart geworden, — wenn ich dran denke, wie ich immer fürlieb genommen habe, so erschrecke ich vor der Zukunft, ich meine vor der Wahrscheinlichkeit, mit was für Menschen ich noch fürlieb nehmen werde, aus jener Not, welche macht, daß der Teufel Fliegen frißt. — Das ist einmal ein schöner lustiger Weihnachts-Brief! Es lebe das Lama!

F.

Offenbar war ihm dieser Brief, der mich sehr betrübte, doch als zu wehmütig und mit zu viel Galgenhumor gewürzt erschienen, denn einige Tage darauf schreibt er uns einen fröhlichen Weihnachtsbrief, zu dessen Erklärung ich hinzufügen muß, daß bei seinem letzten Besuch ich für ihn den Scherznamen: „unser berühmtes Tier" aufgebracht hatte.

„Meine Lieben, es ist herrliches Wetter, da muß auch Euer Tier wieder ein fröhliches Gesicht machen, ob es schon recht melancholische Tage und Nächte gehabt hat. Weihnachten geriet aber zu einem Festtage. Mittags bekam ich Eure liebe Sendung zu Händen, und geschwind hing die Kette um den Hals, und das artige Kalenderchen kroch in die Westentasche. Darüber ist nun freilich das ‚Geld' entschlüpft, wenn nämlich Geld in dem Briefe war (unsre Mutter schreibt davon). Verzeiht es Eurem blinden Tiere, das seinen Kram auf der Straße auspackte: da mag wohl etwas daneben gerutscht sein, denn ich suchte sehr eifrig nach dem Briefe. Hoffentlich ist ein armes altes Weibchen in der Nähe gewesen und hat auf

diese Weise ihr ‚Christkindchen' auf der Straße gefunden. Dann fuhr ich nach meiner Halbinsel St.-Jean, lief einen großen Weg um die ganze Küste ab und setzte mich endlich unter junge Soldaten, die Kegel schoben. Frische Rosen und Geranien in den Hecken, und alles grün und warm: gar nicht nordisch. Da trank denn Euer Tier drei ganz große Gläser eines süßen Landweins und war beinahe a bitzeli betrunken; wenigstens sagte ich nachher zu den Wellen, wenn sie gar zu heftig heranschnoben, wie man zu den Hühnern sagt: ‚Butsch! Butsch! Butsch!' Dann fuhr ich wieder nach Nizza und aß in meiner Pension zu Abend, fürstlich; auch brannte ein großer Weihnachtsbaum. Denkt Euch, ich habe einen boulanger de luxe gefunden, welcher weiß, was ‚Quarkkuchen' ist: er erzählte, daß der König von Württemberg sich einen solchen zu seinem Geburtstage bestellt hat. Das fällt mir bei dem Worte ‚fürstlich' ein. —

„Ein Paar Tage krank. So blieb der Brief unbeendigt. Dazwischen schrieb Overbeck, daß Rohde einen Ruf nach Leipzig habe. Ob er ihn annimmt? Seltsam, es bewegt mich zu denken, daß jetzt in Leipzig oder seiner Nachbarschaft Alles zusammenkommt, was mir das Gefühl giebt, nicht ganz heimatlos zu sein. Im Grunde war es auch diesen Herbst wieder hübsch in Leipzig; ein wenig melancholisch, aber gerade so, wie unsereiner alle Genüsse des Lebens gewürzt findet, mit einem alten kleinen Rosengeruch des Unwiederbringlichen.

„Meine Augen werden über kurz oder lang es nur noch in Wäldern aushalten; aber alte Freunde müssen diesen ‚Wäldern' nahewohnen. Heißt das nicht — alles gerechnet — ‚Rosenthal'? — Und zuletzt hat man, durch Leipziger Ratsbeschluß, dem Knoblauch den Krieg erklärt: (die einzige Form des Antisemitismus, welche Eurem cosmopolitischen Nashorn gut riecht) — Verzeihung! In alter Liebe Euer F. . . .

N. B. Ich habe wieder schlafen gelernt (ohne Schlafmittel)."

Trotz aller Versicherungen meines Mannes, daß er mich nicht in allzuschwierige Verhältnisse führen würde, plagten meinen Bruder doch beständig die Sorgen um meine Zukunft und er sprach immer die Überzeugung aus, daß ein anderer Lebensberuf für mich viel geeigneter gewesen wäre. Aus dieser Empfindung heraus schrieb er mir noch einen letzten Brief nach Hamburg, als wir schon auf der Abreise nach Paraguay waren. Ich selbst hätte ihn so unendlich gern mitgenommen und, um ihn mit dieser neuen Welt auch materiell etwas zu verbinden, machte ich ihm den Vorschlag, sich, wie es auch Verwandte meines Mannes getan hatten, für 300 Mark ein sogenanntes Landlos in unsrer zukünftigen Kolonie zu kaufen, welchen Vorschlag er sehr ergötzlich fand. Er antwortete mir:

„Mein liebes altes Lama, soeben kommt Dein hübscher und lustiger Vorschlag, und wenn er irgendwie dazu dient, Deinem Herrn Gemahl eine gute Meinung über den unverbesserlichen Europäer und Anti-Antisemiten, Deinen ganz unmaßgeblichen Bruder und Eckensteher Fritz beizubringen (obwohl er gewiß jetzt Anderes zu tun hat, als sich über mich zu ‚bekümmern'), so will ich gern in die Fußtapfen von Fräulein Alwinchen Förster treten und ersuche Dich angelegentlich, unter gleichen Verhältnissen und Bedingungen mich zum südamerikanischen Grundbesitzer zu machen: mit der ausdrücklichen Variation, daß das Stückchen Erde nicht Friedrichsland oder Friedrichshain heißt (weil ich zunächst noch nicht daselbst ‚sterben und begrabbelt-grabbelt sein' möchte) sondern, zur Erinnerung daran, wie ich dich getauft habe — Lamaland.

„Ernstlich geredet: ich würde Dir Alles schicken, was ich habe, wenn es helfen könnte, Dich bald wieder zurück zu führen. Im Grunde sind alle Menschen,

die Dich kennen und lieben, dieser Meinung, daß es dreitausendmal besser wäre, dieses ganze Experiment bliebe Dir erspart. Selbst wenn man noch so sehr jenes Land als geeignet für deutsche Colonisation befinden sollte, so will doch Niemand zugeben, daß Ihr Beide gerade die Colonisten sein müßtet; dies erscheint vielmehr als willkürlich, verzeih' den Ausdruck, überdies als gefährlich, zumal für ein Lama, das an eine sanfte Cultur gewöhnt ist und in ihr auch am besten gedeiht und herumspringt. Diese ganze Erhitzung von Gefühlen, wie sie hinter der ganzen Geschichte als Ursachen liegen, ist eigentlich schon für ein Lama (genauer: für unsern eigentlichen Familien‚typ', der seine Kunst im Versöhnen zwischen Contrasten hat) zu tropisch, nach meiner Meinung sogar nicht einmal gesund; man bleibt hübscher und jünger, wenn man nicht haßt und nicht argwöhnt —. Zuletzt will es mir immer scheinen, daß Deine Natur sich selbst für eine eigentlich deutschtümliche Bestrebung hier in Europa nützlicher erweisen könne als dort; gerade als Gattin des Dr. Förster, der, wie ich beim Lesen seines Erziehungs-Aufsatzes wieder einmal empfand, eigentlich zum Erziehungsdirector einer Art Schnepfental eine natürliche Mission hat — und nicht, verzeihe es Deinem Bruder, zum Agitator einer zu drei Viertel schlimmen Bewegung. Was in Deutschland jetzt dringend not tut, sind eben unabhängige Erziehungsanstalten, welche der Staats-Sclaven-Drillung sich durch die Tat entgegensetzen. Das Vertrauen, welches Dr. Förster bei dem norddeutschen Adel genießt, schiene mir ausreichend Bürgschaft dafür zu geben, daß eine solche Art Schnepfental oder Hofwyl (Du erinnerst Dich? der Ort, wo der alte Vischer gebildet war) unter seiner Leitung Glück machte. Aber dort drüben, unter Bauern, in der Nähe von unmöglich gewordenen, vielleicht verbitterten und vergifteten Deutschen — genug, hier ist ein weites Feld zu Besorgnissen. Das dumme große Meer

dazwischen! und bei jedem Orkane, von dem Meldung hierherkommt, ärgert sich Dein Bruder und sorgt sich, wie um Alles in der Welt das Lama darauf geraten ist, sich in ein solches Abenteuer zu stürzen. Ich nehme mich zusammen, so gut es geht, aber eine Melancholie sonder Gleichen wird alle Tage und besonders des Abends über mich Herr, — immer deshalb, weil das Lama davon läuft und ganz die Tradition ihres Bruders aufgiebt. — Inzwischen, es hilft nichts, das Leben ist ein Experiment, man mag tun, was man will, man zahlt es zu teuer: vorwärts, mein liebes altes Lama! Und tapferen Mut zu dem, was beschlossen ist! Dein F."

Er hat sich auch späterhin über das kolonisatorische Unternehmen öfter unbefriedigt und skeptisch geäußert, was von mancher Seite falsch verstanden worden ist. Ich spreche mich deshalb ausführlicher über die Gründe seiner Unzufriedenheit aus und füge erklärende Briefstellen hinzu. Einesteils war seine brüderliche Fürsorge, andrerseits jene schon oft erwähnte Verquickung mit dem Antisemitismus daran schuld, daß er darüber so ungünstig urteilte. Allerdings war diese Verquickung nur eine Einbildung, die ich immer wieder von neuem zu bekämpfen suchte, denn der Wahrheit gemäß muß ich konstatieren, daß die antisemitische Partei für die Kolonie meines Mannes auch nicht das Allergeringste getan hat. Auf meinen Protest antwortet mir mein Bruder: „Du sagst, Neu-Germania habe nichts mit den Antisemitismus zu tun, aber ich weiß es ganz sicher, daß das Colonisationsproject wesentlich antisemitischen Charakter hat, aus jenem ‚Correspondenzblatt', das nur im Geheimen verschickt wird und nur an die zuverlässigsten Mitglieder der Partei. (Hoffentlich giebt es Dir mein Herr Schwager nicht zu lesen, es wird immer unangenehmer.) Es scheint mir aber sehr möglich, ja wahrscheinlich, daß die Partei zwar darüber redet, aber nichts tut."

Diese letzte Bemerkung war vollständig richtig, wie er denn überhaupt einen sehr richtigen Blick für dies ganze Kolonisationsunternehmen bewiesen hat. Nur über den Kolonisator irrte er sich, denn in der Tat zeigte mein Mann ein ganz ungewöhnliches kolonisatorisches Talent. Noch heute schreibt man mir aus Paraguay von sehr einsichtsvoller Seite, daß, wenn mein Mann nicht so früh gestorben wäre, die Kolonie Neu-Germania noch ganz das geworden wäre, was mein Mann sich vorgesetzt hatte — ja, daß er bei seiner eminenten Begabung für Kolonisation überhaupt noch alles zur Ehre Deutschlands erreicht haben würde, was er zu erreichen hoffte. Andererseits macht man es jetzt Fürst Bismarck zum Vorwurf, daß er solch einen zum Kolonisator geborenen deutschen Mann nicht für deutsche Kolonien im In- und Ausland verwendet hat. In derartigen Dingen zeigen die Engländer mehr Erfahrung und Scharfblick.

Es war bedauerlich, daß man meinem Bruder in den Kopf gesetzt hatte, daß nicht nur sein antisemitischer Verleger Schmeitzner, sondern auch die Verwandtschaft mit Förster ihm und seinen Werken schade: „Die gesamte deutsche Presse schweigt meine Schriften todt — seitdem! sagt Overbeck.“ Daß er aber mir deshalb zuweilen Vorwürfe machte, fand er selbst unbillig und ungerecht, denn ich war so wenig Antisemitin wie möglich. Ich glaube, um von Grund aus antisemitisch zu empfinden, muß man aus einem andern Milieu stammen als wir. Mein Bruder und ich hatten unsere ganze Kindheit in einem streng-konservativen Kreis verlebt und die Konservativen im damaligen preußischen Landtag wurden von einem Juden, Professor Stahl in Halle, angeführt und sehr geschickt vertreten. Unsere öfter erwähnte Tante Rosalie kannte, wenn ich nicht irre, jenen Professor Stahl persönlich und konnte sich in seinem Lob gar nicht genug tun. Wir selbst, d. h. mein Bruder und ich, sind in unsrer ganzen Kindheit

und frühen Jugendjahren mit keinem einzigen Juden zusammengekommen; in Naumburg gab es keine. Wir verehrten Mendelssohn und dessen Schwester, ich aber noch ganz besonders Disraeli, dessen Romane ich gelesen hatte; außerdem kannte ich irgendein Lebensbild von ihm, das mir einen tiefen Eindruck machte. Wie ich zu dieser speziellen Verehrung gekommen bin, ohne irgendwie von meinem Bruder beeinflußt zu sein, ist mir nicht mehr erinnerlich. Er konnte nicht bequem englische Bücher lesen und wußte deshalb nur wenig von ihm. Das tut mir jetzt noch leid, denn Disraeli ist ein so wundervolles Beispiel vom Willen zur Macht. Es ist doch entzückend, daß er, als man ihn als jungen Mann von Ende der zwanzig Jahre fragte: was er werden wolle? „Premier von England" antwortete. Das klang damals geradezu lächerlich, — aber er hat es erreicht, und selten sind die Tories so gut und geschickt geführt worden wie durch ihn. Woher sollte deshalb bei mir ein wirklicher Antisemitismus kommen? Dazu muß man andere Erfahrungen gemacht und vielleicht in Berlin gelebt haben. Mein Bruder schreibt mir deshalb einmal: „Du sagst zwar, Du habest den Colonisator Förster und nicht den Antisemiten geheiratet und dies ist auch richtig;" „aber," fährt er fort und bringt seinen inneren Groll zum Ausdruck, „in den Augen der Welt wird Förster bis an sein Lebensende der Antisemitenchef bleiben." Wäre dies nicht gewesen, so würde diese kühne Koloniebegründung eigentlich ganz nach meines Bruders Herzen gewesen sein. Er aber glaubte: Diese Verwandtschaft erwecke Mißtrauen gegen seinen Charakter, „als ob er öffentlich etwas ablehne, was er im Geheimen begünstige." Er stellt einmal in einem an mich gerichteten Brief seine Gesamtansicht über den Antisemitismus fest, nachdem sich meine geliebte Schwiegermutter über einige Äußerungen meiner beiden Angehörigen beklagt hatte. Er schreibt am 3. Mai 1888: „Unsere gute Mutter schreibt mir einen besorgten Brief,

daß ihre und meine Ansichten über den Antisemitismus zu den Ohren Deines Herrn Gemahls kommen und Dich dadurch betrüben könnten. Einer meiner Briefe, zu ihrem Geburtstag geschrieben, bei schlechtem, düstern Wetter und noch düstrer Laune, scheint in die Hände Deiner verehrungswürdigen Schwiegermutter geraten zu sein — durch irgendeine, von unsrer Mutter jedenfalls nicht gewollte Verwechselung. Aber nicht wahr, mein liebes Lama, ich habe Dir doch viele hübsche Briefe geschrieben? Und wir haben uns doch lieb — sehr lieb, wenn wir auch einander wehe getan haben: Du mir durch Deine antisemitische Heirat und ich Dir durch mancherlei ungerechte und unbillige Vorwürfe über diese Heirat? — Der Anti-Antisemitismus unsrer lieben Mutter ist sehr harmlos; er hat nur den einen Grund, daß dessentwegen unser „einziges Lamm“ oder Lama etwas übereilt über's Meer geschleppt worden ist, denn jetzt gäbe es für Förster vielleicht keinen rechten Grund mehr, Deutschland zu verlassen. Trotzdem mag es so besser sein, daß er auf eine ganz bestimmte positive Arbeit angewiesen ist und nicht auf's Streiten und Negiren.

„Und hiermit berühre ich nochmals meine Stellung zum Antisemitismus oder zu den Antisemiten, für welche ich, da es unter ihnen so achtbare, tüchtige, willensstarke Charaktere giebt, manches Günstige geltend machen kann. Das hindert aber nicht, nein, das bedingt vielmehr sogar, daß ich dem Antisemitismus, der soviel tüchtige Kraft vergeudet und vergiftet, den Krieg mache. — Aber bemerke wohl: wo ich geringschätze, mache ich keinen Krieg!“

Zeitweise fing mein Bruder an, sich mit unserm kolonisatorischen Unternehmen zu befreunden und schrieb deshalb tröstende Briefe an unsre liebe Mutter, die nie aufgehört hatte, im Geheimen unser „südamerikanisches Abenteuer“ zu verwünschen. Auch in den Briefen an seine

Freunde erwähnt er mit Wohlbehagen die guten Nachrichten aus Paraguay und mit herzlicher Anteilnahme schreibt er am 14. September 1888 darüber: „Wie lange schon lag es mir auf dem Herzen, Dir meine große Freude über das Definitivum der Übersiedelung und die festliche Art und Weise, in der sie vollzogen wurde, auszudrücken! Auch daß Deine Gesundheit der Menge neuer Pflichten und Sorgen so tapfer Stand hält, ist keine kleine Beruhigung. Wir haben es Beide, auf eine etwas verschiedene Weise, schwer, — wir haben es Beide andrerseits auch wieder gut. Wir lassen uns nicht so leicht fallen, — uns nicht und auch die Sachen nicht, die uns angehen. Das eigentliche malheur in der Welt ist alles bloß Schwäche."

Wieviel Treue in meines Bruders Natur lag, zeigt sich besonders auch darin, wie treu er mir gesinnt blieb, obgleich sich mancher und manches bemühte, ihn andern Sinnes zu machen. Seine Zuneigung und sein Vertrauen erscheinen mir jetzt, wo ich die Hintergründe besser kenne, die eine zeitweise Entfremdung zwischen meinem Bruder und mir hervorgerufen haben, geradezu verwunderlich. Noch 1888 schreibt er: „Seltsam! Du bist der einzige Mensch, dem ich unbedingt, gleichsam instinctiv, Glauben schenke, wenn auch die Dinge erst den Anschein gegen sich haben. Deine bescheidene Art, Behauptungen aufzustellen, verführt oberflächliche Menschen zu der Annahme, daß Du Deiner Sache nicht ganz sicher bist; dazu scheinst Du zu stolz oder ungeschickt zu sein, Dich und Deine Behauptungen zu verteidigen — vielleicht weil Du von der Wahrheit dessen, was Du sagst, so überzeugt bist, daß Du gar nicht begreifst, wie man daran zweifeln kann. Zuletzt war es auch jetzt wieder wie immer: jedes Deiner Worte war wahr, jeder Deiner Zweifel berechtigt."

Das Merkwürdigste ist mir aber, daß mein Bruder mir und keinem seiner Freunde die Zukunft und Fürsorge

seiner Werke anvertraut hat, nicht nur verschiedene Male mündlich, sondern auch schriftlich und zwar gerade in jener Zeit, wo Overbecks besonders gegen mich kämpften. Er schreibt nach jener Rückreise von Rom im Juni 1883, wo wir die schon erwähnte Archivbegründung planten, die mir übertragen wurde: „Meine ‚Zukunft‘ ist mir die dunkelste Sache von der Welt; da ich aber noch viel fertig zu machen habe, sollte ich auch nur an dieses Fertig-machen als meine Zukunft denken und alles Übrige Dir und den Göttern überlassen.“ Dieses Vertrauen, das er mir stets geschenkt hat, scheint also in seinen Grundvesten nicht erschüttert gewesen zu sein, denn auch nach und während der zeitweiligen Zerwürfnisse in den Jahren: Herbst 1882—1884 hieß es: „Das muß Lisbeth machen“ — „da mag das Lama darüber nachdenken.“ Und stets betonte er von Neuem, noch am 31. März 1888 unsre innerliche durch dieselbe Rasse bedingte Zusammengehörigkeit: „Wie stark fühle ich bei Allem, was Du sagst und tust, daß wir derselben Rasse angehören: Du verstehst mehr von mir als die Andern, weil du dieselbe Herkunft im Leibe hast. Das paßt sehr gut zu meiner ‚Philosophie‘.“ — Dabei darf man aber nicht annehmen, als ob mein Bruder von Jugend an mir seine philosophischen Pläne und Ansichten anvertraut habe. War mein Bruder schon seinen Freunden, Jüngern und Schülern gegenüber von dem größten Zartgefühl, sie nicht mit Ideen zu belasten, die sie weder verstehen noch tragen konnten, so würde er es geradezu als eine Geschmacklosigkeit betrachtet haben, eine mehrere Jahre jüngere Schwester, die doch einen Teil des Jahres in dem Milieu einer norddeutschen Kleinstadt in sehr frommen Kreisen lebte, Gedanken anzuvertrauen, die weder zu ihrer Erziehung noch zu dem sie umgebenden Kreis paßten. Dazu blieb ich äußerlich und innerlich, sehr gegen meinen Willen, aber zum Ergötzen, doch auch zum Kummer meines

Bruders, lange Zeit über die eigentliche Jugend hinaus jung, so daß er oftmals seufzte: „Ach, Lisbeth, wenn du doch endlich erst ein altes skeptisches Weibchen würdest!“ Dieser Ausdruck spielt auch in seinen Briefen eine große Rolle; immer blickten wir auf jene Zeit, wenn wir Beide alt sein würden, mit Entzücken, als auf die Zeit, wo ich in seine Philosophie hineingewachsen wäre und wir uns vollkommen verstehen würden. Eine solche Briefstelle, obwohl sie ganz und gar unverdient schmeichelhaft für mich ist, möchte ich hier anführen, weil sie auch sonst für das Verhalten meines Bruders Anderen gegenüber so charakteristisch erscheint:

„Mit großer Genugtuung las ich den Päan meines Herrn Schwagers auf seine ‚unvergleichliche Frau‘. Ich bin stolz, dich erzogen zu haben — nur wenige Frauen würden mit solcher Tapferkeit, Anspruchslosigkeit und Heiterkeit diese außerordentlichen Schwierigkeiten überwinden. Aber bitte! etwas weniger Bescheidenheit! Vergiß doch nicht, daß die Heerde nach pittoresken Menschen verlangt, d. h. nach solchen, die aus ihren Begabungen, Absichten, Erfolgen ein Bild mit so groben aufdringlichen Zügen machen, daß sie auch das blödeste Auge erkennt. Die Heerde verehrt die Pose, die feierliche Attitüde, die uns Beiden so zuwider ist. Nur die feinen Geister verstehn die Scham des Edlen, der sein Höchstes und Bestes in schlichter Verhüllung verbirgt. Ich bin sicher, daß unter dieser Menschheit da drüben nur Wenige ahnen, mit welcher Rücksichtslosigkeit gegen Dich selbst, mit welcher leidenschaftlichen Entschlossenheit Du Deine Ideale zu verwirklichen suchst. Ich frage mich nur: sind diese Ideale so viel Aufopferung wert? Ich fürchte, ich fürchte, Du wirst noch viele bittere Enttäuschungen in Deinem Leben zu überwinden haben! Schließlich wirst Du ein skeptisches altes Weibchen werden — ohne Deine Tapferkeit verloren zu haben und gut zu Deinem alten

skeptischen Bruder passen. Wie wollen wir dann über den verfluchten Idealismus unserer Jugend lachen — vielleicht mit Tränen."

Und das ist der tiefste Schmerz meines Lebens, daß ich jetzt, wo ich ein altes skeptisches Weibchen geworden bin und mich lange lange Jahre auf das Ernsthafteste mit seiner Philosophie beschäftigt habe, allein stehe und mich nicht der gemeinsamen Anschauung mit ihm freuen kann! —

Zwanzigstes Kapitel.

Die Schriften von „Jenseits von Gut und Böse“ bis zur „Genealogie der Moral“.

In den Zeiten zwischen der Entstehung der einzelnen Teile des Zarathustra hatte der Autor wieder jene Gedankenreihen aufgegriffen, mit welchen er sich in der „Morgenröte“ und der „Fröhlichen Wissenschaft“ intensiv beschäftigt hatte. Indirekt hingen natürlich diese Studien gleichfalls mit dem Zarathustra auf das innigste zusammen; denn wie mein Bruder so richtig bemerkt: „Wir Philosophen haben kein Recht darauf, irgend worin einzeln zu sein: wir dürfen weder einzeln irren, noch einzeln die Wahrheit treffen. Vielmehr mit der Notwendigkeit, mit der ein Baum seine Früchte trägt, wachsen aus uns unsre Gedanken, unsre Werte, unsre Ja's und Nein's und Wenn's und Ob's — verwandt und bezüglich allesammt unter einander und Zeugnisse Eines Willens, Einer Gesundheit, Eines Erdreichs, Einer Sonne.“

Seine Niederschriften aus den Jahren 1883—85 scheinen zu verschiedenen Buchplänen bestimmt. Zu einem, der sich „Moral für Moralisten“ und „Die Unschuld des Werdens, ein Wegweiser zur Erlösung von der Moral“ nennt, gibt es besonders viele Aufzeichnungen. Aber im Sommer 1884 trat die Rücksicht auf sein großes philosophisches Hauptwerk, das später „Der Wille zur Macht“ genannt wurde, in den Vordergrund.

Wie wir schon aus dem 17. Kapitel ersahen, wollte er sich damals sechs Jahre lang allein der Ausarbeitung seines großen prosaischen Hauptwerkes, dem Gegenstück zum poetischen Hauptwerk, dem Zarathustra, widmen. Für sich notierte er damals folgende strenge Grundansichten, die in seinem Werke zur Ausführung kommen sollten:

„Erster Grundsatz. Alle bisherigen Wertschätzungen sind aus falschem, vermeintlichem Wissen um die Dinge entsprungen: — sie verpflichten nicht mehr, und selbst wenn sie als Gefühl, instinktiv (als Gewissen) arbeiten.

Zweiter Grundsatz. Anstatt des Glaubens, der uns nicht mehr möglich ist, stellen wir einen starken Willen über uns, der eine vorläufige Reihe von Grundschätzungen festhält, als heuristisches Princip: um zu sehn, wie weit man damit kommt. Gleich dem Schiffer auf unbekanntem Meere. In Wahrheit war auch all jener „Glaube“ nichts Anderes: nur war ehemals die Zucht des Geistes zu gering, um unsre großartige Vorsicht aushalten zu können.

Dritter Grundsatz. Die Tapferkeit von Kopf und Herz ist es, was uns europäische Menschen auszeichnet: erworben im Ringen von vielen Meinungen. Größte Geschmeidigkeit, im Kampfe mit spitzfindig gewordenen Religionen, und eine herbe Strenge, ja Grausamkeit. Vivisektion ist eine Probe: wer sie nicht aushält, gehört nicht zu uns (und gewöhnlich giebt es auch sonst Zeichen, daß er nicht zu uns gehört, z. B. Zöllner).

Vierter Grundsatz. Die Mathematik enthält Beschreibungen (Definitionen) und Folgerungen aus Definitionen. Ihre Gegenstände existiren nicht. Die Wahrheit ihrer Folgerungen beruht auf der Richtigkeit des logischen Denkens. — Wenn die Mathematik angewendet wird, so geschieht dasselbe, wie bei den „Mittel- und Zweck“-Erklärungen: es wird das Wirkliche erst zurechtgemacht und vereinfacht (gefälscht — —).

Fünfter Grundsatz. Das am meisten von uns Geglaubte, alles Apriori, ist darum nicht gewisser, daß es so stark geglaubt wird. Sondern es ergiebt sich vielleicht als eine Existenz-Bedingung unsrer Gattung — irgend eine Grundannahme. Deshalb könnten andere Wesen andere Grundannahmen machen, z. B. vier Dimensionen. Deshalb könnten immer noch all diese Annahmen falsch sein — oder vielmehr: inwiefern könnte irgend Etwas „an sich wahr" sein? Dies ist der Grund-Unsinn!

Sechster Grundsatz. Es gehört zur erlangten Männlichkeit, daß wir uns nicht über unsre menschliche Stellung betrügen: wir wollen vielmehr unser Maaß streng durchführen und das größte Maaß von Macht über die Dinge anstreben. Einsehen, daß die Gefahr ungeheuer ist: daß der Zufall bisher geherrscht hat.

Siebenter Grundsatz. Die Aufgabe der Erdregierung kommt. Und damit die Frage: wie wir die Zukunft der Menschheit wollen! — Neue Werttafeln nötig. — Und Kampf gegen die Vertreter der alten „ewigen" Werte als höchste Angelegenheit!

Achter Grundsatz. Aber woher nehmen wir unsern Imperativ? — Es ist kein „du sollst", sondern das „ich muß" des Übermächtigen, Schaffenden."

Nach dem Erscheinen der drei Teile des Zarathustra hatte er aber doch zu deutlich gefühlt, daß das vollständige Mißverstehen dieses Werkes hauptsächlich darauf beruhte, daß seine neuen Probleme dort gewissermaßen nur verkleidet zum Ausdruck gekommen waren, und daß es wohl nötig sei, ein vorbereitendes Buch vor dem Erscheinen des großen Hauptprosawerkes zu veröffentlichen, damit dieses nicht dem gleichen Mißverstehen ausgesetzt sei. Er begann im Frühjahr 1885 die Zusammenstellung einer solchen Schrift, die in Kürze seine neuen Probleme und zu gleicher Zeit eine Art Glossarium für den Zarathustra bringen sollte. Dieser Zusammenstellung, die in Venedig

angefangen und in Sils-Maria beendigt wurde, wollte er folgende Worte befügen:

„Das Buch ist aus Niederschriften zusammengestellt, welche ich während der Entstehung von ‚Also sprach Zarathustra‘, richtiger in den Zwischenakten dieser Entstehung, machte: sei es zur Erholung, sei es als Selbst-Verhör und Selbst-Rechtfertigung inmitten eines unbegrenzt gewagten und verantwortlichen Unterfangens. Wenn jemals etwas aus sich selbst entsprungen ist oder, wie man ehemals sagte — inspirirt —, ohne Vorbild, Beispiel, Rücksicht, Absicht, so ist es dieser Zarathustra. Möge man sich des aus ihm erwachsenen Buches zu einem ähnlichen Zwecke oder auch als eines vielverschlungenen Fußwegs bedienen, der immer wieder unvermerkt zu jenem gefährlichen und wilden Boden hinlenkt, aus dem dieses ebengenannte ‚Buch für Alle und für Keinen‘ entsprungen ist. Gesetzt, daß dieses ‚Vorspiel einer Philosophie der Zukunft‘ kein Commentar zur Lehre Zarathustra's sei und sein wollte, so vielleicht doch eine Art Glossarium, in dem die wichtigsten Begriffs-Neuerungen jenes Buches sämmtlich irgendwo einmal vorkommen und mit Namen genannt sind.“ —

Ehe das neue Werk den Namen „Jenseits von Gut und Böse“ erhielt, traten Pläne in den Vordergrund, es mit dem Titel an frühere Werke anzuschließen. Zum Beispiel glaubte er durch eine Umarbeitung von „Menschliches, Allzumenschliches“, mit welchem Buche er später immer unzufrieden war, eine Vorbereitung zu der Gesamtdarstellung seiner Philosophie verbinden zu können. Bei näherem Überlegen und Daranarbeiten ergaben sich jedoch allzu große Differenzen mit früheren Ansichten. Aber die Spuren der Verquickung des „Jenseits“ mit dem „Menschlichen“ zeigen sich jetzt noch im „Jenseits“, denn die ersten Aphorismen behandeln dieselben Themen wie die ersten Aphorismen des „Menschlichen“; z. B. der zweite Aphorismus mit der Frage: „Wie könnte etwas aus seinem

Gegensatz entstehen?" weist ganz auf den ersten Aphorismus des „Menschlichen" hin und ist sicher das Ergebnis erneuter Befassung mit den gleichen Problemen. Schließlich war mein Bruder stets des Glaubens, daß die Bücher, so wie sie in jeder Zeit entstanden waren, gewissermaßen Marksteine seiner ganzen Entwicklung bedeuteten, und daß dies nicht durch Umarbeitung verhüllt werden dürfte. Sodann tauchte der Plan auf, die neue Schrift als einen zweiten Band der „Morgenröte" herauszugeben. Aber bei dem Fortgang der Arbeit stellte sich dies als eine Unmöglichkeit heraus, und im Winter 1885/86 wurde dem Manuskript der Titel „Jenseits von Gut und Böse" gegeben. Es waren deswegen mit der Firma Veit & Co. Verbindungen angeknüpft worden, die, von Professor Max Heinze warm unterstützt, zu einem guten Ende zu führen schienen. Mein Bruder schreibt ganz glücklich an uns: „Ich habe einen Verleger: das ist der langen Rede langer Sinn. Als ich nämlich Nachts so weit war, mich zu Bett zu legen, fand ich zufällig noch einen Brief, den man mir unter der Tür durch in's Zimmer geschoben hatte (ländlich, schicklich, sehr schicklich!) Ich las ihn, er war von Credner — und seine Erklärung machte mir solches Vergnügen, daß ich nicht umhin konnte, im Hemde einen kleinen Rundtanz zu machen." Schließlich aber war die Freude meines Bruders doch ein Irrtum und die ganzen Verhandlungen ergaben sich als eine unnütze Zeitverschwendung, da der Chef der genannten Firma sein meinem Bruder gegebenes Versprechen zurückzog. So mußte der Arme auch noch andere Versuche machen, einen Verleger zu finden, die aber sämtlich ohne Erfolg blieben. Er schreibt am 21. April an Peter Gast: „Was mein Manuskript angeht: so schwebt noch eine Verhandlung mit dem Berliner Verleger C. Heymons (d. h. Carl Duncker's Verlag). Gesetzt, es wird auch da nichts ausgerichtet, nun, so hat es seine gute Seite für mich. Denn es ist ein erschreckliches Buch, das diesmal

mir aus der Seele geflossen ist, — sehr schwarz, beinahe Tintenfisch. Mir ist zu Mute, als hätte ich irgend etwas ‚bei den Hörnern‘ gepackt: ganz gewiß ist es kein ‚Stier‘.“ —

Da auch die Verhandlungen mit dem Berliner Verleger ohne Erfolg blieben, so schreibt er uns ganz betrübt, daß ihm nun nichts weiter übrig bliebe „als ein Fädchen ums Manuskript und es beiseite legen“.

Von Nizza fuhr mein Bruder zunächst nach Venedig, wo er dieses Mal aber nur sehr kurze Zeit blieb, denn eine plötzlich auftauchende große Sehnsucht nach dem Freunde Erwin Rohde und nach dem altgewohnten Leipzig veranlaßte ihn, schnell dorthin zu fahren und zugleich unsere liebe Mutter in Naumburg in ihrer Einsamkeit aufzusuchen. Er fand sie aber sehr frisch und mit allerhand häuslichen Plänen beschäftigt, die sie ihre Einsamkeit vergessen ließen. — Wie schwermütig der Aufenthalt in Leipzig ausfiel, wird im Freundschaftskapitel ausführlich erzählt. Doch benutzte er den dortigen Aufenthalt zu allerhand geschäftlichen Verabredungen. Er war es müde geworden, für sein Manuskript einen Verleger zu suchen und beschloß, es auf die „gleiche freiherrliche Manier“, nämlich auf eigene Kosten wie den IV. Teil des Zarathustra, drucken zu lassen, — mit dem Unterschied, daß „Jenseits von Gut und Böse“ sogleich für die Öffentlichkeit bestimmt wurde, während der vierte Zarathustra-Teil nur für die Freunde gedruckt war. Er übergab Anfang Juni 1886 der Firma C. G. Naumann das Werk zum Druck und zugleich in Kommissionsverlag. Erst im August war der Druck des Buches vollendet.

Ehe das Werk fertig war, hatte es nicht nur äußerliche, sondern vor allem auch innerliche Schwierigkeiten zu überwinden gegeben. Er schreibt nach seiner Vollendung darüber an Peter Gast am 20. Juli 1886 aus Sils-Maria: „Die Schwierigkeit, die es diesmal für mich hatte, zu reden (noch mehr: den Ort zu finden, von wo aus

ich reden konnte), nämlich unmittelbar nach dem ‚Zarathustra‘, werden Sie mir reichlich nachgefühlt haben: aber jetzt, wo das Buch ziemlich deutlich vor mir steht, scheint es mir, daß ich die Schwierigkeit ebenso schlau wie tapfer überwunden habe. Um aber von einem ‚Ideal‘ reden zu können, muß man eine Distanz und einen niedrigeren Ort schaffen: hier kam mir der früher vorbereitete Typus ‚freier Geist‘ trefflich zu Hülfe. —“

Dieser Typus des freien Geistes, der sich im „Jenseits“ von neuem zeigt, bildet gewissermaßen die Verbindung mit der Zeit des „Menschlichen, Allzumenschlichen“. Aber die Perspektiven sind unendlich weitere und endgültigere geworden. Damals war es noch ein skeptisches Prüfen der Fundamente, auf welchen der Bau seiner Gesamtanschauung aufgerichtet werden sollte; jetzt aber war der Plan vollständig fertig, die Fundamente waren gelegt und das Material lag zum Teil schon in herrlichen Blöcken und Bruchstücken zum Aufbau bereit.

Wir finden eine private Aufzeichnung meines Bruders, die ungefähr den Gedankengang von „Jenseits von Gut und Böse“ wiedergibt.

„Von einer Vorstellung des Lebens ausgehend (das nicht ein Sich-erhalten-wollen, sondern ein Wachsenwollen ist), habe ich einen Blick über die Grundinstinkte unsrer politischen, geistigen, gesellschaftlichen Bewegung Europa's gegeben:

1. daß hinter den grundsätzlichsten Verschiedenheiten der Philosophen eine gewisse Gleichheit des Bekenntnisses steht: die unbewußte Führung durch moralische Hinterabsichten, deutlicher: durch volkstümliche Ideale; — daß folglich das moralische Problem radikaler ist als das erkenntnißtheoretische;

2. daß einmal eine Umkehrung des Blicks not tut, um das Vorurteil der Moral und aller volkstüm-

lichen Ideale an's Licht zu bringen: wozu alle Art freier, d. h. unmoralischer Geister gebraucht werden kann;

3. daß das Christentum, als plebejisches Ideal, mit seiner Moral auf Schädigung der stärkeren, höher gearteten, männlicheren Typen hinausläuft und eine Heerdenart Mensch begünstigt: daß es eine Vorbereitung der demokratischen Denkweise ist;

4. daß die Wissenschaft im Bunde mit der Gleichheits-Bewegung vorwärtsgeht, — Demokratie ist; daß alle Tugenden des Gelehrten die Rangordnung ablehnen;

5. daß das demokratische Europa nur auf eine sublime Züchtung der Sklaverei hinausläuft, welche durch eine starke Rasse commandirt werden muß, um sich selbst zu ertragen;

6. daß eine Aristokratie nur unter hartem langem Druck entsteht (Herrschaft über die Erde)."

Über die Zeit nach der Schöpfung des „Zarathustra", als „Jenseits von Gut und Böse" entstand, und über dies Werk selbst schreibt der Autor im „Ecce homo" im Herbst 1888: „Die Aufgabe für die nunmehr folgenden Jahre war so streng als möglich vorgezeichnet. Nachdem der jasagende Teil meiner Aufgabe gelöst war, kam die neinsagende, neintuende Hälfte derselben an die Reihe: die Umwertung der bisherigen Werte selbst, der große Krieg, — die Heraufbeschwörung eines Tags der Entscheidung. Hier ist eingerechnet der langsame Umblick nach Verwandten, nach Solchen, die aus der Stärke heraus zum Vernichten mir die Hand bieten würden. — Von da an sind alle meine Schriften Angelhaken: vielleicht verstehe ich mich so gut als Jemand auf Angeln? . . . . Wenn Nichts sich fieng, so liegt die Schuld nicht an mir. Die Fische fehlten . . . ."

„Dies Buch ist in allem Wesentlichen eine Kritik der Modernität, die modernen Wissenschaften, die modernen Künste, selbst die moderne Politik nicht ausgeschlossen,

nebst Fingerzeigen zu einem Gegensatz-Typus, der so wenig modern als möglich ist, einem vornehmen, einem jasagenden Typus. Im letzteren Sinne ist das Buch eine Schule des Gentilhomme, der Begriff geistiger und radikaler genommen, als er je genommen worden ist. Man muß Mut im Leibe haben, ihn auch nur auszuhalten, man muß das Fürchten nicht gelernt haben .... Alle die Dinge, worauf das Zeitalter stolz ist, werden als Widerspruch zu diesem Typus empfunden, als schlechte Manieren beinahe, die berühmte ‚Objektivität' zum Beispiel, das ‚Mitgefühl mit allem Leidenden', der ‚historische Sinn' mit seiner Unterwürfigkeit vor fremdem Geschmack, mit seinem Auf-dem-Bauch-liegen vor petits faits, die ‚Wissenschaftlichkeit'. — Erwägt man, daß das Buch nach dem Zarathustra kommt, so errät man vielleicht auch das diätetische Régime, dem es seine Entstehung verdankt. Das Auge, verwöhnt durch eine ungeheure Nötigung fern zu sehn — Zarathustra ist weitsichtiger noch als der Czar —, wird hier gezwungen, das Nächste, die Zeit, das Um-uns scharf zu fassen."

Man hat Jenseits von Gut und Böse auch eine Schule der Vornehmheit genannt, da die Frage „Was ist vornehm?" darin unter den verschiedensten Gesichtspunkten behandelt wird. Die Vornehmheit erscheint als ein neues Ideal, und welchen Wert dies in unsrer Zeit hat, beweist eine ausgezeichnete Studie von Georg Simmel.

„Die Voraussetzung der ganzen Idealbildung Nietzsche's ist das, was er die ‚Distanz' unter den Persönlichkeiten nennt. Im Gegensatz zu allen demokratischen und sozialistischen Überzeugungen glaubt Nietzsche fest an die naturgegebenen Unterschiede zwischen Hohen und Niederen, Vorschreitenden und Verkümmerten, Herren und Sklaven — Unterschiede, die nicht nur unzerstörbar sind, sondern es auch sein sollen, weil alle Cultur und alle Entwickelung auf ihnen beruht. Er hält eine solche überhaupt für un-

möglich, außer auf der Basis eines Sklaventums — habe dies die Form der antiken Sklaverei oder der Hörigkeit oder der modernen Lohnarbeit. In welchem Maße die niederen Güter, Behagen und Bildung in der Masse verbreitet sind, das zeigt die Entwickelung unserer Gattung nicht an, die sich vielmehr nur an dem jeweils erreichten — wenn auch vielleicht nur von einem Einzigen erreichten — höchsten Teilstrich mißt. ‚Wenn ihr die starken Gegensätze und Rangverschiedenheiten wegschaffen wollt, so schafft ihr die starke Liebe, die hohe Gesinnung, das Gefühl des Für-sich-seins auch ab!‘

„Was diesen Aristokratismus von auch sonst aufgetauchtem trennt, ist dies, daß er nicht als Mittel für die Wohlfahrt der Gesellschaft gedacht ist, daß er keine ‚Sozialaristokratie‘ bedeutet. Er ist vielmehr Selbstzweck: die Ausbildung des aristokratischen Menschen ist die Rechtfertigung, daß überhaupt eine Gesellschaft besteht, und nicht umgekehrt. An dieser völligen Ablehnung eines sozialen Effektes der Aristokratie zeigt sich die Verschiedenheit des sozialen Interesses vom Interesse an der Gattung, die das moderne Empfinden ohne Weiteres für solidarisch zu halten pflegt. Gar zu unbefangen vielleicht glauben wir die absoluten Werte der Menschheit damit gefördert, daß die sozialen, die der Masse, des Durchschnitts, der unteren Stände — gehoben werden. Möglich, daß dieser Glaube richtig ist; aber selbstverständlich ist er nicht. Er bedarf des Beweises gegenüber diesem anderen, daß das Leben unserer Gattung seinen eigentlichen Wert nur in der Höhe der Eigenschaften hat, die ihre höchsten Exemplare ausbilden. Vielleicht aber ist keiner von beiden Standpunkten beweisbar, sondern wir stehen hier vor einer jener letzten Entscheidungen, die nicht mehr auf Beweise hin getroffen werden, sondern in denen das letzte, unbelehrbare, jenseits von wahr und falsch stehende Sein der einzelnen Menschen seinen Ausdruck findet.

„Mit dieser Betonung der Distanz hat Nietzsche eine Wertkategorie eingeführt, die, so wirksam sie in der Wirklichkeit des Lebens ist, in der Ethik bisher so gut wie unbekannt war: die Vornehmheit. Dies ist ein innerer Wert, der auf keinen anderen ganz zu reduciren ist, eine ursprüngliche Werteinheit, die die verstandesmäßige Beschreibung freilich nur aus einer Mehrheit von Zügen zusammensetzen kann. ‚Die vornehme Art Mensch fühlt sich als wertbestimmend, sie hat nicht nötig, sich gutheißen zu lassen. Im Vordergrund steht das Gefühl der Fülle, der Macht, die überströmen will, das Bewußtsein eines Reichtums, der schenken und abgeben möchte. Der vornehme Mensch ehrt in sich den Mächtigen, auch den, welcher Macht über sich selbst und Ehrerbietung vor allem Strengen und Harten hat. — Die vornehme Seele gesteht sich zu, daß es mit ihr Gleichberechtigte gibt; sobald sie über diese Frage des Ranges im Reinen ist, bewegt sie sich unter diesen Gleichen mit der gleichen Sicherheit in Scham und zarter Ehrfurcht, welche sie im Verkehr mit sich selbst hat.‘ Der Vornehmheitswert wird so von einer besonderen Art des Unterschiedes getragen: der Unterschied betont hier einerseits den Ausschluß des Verwechseltwerdens, des sich Gemeinmachens; andererseits darf er doch nicht so hervortreten, um das Vornehme aus seinem Sich-selbst-genügen und seiner Reserve herauszulocken und sein Wesen in eine Relation zu anderen zu verlegen. Die Vornehmheit repräsentirt eine ganz einzigartige Combination von Unterschiedsgefühlen, die auf Vergleichung beruhen, und stolzem Ablehnen jeder Vergleichung überhaupt. Noch mehr als Schönheit ist sie sozusagen eine formale Eigenschaft, die den in aller sonstigen Hinsicht verschiedenartigsten Erscheinungen gemeinsam sein kann. Das Ideal der Vornehmheit in seiner eigentümlichen Weite und gleichzeitigen Strenge erscheint mir als der eigentliche Mittelpunkt, auf den das Grund-

gefühl Nietzsche's alle Richtungen seines Denkens hinführt . . .

„Die Vornehmheit ist der Punkt, in dem das Ideal, das Nietzsche lehrte, und die Wirklichkeit seiner Natur sich getroffen haben, gleichsam der Gipfel seines persönlichen Seins, von dem aus er den Flug nahm in das Reich der Wünsche für die Menschheit."

Zu den vorzüglichen Auseinandersetzungen des Herrn Professor Simmel füge ich noch folgendes hinzu. Prüfen wir einmal die Geschichte, ob die Höhe eines Volkes und einer Kultur auf das Glück der großen Massen basiert war. Vielleicht ist das eine noch nicht abgeschlossene Untersuchung; aber fragen wir uns, weshalb das 19. Jahrhundert in der Geschichte als ein großes bezeichnet werden wird. Doch gewiß nicht deshalb, weil die Massen besser wohnten und sich nährten, sondern weil hochbegabte Menschen bedeutende Erfindungen machten, um die Naturkräfte zu unterjochen und weil Sterne ersten Ranges, wie Napoleon und Goethe an seinem Anfang und Bismarck, Richard Wagner und Friedrich Nietzsche gegen sein Ende hin leuchteten.

Man macht nun jetzt öfters aus Höflichkeit gegen die Heerde den Versuch, den einzelnen, großen Menschen gewissermaßen als das Produkt einer Massenbewegung aufzufassen, — wer aber das Glück und den Schmerz erfahren hat, das Entstehen eines Genius und das Wirken seiner Ideen jahrelang zu beobachten, dem muß ein solcher Versuch als ein vollkommener Irrtum erscheinen. Die Masse ist nur das Material, an welchem der große Einzelne formt. Er gibt der Masse Richtung und Ziel und stellt für sie neue Tafeln der Werte auf, die sie freilich dann später oft in kläglichster Weise mißversteht; aber selbst „im kleinen und erbärmlichen Leben klingen trotzdem die Akkorde des großen Lebens vergangener Menschen hindurch: jede Wertabschätzung hat in großen Bewegungen einzelner Seelen ihre Herkunft".

So begreift man, daß mein Bruder sich den Grundsatz aufstellen mußte, daß es im Gegensatz zu der jetzigen Massenbeglückung seine Aufgabe sei, die Sorge für die ersten und gelungensten Exemplare der Menschheit als höchstes Ziel zu zeigen, damit diese nicht aus Rücksicht auf die Massen zu kurz kämen. Und diese höhere Art ist wie alles Seltene so ungeheuer gefährdet: „Es gibt vielleicht wenig so empfindliche Schmerzen, wie der es ist, einen außerordentlichen Menschen aus seiner Bahn geraten und entarten zu sehen: wer aber ein Auge für die ungeheuerliche Zufälligkeit hat, welche bisher in Hinsicht auf die verborgenen Möglichkeiten des Menschen im großen und ganzen der Menschheit, im Gewirr der Völkerschicksale, Völkerbeziehungen und -abtrennungen gewaltet hat, der leidet an einem Leiden, mit dem sich nichts vergleichen läßt: denn er faßt mit Einem Blicke, was alles, bei einer günstigen Ansammlung und Steigerung von Kräften und Aufgaben, aus dem Menschen zu züchten wäre, und an was für erbärmlichen Dingen gewöhnlich irgend ein Werdendes höchsten Ranges plötzlich zerbricht, abbricht, absinkt, erbärmlich wird . . . Die Entartung des Menschen, hinab bis zu dem, was heute den sozialistischen Schwärmern als ihr Mensch der Zukunft erscheint, als ihr Ideal! — diese Entartung und Verkleinerung des Menschen zum vollkommenen Heerdentier ist möglich. Wer diese Möglichkeit einmal bis zu Ende gedacht hat, kennt einen Ekel mehr als alle übrigen Menschen." —

Nein, nicht das prosperirende Heerdentier sondern nur der vergöttlichte Mensch kann das Ziel sein! Und selbst die bescheidenere Form des göttlichen Menschen, der Vornehm-Geartete, der die Ehrfurcht und die guten Formen, die immer eine Cultur des Geistes und Herzens voraussetzen, kennt und übt, wäre ein erstrebenswerteres, auch erquicklicheres Ziel für die Jugend als der „Volks- und Pöbelmann". Dem Autor des „Jenseits von Gut

und Böse“ schwebte eine andere so viel höhere Art von Führern der Völker vor, als wie sie jetzt die kleine Tagesmode verherrlicht: „Die Menschen auf Wagnisse und Versuche hin zu treiben, mit welchen man vielleicht neue Arten und Über-Arten des Menschen züchtet: dazu sind Führer nötig, befehlende, kühne und vornehme Menschen mit einer umsichtigen, erfinderischen und umfänglichen Denkweise, wie sie Niemand vielleicht bisher gehabt hat. Das Bild solcher Führer ist es, das beständig vor mir schwebt: die Mittel, wie sie zu schaffen sind, die Gedanken, vermöge deren sie es aushalten das furchtbare Gewicht einer solchen Aufgabe und Verantwortlichkeit zu tragen, — das sind meine inneren Beschäftigungen seit zwanzig Jahren.“

Mein Bruder sah zwei Wege und zwei die Welt durchflutende Bewegungen für die nächste Zukunft der Menschheit voraus: die eine, die ihre Nivellierung zur Folge haben würde, die andere — seine Bewegung —, die sich als Ziel die Beseitigung des Gleichheitsideals und das Schaffen Über-Mächtiger stellt. Aber dieses Ziel ist nie zu erreichen, ohne daß eine Rangordnung erkannt wird: Herrschenden und Dienenden sind ganz verschiedene Werte zuzumessen und Jedem, seiner Art und seinem Ziel nach, andersartige moralische Vorstellungen zu gestatten.

„Meine Philosophie ist auf Rangordnung gerichtet: nicht auf eine individualistische Moral. Der Sinn der Heerde soll in der Heerde herrschen, — aber nicht über sie hinausgreifen: die Führer der Heerde bedürfen einer grundverschiedenen Wertung ihrer eigenen Handlungen, insgleichen die Unabhängigen usw.“

„Abseits gestellt gegen die beiden Bewegungen, die individualistische und die collektivistische Moral, — denn auch die erste kennt die Rangordnung nicht und will dem Einen die gleiche Freiheit geben wie Allen. Meine Ge-

danken drehen sich nicht um den Grad von Freiheit, der dem Einen oder dem Andern oder Allen zu gönnen ist, sondern um den Grad von Macht, den Einer oder der Andre über Andere oder Alle ausüben soll, resp. inwiefern eine Opferung von Freiheit, eine Versklavung selbst, zur Hervorbringung eines höheren Typus die Basis gibt." —

Das Problem der Rangordnung empfand er als eine ungeheure Einsicht in das Wesen der Welt, die nun plötzlich in ihrer ganzen Macht, nach langen unbewußten Vorbereitungen, vor ihm stand: „So muß es denn einem Jeden ergehen, in dem eine Aufgabe leibhaft wird und ‚zur Welt kommt': die heimliche Not und Notwendigkeit dieser Aufgabe wird über allen seinen einzelnen Schicksalen walten, wie eine lange Schwangerschaft, lange bevor er sie selber in's Auge gefaßt hat und ihren festen Namen weiß. Gesetzt, daß es das Problem der Rangordnung ist, von dem ich sagen darf, daß es mein Problem ist: jetzt in dem Mittag meines Lebens sehe ich, was für Vorbereitungen (und selbst für Maskeraden) das Problem nötig hatte, ehe es vor mir aufsteigen durfte: — und wie ich erst die vielfachsten und widersprechendsten Glücks- und Notstände an Seele und Leib erfahren mußte — als ein Abenteurer und Weltumsegler der Seele, — überallhin dringend, Alles auskostend und auf den Grund prüfend, Alles vom Zufälligen und Augenblicklichen in's Ewige reinigend und säubernd, — bis ich mir endlich sagen durfte: ‚hier ein neues Problem! Ich sehe eine Leiter, und ich selber, — ich saß auf jeder ihrer Sprossen!'"

Doch gestand er nicht Jedem, der nicht die gleichen bis in's Tiefste und Innerlichste gehenden Erfahrungen gemacht hatte, das Recht zu, über diese Probleme mitreden und miturteilen zu dürfen: „Dies sind meine Urteile: und ich gebe dadurch, daß ich sie drucke, noch Niemandem das Recht, sie als die seinen in den Mund zu nehmen: am wenigsten halte ich sie für öffentliches Ge-

meingut, und ich will Dem auf die Finger klopfen, der sich an ihnen vergreift. Es gibt Etwas, das in einem Zeitalter des ‚gleichen Rechts für Alle' unangenehm klingt: das ist Rangordnung." —

Mein Bruder hatte sich vorgenommen, sogleich nach der Vollendung von „Jenseits von Gut und Böse" mit voller Kraft an die Arbeit an seinem theoretisch-philosophischen Hauptwerk zu gehen und tat dies auch. Plötzlich sehen wir ihn aber, anstatt mit der ihm eigenen stürmischen Energie und freudigen Zuversicht in dieser Arbeit fortzuschreiten, mit einem Rückblick auf seine gesamte literarische Entwicklung beschäftigt, den er allerdings schon das Jahr zuvor als sehr nötig empfunden hatte. Er muß aber selbst gefühlt haben, daß dieses Rückblicken bei der Eigenart seines Wesens überraschen würde und daher gibt er uns in einem Aphorismus des „Jenseits" die Antwort auf etwaige Fragen: „Schlimm! Schlimm! Wie? geht er nicht — zurück? — Ja! Aber ihr versteht ihn schlecht, wenn ihr darüber klagt. Er geht zurück, wie Jeder, der einen großen Sprung tun will. — —"

Die Veranlassung zu diesem sehr arbeitsreichen Rückwärtsblicken war eine neue Herausgabe seiner bis dahin erschienenen Schriften, die er schon das Jahr zuvor dringend gewünscht hatte. Es kam diesem Wunsch zuhilfe, daß er, wie schon erwähnt, mit seinem damaligen Verleger E. Schmeitzner in Chemnitz in Schwierigkeiten geraten war, sodaß er hoffte, für die Forderung, die er noch an den Verleger hatte, sich wieder in den Besitz seiner früheren Schriften setzen zu können.

Der Prozeß, der daraus entstand, wurde im Jahr 1885 mit einem Vergleich beendet, wodurch mein Bruder die Summe, die ihm der Verleger schuldete, zurückerhielt. Eigentlich war er bekümmert, daß ihm nun seine ganze Literatur „entwischt" sei. Schließlich aber ergab er sich

darein, weil er wohl einsah, daß es ihm sehr schwer werden würde, einen neuen Verleger für seine Werke zu finden. Diese waren ja schon den mannigfachsten Schicksalen ausgesetzt gewesen. „Die Geburt der Tragödie", die erste und zweite „Unzeitgemäße Betrachtung" waren zunächst bei E. W. Fritzsch in Leipzig erschienen; die weiteren Schriften aber — „Schopenhauer als Erzieher", „Richard Wagner in Bayreuth", „Menschliches Allzumenschliches", „Vermischte Meinungen und Sprüche", „Der Wanderer und sein Schatten", „Die Morgenröte", „Die fröhliche Wissenschaft" und drei Teile des „Zarathustra" — bei E. Schmeitzner in Chemnitz, der auch die Reste von der zweiten Auflage der „Geburt der Tragödie" und der ersten und zweiten „Unzeitgemäßen Betrachtung" von E. W. Fritzsch 1874 mit übernommen hatte. So war zehn Jahre lang 1874—84 Herr E. Schmeitzner der Verleger meines Bruders. Von da an gab es mit diesem Verlag allerhand Unannehmlichkeiten, sodaß mein Bruder, wie schon erwähnt, aus Mangel an einem Verleger, den IV. Teil des „Zarathustra" sowohl als „Jenseits von Gut und Böse" und alle späteren Schriften auf seine eignen Kosten drucken ließ.

Da nun 1886 Herr E. Schmeitzner sich andern geschäftlichen Unternehmungen widmen wollte, so versuchte er auch seinerseits den gesamten Verlag der Werke meines Bruder an einen andern Verleger zu verkaufen. Schließlich übernahm die Firma E. W. Fritzsch im Sommer 1886 die sämtlichen älteren Werke, mit Ausnahme der beiden zuletzt auf eigene Kosten gedruckten Schriften. Damit kamen „Die Geburt der Tragöde", „David Strauß" und „Vom Nutzen und Nachteil der Historie" wieder in ihre alte Heimat zurück, von welcher sie ausgegangen waren.

Mein Bruder hatte unter dieser ganzen Verlegermisere sehr gelitten und war nun froh, daß Herr Fritzsch den Mut gehabt hatte, die 62 Zentner seiner alten Schriften

anzukaufen. Nur tat es ihm leid, daß dieser Kauf nicht schon während seines Aufenthaltes in Leipzig perfekt geworden war, damit er mit Herrn Fritzsch Verschiedenes mündlich hätte beraten können. War ihm das Reden über seine Bücher mit einem Verleger schon eine große Pein, so noch viel, viel mehr das Darüberschreiben. Er fand es einfach „ekelhaft", daß er den Verlegern, um ihnen Mut zu seinen Büchern zu machen, sie ihnen anpreisen mußte. „Aber was tut man nicht für seine Kinder", sagte er seufzend, als wir von seinen Verlegernöten sprachen. So entschloß er sich endlich im August 1886, seine Pläne Herrn Fritzsch in Leipzig schriftlich auseinanderzusetzen, damit dieser auch einen Vorteil von dem Verlage seiner Bücher haben konnte.

In einem langen Briefe setzte er ihm auseinander: ob es nicht ratsam sei, jetzt, wo nun einmal des neuen Verlags wegen Titel und Umschlagblätter der Werke neugedruckt würden und dies allerhand Buchbinderarbeit nötig machte, die noch ziemlich zahlreich vorhandenen Exemplare als „Neue Ausgaben, vermehrt durch eine Vorrede usw." herauszugeben? „Sie werden bemerken, daß Menschliches, Allzumenschliches, die Morgenröte, die Fröhliche Wissenschaft einer Vorrede ermangeln: es hatte gute Gründe, daß ich damals, als diese Werke entstanden, mir Stillschweigen auferlegte — ich stand noch zu nahe, noch zu sehr ‚drin' und wußte kaum, was mit mir geschehen war. Jetzt, wo ich selber am besten und genauesten sagen kann, was das Eigene und Unvergleichliche an diesen Werken ist, und inwiefern sie eine für Deutschland neue Litteratur inauguriren (Das Vorspiel einer moralischen Selbst-Erziehung und Kultur, die bisher den Deutschen gefehlt hat), würde ich mich zu solchen zurückblickenden und nachträglichen Vorreden gern entschließen. Meine Schriften stellen eine fortlaufende Entwicklung dar, welche nicht nur mein persönliches

Erlebniß und Schicksal sein wird: — ich bin nur der Erste; eine heraufkommende Generation wird das, was ich erlebt habe, von sich aus verstehn und eine feine Zunge für meine Bücher haben. Die Vorreden könnten das Notwendige im Ganzen einer solchen Entwicklung deutlich machen.“

Mein Bruder erbot sich nun, die nächsten Monate auf das „Ausdenken“ solcher Vorreden zu verwenden und der Verleger ging gern auf die ihm gemachten Vorschläge ein, doch mußte der Autor auch da die nicht unbedeutenden Kosten der Umänderung und der Neudrucke tragen. Da mein Bruder diese Vorreden als einen Gedanken-Wegweiser bezeichnet hatte, so machte Fritzsch den Gegenvorschlag, ob sie nicht vielleicht als solcher in einem Büchlein zusammen gedruckt werden könnten. Mein Bruder scheint sich diesen Vorschlag überlegt zu haben, dann aber antwortet er: „Ein eigenes Bändchen mit lauter ‚Vorreden‘ würde gegen den Geschmack sündigen. Man verträgt das schreckliche Vorrede-Wörtchen ‚ich‘ eben nur unter der Bedingung, daß es in dem darauf folgenden Buche fehlt: es hat nur Recht in der Vorrede.“ —

Sehr hübsch und kurz bezeichnet er den Inhalt seiner Schriften in den Vorarbeiten zu den geplanten Vorreden:

„Geburt der Tragödie: Artisten-Metaphysik.

„David Strauß: der Bildungsphilister. Der Ekel.

„Vom Nutzen und Nachteil der Historie: Leben und Historie — Grundproblem.

„Schopenhauer als Erzieher: Der philosophische Einsiedler. ‚Erziehung‘.

„Richard Wagner in Bayreuth: Der Künstler-Einsiedler. Was an Wagner zu lernen ist.

„Menschliches, Allzumenschliches: Der freie Geist.

„Vermischte Meinungen und Sprüche: Der Pessimist des Intellekts.

„Wanderer und Schatten: Einsamkeit als Problem.

„Morgenröte: Moral als eine Summe von Vorurteilen.

„Fröhliche Wissenschaft: Hohn über die europäische Moralistik. Aussicht auf eine Überwindung der Moral. Wie müßte ein Mensch beschaffen sein, der jenseits lebte? — Zarathustra."

Offenbar hat mein Bruder auf zwei dieser späten Vorreden zu seinen Werken einen besonders hohen Wert gelegt: auf die zur „Geburt der Tragödie" und zu „Menschliches, Allzumenschliches". In seiner ganzen Entwicklung war so unglaublich viel Unbewußtes, was sich ihm gerade bei diesem Rückblick so deutlich zeigte. Er durfte sich aber der Führung seiner tiefsten Instinkte auch ruhig überlassen, wenn ihm auch später erst klar wurde, wohin er, zuweilen auf Umwegen, geführt worden war. Er schreibt z. B. an Gast den 16. August 1883 darüber: „Inzwischen habe ich die Skizzen zu einer ‚Moral für Moralisten' gemacht und in vielen Punkten mich geordnet und zurechtgerückt. Die durchgehende unbewußte ungewollte Gedanken-Congruenz und -Zusammengehörigkeit in der buntgeschichteten Masse meiner neueren Bücher hat mein Erstaunen erregt: man kann von sich nicht los, deshalb soll man es wagen, sich *weithin* gehen zu lassen." — Die „Geburt der Tragödie" empfand er jetzt bei dem Rückblick, trotz mancher Irrtümer, als das bedeutendste seiner Jugendwerke, das am meisten sein eigenstes Wesen, wenn auch verhüllt, ausdrücke. Dagegen erschien ihm einiges aus „Menschliches, Allzumenschliches" als eine Art Abirrung oder zu stark betonter Gegensatz gegen früher, hervorgerufen durch die schmerzlichen Erfahrungen und Enttäuschungen, die ihm die Wagnersche Musik und seine unbeschreibliche Liebe und Verehrung für Wagner selbst bereitet hatte, aber trotzdem als durchaus notwendig und unentbehrlich in dem Gang seiner Entwicklung. Er

schreibt bei der Übersendung des Druckmanuskriptes zur Vorrede am 16. August 1886 von Sils-Maria aus an den Verleger: „Das Stück Psychologie, welches in dieser Vorrede enthalten ist, dürfte an sich schon interessant genug sein, um das Buch flügge zu machen; es ist ein wesentlicher Beitrag zum Verständniß meiner Bücher und der ihnen zu Grunde liegenden schwerverständlichen Selbstentwicklung. Ich schrieb es in meinem letzten Monate des Nizzaer Winteraufenthaltes nieder, ein paar Wendungen abgerechnet, die das Engadin dazu erfunden hat. Mein Gedanke ist, daß Sie dies Buch (mein leicht verständlichstes und vorbereitendes) zuerst und zunächst in Umlauf setzen möchten. Es hat seine Freunde in den Vereinigten Staaten, in Holland, in Italien und namentlich in Frankreich."

Im Herbst 1886 ging mein Bruder von Sils-Maria nach Ruta an der Riviera di Levante, welchen Ort er ungemein liebgewann, an welchem er deshalb wahrscheinlich viel länger geblieben wäre, wenn ihn nicht unangenehme Gesellschaft weggetrieben hätte. Er macht in einem Brief vom 10. Okt. 1886 an Peter Gast eine reizende Schilderung der dortigen Gegend: „Lieber Freund, ein Wort aus diesem wunderlichen Welt-Winkel, wo ich Sie selbst lieber wüßte als in München. Denken Sie sich eine Insel des griechischen Archipelagos, mit Wald und Berg willkürlich überworfen, welche durch einen Zufall eines Tages an das Festland herangeschwommen ist und nicht wieder zurück kann. Es ist etwas Griechisches daran, ohne Zweifel: andrerseits etwas Piratenhaftes, Plötzliches, Verstecktes, Gefährliches; endlich, an einer einsamen Wendung, ein Stück tropischen Pinienwaldes, mit dem man aus Europa weg ist, etwas Brasilanisches, wie mir mein Tischgenosse sagt, der die Erde mehrmals umreist hat. Ich lag nie so viel herum, in wahrer Robinson-Insularität und -Vergessenheit; mehrfach auch lasse ich große

Feuer vor mir emporlodern. Die reine unruhige Flamme mit ihrem weißgrauen Bauche sich gegen den wolkenlosen Himmel aufrichten zu sehn — Heidekraut rings herum, und jene Oktober-Seligkeit, welche sich auf hundert Arten Gelbs versteht — oh lieber Freund, ein solches Nachsommer-Glück wäre etwas für Sie, ebenso sehr und vielleicht noch mehr als für mich!"

Er hatte den Ort schon im Januar 1883 kennen gelernt, als er von Rapallo aus einen Spaziergang im dämmernden Morgen dahin unternahm, — „traurigen Herzens", wie er mir sagte, und im Glauben ins Land hinein eine Gebirgstour zu machen. Plötzlich aber, „ganz ungeahnt" lag das weite große Meer vor ihm. Im Zarathustra (S. 225) schildert er die schwermütige Wanderung in der Morgen-Dämmerung.

„Also sprach Zarathustra im Steigen zu sich, mit harten Sprüchlein sein Herz tröstend: denn er war wund am Herzen wie noch niemals zuvor. Und als er auf die Höhe des Bergrückens kam, siehe, da lag das andere Meer vor ihm ausgebreitet: und er stand still und schwieg lange. Die Nacht aber war kalt in dieser Höhe und klar und hellgestirnt."

Jeder, der diesen Spaziergang gemacht hat, wird sich erinnern, wie überraschend der plötzliche Anblick des Meeres wirkt, bis er begreift, daß das kleine Stück Gebirgsland, welches mit Porto fino, einem der bezauberndsten Punkte der Erde, endet, sich als ein Vorgebirge weit hinaus in das Meer schiebt, und daß der aufsteigende Weg von Rapallo bis Ruta die Halbinsel durchschneidet. Damals 1883 war er „traurigen Herzens" in Ruta, dieses Mal aber im herrlichsten Schaffens- und Nachsommer-Glück.

In Ruta sind mehrere der neuen Vorreden zu seinen alten Werken entstanden, besonders aber das fünfte Buch der „Fröhlichen Wissenschaft". Bei der Durchsicht seiner Werke hatte er gefunden, daß dieses Werk etwas mehr

abgerundet werden mußte und fügte deshalb noch den fünften Teil „Wir Furchtlosen“ hinzu. Es ist dies ein Beispiel, wie verschwenderisch mein Bruder im Bewußtsein des Reichtums seiner Gedanken und seines Ausdrucksvermögens war. Unbekümmert darum, den Inhalt seines Hauptwerkes „Der Wille zur Macht“, womit er damals intensiv beschäftigt war, zu schmälern, nimmt dieser übermütige, reiche Geist die herrlichsten Aphorismen aus dem vorbereiteten Material, um ein altes, längst erschienenes Buch abzurunden. Wenn ich im späteren Leben gesehen habe, wie ängstlich die Leute ihre zwei, drei Ideen hüten, um sie in ihrem Hauptbuch zu servieren, mußte ich immer mit stillem Lachen an meinen Bruder denken, der, reich und unerschöpflich wie die Natur, seine Gedanken hinwarf, bewußt, daß ihm jede neue Sonne, jeder schöpferische Tag tausendfältigen Ersatz bringen konnte. Und weil er selbst so verschwenderisch mit Gaben des Geistes ausgestattet war, so sah er auch in der ganzen Natur Überfülle und Verschwendung. Der Kampf ums Dasein erschien ihm als eine ärmliche Anschauungsweise: „Er kommt vor, aber als Ausnahme; der Gesamtaspekt des Lebens ist *nicht* die Notlage, die Hungerlage, vielmehr der Reichtum, die Üppigkeit, selbst die absurde Verschwendung.“

Bei dieser Umänderung vermehrte mein Bruder das Vorspiel „Scherz List und Rache“ am Anfang der „Fröhlichen Wissenschaft“ durch eine Anzahl von Sprüchen, und dem Schluß fügte er noch eine Sammlung Gedichte hinzu, die er schon immer als zur „Fröhlichen Wissenschaft“ gehörig betrachtet hatte. Er schreibt darüber: „*Die Lieder des Prinzen Vogelfrei*, zum besten Teil in Sicilien gedichtet, erinnern ganz ausdrücklich an den provençalischen Begriff der ‚gaya scienza‘, an jene Einheit von *Sänger*, *Ritter* und *Freigeist*, mit der sich jene wunderbare Frühcultur der Provençalen gegen alle zweideutigen Culturen abhebt; das allerletzte Gedicht zumal, ‚*an den*

Mistral', ein ausgelassenes Tanzlied, in welchem, mit Verlaub! über die Moral hinweggetanzt wird, ist ein vollkommner Provençalismus."

Im Dezember 1886 ging er wieder nach Nizza zurück, um den Winter dort zu bleiben, immer noch mit der Ausarbeitung seiner Vorreden beschäftigt, dabei aber recht unzufrieden mit der verzögernden Art seines Verlegers Fritzsch, der die ganze Umarbeitung der Werke sehr langsam vorwärts brachte. Im Januar 1887, wo er schon mit den Arbeiten zum „Willen zur Macht" beschäftigt ist, scheint aber diese Umarbeitung von seiten meines Bruders vollständig beendet zu sein, da er am 26. Januar 1887 bereits rückblickend auf die letzten Monate von Nizza aus mir schreibt. (Wir hatten längere Zeit voneinander nichts gehört, da wegen der Cholera in Argentinien sich Paraguay von dort und somit von der ganzen Welt abgesperrt hatte.)

Meine liebe Schwester,

„Donnerstag Nachmittag, als ich im Spazierengehn gerade an das fremdherrliche Lama dachte und ihm einen Brief zu schreiben beschloß, trat ein unbekannter Herr zu mir und sagte ‚Madame Gazzola a des lettres pour Monsieur.' Sofort gieng Monsieur zu Madame Gazzola — ah eine gazza ladra schlimmen Angedenkens vom letzten Winter her — und siehe da, es gab einen Brief mit der unverkennbaren Handschrift eines südamerikanischen Lama's. Allerschönsten Dank! Er kam sehr erwünscht, denn die Cholera-Nachrichten der Zeitungen hatten mich recht auf ein Lebenszeichen von Dir warten machen. Das beste aber an Deinem guten Briefe ist die in ihm über vier Jahre weg gespannte Hoffnung und Regenbogenbrücke eines Wiedersehens, und zwar hier in Nizza: — was, beiläufig gesagt, selbst auf verwöhnte Südamerikaner nicht ohne Anziehungskraft zu sein scheint, denn wir haben immer Gäste von dort, diesen Winter zum Beispiel die

erste Militär-Personnage von Montevideo, eine Zeit lang auch den Präsidenten von Argentinien. Dies Mal gerade, wo Europa sich in einen Schneeberg und Eisbär verwandelt hat, verdient unser Streifen Riviera dreifache Sterne der Auszeichnung: bisher noch kein Stäubchen Schnee; und wenn auch die fernen Berge um Nizza herum sich weiß gepudert haben, so möchte dies mehr unter die Toilettenkünste dieser südländischen Schönheit und Zauberin gehören, als unter ihre Bösartigkeiten (an denen sie übrigens reich ist, comme beauté et comme femme). Wie gut, daß ich nicht in München bin! Seydlitz meldete mir kürzlich von dort eine bis dahin noch gar nicht dagewesene Verdummung bei sich (man hat ihn zum Präsidenten des Wagner-Vereins gemacht —): sicherlich die Consequenz der ewigen betrübten eisigen feuchten Sonnenlosigkeit des deutschen Winters. Rothpletzens sind allesamt nach Teneriffa entschlüpft; Herr Gast, nach einer langen resultatlosen Tierquälerei daselbst, die mir große Besorgnisse gab, hat sich wieder in die Venediger Einsiedelei davongemacht. Aus Rom meldet man (nämlich Malwida ebenso als General Simon) die große allgemeine Schmutzerei in den Gassen — man beneidet mich um das reinliche Nizza. Kurz, jenes philosophische Murmeltier, welches seine Sommer im Engadin verpfeift — — denn das Murmeltier pfeift, es hat nichts Besseres von der Musik gelernt — macht dies Mal wieder seinen Winterschlaf in Nizza ab: und es ist Vernunft darin, quod erat demonstrandum. Übrigens sagt man mir, daß ich noch nie so gesund ausgesehn hätte als diesen Winter. Tatsächlich fehlt noch viel an der wirklichen Gesundheit; ich erinnere mich aber eines ganzen Nachmittags, wo ich mir gesund vorkam, und es ist kein Zweifel, daß ich jeden Winter seit 7 Jahren einen Hops in der Richtung hin gemacht habe, wo die vollkommene Gesundheit wohnt. Hoffen wir, daß ich sie bei einem längeren Leben schließlich doch noch erwische,

sei es auch nur im Greisenalter, als wackeliger alter Weisheits-Greis. Was nämlich meine bisherige ‚Weisheit‘ betrifft, so habe ich sie satt. Inzwischen wurde meine ganze bisherige Litteratur mit Vorreden und neuen Manschetten versehen: vielleicht daß sie dadurch anziehender für Andere geworden ist — für mich ist es damit aus. Wenn es Euch, meine verehrten Hinterwäldler, darnach gelüsten sollte, so wird einmal das Ganze meiner Litteratur, l'œuvre de Frédéric Nietzsche, wie man sich in Frankreich ausdrücken würde, seine Reise über den Ozean machen (in summa 4 starke Bände). Aber wer weiß, wann endlich die sächsische Verleger- und Drucker-Bummelei mit dem œuvre fertig wird! Das Letzte, was zu Stande kam, ist die ‚Morgenröte‘; die größte Veränderung aber begiebt sich mit der ‚Fröhlichen Wissenschaft‘, welche zuletzt in lauter Lieder und Liederlichkeit ausläuft, unter dem Titel ‚Lieder des Prinzen Vogelfrei‘. — Anbei, nämlich indem ich gezwungen war, meine ganze Büchermensch-Vergangenheit still für mich wiederzukäuen, habe ich constatiert:

1. daß die lieben Deutschen es in fünfzehn Jahren noch nicht zu einer einzigen auch nur mittelmäßig gründlichen und ernsthaften Recension irgend eines meiner 12 Bücher gebracht haben;

2. daß ich selber dies Faktum erst jetzt bemerke, also wahrscheinlich innewendig nicht sehr um die Aufmerksamkeit der lieben Deutschen bemüht gewesen bin — kurz, daß ich's ‚verdient‘ habe —;

3. daß ich keinen Menschen weiß, der von dem Hintergrunde dieser ganzen Litteratur, von meinem sehr merkwürdigen eigentlichen Schicksale, etwas ‚wüßte‘, oder es mir zu verstehen gegeben hätte, daß er etwas wüßte; ich bin folglich in der Ironie und Menschenverspottung ziemlich avancirt, jetzt bereits so weit, daß ich auf ‚verehrende Briefe‘, wie sie nicht ganz selten eintreffen, nicht

mehr antworte, — ich rieche die Verwechslung immer fünfhundert Schritt weit.

„Genug. Aber ich sage dies, um auch meinerseits das Bedürfniß auszudrücken, einige Wochen nichts zu tun, als zu lachen. Also: in vier Jahren, meine liebe Schwester, wird gelacht, dabei bleibt es, ich danke von ganzem Herzen für dies Versprechen.

„Inzwischen die treulichsten Wünsche für Eure mutigen Unternehmungen, die fortfahren, mich in Erstaunen zu setzen. In Liebe F.“

Man sieht aus dem Ton des ganzen an mich gerichteten Briefs, daß ihn der Rückblick auf seine Werke besonders lebhaft und peinlich auf die völlige Verständnislosigkeit seiner Kritiker aufmerksam gemacht hatte. Es erscheint heute vollkommen unbegreiflich, daß es damals offenbar niemand gegeben hat, der auch nur von ferne geahnt hätte, welch ungeheure Bedeutung die Schriften meines Bruders einst haben würden. Zur Entschuldigung darf man anführen, daß damals weder der Gang der inneren Entwickelung noch das Ziel, wohinaus seine Philosophie führen sollte, deutlich vor Augen lag. Er selbst fand, außer manchem bittern und scharfen Urteil, auch entschuldigende Worte für den deutschen Kritiker: „Zuletzt kann niemand aus den Dingen, die Bücher eingerechnet, mehr heraushören, als er bereits weiß. Wofür man vom Erlebnisse her keinen Zugang hat, dafür hat man kein Ohr. Denken wir uns nun einen äußersten Fall: daß ein Buch von lauter Erlebnissen redet, die gänzlich außerhalb der Möglichkeit einer häufigen oder auch nur seltneren Erfahrung liegen, — daß es die erste Sprache für eine neue Reihe von Erfahrungen ist. In diesem Falle wird einfach nichts gehört, mit der akustischen Täuschung, daß, wo nichts gehört wird, auch nichts da ist. Dies ist zuletzt meine durchschnittliche Erfahrung und, wenn man will, die Originalität meiner Erfahrung. Wer etwas von

mir verstanden zu haben glaubte, hatte sich etwas aus mir zurecht gemacht, nach seinem Bilde, — nicht selten einen Gegensatz von mir, zum Beispiel einen ‚Idealisten‘; wer nichts von mir verstanden hatte, leugnete, daß ich überhaupt in Betracht käme. —“

Den Winter 86/87 hat er sich in seiner Pension de Genêve ganz wohl gefühlt, da die Mitpensionäre im allgemeinen angenehm gewesen sein müssen. Er selbst hat nur von einer öfters genannten alten Frau Pastorin und einer Frau von Plänkner-Seckendorff geschrieben, die ich dann vor einigen Jahren kennen gelernt habe, und durch welche ich noch sehr viel aus den beiden Winteraufenthalten meines Bruders in Nizza 86/87 und 87/88 gehört habe. Der Februar 87 brachte das schreckliche Erdbeben. Er schreibt darüber: „Nizza glich einem Tollhause — ich selbst bin merkwürdig ruhig dabei geblieben.“ Und an unsere Mutter schreibt er: „Diese Nacht, gegen 2—3 Uhr, machte ich eine kleine Inspektions-Tour durch die Stadt, ich besuchte nämlich die mir bekannten Hôtels, die zum Teil sehr gelitten haben: ihre Inwohner brachten die scharf-kalte Nacht im Freien zu, eingewickelt auf Bänken liegend oder in Droschken u. s. w. Gestern Abend aß ich in der Pension de Genêve, natürlich im Freien; lauter zerrüttete Nervensysteme, mit Ausnahme der alten Pfarrerin, welche, gleich mir, guter Laune war.“ — Frau von Plänkner-Seckendorff erzählte mir nun noch einige ernste und heitere Momente aus jenen Tagen und bestätigte es, daß mein Bruder merkwürdig ruhig und gefaßt während der schlimmsten Stunden gewesen wäre. Er wäre nach den ersten Stößen, ebenso wie sie selbst, angekleidet in den Garten der Pension gekommen, wo sich die meisten der Pensionäre versammelt hatten. Plötzlich hätte er einen gelähmten Herrn vermißt und sogleich wieder in das Haus zurückstürzen wollen, um ihn mit irgend einer Hilfe zu holen. Frau von Plänkner, die sich schon einmal

längere Zeit in einer Erdbeben-Gegend aufgehalten hatte, bedeutete ihn aber, noch etwas zu warten, weil eben wieder ein Stoß kommen müsse, nachher aber hätten sie 10 Minuten Zeit. Der Stoß wäre auch richtig gekommen, und sie beschrieb mir, es wäre gerade so gewesen, als ob ein Riese das Haus bei beiden Schultern genommen und tüchtig geschüttelt hätte. Sogleich danach habe mein Bruder sich mit ihr aufgemacht, aber o Wunder! auf der Treppe kommt ihnen der gelähmte Herr, der seit vielen Jahren nicht gehen konnte, angezogen und auf seinen Stock gestützt, entgegen! Auch noch ein heiteres kleines Erlebnis erzählte Frau von Plänkner, doch scheint es eine Geschichte gewesen zu sein, die an der Riviera öfters erzählt worden ist, denn ich habe sie auch noch von andrer Seite gehört. Frau von Plänkner sagte, daß ein heiterer Berliner Rechtsanwalt sie zum besten gegeben hätte. Er wohnte in der Pension de Genêve benachbart einer sehr langen, dünnen und prüden Engländerin und wäre nun reichlich erstaunt gewesen, als plötzlich mitten in der Nacht diese Dame in mangelhaftem Gewande vor seinem Bett gestanden und mit lauter Stimme gerufen habe: „Erdbeeren! Erdbeeren!" Nur das Rollen und Rumoren in den Wänden hätte ihm dann den Sprachfehler erklärt. Über diese Geschichte habe sich mein Bruder unbändig amüsiert.

Von Nizza ging mein Bruder nach Cannobio, von wo er mir schreibt: „Hier bin ich an einem herrlichen Ort und jeder Morgen überrascht mich durch seine Farbenpracht. Auch das Vornehm-Klösterliche seiner Lage und Einrichtung tut mir wohl — und trotzdem fühle ich mich so mißgestimmt, als ob ich mich über Nichts mehr von Herzen freuen könnte. Nichts tritt mehr von Außen an mich heran, um mich zu ermutigen und zu erquicken. Die Mitpensionäre sind von unvergleichlicher Langeweile! Darin habe ich es dieses Jahr in Nizza besser gehabt. Es gab ein paar Menschen, die mich interessirten."

Er scheint sich aber nachher dort behaglicher gefühlt zu haben, denn er ist immerhin einige Wochen geblieben. Zuletzt ging er nach Chur, mit einer Zwischenstation in Zürich, worüber er mir schreibt: „Bevor ich hierher kam, habe ich mich ein paar peinliche Wochen in Zürich durchgewunden, zum ersten Mal wieder in der Pension Neptun seit jenen Herbsttagen, wo wir so heiter waren, gleichsam als ob —:“

Nach allen diesen Aufenthaltsorten folgten ihm die Korrekturbogen vom fünften Buch der „Fröhlichen Wissenschaft“ und die sonstigen Veränderungen dieses Buches. Er war sehr ärgerlich, daß Fritzsch die ganze Sache so langsam vorwärts brachte und er dadurch an der Weiterarbeit am Willen zur Macht behindert wurde. Der Aufenthalt in Chur gestaltete sich dafür ertragreicher, aber sonst war es ein melancholischer Aufenthalt, da der Freundschaftsbruch mit Rohde in jene Wochen fiel. Er schreibt an mich am 21. Mai 1887, an demselben Tag, als Rohdes Brief, der zum Bruch führte, angekommen war:

„Meine geliebte Schwester. Dein guter Brief ist gestern bei mir angelangt, bei Deinem einsiedlerischen Bruder, dem von Außen her selten etwas Gutes kommt und der im Allgemeinen eine kleine Furcht vor der Post hat. Umsomehr freut er sich, wenn Etwas kommt, was so viel Güte des Herzens verrät. Sonderbar: aber es scheint mir, daß in den letzten Jahren mein Mißtrauen dergestalt überhand genommen hat, daß es wie eine Krankheit ist. Auch wird mir Jahr für Jahr schwerer; und die schlimmsten und schmerzhaftesten Zeiten meiner Gesundheit erschienen mir nicht so drückend und hoffnungsarm, wie meine jetzige Gegenwart. Was ist denn geschehen? Nichts als was notwendig war, — meine Differenz mit allen Menschen, von denen ich bis dahin Vertrauen empfangen hatte, ist an's Licht gekommen: man merkt gegenseitig, daß man sich eigentlich verrechnet hat. Der Eine schwenkt hierin ab, der Andere dorthin, jeder findet seine kleine

Heerde und Gemeinschaft, nur gerade der Unabhängigste nicht, der allein übrigbleibt und vielleicht, wie in meinem Fall, gerade schlecht zu dieser radikalen Vereinsamung taugt, — hier in Chur habe ich noch keinen guten Tag gehabt, das Wetter hat seinen Anteil daran, aber leider nicht den wesentlichen. So oft gedachte ich der frohen Tage, die wir damals hier verlebten — der Contrast mit jetzt ist ungeheuer: Himmel! was bin ich jetzt einsam! Ich habe Niemand mehr, mit dem ich lachen kann, der mit mir Thee trinkt und mich liebreich tröstet.“ —

In Chur und auf der Fahrt nach Sils-Maria begann er sehr eifrig am „Willen zur Macht“ zu arbeiten — aber er unterbrach sich wieder. In Sils-Maria fand er Briefe, die es ihm notwendig erscheinen ließen, sich ausführlicher über die Herkunft der jetzt herrschenden Moral auszusprechen und die mancherlei Mißverständnisse zu beseitigen, die das „Jenseits von Gut und Böse“ hervorgerufen hatte. Wiederum griff dieser Verschwender an Geist ohne Rücksicht auf sein Hauptwerk in das vorbereitete Material, besonders in die Aufzeichnungen zum zweiten Buch des „Willens zur Macht“ und verfaßte in 20 Tagen die „Genealogie der Moral“. Es sind drei Abhandlungen im strengsten Stil.

Die erste enthält eine Psychologie des Christentums, dessen Entstehung „aus dem Geiste des Ressentiment dargestellt wird, als eine Gegenbewegung gegen die Antike, als der große Aufstand gegen die Herrschaft vornehmer Werte.“

Die zweite Abhandlung gibt die Psychologie des Gewissens, welches der Autor als den Instinkt der Grausamkeit bezeichnet, „der sich rückwärts wendet, nachdem er nicht mehr nach außen hin sich entladen kann.“ Die Grausamkeit wird als einer der ältesten und unwegdenkbarsten, wenn auch peinlichsten Kulturuntergründe hier zum erstenmal ans Licht gebracht; man wagte sich das in härteren

Zeiten aber auch unter der modernen Verzärtelung nicht einzugestehen. Nur die strengste Liebe zur Wahrheit konnte diese Tatsache finden und konstatieren.

Die dritte Abhandlung gibt die Antwort auf die Frage: „woher die ungeheure Macht des asketischen Ideals, des Priesterideals stammt?" obwohl es ein schädliches Ideal, ein Wille zum Ende, ein Décadence-Ideal ist. „Aber es war bisher das einzige Ideal und hatte keinen Konkurrenten, denn der Mensch will lieber noch das Nichts wollen als nicht wollen." Es fehlte bisher das Gegenideal, das nun vielleicht im Zarathustra neu aufgestellt ist.

Am Schluß der Genealogie wird wiederum der Wille zur Macht, diesmal im Text, angekündigt. Der Autor sagt auf Seite 480, daß er für die Darstellung des europäischen Nihilismus auf ein Werk „der Wille zur Macht, Versuch einer Umwertung aller Werte" hinweise, das er vorbereite.

Herr Peter Gast schreibt zur Aufklärung von Jenseits von Gut und Böse und zur Genealogie der Moral:

„Mit den beiden Schriften des vorliegenden Bandes eröffnet uns der Autor einen ersten Blick in die Probleme seines geplanten Hauptwerkes, der ‚Wille zur Macht. Versuch einer Umwertung aller Werte'. Liegen die Keime dieser Probleme auch schon in seinen früheren Schriften vor, so wachsen sie doch erst mit der hier beginnenden biokritischen Psychologie des Herren- und Sklaven-Menschen zu jener Umwertungslehre empor, mit welcher Nietzsches Name für immer verknüpft bleiben wird und in deren bewußter Anwendung durch Einzelne die künftige Größe und Macht der indogermanischen Rasse beschlossen liegt. Die höheren Typen sind biologisch anders bedingt, als die niederen; der führende Mensch hat eine andere Wertungsweise, als der geführte. Ein Zeitalter, das sich an die Forderung einer gleichen Wertungsweise für Alle gewöhnt hat und verlangt, der höhere Mensch solle die des niede-

ren zur seinigen machen, arbeitet an der Herabstimmung nicht nur des höheren Menschen, sondern der gesammten Masse, über der er stehen soll. In Nietzsche's Unterscheidung der Herren-Moral (‚Gut' — ‚Schlecht', von oben aus gesehen) und der Sklaven-Moral (‚Gut' — ‚Böse', von unten aus gesehen) und der parallel laufenden Moralen des aufsteigenden und des niedergehenden Lebens liegt nicht nur die einzige Möglichkeit der Diagnose unsrer europäischen Willenserkrankung und Verdüsterung, sondern zugleich das Mittel zu ihrer Sanirung. Nietzsche erkannte schließlich das Kräftespiel der gesammten Naturerscheinungen unter einander als im Zeichen des ‚Willens zur Macht', gleichsam der Herren-Moral, stehend: — nicht ‚Wille zum Leben' (Schopenhauer), sondern Wille zur Steigerung des Lebens; nicht ‚Kampf ums Dasein' (Darwin), sondern Kampf um höheres, stärkeres Dasein; nicht ‚Trieb zur Selbsterhaltung' (Spinoza), sondern Trieb zum Selbstzuwachs; nicht *φιλία καὶ νεῖκος* (Empedokles), sondern Wettkampf (*ἀγών*) um Sieg und Übermacht war für Nietzsche das Wesen alles Geschehens. Andeutungsweise erscheint die Lehre vom ‚Willen zur Macht' zuerst im Zarathustra (S. 165—169); noch als Hypothese ausgedrückt in ‚Jenseits von Gut und Böse' Aph. 22, 23, 36; als bestimmt formulirte Theorie in Nietzsche's Hauptwerk: der ‚Wille zur Macht'. — —"

So sind „Jenseits von Gut und Böse" und die ihm zur „Ergänzung und Verdeutlichung beigegebene Genealogie der Moral" weder Rückblicke noch Vorarbeiten, sondern sie gehören in Wahrheit mitten hinein in die Probleme jenes großen Werkes: Der „Wille zur Macht".

Einundzwanzigstes Kapitel.

Freundschaft.

Von frühster Jugend an hat die Freundschaft im Leben meines Bruders eine ungewöhnliche und hervorragende Stellung eingenommen. Vielleicht war es das instinktive Gefühl des Andersseins, welches ihn einerseits zur Einsamkeit trieb, andererseits ihn veranlaßte, solche zu suchen, welche ihm ähnlich waren. Er hat gewiß oft eine große Bangigkeit empfunden „dergestalt allein zu sein“ und war deshalb „lächerlich glücklich, wenn er mit jemand irgend ein Fleckchen und Eckchen gemein fand oder zu finden glaubte“. Ein Freundschaftsbund mit Gleichgesinnten ist deshalb der Traum und die Sehnsucht seines ganzen Lebens gewesen und der Freund der Mittelpunkt seines Hoffens und Wünschens. Leo Berg schreibt deshalb sehr richtig:

„Friedrich Nietzsches ganze Philosophie ist gewissermaßen ein großartiger Freundschaftskult. Auch darin gleicht er Plato. Sie ist eigentlich nur eine wunderbare Umschreibung der Freundschaft, wie die anderer Philosophen oft nur ein Ausdruck der Liebe ist. Sie ist ein Suchen nach Menschen, die zu seiner Art gehören, Zwiesprache mit diesen Menschen, auch dann, wenn er sie noch nicht gefunden hat, ihre Verherrlichung und ihre Erklärung, ihre Verteidigung und Verschönerung. Seine Sprache wird lyrisch und dithyrambisch, sein Ton tragisch oder

skeptisch, wenn er von ihnen spricht. Der Freund wird der Inhalt und das Ziel seiner Philosophie, zu seiner Verherrlichung hat er den Übermenschen erdacht und die ewige Wiederkunft geträumt. Er ist der Sinn aller seiner Schriften, der letzte Zweck der Kultur."

Diese wunderbare Stellung und Verklärung, die mein Bruder seinen Freunden angedeihen ließ, wirkte auf diese zurück. Durch ergreifende Zeugnisse von Rohde, Gersdorff, Seydlitz, Deussen, Stein und andere ist mir bezeugt worden, wie anregend er gewirkt hätte, und daß er sie oft weit über ihr wirkliches Selbst hinauszuheben vermocht habe. Es war meines Bruders eifrigstes Bemühen, die Freunde, die er sich nach und nach erworben hatte, auch untereinander befreundet zu machen, um mit ihnen eine Genossenschaft von Gleichgesinnten zu begründen, die als Lehrer und Erzieher der Jugend eine neue Kultur schaffen sollten. So träumte er, auf einer einsamen Insel oder in einem abgelegenen Schloß, wie wir schon aus einem früheren Kapitel sahen, diese Freunde um sich zu sammeln, mit denen er sich zunächst zu jenen Lehrern der Zukunft ausbilden wollte, die als leuchtende Vorbilder dienen sollten. Später sollten dann die Schüler hinzukommen, um zur Ehrfurcht vor dem Recht der Vorrechte, zur Selbstbeherrschung, zur Anspannung der Willenskraft erzogen zu werden; vor allem sollten sie Prüfungen bestehen, ob sie Wort halten könnten. „Wenn man in diesem pöbelhaften Zeitalter der Jugend nur Ehrfurcht gelehrt und eingeflößt hat, so hat man schon viel getan", pflegte er zu sagen. In den Plänen der siebziger Jahre konnte er noch an einen größeren Kreis von Menschen denken, die er um sich versammeln wollte, aber der Freundeskreis wurde immer kleiner und kleiner, schließlich schrieb er mir einmal, daß er alle seine Freunde ohne Ausnahme losgeworden sei. Wie war das gekommen, gerade bei ihm, dessen ungewöhnliche Liebenswürdigkeit im Verkehr und

besonders Freunden gegenüber allgemein gerühmt wird? Ohne Übertreibung darf man feststellen, daß mein Bruder es besser verstand als irgend jemand, Freund zu sein. Stets war er voll der wärmsten Anteilnahme an dem Geschick der Freunde, nicht nur mit einer Intensität des Mitempfindens, die unter Freunden gewiß selten ist, sondern auch mit der eifrigsten Hilfsbereitschaft. Als Rohde noch Privatdozent war und es ihm zu lange Zeit währte, ehe er Universitätsprofessor wurde, bot ihm mein Bruder ganz ernstlich seine eigne Professur in Basel an und tat auch schon Schritte dafür, sie ihm zu überlassen. Wie er für Deussen und Dr. Romundt bemüht war, ihnen Stellungen zu verschaffen, bei welchen sie ihren eigensten Begabungen leben konnten, ist von Deussen, dessen hohe Fähigkeiten mein Bruder früher als jeder andere erkannte, in seinen Erinnerungen sehr gut geschildert worden. Mir fallen noch viele andere Fälle ein, wo er bemüht war, Freunden und Bekannten zu helfen und beizustehen. Man denke nur daran, wie er sich für Peter Gast geplagt hat, um Aufführungen seiner Kompositionen irgendwo durchzusetzen. Seinetwegen veruneinigte er sich mit Hans von Bülow, Generalmusikdirektor Levi und wie ich höre auch mit Mottl, aber trotzdem wurde er nicht müde, für Gast zu wirken.

Auch zu Geldvorschüssen war mein Bruder immer bereit. Deussen erzählte ergötzlich, wie er von ihm einmal 50 Frs. borgen wollte und mein Bruder ihn sehr eifrig bat: „Willst Du nicht lieber 100 Frs.?“ Leider bot er nicht nur Freunden, sondern sogar halb Fremden Vorschüsse an, wodurch er ziemlich viel Geld verloren hat. Auch später, als pensionierter Professor, wo er für sich selbst so sparsam wie möglich war, hat er ärmeren Freunden, die er aus drückenden Verhältnissen herausreißen wollte, Summen angeboten, die für seine Verhältnisse außerordentlich hoch waren. Zum Beispiel bot er Peter

Gast an, ihm seine Oper „Der Löwe von Venedig“ abzukaufen und ihm dafür vier Jahre lang jedes Jahr 1500 Frs. zu geben. Peter Gast war zu stolz, um dies freundliche Anerbieten, das er als eine verkleidete Unterstützung auffaßte, anzunehmen. Er ahnte vielleicht, daß es mit dieser Oper Schwierigkeiten geben würde, da ihm die Partitur anzufertigen ziemliche Mühe machte. Der Klavierauszug war zwar damals schon beinahe fertig und ist auch 1900 im Druck erschienen; aber so viel ich höre, ist die Partitur bis heute noch nicht vollendet. Es ist mein innigster Wunsch, noch die Aufführung dieser Oper zu erleben. In der Tat war das Anerbieten meines Bruders nur ein Vorwand gewesen, Herrn Peter Gast über schwere Zeiten hinwegzuhelfen. Er betrübte sich, daß es nicht angenommen wurde: „es hätte mich reicher gemacht, wenn ich es hätte geben dürfen“, schreibt er.

Gerade daran, daß mein Bruder der Freundschaft und den Freunden einen so ungeheuren Wert beilegte und mit Aufopferung und zarter Fürsorge diese Freundschaftsverhältnisse pflegte, lag es, daß sie so schmerzlich endeten. Die Trennung von dem geliebtesten und verehrtesten Freund, von Richard Wagner, ist schon in diesem Band geschildert worden, und dieses bitterste Erlebnis hat ihn auch von manchem andern Freund und Bekannten getrennt, mit denen er früher gleichgesinnt war. Aber ebenso tief ist ihm die allmähliche Entfremdung und schließlich der Bruch mit dem Freund Rohde zu Herzen gegangen.

Was mein Bruder einmal in einem Brief an Deussen schrieb, „daß an erster und einziger Stelle unter seinen Jugendfreunden Erwin Rohde stände und dieser ihm in rührender Liebe zugetan wäre“, möchte ich so stark wie möglich betonen. Diese Stellung zueinander würden beide bis ans Ende ihres Lebens festgehalten haben und zwar trotz irgendwelcher Veränderung der Ansichten, wenn nicht die beiden Overbecks, wie ich schon an andrer Stelle

aufs innigste beklagt habe, sich zwischen die beiden Freunde gestellt hätten. Diese erste und einzige Stelle räumte mein Bruder Rohde nicht nur deshalb ein, weil sie lange Jahre in den gleichen Ansichten lebten, sondern auch deshalb, weil mein Bruder von Rohdes außerordentlichen Fähigkeiten die höchste Vorstellung hatte. (Die Briefbände geben davon kein richtiges und die Briefe an Overbeck sogar ein gefälschtes Bild.) Ich glaube nicht, daß sich mein Bruder geirrt hat; Rohde war viel mehr als ein berühmter Philologe, und nur das beengende Amt hat ihn verhindert, das Höchste zu erreichen. Mein Bruder hat mir noch im Jahre 1885 in erschütternder Weise von seiner tiefen Liebe und Anerkennung für Rohde gesprochen und hinzugefügt: „daß er sich nur drei Mal in seinem Leben inter pares gefühlt hätte, mit Richard Wagner, Erwin Rohde und Heinrich von Stein".

Es war immer mein dringender Wunsch, die Verbindung meines Bruders mit seinen Freunden aufrecht zu erhalten. Ich war, wie sich mein Bruder so hübsch ausdrückt, „die Brücke zu den Andern". Als er deshalb im Herbst 1885 von Deutschland wieder nach Italien zurückkehrte, redete ich ihm sehr zu, doch Rohde zu besuchen, der sich gewiß unbeschreiblich freuen würde, meinen Bruder wiederzusehen. „Das glaube ich nicht, nach dem was mir Overbecks angedeutet haben", meinte mein Bruder zögernd. Er zog es deshalb vor, zu Baron Seydlitz nach München zu fahren. Mein Zureden, „Du mußt Rohde selbst einmal wiedersehen und nicht nur hören, was Andere reden", war ihm aber doch im Sinn geblieben, und als er im Frühling 1886 nach Venedig kam, wo diesesmal allerdings sein venezianischer Singvogel Peter Gast fehlte, machte eine zufällige Schilderung von Erwin Rohdes Übersiedelung nach Leipzig einen so lebhaften Eindruck auf ihn, daß plötzlich eine unbezwingliche Sehnsucht nach dem geliebten Jugendfreund erwachte und er dem ungestümen

Drang seines Herzens folgend nach Leipzig fuhr; — übrigens war die plötzliche Abreise ein Glück, da sich in Venedig die Cholera ausbreitete.

Leider traf er den Freund Erwin in der unglücklichsten Verfassung und in einem wahren Haß gegen die Leipziger Zustände: Rohde empfand seine Kollegen als verletzend, seine Zuhörer dünkten ihn minderwertig, das Klima unerträglich, der Lärm der Leipziger Messe widerlich. Mein Bruder war geradezu erschrocken, Rohde in einer solchen Stimmung zu finden, denn ihm schwebte noch jene herrliche Studentenzeit vor, in welcher sie beide vor 20 Jahren in Leipzig so glücklich gewesen waren.

Aber auch den späteren Rohde, den er doch noch vor zehn Jahren gesehen und mit dem er so köstliche Stunden verlebt hatte, fand er in diesem Rohde, den er jetzt sah, nicht wieder. Offenbar ist Rohde durch die Mitteilungen der beiden Overbecks geniert gewesen. Mein Bruder, der nichts davon ahnte, sondern immer glaubte, daß Overbecks Rohde nur das Beste und Höchste von ihm mitteilten und jedenfalls jede kleine Mißstimmung, die sie übrigens allein hervorgerufen hatten, ihm verschweigen würden, war zwar durch Rohdes Briefe schon auf eine Veränderung vorbereitet, aber gewiß nicht auf eine so starke Veränderung von Rohdes Wesen und Ansichten. In Hinsicht auf Leipzig waren sie übrigens auch nur momentan. Es war ein wirkliches Unglück, daß mein Bruder den Freund gerade in jener Zeit nach so langen Jahren wiedersehen mußte, denn es fand sich während dieses Zusammenseins kein Augenblick einer wirklich intimen Aussprache, in welcher sich die Herzen der beiden hätten aufschließen können und mein Bruder Gelegenheit gehabt hätte, dem Freund von der Weiterentwickelung seiner Philosophie ausführlich Aufschluß zu geben. Es fehlte jeder Zusammenklang. Mein Bruder schreibt mir darüber ziemlich spöttisch: „Um Dir einen

Begriff zu geben: das Einzige, worin die vollste Übereinstimmung zwischen uns herrscht, ist unsre gemeinsame Abneigung gegen Frau Overbeck; doch drückt sich Rohde viel stärker darüber aus, während ich, wie Du weißt, von Anfang an daran festgehalten habe: sie Overbecks wegen zu ertragen. Es war nicht leicht. Rohde meint, daß sie auf den armen Overbeck den ungünstigsten Einfluß ausübe, was mir bei meinem letzten schrecklichen Aufenthalt in Basel auch so erschien." — Auf dieses Zusammensein mit Rohde, wo keine fremde Anschauung und Ausdeutung zwischen ihnen stand, hatte mein Bruder so große Hoffnung gesetzt. Auch hatte er, wie wir schon früher hörten, daran gedacht, Leipzig, wo sich damals so viele alte Freunde und Bekannte zusammenfanden, zu seinem dauernden Aufenthaltsort zu wählen. Alle diese Hoffnungen wurden durch dieses mißglückte Wiedersehen zerstört.

Zuerst schrieb er mir nur ganz wenig über seine Erfahrungen, „Leipzig ist keine Zufluchts- und Ausruhestätte für mich — soviel ist klar". Aber einige Wochen später schreibt er ausführlicher über seine schmerzlichen Enttäuschungen. „Deine Pläne, Vorlesungen an einer Universität zu halten, habe ich aufgegeben, — aufgeben müssen, angesichts meiner hiesigen Erlebnisse. Es ist hart, ja geradezu verrückt, daß ein Mensch, der für die reichste und umfänglichste Wirksamkeit geboren ist und sein Bestes in ausgesuchten Seelen niederlegen und einpflanzen könnte, dazu verurteilt wird, mit seinen halbblinden Augen Litteratur zu machen — nur um überhaupt wirken zu können. Aber es ist hier unmöglich, an irgendwelche persönliche Wirksamkeit zu denken. Rohde giebt mir merkwürdige Einblicke in die Interna der Leipziger Universität. Er ist äußerst unzufrieden und hat bereits einen Ruf nach Heidelberg angenommen. Unsre Unterhaltungen sind nicht erfreulicher Art, es fehlt der innerste Zusammenklang ... Auf Overbeck hält er große Stücke, — ich auch!

sehr große Stücke! Aber ich möchte doch, daß mich Rohde nicht mit Overbeck's Augen sähe. Wenn mich Overbeck nicht versteht, trotzdem er sich redliche Mühe giebt (wofür ich ihm immer dankbar sein werde), so darf ich mich nicht beklagen: er kann es nicht, es liegt nicht in seiner Art. Aber wenn Rohde Overbeck's Anschauungen über mich annimmt, so ist das sehr bitter: er könnte anders. Ich will Geduld haben! ‚Einst wird kommen der Tag!' Vielleicht?!"

Aber erst in der Stille von Sils-Maria kam ihm vollständig zum Bewußtsein, was er eigentlich in Leipzig erlebt hatte und welche Entschlüsse er nun für die Zukunft fassen mußte. Ich darf vielleicht mit Recht die Vermutung aussprechen, daß dieser Aufenthalt Mai-Juni 1886 in Leipzig ihm die letzte Hoffnung geraubt hat, daß es ihm möglich sein würde, Mitarbeiter und Genossen zu finden. Diese Hoffnung auf mitarbeitende Freunde, die bei der Schwäche seiner Augen doppelt verführerisch war, und welche immer wieder auftauchte, trotz der großen Enttäuschungen, war von Jugend an der entzückende Traum seiner Seele gewesen — ein Traum, der sich niemals erfüllen sollte. Er schreibt:

„Die Probleme, vor welche ich gestellt bin, scheinen mir von so radikaler Wichtigkeit, daß ich mich beinahe jedes Jahr ein paar Mal zu der Einbildung verstieg, daß die geistigen Menschen, denen ich diese Probleme sichtbar machte, darüber ihre eigene Arbeit bei Seite legen müßten, um sich einstweilen ganz meinen Angelegenheiten zu widmen. Das, was dann jedes Mal statt dessen geschah, war in so komischer und unheimlicher Weise das Gegenteil dessen, was ich erwartet hatte, daß ich alter Menschenkenner mich meiner selber zu schämen lernte und ich immer von Neuem wieder in der Anfänger-Lehre umzulernen hatte, daß die Menschen ihre Gewohnheiten hunderttausend Mal wichtiger nehmen, als selbst — ihren Vorteil . . . ."

Der Aufenthalt in Leipzig mit den schmerzlichen Enttäuschungen, die das Wiedersehen mit Erwin Rohde und auch noch mit andern Jugendbekannten brachte, nahm ihm diese Hoffnung für immer. Alle tüchtigen Leute, ehemalige Freunde und Bekannte, waren mit ihren eignen Arbeiten beschäftigt; selbst Peter Gast, der einzige helfende Freund, legte doch, nach meines Bruders eigenem Wunsch, den Hauptaccent seines Lebens und seiner Tätigkeit auf seine Musik. Andere Mitarbeiter als die allertüchtigsten konnte er nicht gebrauchen. Die schmerzliche Gewißheit, daß er niemals einen sich ihm ganz hingebenden, verstehenden Freund, dem er sich rückhaltslos mitteilen könnte, niemals einen Genossen für seine schwierigsten Arbeiten finden würde, daß er Alles, Alles allein tun und in absoluter Einsamkeit seinen schweren Weg gehen müßte, erschütterte ihn. Das zeigt sein an mich gerichteter Brief vom 9. Juli 1886.

Er drückt sein tiefstes Empfinden aus: „Inzwischen ist mir der Gedanke, in Leipzig oder München dauernd zu leben, wieder ganz fremd geworden: ich muß zu viel von meinem Stolze zusetzen, um in solchen Kreisen leben zu können; und zuletzt, wenn ich mich noch so sehr ‚erniedrige', so erreiche ich damit nicht den heiteren getrosten Mut und das Selbstvertrauen, welches mir zur Fortsetzung meines Lebenswegs nötig ist und immer noch eher in Sils und in Nizza wächst, als in den genannten Orten. Was habe ich bei meinem letzten Aufenthalte in Deutschland wieder für Demütigungen und Dummheiten herunterschlucken müssen, ohne daß es die ‚Freunde' auch nur ahnten! Nein, sie sind mir allesammt ‚wohlgesinnt'. Ich habe Stunden einer seelischen Depression erlebt, die mir in wahrhaft schauerlicher Erinnerung sind. Die demütigenden Erlebnisse des Herbstes 1882, die ich beinah vergessen hatte, kamen mir wieder in den Sinn und die beschämende Erinnerung, welche Art Menschheit ich schon als meines-

gleichen behandelt habe! — Auf Schritt und Tritt begegnete ich entgegengesetzten Empfindungen, — zu meiner Verwunderung nicht über Richard Wagner. Auch Rohde lehnt den Parsifal ab. —

„Wo sind jene alten Freunde, mit denen ich mich ehemals so eng verbunden fühlte? Es ist jetzt, als ob wir verschiedenen Welten angehörten und nicht mehr dieselbe Sprache redeten! Wie ein Fremder, Ausgestoßener wandle ich unter ihnen, kein Wort, kein Blick erreicht mich mehr. Ich verstumme —, denn Niemand versteht meine Worte — ach sie haben mich wohl nie verstanden! — oder trägt das gleiche Schicksal, die gleiche Last auf der Seele. Es ist furchtbar, zum Schweigen verurteilt zu sein, wenn man so viel zu sagen hat."

Der ganze Brief ist ein Ausbruch des tiefsten Schmerzes; er schließt ihn mit den ergreifenden Worten:

„Nun sollte ich mir einmal wieder etwas Ruhe gönnen: denn die seelische und geistige Spannung der letzten Jahre war zu stark, und mein Temperament hat sich verschärft und verdüstert. Meine Gesundheit ist in Wahrheit ganz normal — nur die arme Seele ist so verletzlich und so sehnsüchtig nach guten Freunden, nach Menschen, ‚die mir gleich sind'. Verschaff mir einen kleinen Kreis Menschen, die mich hören und verstehen wollen — und ich bin gesund! — —"

Aus dieser leidenschaftlichen Klage ersieht man, welchen tiefen Eindruck dieses Zusammentreffen mit Rohde, auf welchem ein solcher Unstern ruhte, auf meinen Bruder gemacht hat. Er behielt davon eine ungemein schmerzliche, Rohde aber eine peinliche Erinnerung zurück, weil er das Gefühl nicht los wurde, meinem Bruder einen recht ungünstigen Eindruck gemacht zu haben. So kam es, daß eine gewissermaßen oberflächliche Angelegenheit zu einem Bruch führte. Mein Bruder hatte sich nämlich Anfang Mai 1887 an Rohde gewandt, um ihm einen jungen Ge-

lehrten zu einer Anstellung oder wenigstens zur persönlichen Anteilnahme an dessen geistiger Entwicklung zu empfehlen: er schloß den Brief mit folgenden Zeilen: „Ich selbst — denn Du wirst fragen, warum ich mir nicht selber diese Last auflade? — ich mache mir aus den ‚jungen Leuten‘ nichts und habe außerdem Erfahrung genug, um zu zweifeln, ob ich ihnen wirklich zu Nutze bin. Meine Erholung sind die alten Männer, solche wie J. Burckhardt oder H. Taine: — und selbst mein Freund Rohde ist mir lange nicht alt genug ... Aber ‚einst wird kommen der Tag‘ — —“

Aber Rohde, der den von meinem Bruder Empfohlenen bereits kannte und in keiner angenehmen Erinnerung hatte, antwortete in unliebenswürdig-ablehnender Weise und schloß mit einem gewiß nicht von meinem Bruder provozierten Ausfall gegen Taine. Rohde hatte aus dem Briefe irrtümlicherweise herausgelesen, daß mein Bruder diesen Empfohlenen als Schüler für sich selbst nicht gut genug gefunden habe — wohl aber für ihn. Auf meinen Bruder machten die Äußerungen Rohdes einen äußerst verletzenden Eindruck: denn so rauh Rohde anderen Menschen gegenüber zuweilen sein konnte, meinem Bruder gegenüber hatte er sich sonst immer von der zartesten Seite gezeigt. Mein Bruder geriet in eine tiefe Entrüstung, und es kam bei dieser Gelegenheit alles und etwas mehr heraus, was sich infolge der Overbeckschen Mitteilungen von heimlichem Groll gegen den Freund und von Schmerz der Enttäuschung tief im Herzen verborgen angesammelt hatte. Rohde entschuldigte sich nun zwar umgehend über den Ton seines Briefes, und am 23. Mai entschuldigt sich nun wiederum mein Bruder seinerseits, daß er sich vom Zorn habe hinreißen lassen: aber trotzdem war dieses Erlebnis der Schluß der Herzensfreundschaft zwischen den beiden Freunden.

Als Rohde und ich im Frühjahr 1894 darauf zu

sprechen kamen, war es seine erste Bitte, ihm seinen Brief zurückzugeben, damit er ihn verbrennen könne; er sprach sich ganz unglücklich darüber aus, daß er sich mit den Ausdrücken so habe gehen lassen und behauptete, daß es nicht der Brief meines Bruders gewesen sei, der ihn so verletzt hätte, sondern es hätten ihn unfreundliche Mitteilungen, die Nietzsche zu anderen über ihn gemacht habe und ihm durch Overbeck zugetragen worden wären, so erbittert. Das war genau dasselbe, was mein Bruder erlebt hatte. Kurz vor diesem Briefwechsel mit Rohde im Frühling 1887, der zu dem Bruch der Freundschaft führte, hatte nämlich Overbeck meinen Bruder auf seiner Durchreise in Zürich besucht und ihm Rohdes Urteil über „Jenseits von Gut und Böse" (dem er doch zugestimmt hatte) in kränkenden Andeutungen verraten.

Hier muß ich konstatieren, daß sich Rohde, so viel ich weiß, übrigens nur in den Briefen an Overbeck so klein und völlig verständnislos über Nietzsche ausgesprochen hat. Dagegen haben Frau Geheimrat Ritschl und Herr und Frau Geheimrat Wachsmuth, die Ende der achtziger Jahre viel mit Rohde in Leipzig und Heidelberg zusammen gewesen sind, stets hervorgehoben, wie innig und verehrungsvoll Rohde über Nietzsche gesprochen habe. Was Rohde an Overbeck schrieb, scheint mir nur das Echo der Overbeckschen Ansichten. Hat mir doch Rohde selbst gesagt, ohne übrigens Overbeck einen Vorwurf daraus zu machen: „er habe ihm so sonderbare Sachen über Nietzsche gesagt". Man hat mir den Vorwurf gemacht, daß ich Rohde gegenüber parteiisch sei und seine spätere Stellung zu Nietzsche zu milde beurteile. Das können aber nur solche sagen, die diese beiden nicht zusammen gesehen haben und Rohdes innige Worte der Liebe und Verehrung für Nietzsche, die er nicht nur ihm selbst, sondern auch andern gesagt und geschrieben hat, nicht kennen. Wer dies noch mit erlebt hat, sollte doch einmal Zeugnis ablegen! Mein

Bruder hat sich Overbeck gegenüber, da ihm letzterer einiges aus der jämmerlichen Kritik Rohdes über „Jenseits von Gut und Böse" verraten hatte, mit starken ja groben Worten über Rohde ausgesprochen. Das hat er über alle getan, die er am meisten geliebt und die ihm durch andere verleidet worden sind. Aber selbst in der Zeit seiner feindlichsten Stimmung gegen Rohde hat er sich über dessen Grundcharakter nicht getäuscht und suchte Gründe, weshalb er sich so verändert hatte. Als mein Bruder sich über den schlimmen Einfluß des Klimas 1888 im Ecce homo ausspricht, fügt er hinzu: „Ich habe einen Fall vor Augen, wo ein bedeutend und frei angelegter Geist bloß durch Mangel an Instinkt-Feinheit im Klimatischen eng, verkrochen, Specialist und Sauertopf wurde". Dieser „bedeutend und frei angelegte Geist" war Rohde.

Ich werde mich niemals überzeugen können, daß Erwin Rohde in seinem Herzen wirklich so geringschätzig über meinen Bruder gedacht hätte, wie das nach den Bernoullischen Veröffentlichungen erscheint. Es kann sein, daß ich mich irre, aber ich habe bei der obenerwähnten Zusammenkunft eine zu erschütternde Szene mit Rohde erlebt, um das zu glauben. Um beurteilen zu können, ob die spätere Handschrift meines Bruders gut entzifferbar sei, blätterte Rohde in den Manuskripten meines Bruders und fand einen an mich gerichteten Briefentwurf vom Februar 1888: „Es fehlt nicht an schlechten und verleumderischen Winken in bezug auf mich, es herrscht ein zügellos feindseliger Ton in den Zeitschriften, gelehrten und ungelehrten, — aber wie kommt es, daß nie jemand dagegen protestiert?, daß nie jemand sich beleidigt fühlt, wenn ich beschimpft werde? — Und jahrelang kein Labsal, kein Tropfen Menschlichkeit, nicht ein Hauch von Liebe. —"

Diese herzzerreißende Klage erschütterte Rohde auf das tiefste: „Das schneidet mir ins Herz," sagte er leise. Er konnte dann nicht aufhören, sich und Professor Overbeck

die bittersten Vorwürfe zu machen, daß sie beide, die doch durch ihre Universitätsstellung einigen Einfluß hatten, den Freund vor und nach der Erkrankung so schmählich im Stich gelassen, ihn nie ermutigt, sich nicht um seine Schriften und seine Verlegernöte bekümmert und ihn nicht öffentlich verteidigt hätten, selbst den schlimmsten Angriffen gegenüber. Er versprach, daß er durch seinen Beistand bei der Herausgabe des Nachlasses alles so viel wie es ihm möglich sei, wieder gut machen wolle, und daß er dies von Overbeck auch erhoffe. Als Ursache der sonderbaren Stellung, die Overbeck nach der Erkrankung meines Bruders ihm und dem Archiv gegenüber eingenommen hatte, nahm er den Einfluß von Frau Overbeck an. Einige Wochen später, am 4. Mai 1894, schrieb er mir darüber: „Vielleicht oder vielmehr wahrscheinlich steckt Overbecks Frau mit dahinter, ein mir außerordentlich unangenehmes Wesen, das es darauf abgelegt hat, Overbeck (den sie stark beeinflußt) von all seinen alten Freunden und Neigungen abzudrängen und zu demselben sauren Nihilismus hinüberzuziehen, der ihr eigenes Wesen ausmacht.“ —

Die Freundschaft mit Frh. v. Gersdorff hat mit keiner Tragödie geschlossen. Die Ursache einer jahrelangen Trennung zwischen meinem Bruder und dem „Herzensfreund“ war jene von Fräulein von Meysenbug eingeleitete Liebesgeschichte mit einer sehr ungeeigneten Italienerin gewesen, derentwegen sich Gersdorff später mit den bittersten Vorwürfen gegen Malwida wandte. Das fand mein Bruder ungerecht, und seine heftige Verteidigung führte zu dem schon früher erwähnten Zerwürfnis. Später fand mein Bruder, daß Gersdorff mit seinen Vorwürfen gegen unsere liebe idealistische Malwida nicht ganz unrecht gehabt habe, und nun betrübte er sich über seine Haltung in der ganzen Sache. Es gibt deshalb in den privaten Aufzeichnungen manches scharfe Wort gegen Fräulein von Meysenbug. Freiherr von Gersdorff wäre gerade

der Freund gewesen, der mit ihm durch Dick und Dünn ging und ihm in den schweren Jahren der Wandlung und des Vorwärtsschreitens der liebste und treuste Weggenosse hätte sein können. Und was wäre das für ein Schatz für meinen Bruder gewesen! Sie haben sich später, als mein Bruder seinen Irrtum einsah, wieder in alter Zuneigung herzliche Worte geschrieben, und es ist vollkommen richtig, was mein Bruder an Gersdorff über die Zeit der Entfremdung schreibt: „ich bin Dir wirklich nicht einen Augenblick untreu geworden". — Aber diese späte Rückkehr zur Freundschaft konnte nie wieder gut machen, daß es durch die Trennung dem Freunde unmöglich gemacht worden war, in den Jahren 1877—83 Schritt für Schritt in seine neuen Gedankenwelten mit ihm einzutreten, oder sich später vollkommen darin einzuleben. Gersdorff ist, trotz liebevollster Beschäftigung mit den Gedanken meines Bruders, bis zum Ende seines Lebens den Schopenhauerschen Pessimismus nicht los geworden.

Trotz dieser Erlebnisse hat mein Bruder aber Fräulein von Meysenbug doch immer herzliche Liebe und Verehrung bewahrt, obgleich er sich nicht über ihren Mangel an Verständnis täuschte. Es versteht sich schon von selbst, daß in ihrer Beurteilung meines Bruders viel Irrtümliches und Mißverständliches existieren mußte; schon daß ein Menschenalter von dreißig Jahren zwischen ihnen lag, betrachtete er immer als eine der Ursachen, daß ihre Ansichten selbst über den gleichen Gegenstand, z. B. über Richard Wagner, ganz andre Gründe haben mußte. Die Affäre mit Dr. Rée und Fräulein Salomé hatte er allerdings der alten Freundin sehr übel genommen, wie wir aus der nachfolgenden Briefstelle deutlich sehen. „Es scheint mir, daß ein Mensch bei dem allerbesten Willen, unsäglich viel Unheil anstiften kann, wenn er unbescheiden genug ist, denen nützen zu wollen, deren Geist und Wille ihm verborgen ist. Um ein Beispiel zu nehmen: die gute

Malwida hat ihr ganzes Leben nichts als Unheil angestiftet, dank jener eben genannten Unbescheidenheit." Ein solcher Mangel an Urteilskraft, Rée ihm gleichzustellen und Fräulein Salomé geeignet zu finden, seine Jüngerin zu werden, schien ihm späterhin ganz unerhört und es gibt scharfe Worte darüber. Aber seiner Liebe und Verehrung für Malwida und ihre wohltuende Art und Weise, hat es schließlich keinen Abbruch getan, wenn er auch zuweilen ein bißchen über ihren Mangel an Menschenkenntnis schimpfte. Das wollte überhaupt gar nichts bedeuten; er schreibt einmal: „Mein tiefes Wohlwollen gegen alle Dinge. Es kostet mich eine Komödie, auf Menschen, die ich kenne, böse zu sein: vorausgesetzt, daß ich nicht krank bin."

Ich kann hier nicht alle Freundschaftsverhältnisse in ihrer weiteren Entwickelung verfolgen, da sie keine besonderen Merkmale zeigen. Mit Deussen, H. Romundt, Max Heinze blieben sich die herzlichen Beziehungen aus früherer Zeit gleich. Mit Freiherrn und Freifrau v. Seydlitz gab es nach der Trennung von R. Wagner auch eine Zwischenzeit, wo man sich nicht schrieb, aber Herbst 1885 kam ein Wiedersehn und Wiederfinden. Frh. v. Seydlitz hat in Nr. 6 der Neuen Rundschau 1899 einen Rückblick auf dieses Freundschaftsverhältnis geworfen, und mit warmen Worten den Freund Nietzsche geschildert, wie er in den Herzen seiner Freunde lebte: „Ich habe keinen — keinen! — vornehmeren Menschen kennen gelernt als ihn. Rücksichtslos zu sein hat er nur verstanden den Ideen gegenüber; den Menschen gegenüber — nicht den Trägern der Ideen. Und diese Träger — (es waren Lastträger-Gehirne darunter) — hatten das bald heraus: sie wußten, von ihm war nichts zu fürchten. Sie schwiegen über ihn, denn er schwieg auch über sie, schon aus angeborner innerer Reinlichkeit.

„Wo lebt der, der ihm einen Makel nachweisen könnte?

Er war so krystallen, so durchleuchtend wie das Wasser eines Bergbachs; was sag' ich, Bergbäche könnten sich noch bedanken, wären sie so rein. Lauterkeit und Keuschheit haben durch ihn neuen, höher potenzierten Wert erhalten." —

Einer der schmerzlichsten Verluste war für meinen Bruder der frühe Tod des Freiherrn Heinrich von Stein, der ein Mensch so ganz nach seinem Herzen war, und von welchem er gehofft hatte, daß er ihm als bester Jünger für sein Alter aufgespart sei. Er schreibt darüber „... und dann passiren gewöhnlich noch Dinge von Außen her, gegen die man sich nicht zu wehren weiß und die Einen auf eine fast unheilbare Weise verwunden. Der Tod des Dr. von Stein hat mich auf das Schmerzhafteste berührt, ich war einige Tage ganz wie außer mir. Ich habe in Deutschland so wenig Menschen, an denen ich eigentlich Freude habe: die meisten halte ich eben aus, als ein sehr geduldiges Tier. Aber mit Stein war es anders!"

Doch war ihm ja ein treuer Jünger geblieben, ich meine Peter Gast, der in all den Jahren von 1876 bis zu meines Bruders Erkrankung Ende 1888 nicht aufgehört hat, ihm zu dienen und ihm in seinen unglaublich umfangreichen Arbeiten, so viel es die eignen Ziele erlaubten, beizustehen. Er verstand es, nicht nur durch seine erquickliche Musik, die mein Bruder als einen Glücksfund seines Lebens bezeichnete, sondern auch durch fein empfundene verehrende Briefe ihm Freude und Ermutigung zu bringen.

Man wird sagen, daß es ihm auch später nicht an Freunden gebrach, — nur fehlten ihm gerade jene, die ihn in seiner Jugendzeit vergessen ließen, wie einsam er innerlich war, — jene Jugendfreunde, mit denen er sich voller Entzücken inter pares gefühlt hatte: Wagner, Rohde, Heinrich von Stein.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Weib, Liebe und Ehe.

Im Vergleich zu den Freunden und der Freundschaft hat Weib und Liebe im Leben meines Bruders nur eine geringe Rolle gespielt. Das sagt schon der Aphorismus: „Es setzt die Liebe tief unter die Freundschaft, daß sie ausschließlichen Besitz verlangt, während einer mehrere gute Freunde haben kann, und diese Freunde unter sich einander wieder Freunde werden." Wenn er also die Liebe nicht als jene erste weltbewegende Macht betrachtete, die ihr Dichter und Schriftsteller geben, so wäre es trotzdem vollständig falsch, ihn deshalb als Frauenfeind zu bezeichnen. Das Wort war mir immer ganz unverständlich, denn mir stand ein Aphorismus meines Bruders vor der Seele, der gewiß nichts von Frauenfeindschaft und Geringschätzung zeigt: „Das vollkommene Weib ist ein höherer Typus des Menschen als der vollkommene Mann: auch etwas viel Selteneres." Es ist richtig, daß er gegen die banale Verhimmelung der deutschen Frau, wie sie in Zeitungen und bei Festessen laut wird, eine gewisse Abneigung hatte. Er war ein zu guter Europäer, um nicht ein wenig spöttisch zu blicken, wenn alle weiblichen Tugenden und Vorzüge einzig dem deutschen Weibe zuerkannt wurden. Aber *einen* Typus der deutschen Frau hat er stets bewundert und anerkannt und als den der deutschen Natur gemäßesten bezeichnet. Es ist die deutsche Landedelfrau, die mit dem

ruhigen Selbstbewußtsein und den Formen der guten Rasse das umfangreiche Gebiet ihres Hauswesens beherrscht und durch Gesundheit, Natürlichkeit, frohen Lebensmut und tatkräftige Frömmigkeit einen so erfreulichen Anblick gewährt. Mein Bruder hat sich dieses Ideal vielleicht nicht nur aus der Gegenwart, sondern möglicherweise auch nach den Homerischen Dichtungen gebildet. Auch dort finden wir die am meisten verehrte Frau nicht in der Öffentlichkeit, sondern als beste Ratgeberin ihres Gatten und ihrer Kinder, als weise Herrscherin eines ausgedehnten Hauswesens, die sich voll edler Würde, Bescheidenheit, Geduld und Selbstbeherrschung dem Willen des Mannes unterordnet, selbst in bedenklichen Fällen, wenn er ihr z. B. eine Nebenfrau zuführt. Andromache findet dafür Worte verzeihender Milde, daß Hektor der „Betörung durch Kypris" erlegen ist.

Es ist bedauerlich, daß sich mein Bruder nicht im Zusammenhang über „das Weib" ausgesprochen hat. Anfang der achtziger Jahre hat er einmal die Absicht gehabt, eine Schrift über dies Thema zu schreiben, vielleicht hat er aber selbst gefunden, daß ihm als Junggeselle doch nicht eine genügende Kenntnis zur Seite stünde; wenigstens sagte er einmal zu mir: „Über das Weib sollten eigentlich nur Ehemänner schreiben." Nun gibt es aber eine Überfülle von verstreuten Bemerkungen in seinen Schriften, in veröffentlichten und noch unveröffentlichten Briefen, die seine Ansichten über Weib, Liebe und Ehe in mancherlei Schwankungen zeigen. Dem soll später einmal ein besonderes Bändchen gewidmet werden. Im Rahmen dieses Buches will und muß ich mich beschränken.

Mein Bruder schreibt einmal: „Man kann nicht hoch genug von den Frauen denken: aber deshalb braucht man noch nicht falsch von ihnen zu denken." Und wenn ich hierzu noch meine persönlichen Erfahrungen zu Rate ziehe, so kann ich nur konstatieren, daß in allem, was mein

Bruder sagte und tat, sich eine herzliche, gewissermaßen väterliche Fürsorge für das weibliche Geschlecht aussprach. Sicherlich hat er niemals auch nur den Schatten von Haß gegen das weibliche Geschlecht gezeigt, und seine scharfen Worte gelten nur den Emanzipierten, von denen er glaubte, daß sie dem Einfluß und Ansehn des weiblichen Geschlechts im allgemeinen großen Schaden zufügen würden. Man darf nicht vergessen, daß ihm Fräulein Lou Salomé recht unerfreuliche, ja erschreckende Einblicke in die moderne Seele einer Emanzipierten gestattet hatte; vor allem aber, daß er ihr gerade das absprechen mußte, was er einzig und allein bei einer Frau, die ernste wissenschaftliche Bestrebungen verfolgt, anerkannt haben würde, nämlich „Heroismus der Erkenntnis". Deshalb sind viele Bemerkungen, besonders in „Jenseits von Gut und Böse", recht scharf ausgefallen. Dieses Buch steckt voller Antithesen, die sich gegen manche lächerliche Behauptungen der Frauenrechtlerinnen wenden, die damals noch jenen unangenehmen Eindruck machten, den fanatische Parvenus neuer, emporsteigender Geistesbewegungen leicht hervorrufen. Der Hauptthese: die vollkommene persönliche Freiheit und Gleichstellung des Weibes mit dem Manne, stellt er die asiatische Auffassung: das Weib als einzuschließender Besitz des Mannes, als Antithese gegenüber. Hier muß ich aber betonen, wo mein Bruder diese Aufzeichnungen über dieses Thema niedergeschrieben hat, nämlich in Nizza! Die Nähe von Monte Carlo zieht eine Flut ein- oder zweideutiger weiblicher Wesen dorthin, und ich glaube, jeder ernste, anständige Mann möchte wünschen, daß deren größter Teil in einen Harem (nicht gerade in seinen eigenen) eingesperrt würde. Aber mein Bruder betrachtete dieses Problem auch von einer andern Seite. Frau von Plänkner erzählte, daß er einen Schweden, der eine wunderschöne, tugendhafte Frau gehabt habe, immer bedauert hätte, daß er dieses holde Wesen durch diese lüsterne

Männerschar hindurchführen mußte. Auch da wäre ihm die asiatische Auffassung: das Weib als einzuschließender Besitz, als die vornehmere erschienen.

Es ist nicht zu leugnen, daß mein Bruder über das Weib sehr verschieden geurteilt hat, und daß es über dieses Thema harte und übertriebene Bemerkungen gibt, die sich gegen ebenso übertriebene Bemerkungen von der anderen Seite richten. Aber trotzdem könnten die klugen Frauen aus diesen Ratschlägen mehr lernen, als aus hundert Schriften ihrer Emanzipationsverkündiger männlichen oder weiblichen Geschlechts! Manche dieser klugen Frauen sind schon zu der Überzeugung gekommen, daß mein Bruder ihr bester Freund und Ratgeber ist, und hören mit Wohlgefallen nachfolgende Stelle: „Man will die Frauen überhaupt noch mehr ‚kultiviren' und, wie man sagt, das ‚schwache Geschlecht' durch Kultur stark machen: als ob nicht die Geschichte so eindringlich wie möglich lehrte, daß ‚Kultivirung' des Menschen und Schwächung — nämlich Schwächung, Zersplitterung, Ankränkelung der Willenskraft — immer miteinander Schritt gegangen sind, und daß die mächtigsten und einflußreichsten Frauen der Welt (zuletzt noch die Mutter Napoleons) gerade ihrer Willenskraft — und nicht den Schulmeistern! — ihre Macht und ihr Übergewicht über die Männer verdankten."

Mein Bruder ersehnte eine Stärkung und Vervollkommnung des Menschengeschlechts, dazu gehören aber vor allen Dingen schöne, starke und gesunde Mütter. Daß nun auf dem Wege der Gymnasialbildung dieses Ziel irgendwie erreicht würde, kann wohl selbst die leidenschaftlichste Verteidigerin der Frauenbewegung nicht behaupten. Mein Bruder schreibt: „Um alles in der Welt nicht noch unsre Gymnasialbildung auf die Mädchen übertragen! Sie, die häufig aus geistreichen, wißbegierigen, feurigen Jungen — Abbilder ihrer Lehrer macht!" Auch wollte mein Bruder das weibliche Geschlecht unter allen

Umständen möglichst bezaubernd und klug haben und glaubte nicht, daß es durch Emanzipation darin gewinnen könnte. Wenn er sich also gegen die Emanzipationsbewegung wendet, so tut er es mit einer gewissen Verwunderung, daß unser sonst so kluges Geschlecht sich solche Torheiten gestattet: „Es ist Dummheit in dieser Bewegung, eine beinahe masculinische Dummheit, deren sich ein wohlgeratenes Weib — das immer ein kluges Weib ist — von Grund aus zu schämen hätte." Er glaubte, daß das weibliche Geschlecht dabei so viel von seinen Vorrechten verlöre, daß es mit dem, was es hinzu gewänne, garnicht im Verhältnis stände. Doch hat er die daraus entstehenden Eventualitäten genau geprüft.

„Man kann in den drei oder vier civilisierten Ländern Europas aus den Frauen durch einige Jahrhunderte von Erziehung Alles machen, was man will, selbst Männer, freilich nicht in geschlechtlichem Sinne, aber doch in jedem andern Sinne. Sie werden unter einer solchen Einwirkung einmal alle männlichen Tugenden und Stärken angenommen haben, dabei allerdings auch deren Schwächen und Laster mit in den Kauf nehmen müssen: soviel, wie gesagt, kann man erzwingen. Aber wie werden wir den dadurch herbeigeführten Zwischenzustand aushalten, welcher vielleicht selber ein paar Jahrhunderte dauern kann, während denen die weiblichen Narrheiten und Ungerechtigkeiten, ihr uraltes Angebinde, noch die Übermacht über alles Hinzugewonnene, Angelernte behaupten? Diese Zeit wird es sein, in welcher der Zorn den eigentlich männlichen Affect ausmacht, der Zorn darüber, daß alle Künste und Wissenschaften durch einen unerhörten Dilettantismus überschwemmt und verschlammt sind, die Philosophie durch sinnverwirrendes Geschwätz zu Tode geredet, die Politik phantastischer und parteiischer als je, die Gesellschaft in voller Auflösung ist, weil die Bewahrerinnen der alten Sitte sich selber lächerlich geworden und in jeder Bezie-

hung außer der Sitte zu stehen bestrebt sind. Hatten nämlich die Frauen ihre größte Macht in der Sitte, wonach werden sie greifen müssen, um eine ähnliche Fülle der Macht wiederzugewinnen, nachdem sie die Sitte aufgegeben haben?"

So hielt es mein Bruder für seine Pflicht zu warnen: „Genau weil ich eine höhere und tiefere, auch wissenschaftlichere Auffassung des Weibes habe, als die Emancipatoren und Emancipatricen desselben, wehre ich mich gegen die Emancipation: ich weiß besser, wo ihre Stärke ist, und sage von ihnen: ‚sie wissen nicht, was sie tun'. Sie lösen ihre Instincte auf mit ihren jetzigen Bestrebungen!" Von solchen Gesichtspunkten aus müssen alle Bemerkungen, auch die scharfen Worte, die wir in seinen Büchern gegen die Weiber und besonders gegen die emanzipierten finden, betrachtet werden. Dazu stimmt es auch, daß er in der Praxis gegen alle Frauen der zartfühlendste, rücksichtsvollste Mann war, der mir jemals begegnet ist; und zwar nicht nur gegen die jungen, hübschen Frauen und Mädchen und die geistreichen, berühmten, älteren Frauen, was keinem Mann zum Verdienst anzurechnen ist, sondern ebenso gegen alte langweilige Hutzelweibchen und derbe Biederweiber, die sicherlich nicht zu den Zierden des weiblichen Geschlechts gehörten und durch Häßlichkeit, Alltäglichkeit und Derbheit die Höflichkeit der andern Männer zurückscheuchten. Hier spreche ich nicht nur aus eigener Erfahrung, sondern berufe mich auch auf die Erfahrungen andrer Leute, z. B. auch solcher, die mit ihm in den Pensionen an der Riviera waren. Man erzählt sich jetzt noch von seiner rührenden Höflichkeit Frauen gegenüber, gegen welche sonst niemand liebenswürdig war.

Mit welchem Zartgefühl er leidenden Frauen gegenüberstand, davon können diese selbst am besten Zeugnis ablegen. Jene leidende, fromme, vornehme englische Dame, die mein Bruder öfters in Sils-Maria traf, machte mir

die rührendste Schilderung, wie zart er für sie besorgt gewesen sei und immer zu verhindern gewußt habe, daß das Gespräch auf seine Philosophie gekommen wäre, ja wie er sie zuletzt fast mit Tränen gebeten habe, seine Bücher nicht zu lesen: „denn," fügte die alte Engländerin mit liebenswürdigem Humor hinzu: „ein so schwaches, kränkliches Wesen, wie ich bin, hätte nach seiner Philosophie, die mir eine seiner Jüngerinnen ziemlich brutal und wohl auch falsch auseinandersetzte, eigentlich überhaupt kein Recht zu leben gehabt". So verkehrten die beiden, die fromme Engländerin und der Freigeist, in der reizendsten Weise miteinander. Überhaupt möchte ich hervorheben, daß mein Bruder eine starke Vorliebe für fromme Frauen hatte, er behauptete sogar: „daß ein Weib ohne Frömmigkeit für einen tiefen gottlosen Mann etwas vollkommen Widriges oder Lächerliches wäre". Aber die frommen Frauen, die ihn kennen gelernt, oder durch andere von ihm gehört haben, erwiderten auch seine freundliche Wertschätzung und sprachen in der rührendsten Weise über ihn. Sie konnten es gar nicht begreifen, daß dieser edle Mensch kein guter Christ sein sollte und beklagten innig diesen Irrtum. Am poetischsten hat dies die Schwester unsrer Kaiserin Prinzessin Feodora in einem an Nietzsche gerichteten Gedicht ausgedrückt.

„Und alle Engel wandten sich und weinten,
Denn er ging irre, — einer von den ihren —
Er fehlte seines Wegs und zog in's Dämmern." —

Die alte Engländerin sagte immer: „Er hatte so etwas Frommes". Damit meinte sie gewiß seine zarte Rücksicht auf ihre Ansichten, die er in allen Gesprächen nahm.

Wie ist es nun gekommen, daß mein Bruder im allgemeinen als Frauenfeind gilt? Ich glaube, es ist die eine kleine Bemerkung aus dem Zarathustra: „Du gehst zu Frauen? vergiß die Peitsche nicht." Das ist nämlich

das einzige, was hunderttausend Frauen von Nietzsche gehört haben. Sie geben sich nicht einmal die Mühe, im Zarathustra nachzulesen, wer das Wort sagt: nämlich ein altes Weibchen, und selbst die es lesen, scheinen nicht die Schalkhaftigkeit dieses ganzen Kapitels zu begreifen. Ich will kurz seinen Sinn rekapitulieren. Zarathustra wandelt allein und wird von einem Freund gefragt, warum er so einsam durch die Dämmerung schleiche. Er antwortet: er trage eine kleine Wahrheit in seinem Mantel, die ihm von einem alten Weiblein geschenkt worden sei. Es habe ihm gesagt: „vieles sprach Zarathustra auch zu uns Weibern, doch nie sprach er uns über das Weib.“ Zarathustra antwortet: „über das Weib soll man nur zu Männern reden.“ Doch da das alte Weiblein ihn drängt, so sagt er mancherlei über dieses Thema, Gutes und Schlimmes. In der Tat verherrlicht er nur das liebende, gehorchende Weib, das von den emanzipierten Frauen von heutzutage und vielleicht auch von den schwächlichen Männern, die selbst nicht recht wissen, was sie wollen, etwas gering geschätzt wird. Das Kapitel schließt: „Da entgegnete mir das alte Weiblein: ‚Vieles Artige sagte Zarathustra, und sonderlich für die, welche jung genug dazu sind . . . . und nun nimm zum Danke eine kleine Wahrheit! Bin ich doch alt genug für sie.‘ ‚Gieb mir, Weib, deine kleine Wahrheit!‘ sagt Zarathustra. Und also sprach das alte Weiblein: ‚Du gehst zu Frauen? vergiß die Peitsche nicht.‘ —“ Jeder, der Sinn für Nuance und Schalkhaftigkeit hat, ergötzt sich an dieser dichterischen Einkleidung einer etwas herben Wahrheit, der sicherlich alle Frauen, die in der großen Welt gelebt haben oder die Frauen der niederen Schichten kennen, wo sich das Weib im allgemeinen natürlicher zu zeigen wagt als in schlichten bürgerlichen Verhältnissen, zustimmen werden. Es gibt in ihren Trieben und Charakteren ungebändigte Frauen, die des Herrn — denn natürlich ist hier die Peitsche nur ein Symbol der

Herrschaft — und zwar des starken Herrn bedürfen, um im Zaume gehalten zu werden.

Übrigens ist der Ursprung dieser Bemerkung eine ganz harmlose heitere Geschichte. Als Fritz im Frühjahr 1882 in Naumburg bei uns zum Besuch war, las ich ihm Turgenjews Novelle „Erste Liebe“ vor. Ein reizendes junges Wesen, wohl etwas zweifelhafter Natur, wird zu gleicher Zeit von Vater und Sohn geliebt. Der Vater ist eine kraftvolle, brutale Natur von 40 Jahren, der Sohn ein idealer 18jähriger Jüngling. Die Schöne zieht den Vater vor. Späterhin belauscht der jugendliche Schwärmer eine Szene, wo das reizende Wesen den bevorzugten Liebhaber auf den Knien um etwas bittet, dieser aber mit der Reitpeitsche nach ihr schlägt, so daß auf den weißen Armen rote Streifen sichtbar werden; — aber sie liebt ihn trotzdem. Mein Bruder begleitete die Vorlesung mit allerhand humoristischen Bemerkungen; bei dieser Szene aber äußerte er sich mißbilligend über die Handlungsweise des Liebhabers. Da konnte ich aber nicht umhin, ihm an einigen uns bekannten Beispielen zu zeigen, daß es eben Frauennaturen gibt, die nur durch die brutale Machtbetonung des Mannes im Zaume gehalten werden und die, sobald sie nicht jene symbolische Peitsche über sich fühlen, frech und unverschämt werden und mit dem allzuguten Mann, der sie anbetet, Fangball spielen, ja ihn sogar mit Füßen treten. Mein Bruder kannte die Beispiele sehr wohl und hatte sich darüber oft genug entrüstet ausgesprochen. Bei dieser Erwähnung aber lehnte er sich auf dem Sofa zurück, erhob die Arme und rief mit gut gespieltem Erstaunen: „Also das Lama rät dem Manne die Peitsche an!“ — „Nein,“ antwortete ich lachend, — „natürlich für Lamas und für alle vernünftigen, tugendhaften Frauen ist die Peitsche nichts; die wollen mit zarter Rücksicht und Liebe behandelt werden. Aber für die Andern!“ Mit mancherlei Scherzen gingen

wir über die Angelegenheit hinweg. Ein Jahr darauf traf mein Bruder mit mir in Rom zusammen und gab mir dort den ersten Teil des „Zarathustra". Da kam ich auch zu dem Kapitel, wo das alte Weibchen Zarathustra den Rat gibt: „Du gehst zu Frauen? Vergiß die Peitsche nicht!" — „O Fritz," rief ich erschrocken, „das alte Weibchen bin ich!" Mein Bruder lachte und sagte, das wolle er keinem Menschen verraten. Inzwischen, seit wir die Novelle gelesen hatten, mochte Fritz über die Frauen etwas umgelernt oder dazu gelernt haben, so daß er jetzt in der Peitschengeschichte den Kern der Wahrheit so deutlich erkannte, daß er sich veranlaßt fühlte, ihn besonders stark hervorzuheben.

Mein Bruder beklagt sich einmal auf das tiefste über die Leser seiner Schriften: „Wer zu ihnen greift und sich dabei vergreift, als Einer, der kein Recht auf solche Bücher hat, der macht sich sofort lächerlich — ein kleiner Anfall von Wut treibt ihn, sein Innerstes und Lächerlichstes auszuschütten: und wer wüßte nicht, was da immer herauskommt". Er klagt dann weiter über „die Unfähigkeit, das Neue und Originale zu sehen, die plumpen Finger, die eine Nuance nicht zu fassen wissen, den steifen Ernst, der über ein Wort stolpert und zu Falle kommt". Mich dünkt, daß die Emanzipierten und ihre Champions schon öfter über das Wort: „Du gehst zu Frauen? vergiß die Peitsche nicht" gestolpert sind. —

Wenn sich mein Bruder mit solcher Entschiedenheit gegen Frauenemanzipation wendet, so ist das nur die Konsequenz seiner Philosophie und seiner Besorgnis für das kommende Geschlecht und eine höhere Kultur. Professor Vaihinger sagt in seinem Buche „Nietzsche als Philosoph" sehr richtig:

„Höchste Kultur ist für Nietzsche nur da vorhanden, wo kräftige, ungezähmte Männer mit mächtigen Leidenschaften sich geltend machen . . . . . wo der natürliche

männliche Instinkt des Willens zur Macht nicht verpönt, nicht durch Tausende von Paragraphen eingeengt ist. Darum eben sieht Nietzsche, wie wir eben fanden, in der staatssozialistischen Strömung eine Gefahr für die Kultur, ein Zeichen der décadence. Ein solches Zeichen muß er konsequenterweise auch sehen in der feministischen Strömung, insofern man darunter die Bestrebungen versteht, die von Natur schwächere Frau künstlich mit männlichen Eigenschaften und Rechten auszustatten und den naturgewollten Unterschied der Geschlechter zu verwischen. Die Natur hat diese Ungleichheit weise geschaffen: sie hat dem Mann größere Stärke gegeben, sie hat ihm den natürlichen Instinkt zum Herrschen verliehen. Es erscheint Nietzsche somit als eine Auflehnung gegen die Natur und damit aber auch als eine Verfälschung der Kultur, die Frauen den Männern gleichzustellen. Die Natur hat den Frauen als den Schwächeren die Unterordnung, das Dienen und Gehorchen angewiesen; die Vorrechte des Mannes sind die Naturrechte des Stärkeren. So ist für Nietzsche die Tendenz zur Emanzipation der Frauen ein Zeichen der décadence; dieser Frauenaufstand fordert seinen schärfsten Spott heraus. In diesem Sinne ist Nietzsche Antifeminist. Aber man würde irren, wenn man bei ihm so rohe Ausfälle gegen die Frauen suchen würde, wie bei Schopenhauer: Nietzsche hat Worte der innigsten Verehrung für das, worin er die wahre Bestimmung der Frauen findet, insbesondere für die Funktion der Mutterschaft. Soll doch eben die Ehe dazu dienen, durch vorsichtigste Auswahl die Zukunftsmenschen zu schaffen. In einem feinen Bon-mot faßt Nietzsche seine Auffassung des Verhältnisses von Mann und Frau zusammen: „Das Glück des Mannes heißt: Ich will! Das Glück der Frau heißt: Er will!“ Auch die antifeministische Haltung Nietzsches fließt mit logischer Notwendigkeit aus seinen fundamentalen Positionen: er ist Antifeminist in

demselben Sinne, in dem er Antisozialist ist: er ist gegen die Bestrebungen, welche die natürliche Ungleichheit der Menschen künstlich aufheben wollen. Die Kultur soll an die Natur anknüpfen und sie fortsetzen, nicht aber der Natur schnurstracks entgegenhandeln."

Es ist bedauerlich, daß unsere heutige Kultur nicht mit der Natur zusammengeht, — ich meine: daß so viele vortreffliche Mädchen unverheiratet bleiben. Man sollte es doch nicht leugnen, wie es zuweilen geschieht, daß die Frauenemanzipation keine Frauen- sondern eine Fräuleinbewegung ist, der sich mit Vorliebe kinderlose Frauen anschließen. Deshalb hat auch in England, wo schon seit vielen Jahrzehnten die weiblichen Wesen, im Vergleich mit den Männern so bedeutend in der Überzahl sind, diese Bewegung am frühsten angefangen und nimmt jetzt, in Hinsicht auf das Stimmrecht, so groteske Formen an. Man soll es doch zugeben, daß die alten Sitten nur auf die verheiratete Frau, die Mutter mit Kindern, zugeschnitten waren, und daß, seitdem sich die Zahl der Unverheirateten so ungeheuer vermehrte, ein Notstand eingetreten ist. Was sollten diese Mann- und Kinderlosen mit ihren Kräften und Begabungen anfangen? Das hat auch mein Bruder zuweilen vergessen, da er gerade den Frauen, die sich durch eigene Kraft ein Lebenslos gründen müssen, etwas fern gestanden hat. Vielleicht würde er heutzutage, wo so viele gesunde, hübsche, energische Mädchen eigne Lebensbahnen gehen, auch etwas andrer Meinung sein. Schließlich kann sich ein Mann, und wenn er der feinste Psychologe ist, nicht vollkommen in die Seele eines stolzen, energischen Mädchens versetzen. Es ist hart, auf den Mann warten zu müssen, der dem Leben erst Zweck und Ziel geben soll, da nimmt man sein Schicksal inzwischen lieber selbst in die Hand. Jedenfalls würde auch er beklagen, wenn jetzt, wo nur die Hälfte der Mädchen heiratet, die andern in unnützen, kleinlichen Dingen

ihre Kraft und Zeit vertrödelten. Was gab es früher für lächerliche alte Jungfern! Diese Art, die nur in den kleinlichen häuslichen Besorgungen und in noch kleinlicherem Klatsch aufgingen, ist jetzt fast vollständig verschwunden. Allerdings leider auch ein andrer Typus: die gute Tante, die sich für Neffen und Nichten aufopferte und ihr eignes Selbst ganz gegen deren Wohl und Wehe zurückdrängte. Wir selbst, mein Bruder und ich, haben solche gute Tanten gehabt, die uns stets als etwas Verehrungswürdiges erschienen sind. Sie waren nun freilich auch von einer ganz besonders vortrefflichen Art, liebten die Einsamkeit, hatten aber stets ein offenes Herz und Ohr für alle Freuden und Leiden der jüngeren Generation. Deshalb schreibt mein Bruder nach dem Tode der letzten dieser Tanten: „Gerade weil ich wenig von meinem Vater weiß und ihn mir mehr aus gelegentlichen Erzählungen erraten muß, waren mir seine nächsten Anverwandten mehr, als sonst Tanten zu sein pflegen. Ich freue mich, wenn ich an Tante Rieckchen, wie an die Plauen'schen u. s. w. denke, daß sie alle eine sonderliche Natur bis in ein hohes Alter festhielten und in sich Halt hatten, um weniger von außen her und von dem so zweifelhaften Wohlwollen der Menschen abzuhängen: ich freue mich dessen, weil ich darin die Rasse-Eigenschaft derer, die Nietzsche heißen, finde und sie selbst habe".

Was hier mein Bruder so rühmend hervorhebt, daß unsre alten Tanten nicht von dem zweifelhaften Wohlwollen der Menschen abhängen wollten, das ist es gerade, was die Unverheirateten heutzutage zu erreichen wünschen. Sie möchten in ihrem Alter nicht eine Last für Andere sein, was früher das Los Vieler, vorzüglich Derer war, die kein eignes Vermögen besaßen. Älter und alt zu werden, seine eignen Kräfte nicht gebrauchen zu können und nur auf das Wohlwollen Anderer angewiesen zu sein — das war ein hartes Los.

Ich stehe deshalb persönlich der Frauen-Emanzipation etwas anders gegenüber als mein Bruder, wenn mir auch manche Auswüchse dieser Bewegung sehr unangenehm erscheinen. Aber ich sehe mit Freuden, welche Stellung jetzt die älter werdenden Mädchen einnehmen und wie wundervoll sie sich bewähren. Ich rede aus Erfahrung, denn ich habe in den letzten 20 Jahren, seit ich das Nietzsche-Archiv begründet habe und die Arbeiten an der Gesamtausgabe der Werke meines Bruders anfingen, mehrere Damen als Mitarbeiterinnen gehabt. Mit Allen habe ich die herrlichsten Erfahrungen gemacht und kann nicht genug ihre Gewissenhaftigkeit, Zuverlässigkeit, Treue und Liebe zur Sache rühmen. In der Bibel wird uns erzählt, daß Gott das Weib als Gehilfin geschaffen hat, — jetzt wo sie nicht mehr sämtlich Gehilfinnen ihrer Gatten sein können, üben sie in bewunderungswürdiger Weise dieses Amt in andern ihnen zugewiesenen Stellungen aus. Man frage nur die Gelehrten, welche Wohltat weibliche Assistentinnen sind! Doch habe ich hier nicht von meinen Erfahrungen, sondern von den Ansichten meines Bruders zu reden, die sich vielleicht, wenn er die Bewegung der letzten 20 Jahre verfolgt hätte, gewandelt haben könnten — oder auch nicht.

Das eigentliche Ideal, welches mein Bruder von dem Weibe hatte, war das, wie es jedem edlen Manne vorschwebt: das tapfere Weib, welches dem Mann in seinen öden Berufsgeschäften und bei der Last seiner schweren Gedanken über die schwierigsten Probleme durch heiteres, liebevolles Wesen das Leben zu erhellen versucht, ihm die Sorge für die Alltäglichkeiten abnimmt und Verständnis für seine höheren Bestrebungen zeigt, das gesunde, schöne Weib, welches gesunde, starke Kinder zur Welt bringt, für ihre Kinder lebt und ihnen eine liebende Mutter ist, — also im Allgemeinen das Ideal, das alle Künstler bisher verklärt haben. Mein Bruder schreibt

über die Sixtina: „Hier wollte Raffael einmal eine Vision malen: aber eine solche, wie sie edle, junge Männer ohne ‚Glauben‘ auch haben dürfen und haben werden, die Vision der zukünftigen Gattin, eines klugen, seelisch-vornehmen, schweigsamen und sehr schönen Weibes, das ihren Erstgeborenen im Arm trägt. Mögen die Alten, die an das Beten und Anbeten gewöhnt sind, hier, gleich dem ehrwürdigen Greise zur Linken, etwas Übermenschliches verehren: wir Jüngeren wollen es, so scheint Raffael uns zuzurufen, mit dem schönen Mädchen zur Rechten halten, welche mit ihrem auffordernden, durchaus nicht devoten Blicke den Betrachtern des Bildes sagt: ‚Nicht wahr? diese Mutter und ihr Kind — das ist ein angenehmer, einladender Anblick?‘“ Ewig sollte uns die Mutter mit dem Kinde das rührendste Bild sein und ein Symbol, das uns das Fortbestehn der Menschheit, die liebende Verkettung der aufeinander folgenden Geschlechter, in höchster Verklärung zeigt! Dieses Ideal ist es, das mein Bruder mit der zartesten Verehrung betrachtet und stets mit der größten Ehrerbietung behandelt hat. Er hielt es für eine außerordentliche Gefahr, wenn dieses Ideal, die Mutter mit dem Kinde, nicht mehr als das höchste betrachtet würde, wie es jetzt den Anschein habe. Er meinte, daß bei der gegenwärtigen Richtung, die die Frauenbewegung genommen hat, der Accent so stark auf das persönliche Individuum mit seiner oft so kleinlichen Selbstsucht und Bequemlichkeit gelegt wird, daß dabei ganz die Beantwortung der Frage vergessen werden könnte: welche Nachteile entstehen daraus für das Menschengeschlecht? Er fürchtete, daß sich unter dem Einfluß der Unverheirateten, die zumeist an der Spitze der Emanzipationsbewegung stehen, ein für die Fortpflanzung und Höherbildung der Menschheit schädliches Ideal ausbilden könnte, wodurch gerade den besten Frauen, den tapferen, vornehm denkenden, die Ehe verekelt würde.

Mein Bruder hielt es sogar für möglich, daß durch den Einfluß der Emanzipations-Bestrebungen wiederum, wie durch das Christentum, auf die Entstehung des Lebens Schmutz geworfen werden könnte. Aber die Entstehung des Lebens wurde von ihm gerade als das höchste und heiligste Mysterium betrachtet, und für seine tiefsten Gedanken wählt er so oft als Sinnbild: Zeugung, Schwangerschaft, das Verhältnis von Mutter und Kind. Das geschlechtliche Leben so heilig wie möglich aufzufassen, war seine ernsteste Forderung: „Jede Verachtung des geschlechtlichen Lebens, jede Verunreinigung desselben durch den Begriff ‚unrein' ist das Verbrechen selbst am Leben — ist die eigentliche Sünde wider den heiligen Geist des Lebens." — Daß ein Philosoph, dem die Höherzüchtung der Menschheit, dem der Übermensch für die Allgemeinheit sowohl als für den Einzelfall als das höchste Ziel erscheint, der im Zarathustra für die Frauen schreibt: „Der Strahl eines Sternes glänze in eurer Liebe! Eure Hoffnung heiße: ‚möge ich den Übermenschen gebären!'" — daß ein solcher Philosoph die Heilighaltung des Geschlechtslebens, die Heilighaltung der Frau in der Schwangerschaft, überhaupt die Heilighaltung der Frau, daß sie „rein und fein sei, dem Edelsteine gleich, bestrahlt von den Tugenden einer Welt, welche noch nicht da ist", fordern muß, wird wohl jeder denkende Mensch begreifen und ebenso, daß er von der gegenwärtigen Emanzipationsbewegung, die die Frau eben nicht mehr in erster Linie als Mutter und Gattin aufzufassen wünscht, nur eine ungünstige Meinung haben kann.

Ein Verehrer meines Bruders sagte mir einmal, daß kein heiliges Buch der ganzen Welt solch herrliche Worte über die Ehe enthielte, wie der Zarathustra. Man höre nur, mit welchem heiligen, tiefen Ernst er darin junge Männer zur Selbstprüfung auffordert, bevor sie eine Ehe schließen wollen:

„Ich habe eine Frage für dich allein, mein Bruder: wie ein Senkblei werfe ich diese Frage in deine Seele daß ich wisse, wie tief sie sei.

„Du bist jung und wünschest dir Kind und Ehe. Aber ich frage dich: bist du ein Mensch, der ein Kind sich wünschen darf?

„Bist du der Siegreiche, der Selbstbezwinger, der Gebieter der Sinne, der Herr deiner Tugenden? Also frage ich dich.

„Oder redet aus deinem Wunsche das Tier und die Notdurft? Oder Vereinsamung? Oder Unfriede mit dir?

„Ich will, daß dein Sieg und deine Freiheit sich nach einem Kinde sehne. Lebendige Denkmale sollst du bauen deinem Siege und deiner Befreiung.

„Über dich sollst du hinausbauen. Aber erst mußt du mir selber gebaut sein, rechtwinklig an Leib und Seele.

„Nicht nur fort sollst du dich pflanzen, sondern hinauf! Dazu helfe dir der Garten der Ehe!

„Einen höheren Leib sollst du schaffen, eine erste Bewegung, ein aus sich rollendes Rad, — einen Schaffenden sollst du schaffen.

„Ehe: so heiße ich den Willen zu Zweien, das Eine zu schaffen, das mehr ist, als die es schufen. Ehrfurcht vor einander nenne ich Ehe als vor den Wollenden eines solchen Willens.

„Dies sei der Sinn und die Wahrheit deiner Ehe . . . .

„. . . . Aber auch noch eure beste Liebe ist nur ein verzücktes Gleichniß und eine schmerzhafte Glut. Eine Fackel ist sie, die euch zu höheren Wegen leuchten soll.

„Über euch hinaus sollt ihr einst lieben! So lernt erst lieben! Und darum mußtet ihr den bittern Kelch eurer Liebe trinken.

„Bitterniß ist im Kelch auch der besten Liebe: so macht sie Sehnsucht zum Übermenschen, so macht sie Durst dir, dem Schaffenden!

„Durst dem Schaffenden, Pfeil und Sehnsucht zum Übermenschen: sprich, mein Bruder, ist dies dein Wille zur Ehe?

„Heilig heißt mir solch ein Wille und solche Ehe. —"

Man stelle sich nun vor, daß wirklich solche edlen Worte auf junge Menschen einen Einfluß gewönnen, daß sie die Siegreichen, die Selbstbezwinger, die Gebieter ihrer Sinne würden, daß sie sich die ernste Frage vorlegten: „darf ich mir ein Kind wünschen? bin ich rechtwinklig an Leib und Seele gebaut?", und daß sie dann ihren Körper und ihre Ehe heilig hielten, um einem höheren Leib das Leben geben zu können; — müßte das nicht schließlich zu einer Erhöhung der Menschheit führen?

Aber ach! wie selten entsprechen heutzutage die Ehe und die Eheschließenden jenem Idealbild, das mein Bruder hier gezeichnet hat und welche traurigen Schicksale folgen oft daraus. Es gibt verschiedene Schilderungen von ihm, wie schlimm Ehen ausfallen können und wie aus all' diesen quälenden Verbindungen, Liebesverhältnissen und Ehen „die vielen kurzen Torheiten ein Ende gemacht haben als eine lange Dummheit", sich dann jener leidenschaftliche Haß der Geschlechter entwickelt, der meinem Bruder eine so seltsame Definition der Liebe eingab: daß „die Liebe in ihren Mitteln der Krieg, in ihrem Grunde der Todhaß der Geschlechter ist!" Er zeichnet sie auf nach einer Aufführung von „Carmen" und man kann daraus sehen, daß ihm die Musik Bizets die deutlichste Vorstellung jener ungeheuren, düstern, schicksalsvollen, von ihm selbst nicht erlebten Leidenschaft gab, von der er früher mit einem so ungläubigen oder erstaunten Lächeln zu sagen pflegte: „Und dies Alles um ein kleines Mädchen!"

Mein Bruder konnte sich nichts Qualvolleres und für den Charakter Verderblicheres vorstellen, als eine unglückliche Ehe, und so macht er den Vorschlag einer Art von Versuchs-Ehe: „Schlimm-Gepaarte fand ich immer die

schlimmsten Rachsüchtigen: sie lassen es aller Welt entgelten, daß sie nicht mehr einzeln laufen.

„Deswillen will ich, daß Redliche zu einander reden: ‚wir lieben uns: laßt uns zusehn, daß wir uns lieb behalten! Oder soll unser Versprechen ein Versehen sein?‘

„— ‚Gebt uns eine Frist und kleine Ehe, daß wir zusehn, ob wir zur großen Ehe taugen! Es ist ein großes Ding, immer zu Zwein sein!‘

„Also rate ich allen Redlichen; und was wäre denn meine Liebe zum Übermenschen und zu Allem, was kommen soll, wenn ich anders riete und redete!“

Die wünschenswerteste Veranlassung zu einer modernen Ehe würde nach den Ansichten meines Bruders nicht Verliebtheit, sondern eine tiefe Freundschaft sein. Er schreibt: „Eine Ehe, eine Freundschaft sollte das Mittel sein, das seltene!, unser eignes Ideal durch ein andres Ideal zu stärken: wir sollten das Ideal des Andern auch sehen und von ihm aus das unsrige!“ . . . „Das Beste an der Ehe ist die Freundschaft. Ist diese groß genug, so vermag sie selbst über das Aphrodisische mildernd hinwegzusehn und hinwegzukommen. Ohne Freundschaft macht die Ehe beide Teile gemein denkend und verachtungsvoll.“

Von einer echten Liebe hatte er eine ehrfürchtige und hohe Vorstellung. Noch im Jahre 1886 schreibt er: „Ich habe nie den Namen der Liebe entweiht!“ Die Liebe im vulgären Sinn war seiner vornehmen Natur etwas Peinliches; er schreibt von sich: „Wahrlich, es giebt Keusche von Grund aus: sie sind milder von Herzen, sie lachen lieber und reichlicher als ihr. Sie lachen auch über die Keuschheit und fragen: was ist Keuschheit! Ist Keuschheit nicht Torheit? Aber diese Torheit kam zu uns und nicht wir zu ihr. Wir boten diesem Gaste Herberge und Herz: nun wohnt er bei uns, — mag er bleiben, wie lange er will!“ Und dieser liebliche Gast ist gern bei ihm geblieben. Im Jahre 1888 schreibt er: „Was ist Keuschheit am

Mann? Daß sein Geschlechts-Geschmack vornehm geblieben ist; daß er in eroticis weder das Brutale, noch das Krankhafte, noch das Kluge mag!" Er war fest überzeugt, daß das gesunde Weib und ebenso der gesunde Mann keusch und zurückhaltend seien. Das peinliche Hervortreten des überreizten Erotischen schob er vielfach auf die Wirkung des Alkohols und anderer Erregungsmittel. „In den Städten ist schlecht zu leben: da giebt es zu Viele der Brünstigen."

Mein Bruder war ein warmer Fürsprecher der Ehe, allerdings nur für gesunde Menschen von gesunder Herkunft. Wir finden in seinen privaten Aufzeichnungen folgende Notizen: „Zur Zukunft der Ehe: eine Steuer-Mehrbelastung (bei Erbschaften u. s. w.), auch Kriegsdienst-Mehrbelastung der Junggesellen von einem bestimmten Alter an und anwachsend (innerhalb der Gemeinde). — Vorteile aller Art für Väter, welche reichlich Knaben in die Welt setzen: unter Umständen eine Mehrheit von Stimmen; ein ärztliches Protokoll, jeder Ehe vorangehend und von den Gemeinde-Vorständen unterzeichnet: worin mehrere bestimmte Fragen seitens der Verlobten und der Ärzte beantwortet sein müssen (‚Familien-Geschichte'); — als Gegenmittel gegen die Prostitution (oder als deren Veredelung): Ehen auf Frist, legalisirt (auf Jahre, auf Monate) mit Garantie für die Kinder; — jede Ehe verantwortet und befürwortet durch eine bestimmte Anzahl Vertrauensmänner einer Gemeinde: als Gemeinde-Angelegenheit."

Was nun meines Bruders persönliche Stellung zur Ehe betrifft, so muß ich es als einen vollkommenen Zufall bezeichnen, daß er während seiner Professur in Basel, besonders in den Jahren 1872/74, nicht geheiratet hat. Trotz seiner als Krankenpfleger im Kriege erworbenen schwankenden Gesundheit und seiner durch Überarbeitung leidend gewordenen Augen fühlte er sich grundgesund und glaubte

deshalb auch die Berechtigung zur Ehe zu haben. Professor Deussen schildert, daß er Nietzsche „in den Jahren 1871 und 1872 in Basel in vollem Glanze, Mut und Übermut der Gesundheit angetroffen habe“; und selbst 1888 schreibt mein Bruder im Ecce homo von sich selbst und den dazwischenliegenden sechzehn Jahren „als summa summarum war ich gesund“.

Er sprach öfters, mündlich und schriftlich die Absicht aus, sich zu verheiraten, z. B. im Herbst 1874 an Fräulein von Meysenbug: „nun wünsche ich mir, vertraulich gesprochen, noch recht bald ein gutes Weib, und dann denke ich meine Lebenswünsche für erfüllt anzusehen“. Im Dezember 1874 schreibt er an Gersdorff: „gute Freunde sind eine sehr achtenswerte Erfindung, derenthalben soll das Menschenloos gerühmt werden. Bis jetzt war es die einzige Art, wie wir mit unserem Besten etwas weiter wirkten und weiter lebten, über das Individuum hinaus; gelegentlich müssen wir auch nun unsere andre Schuldigkeit tun und für einen kräftigen geistig-leiblich ebenbürtigen Nachwuchs sorgen.“

Weib, Ehe und Kind gehörten also durchaus zu seinen beglückenden Zukunftsplänen, und wenn er nicht zu deren Ausführung gekommen ist, so lag es nur daran, daß sie von den geistigen Problemen, die er mit solcher Leidenschaft verfolgte, in den Hintergrund gedrängt und vergessen wurden. Er schreibt 1885: „Man hat immer etwas Nötigeres zu tun, als sich zu verheiraten: Himmel, so ist mir's immer gegangen!“ Alle Freunde, vorzüglich Wagners, Fräulein von Meysenbug und wir, seine Angehörigen, taten unser möglichstes, ihn immer wieder daran zu erinnern. Wir stellten gemeinschaftliche Beratungen an, deren Resultate ihm auch immer getreulich mitgeteilt und ans Herz gelegt wurden. Er schreibt einmal darüber an Gersdorff: „Wirklich himmlisch ist der Gedanke, Dich und die Bayreuther in einer Heirats-Überlegungs-Commission

zusammen sitzend zu denken! Ja-a-aaber! muß ich da doch auch sagen, besonders wenn es auf den Rat hinausläuft, es gäbe viele Weiber, das rechte zu finden sei meine Sache. Soll ich denn wie ein Ritter einen Kreuzzug durch die Welt machen, um nach jenem von Dir so gelobten Lande zu kommen? Oder meinst Du, daß die Weiber zu mir kämen, zur Musterung, ob sie die rechten wären? Ich finde dies Thema ein wenig unmöglich. Oder beweise das Gegenteil und mache einmal für Dich die Nutzanwendung."

Von späteren derartigen Plänen und Beratungen ist auch schon die Rede gewesen, wozu Wagner, weil wahre Idealgestalten für meinen Bruder ausgedacht wurden, wo Geistiges, Körperliches, Pekuniäres, alles wundervoll zusammenpaßte, scherzhaft bemerkte: „Woher nehmen und nicht stehlen? Solche junge Damen finden sich schwer."

Übrigens hat mein Bruder den Zustand lebhaftester Verliebtheit und zärtlicher Liebe sehr gut gekannt, nicht nur als Student, wo er über die Maßen für Hedwig Raabe schwärmte, sondern auch späterhin, und hier muß ich konstatieren, daß alle die weiblichen Wesen, für welche mein Bruder geschwärmt hat und in die er wirklich verliebt war, ungewöhnlich schön waren. Auch jene junge Dame, von welcher er sich 1876 einen Korb holte (vgl. „Der junge Nietzsche" S. 391 ff.), war reizend. Wenn ich die Bilder der Angebeteten zusammenstellen könnte, so würde jeder sagen: Eine wahre Schönheitsgalerie! Aber selbst die drei Photographien, die ich habe, geben schon eine entzückende Vorstellung. Die eine scheint das Vorbild der Clytia zu sein. Am meisten hat er wohl jene Pariserin, die wunderschöne junge Frau, welche er 1876 in Bayreuth traf, bewundert und geliebt. Ich glaube, daß sie wirklich die Verkörperung jenes Ideals war, das er sich von einer Frau gemacht hatte, zumal sie auch tief musikalisch war und reizend lachen konnte. Darauf legte er großen Wert. Er hat

mir später öfter gesagt, wie unglücklich er sich damals gefühlt hätte, daß er dies bezaubernde Wesen erst kennen gelernt hätte, nachdem sie schon verheiratet war. Zwar macht er im „Ecce homo" einen Scherz darüber, aber der kam ihm nicht von Herzen, oder er hatte nach zwölf Jahren seine damaligen Empfindungen etwas vergessen.

Herr C. A. Bernoulli hat, um sein sonst so langweiliges Buch „Overbeck-Nietzsche" interessant zu machen, eine Überfülle von Erfindungen hineingesteckt. Ein Kritiker sagt sehr hübsch, daß ihm überhaupt dies Buch wie ein Lumpensack vorkäme, in welchen man alles mögliche wahllos hineinstopft. Da hat sich nun Herr Bernoulli die Sensation ausgedacht, mein Bruder hätte für Cosima Wagner eine Liebesleidenschaft gehabt. Wie schade, daß Rohde und Gersdorff nicht mehr leben, denn wie herzlich hätten wir zusammen darüber gelacht! An und für sich könnte man diese heitere Erfindung Bernoullis unwidersprochen lassen, aber Wagner-Verehrer, denen es schmerzlich ist, daß Nietzsche durch tiefe künstlerische und philosophische Überzeugungen veranlaßt worden ist, Wagner und seine Kunst zu verlassen, versuchen diese Erfindung Bernoullis auszubeuten und damit den ganzen Hergang der Beziehungen zwischen Wagner und Nietzsche und deren Abbruch zu fälschen. Deshalb muß hier die Wahrheit festgestellt werden.

Wohlverstanden: mein Bruder hatte eine außerordentliche Verehrung für Cosima Wagner; er schreibt z. B. an Malwida von Meysenbug: „Frau Wagner, Sie wissen es, ist die sympathischste Frau, der ich im Leben begegnet bin". Aber höchste Anerkennung und Verehrung ist etwas ganz anderes als Liebesleidenschaft. Wer ein wenig Psychologe ist und meinen Bruder in der Zeit seiner innigsten Freundschaft mit Wagner gekannt hat, der weiß, daß neben Wagner niemand in Betracht kam oder nur insofern er in Beziehung zu ihm stand. Als der Frau Richard Wagners

galt Frau Cosima meines Bruders hohe Verehrung und nannte er sie „die bestverehrte Frau, die es seinem Herzen gab“. Aber als der Frau Wagners machte er ihr auch später die bittersten Vorwürfe. Sie habe ihn „verweltlicht und verchristlicht“ und aus Wagner Liszt gemacht. „Frau Cosima Wagner ist das einzige Weib größeren Stils, das ich kennen gelernt habe; aber ich rechne ihr es an, daß sie Wagner *verdorben* hat . . .“

Aber dies alles beiseite gelassen, so entsprach auch persönlich Cosima nicht dem Frauenideal, das meinen Bruder zu einer Liebesleidenschaft hätte hinreißen können. Sie war sehr lang, sehr dünn, Nase und Mund hatten eine allzureichliche Ausdehnung und sie konnte nicht lachen, jedenfalls klang es sehr unerfreulich, weshalb sie auch nur zu lächeln pflegte. Alle diese genannten Eigenschaften widersprachen dem von meinem Bruder verehrten holdseligen Frauentypus, den er immer in die Worte: „ein kleines süßes Weib“ zusammenfaßte. Wer sich auf Herrn Bernoullis Phantastereien verläßt, gerät immer in einen Sumpf grundloser Behauptungen.

Wenn nun mein Bruder trotz all der bezaubernden Wesen, die sein Herz entzückten, und trotz seiner Neigung zu Ehe und Kind nicht zum Heiraten gekommen ist, so wirkte außer den äußerlichen nicht gut passenden Verhältnissen wahrscheinlich auch die Furcht vor dem „ewigen Mißverständnis“ verhindernd. „Das ist jener wohlwollende Genius, der Personen verschiedenen Geschlechts so oft von übereilten Verbindungen abhält, zu denen Sinne und Herz raten — und *nicht* irgend ein Schopenhauerischer ‚Genius der Gattung‘!“

Je mehr aus dem Philologen ein Philosoph wurde, destomehr veränderte sich auch seine Stellung zur Ehe. In den siebziger Jahren forderte er von den ihm vorgeschlagenen Heiratskandidatinnen besonders „geistige Qualitäten“, aber später in den achtziger Jahren wollte er

von geistreichen Damen als Ehegenossinnen nichts mehr wissen. Er schreibt mir 1888 einmal, als ich ihm eine solche rühmte: „Viel Geist bei einer Frau ist für mich immer noch sehr wenig und meistens ist dieser sogenannte ‚Geist‘, von dem sich nur oberflächliche Männer dupiren lassen, nichts als die lächerlichste Anmaßung. Nichts ermüdender als solche geistreiche Gans, die nicht einmal weiß, wie langweilig sie ist . . . Du glaubst, daß sie die Liebe verändern würde, aber ich glaube nicht an irgend welche Veränderung durch ‚Liebe‘.“ In einem Briefentwurf schreibt er: „ich denke nicht daran, geliebt zu werden, dazu müßte ein solches Wesen doch eine Ahnung haben, wer ich bin. Für Menschen wie ich bin giebt es keine Ehe, es sei denn im Stil unseres Goethe.“

Über eine derartige Gattin spricht er sich ausführlicher im Winter 1886 aus: „Noch rationeller wäre vielleicht eine gute wirtschaftliche Gattin für mich, welche ihre Aufgabe darin sähe, mich in dem Zustand zu erhalten, in dem ich meiner überschweren Lebensaufgabe am besten nachkomme. Aber alles, was ich von Weibern kennen gelernt habe, ist mir, auf diese Mission angesehen, als unzureichend erschienen: so daß ich eigentlich in diesem Punkte keinen Glauben mehr habe. Sie müßte jung sein, sehr heiter, sehr rüstig und wenig oder gar nicht ‚gebildet‘! und außerdem eine gute Wirtschafterin, aus eigener Neigung. Voilà! hier hast Du zu lachen!“

Man sieht aus dem Schluß, daß er auch zu einer solchen Lebensgefährtin kein großes Zutrauen hatte, und so wurden die nachfolgenden Aphorismen wohl immer mehr zu seiner Lebensansicht: „Ob die Freigeister mit Frauen leben werden? Im Allgemeinen glaube ich, daß sie, gleich den wahrsagenden Vögeln des Altertums, als die Wahrdenkenden, Wahrheit-Redenden der Gegenwart es vorziehen müssen, allein zu fliegen.“ — „Es ist zum Lachen, wenn eine Gesellschaft von Habenichtsen die Abschaffung

des Erbrechts decretiert, und nicht minder zum Lachen ist es, wenn Kinderlose an der praktischen Gesetzgebung eines Landes arbeiten: — sie haben ja nicht genug Schwergewicht in ihrem Schiffe, um sicher in den Ocean der Zukunft hineinsegeln zu können. Aber eben so ungereimt erscheint es, wenn der, welcher die allgemeinste Erkenntniß und die Abschätzung des gesammten Daseins zu seiner Aufgabe erkoren hat, sich mit persönlichen Rücksichten auf eine Familie, auf Ernährung, Sicherung, Achtung von Weib und Kind belastet und vor sein Teleskop jenen trüben Schleier aufspannt, durch welchen kaum einige Strahlen der fernen Gestirnwelt hindurchzudringen vermögen. So komme auch ich zu dem Satze, daß in den Angelegenheiten der höchsten philosophischen Art alle Verheirateten verdächtig sind."

Schließlich wurde er unserer Pläne, wenn er auch nur milde widersprach, doch müde; ein Freund schreibt ihm im Jahre 1886: „Da kam nun doch Dein Brief an meine Frau, in welchem Du so liebenswert die zum 99sten Male versuchte Kuppelei sanft abweisest (‚aber jedesmal tat er's etwas sanfter', heißt es im Julius Cäsar, — ‚und mir schien als käme es ihm hart an . . . .')."

In dem Sinn, daß ein Philosoph das Opfer seines persönlichen Wohlbehagens bringen muß, um den Blick für die Menschheit frei zu haben, lauten auch alle seine späteren Auseinandersetzungen und Überlegungen über die Heiratsfrage. Sein liebevolles, gern sich mitteilendes Wesen sehnte sich nach einer harmonischen, beglückenden Umgebung, nach Weib und Kind, aber die Furcht, durch die Verwegenheit seiner Meinungen den Geliebtesten wehe zu tun und sie ebenso wie sich selbst in schwierige Verhältnisse zu bringen, hielt ihn immer zurück, seinem Bedürfnis nach einer liebenden Umgebung nachzugeben. Er schreibt Anfang Januar 1888:

„Als ich gestern meinen gewohnten Spaziergang machte,

hörte ich plötzlich auf einem Nebenwege Jemand sprechen und warm und herzlich lachen (es klang fast, als ob Du es wärest); und als dann der Jemand zum Vorschein kam, war es ein reizendes braunäugiges Mädchen, das mich sanft wie ein Reh anschaute. Da wurde es mir einsamen Philosophen ganz warm um's Herz — ich gedachte Deiner Heiratspläne und konnte mich auf dem ganzen Spaziergange nicht von dem Gedanken an das liebliche junge Mädchen losreißen. Gewiß, es würde mir wohltun, etwas so Holdes um mich herum zu haben — aber würde es ihr wohltun? Würden sie meine Ansichten nicht unglücklich machen? und würde es mir nicht das Herz brechen (vorausgesetzt, daß ich sie liebte), ein so liebliches Wesen leiden zu sehen? ... Nein, nichts von Heiraten!"

In etwas kräftigerer Stimmung schreibt er ein anderes Mal: „Außerdem bin ich gar noch von einer gräßlichen und ganz unmöglichen Verwegenheit meiner Meinungen, ich meine für deutsche Verhältnisse und sittsame gute Freunde und Nachbarn unmöglichen Verwegenheit. Immer aber Komödie spielen, wie ich es so viel tue und getan habe, geht mir wider den Geschmack; zuletzt ist man doch gerne ‚bei sich zu Hause' wenigstens ehrlich. Ich meine: ich kann mir eine ‚Lebensgefährtin' gar nicht vorstellen, ohne aus der Haut zu fahren" ....

.... „Nein sicherlich, eine Frau fehlt mir nicht, eher schon eine junge lustige Tochter, für die ich ein Gegenstand der Verehrung und Fürsorge wäre. Das Beste aber wäre, ich hätte mein altes gutes Lama wieder. Eine Schwester ist für einen Philosophen eine sehr wohltätige Einrichtung, vorzüglich wenn sie heiter, tapfer und liebevoll ist (kein alter Sauertopf wie die Schwester von G. Keller!) — aber solche Wahrheiten erkennt man meistens erst, wenn es zu spät ist! . . ."

Auch ein andrer, kräftiger Brief ist in dem gleichen Sinne geschrieben: „Mich zu verheiraten wäre jetzt

vielleicht eine einfache Dummheit, bei der mir meine blutig erworbene Unabhängigkeit sofort wieder flöten gienge. Ich hätte dabei ja wieder nötig, in irgend einem Staate Europa's mich zum Bürger zu machen, mitzuwählen, ich würde Rücksicht auf Weib, Kind, Familie des Weibes, den Ort, wo ich lebte, die Menschen, mit denen wir verkehrten, zu nehmen haben: aber mir dergestalt die Zunge zu binden wäre mein Untergang. Lieber elend, krank, gefürchtet in irgend einem Winkel leben, als ‚arrangirt‘ und eingereiht in die moderne Mittelmäßigkeit! Es fehlt mir weder an Mut noch an guter Laune. Beides ist mir geblieben, weil ich keine Feigheiten und falschen Compromisse auf dem Gewissen habe."

So war es die Rücksicht auf seine ungeheure Lebensaufgabe, die ihn die Einsamkeit ohne Weib und Kind wählen ließ, und aus dieser Einsamkeit ist schließlich jene unbeschreibliche Verlassenheit, selbst ohne Freunde, geworden, in der es ihm schien, als ob kein Laut der Liebe mehr zu ihm dringe, jene Verlassenheit, unter welcher er so unbeschreiblich gelitten hat.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Der Wille zur Macht.

Hier dürfen wir die Frage voranstellen, wann wohl dem Philosophen zuerst der Gedanke des Willens zur Macht als verkörperter Lebenswille erschienen sein mag? Solche Fragen sind sehr schwer zu beantworten, da wir bei meinem Bruder den Keim zu seinen Hauptgedanken immer in sehr entfernter Zeit zu suchen haben. Wie bei einem gesunden, kraftvollen Baum bedurfte es vieler Jahre des Wachstums, ehe seine Gedanken ihre endgültige Gestalt gewannen und hervortraten, mit Ausnahme eines einzigen: Der ewigen Wiederkunft, der im Sommer 1881 zuerst auftauchte und kaum ein Jahr später schon andeutend veröffentlicht wurde. Die Frage nach dem erstmaligen Auftauchen des Gedankens vom Willen zur Macht ist schon vermutungsweise im „Jungen Nietzsche" beantwortet. Er selbst hat mir erzählt, daß es mitten im Kriegsgetümmel des deutsch-französischen Krieges im August 1870 gewesen sei. Als Krankenpfleger sieht er verschiedene Regimenter unsers wundervollen deutschen Heeres vorüberstürmen: der Schlacht, dem Tod entgegen, prachtvoll in ihrer Lebenskraft im Kampfesmut und vollständig der Ausdruck einer Rasse, die siegen, herrschen oder untergehen will. Damals hätte er zuerst aufs tiefste empfunden, daß der stärkste und höchste Wille zum Leben nicht in einem kümmerlichen Ringen ums Dasein zum Ausdruck

kommt, sondern als Wille zum Kampf, als Wille zur Macht und Übermacht. — Viele, unendlich viele haben damals Ähnliches erlebt, aber die Augen des Philosophen sehen anders als andere Leute, und finden neue Erkenntnisse in Erlebnissen, die andere zu entgegengesetzten Resultaten führen. Wenn mein Bruder später an diese Vorgänge zurückdachte, wie anders und vielgestaltig mag ihm da das von Schopenhauer so gepriesene Gefühl des Mitleids erschienen sein, im Vergleich mit jenem wundervollen Anblick des Lebens-, Kampfes- und Machtwillens. Hier sah er einen Zustand, bei welchem der Mensch seine stärksten Triebe, sein gutes Gewissen und seine Ideale als identisch fühlt, und er sah diesen Zustand nicht bloß in den Ausführenden jenes Machtwillens, sondern vor allem auch in dem Zustande des Feldherrn selbst. Damals mag ihm das Problem zuerst aufgestiegen sein, ob der große Mensch das Recht hat, Menschen zu opfern, wie es dem Feldherrn zugestanden wird und wie es den größten geistigen Führern der Menschheit und allen großen Erfindern bei der Ausführung ihrer Pläne zugestanden worden ist, um ihre höchsten Ziele zu erreichen.

Die ersten Aufzeichnungen der Grundgedanken seines Hauptprosawerks stammen aus dem Herbst 1882; sie finden ihren ersten poetischen Ausdruck im Zarathustra: „Wo ich Lebendiges fand, da fand ich Willen zur Macht; und noch im Willen des Dienenden fand ich den Willen, Herr zu sein.

„Daß dem Stärkeren diene das Schwächere, dazu überredet es sein Wille, der über noch Schwächeres Herr sein will: dieser Lust allein mag es nicht entraten.

„Und wie das Kleinere sich dem Größeren hingiebt, daß es Lust und Macht am Kleinsten habe: also giebt sich auch das Größte noch hin und setzt um der Macht willen — das Leben dran.

„Das ist die Hingebung des Größten, daß es Wag-

niß ist und Gefahr, und um den Tod ein Würfelspielen.“ —

Von da an, könnte man sagen, sind alle veröffentlichten und unveröffentlichten Schriften aus den Jahren 1883—88, mit Ausnahme des Zarathustra, Teile jenes großen Werkes, das uns ein grausames Geschick nur als Stückwerk gegönnt hat.

Daß sich der Autor mehrere Jahre Zeit lassen wollte (er spricht von sechs und auch von zehn Jahren), ehe er an die endgültige Ausarbeitung dieses ungeheuren Werkes dachte, und zunächst nur die köstlichen Bausteine zusammentrug und die umfassendsten Studien dazu machte, ist nur zu begreiflich. Im übrigen sehen wir aus den Plänen des Sommers 1884, daß er damals noch nicht entschlossen war, welchem seiner Hauptgedanken: ob der ewigen Wiederkunft oder der Umwertung aller bisherigen höchsten Werte, ob der Rangordnung bis zu ihrem Gipfel, dem Übermenschen, oder dem Willen zur Macht als Prinzip des Lebens, Wachsens und Herr-sein-wollens, er den Vorrang lassen wollte, in den Mittelpunkt dieses Werkes gestellt zu werden. Die Erkenntnis aber, daß das ungeheuer komplizierte Gewebe des Lebenswillens am besten im Willen zur Macht zusammenzufassen sei, scheint ihm in jener Zeit von Jahr zu Jahr immer deutlicher geworden zu sein.

Im Jahre 1885, nach der Vollendung des vierten Teiles des Zarathustra, scheint er bereits, den Aufzeichnungen nach, entschlossen gewesen zu sein, den Willen zur Macht als Lebensprinzip zum Mittelpunkt seines theoretisch-philosophischen Hauptwerkes zu machen. Wir finden den Titel: „Der Wille zur Macht, eine Auslegung alles Geschehens“. Im Winter 1885/86 wollte er aber zunächst eine kleine Schrift darüber zusammenstellen, zu der wir eine ganze Reihe Aufzeichnungen haben. Er nennt sie: „Der Wille zur Macht. Versuch einer neuen Welt-

auslegung". Es ist so begreiflich, daß er vor der ungeheuren Aufgabe schauderte, den Willen zur Macht in der Natur, Leben, Gesellschaft, als Wille zur Wahrheit, Religion, Kunst, Moral, bis in alle Konsequenzen hinein darzustellen. Ach, wie oft wird er sich verzweifelt gesagt haben: „ein Einzelner! ach, nur ein Einzelner! und dieser große Wald und Urwald!" So versucht er immer wieder, um sich die Aufgabe etwas leichter und übersichtlicher zu machen, das große Werk in kleinere, weniger umfangreiche Schriften zu zerlegen. Er plant z. B. im Frühjahr 1886 zehn neue Schriften zu verfassen und vielleicht als neue „Unzeitgemäße Betrachtungen" zu veröffentlichen.

„1. Der Wille zur Macht. Versuch einer neuen Weltauslegung.
2. Zur Geschichte der modernen Verdüsterung.
3. Musik.
4. Die Künstler. Hintergedanken eines Psychologen.
5. Erfahrungen eines Schriftgelehrten.
6. Wir Gottlosen.
7. Jenseits von Gut und Böse. Vorspiel einer Philosophie der Zukunft.
8. Gedanken über die alten Griechen.
9. Gai saber, Lieder des Prinzen Vogelfrei.
10. Mittag und Ewigkeit."

Er schreibt in einem geplanten Vorwort: „Jene vier ersten Unzeitgemäßen Betrachtungen, denen ich nunmehr, nach zehn Jahren, eine fünfte, sechste und siebente anhänge, waren Versuche, von meinen Erlebnissen und Gelöbnissen so zu reden, daß ich nicht mein Eigenstes dabei unterstrich, sondern das, was ich mit manchem Sohne unsrer Zeit gemeinsam habe, — Versuche, die Art Menschen an mich heranzulocken, welche zu mir gehören, also Angelhaken, ausgeworfen nach ‚Meines-Gleichen'. Damals war ich jung genug, um mit ungeduldigen Hoffnungen auf einen

solchen Fischfang zu gehn; heute — nach hundert Jahren, wenn ich die Zeit nach meinem Maße messen darf! — — bin ich immer noch nicht alt genug, um jede Hoffnung, jede Geduld verloren zu haben.

„Was ich damals geschrieben — und weniger geschrieben als gemalt habe, noch dazu hitzig und, wie mich heute dünkt, in einem nicht unbedenklichen und verwegenen Alfresco: das würde darum noch nicht wahrer werden, daß ich es nunmehr, wo vielleicht meine Hand und mein Auge etwas hinzugelernt haben, noch einmal zarter, lauterer und strenger darstellte. Jedes Lebensalter versteht die ‚Wahrheit' auf seine eigne Weise; und wer mit jungen brausenden Sinnen und großen Ansprüchen vor jene Gemälde tritt, wird an ihnen so viel Wahrheit finden, als er zu sehn im Stande ist."

Er schrieb das in jener Zeit, wo das Manuskript von „Jenseits von Gut und Böse", das er im April 1886 in Nizza beendet hatte, „mit einem Fädchen umwunden bei Seite gelegt war", aus welcher wir noch eine ganze Reihe Aufzeichnungen finden, die offenbar zu zwei dieser neuen Unzeitgemäßen Betrachtungen: „Die Musik", „Die Künstler, Hintergedanken eines Psychologen" gehören sollten. Bei der schon früher erwähnten Reise von Nizza nach Venedig, und von da acht Tage später nach Naumburg und Leipzig, scheint er noch sehr ernstlich dem Gedanken einer Ausführung neuer unzeitgemäßer Betrachtungen nachgehangen zu haben. Aber während seines Aufenthaltes in Leipzig, Mai – Juni 1886, kam er doch zu dem Entschluß, außer dem „Jenseits von Gut und Böse", das eine Vorbereitung auf das große Werk sein sollte, die nächsten Jahre allein der Ausarbeitung und Veröffentlichung seines Hauptprosawerkes, dem „Willen zur Macht" zu widmen – ein Entschluß, den er freilich nicht ausführte.

Während der Korrekturen des „Jenseits", die er von Sils-Maria aus besorgte, benutzte er jede freie Stunde,

den bereits vorhandenen Stoff zu dem in vier Bänden geplanten Hauptwerk zu sichten. Er stellte auch das erste Register von 52 Nummern zusammen und bezeichnete ungefähr 140—150 Stellen in seinen Manuskripten mit großen roten Zahlen, die zu diesen 52 Nummern gehören. Vor allem aber stellte er den ganzen Plan des ungeheuren Werkes zusammen, mit einem Gedankengange, der das ganze Werk umfaßt und im Wesentlichen mit kleinen Verschiebungen beibehalten worden ist. Der Plan lautet folgendermaßen:

„Der Wille zur Macht.

Versuch

einer Umwertung aller Werte.

In vier Büchern.

Erstes Buch: Die Gefahr der Gefahren (Darstellung des Nihilismus als der notwendigen Konsequenz der bisherigen Wertschätzungen). Ungeheure Gewalten sind entfesselt: aber sich widersprechend; die entfesselten Kräfte sich gegenseitig vernichtend. Im demokratischen Gemeinwesen, wo jedermann Spezialist ist, fehlt das Wozu? Für Wen? Der Stand, in dem alle die tausendfältige Verkümmerung aller Einzelnen (zu Funktionen) Sinn bekommt.

Zweites Buch: Kritik der Werte (der Logik u. s. w.). Überall die Disharmonie aufzuzeigen zwischen dem Ideal und seinen einzelnen Bedingungen (z. B. Redlichkeit bei Christen, welche fortwährend zur Lüge gezwungen sind.)

Drittes Buch: Das Problem des Gesetzgebers (darin die Geschichte der Einsamkeit). Die entfesselten Kräfte neu zu binden, daß sie sich nicht gegenseitig vernichten; Augen aufmachen für die wirkliche Vermehrung an Kraft!

Viertes Buch: Der Hammer. Wie müssen Menschen beschaffen sein, die umgekehrt wertschätzen? — Menschen, die alle Eigenschaften der modernen Seele haben, aber stark genug sind, sie in lauter Gesundheit umzuwandeln; ihre Mittel zu ihrer Aufgabe.

Sils-Maria, Sommer 1886."

Am 2. September 1886 schreibt er mir, nachdem er sich recht befriedigt über den Zustand seiner Gesundheit ausgesprochen hat: „Für die nächsten vier Jahre ist die Ausarbeitung eines vierbändigen Hauptwerkes angekündigt; der Titel ist schon zum Fürchten-machen: ‚Der Wille zur Macht. Versuch einer Umwertung aller Werte.‘ Dafür habe ich Alles nötig, Gesundheit, Einsamkeit, gute Laune, vielleicht auch eine Frau." Und an Freiherrn von Seydlitz schreibt er über seinen Plan: „Wahrscheinlich mache ich eine Wallfahrt nach Corte auf Corsica (woselbst Napoleon zwar nicht geboren, aber — was vielleicht sehr viel mehr wert ist, concipirt worden ist). Es handelt sich jetzt auch bei mir um eine conceptio: Du wirst es aus dem Umschlage meines letzt erschienenen Werkes erraten, welches ich Dir (wie sich von selbst versteht) zugesandt habe."

Es wäre ganz falsch, wenn man nun annehmen wollte, daß der Autor des „Willens zur Macht" in diesem Werke sein System hätte geben wollen. Wir wissen, wie sehr er allen Systemen mißtraute, und wie es ihm als ein trauriges Zeichen für einen Philosophen galt, wenn er seine Gedanken zu einem System erstarren läßt. „Ein Systematiker ist ein Philosoph", ruft er aus, „der seinem Geist nicht länger mehr zugestehen will, daß er lebt, daß er wie ein Baum mächtig in die Breite und unersättlich um sich greift, der schlechterdings keine Ruhe kennt, bis er aus ihm etwas Lebloses, etwas Hölzernes, eine viereckige Dummheit, ein ‚System‘ herausgeschnitzt hat."

Gewiß wollte er seine Philosophie, seine Weltanschauung in diesem großen Werke darstellen, aber sicherlich nicht als Dogma, sondern als vorläufige Regulative der Forschung. —

Aus dem früheren Kapitel sehen wir, daß er mitten in seiner Arbeit durch den Rückblick auf seine früheren Werke und durch deren neue Herausgabe unterbrochen wurde. Aber wie sehr er trotzdem mitten in der Gedankenwelt des „Willens zur Macht" steht, beweisen alle Vorreden, die er von August bis Ende des Jahres 1886 zu seinen früheren Werken schrieb, und besonders das fünfte Buch der „Fröhlichen Wissenschaft": „Wir Furchtlosen", das durchaus den Gedankengängen des „Willens zur Macht" angehört und dem Material dazu entnommen ist.

Im Januar 1887 waren die Vorreden und das fünfte Buch der „Fröhlichen Wissenschaft" druckfertig abgeschickt, sodaß er wieder zu seiner Hauptarbeit zurückkehren konnte und die ganzen folgenden Monate eifrig damit fortfuhr. Er ließ sich selbst durch das furchtbare Erdbeben im Februar nicht unterbrechen, obgleich ganz Nizza „voll zerrütteter Nervensysteme" war. Er behielt dabei eine merkwürdige Ruhe und Geistesgegenwart, wovon schon früher die Rede war und ließ sich, obgleich Nizza nach diesem Ereignis vollständig verödete, nicht abhalten, ruhig seine Zeit bis Anfang April dort zu bleiben. Ja er war so wenig davon berührt, daß er gerade in jener Zeit die Hauptgedanken seines großen Werkes zusammenfaßte und ihm den folgenden Plan zu Grunde legte.

„Der Wille zur Macht.

Versuch einer Umwertung aller Werte.

Erstes Buch.

Der europäische Nihilismus.

Zweites Buch.

Kritik der bisherigen höchsten Werte.

Drittes Buch.
Prinzip einer neuen Wertsetzung.
Viertes Buch.
Zucht und Züchtung.
Entworfen den 17. März 1887, Nizza."

Von Nizza ging mein Bruder Anfang April nach Badia bei Cannobio und von dort nach Zürich, hauptsächlich der Bibliothek wegen; aber der Aufenthalt dort scheint nicht so fruchtbar gewesen zu sein, wie er gehofft hatte, denn die Korrekturen des fünften Buches der „Fröhlichen Wissenschaft" und nachträgliche Einfügungen nahmen ihm viel Zeit weg. Es folgte von Mitte Mai bis 10. Juni ein Aufenthalt in Chur, der ziemlich ertragreich gewesen zu sein scheint. Eigentlich war er dort nur gezwungenerweise geblieben, nämlich weil er vom Engadin die Nachricht bekam, daß es dort noch sehr winterlich sei und der Paß neuen Schnee bekommen habe. Auf der Fahrt von Chur nach Sils-Maria unterbricht er auf der Lenzer Heide seine Fahrt und schreibt dort die Einleitung zum „Willen zur Macht". Nach kurzer Zeit aber, als er im Engadin war, legte er die Arbeit daran wieder bei Seite, um, wie wir aus dem vorigen Kapitel sahen, die „Genealogie der Moral" zu schreiben. Zwischen den Korrekturen wurde die Arbeit am „Willen zur Macht" wieder aufgenommen. Allerdings empfand er sehr stark, daß er ein ungeheures Material dazu nötig hatte, und daß die Bibliothek, die er mit sich herumführte oder im Engadin deponiert hatte, bei weitem nicht seinen Ansprüchen genügen konnte. Anfang September 1887 war er deshalb fast entschlossen, anstatt nach Venedig nach Deutschland zu gehen, obgleich dieser Plan einem großen inneren Widerstreben begegnete. Er schreibt am 15. September an Peter Gast über die Gründe für und wider diese Reise: „Ich schwankte, aufrichtig, zwischen Venedig und — Leipzig:

letzteres zu gelehrten Zwecken, denn ich habe in Hinsicht auf das nunmehr zu absolvirende Hauptpensum meines Lebens noch viel zu lernen, zu fragen, zu lesen. Daraus würde aber kein ‚Herbst‘, sondern ein ganzer Winter in Deutschland: und, Alles erwogen, rät mir meine Gesundheit für dies Jahr dringend noch von diesem gefährlichen Experimente ab. Somit läuft es auf Venedig und Nizza hinaus: — und auch, von Innen her geurteilt, brauche ich jetzt die tiefe Isolation mit mir zunächst noch dringlicher als das Hinzulernen und Nachfragen in Bezug auf fünftausend einzelne Probleme.“

Es blieb also bei Venedig, wo er einige Wochen mit Gast verlebte. Doch kann dieser sich nicht erinnern, daß er in jener Zeit übermäßig beschäftigt gewesen wäre; offenbar hat er die Zeit zu seiner Erholung benutzt. Sobald er aber im Oktober wieder nach Nizza zurückkam, begann er mit der höchsten Anspannung der Geistes- und Arbeitskraft in wahrhaft stürmischer Weise die Zusammenstellung seines Werkes zu Ende zu führen. Er schreibt am 20. Dez. 87 an Peter Gast: „Die Unternehmung, in der ich drin stecke, hat etwas Ungeheures und Ungeheuerliches“, — und am 6. Jan. 88: „Zuletzt will ich nicht verschweigen, daß diese ganze letzte Zeit für mich reich war an synthetischen Einsichten und Erleuchtungen; daß mein Mut wieder gewachsen ist, ‚das Unglaubliche‘ zu tun und die philosophische Sensibilität, welche mich unterscheidet, bis zu ihrer letzten Folgerung zu formulieren.“

Das Riesenwerk, wie es dem Autor vorgeschwebt hat, ist unvollendet geblieben. Uns Herausgebern des Nietzsche-Archivs war es mit unsern schwachen Kräften und unsrem vielfach unzureichenden Verständnis vorbehalten, die köstlichen Bausteine nach den Angaben des Autors, wie sie noch vorhanden sind, gewissenhaft zusammenzustellen. Es ist nicht sogleich bei der ersten Ausgabe in übersichtlicher Weise gelungen, und es war schwer, wenn man an die

Absichten des Autors denkt, dieses Werk in dieser unvollkommenen Form in die Welt zu schicken. Man stelle sich vor, daß seine eigene Meisterhand diesen ungeheuren Stoff mit all der logischen Folgerichtigkeit, wie z. B. in der „Genealogie der Moral", ausgearbeitet und mit dem Glanze seines unerreichbaren Stiles verklärt hätte — welches Werk stünde jetzt vor uns! Und was unsere Trauer noch erhöht, ist, daß wir durch seine persönlichen Aufzeichnungen wissen, wie er sich die Ausführung seines philosophisch-theoretischen Hauptwerkes gedacht hat:

„Zur Einleitung: Die düstere Einsamkeit und Öde der Campagna romana. Die Geduld im Ungewissen.

„Mein Werk soll enthalten ein Gesamturteil über unser Jahrhundert, über die ganze Modernität, über die erreichte ‚Civilisation'.

„Jedes Buch als eine Eroberung, Griff — tempo lento — bis zum Ende dramatisch geschürzt, zuletzt Katastrophe und plötzliche Erlösung."

Mein Schmerz über die unvollständige Veröffentlichung des Willens zur Macht galt hauptsächlich den ersten Ausgaben aus dem Jahr 1901, deren oberflächliche dürftige Zusammenstellung, die auf den ausgesprochnen Willen Nietzsches keine Rücksicht genommen hatte, ich bald erkannte. Seit die neuen Ausgaben von 1906, 1911/12 einen so vorzüglichen Eindruck gemacht, und so wesentlich zum Verständnis Fried. Nietzsches beigetragen haben, hat sich mein Schmerz gemildert. Besonders trostreich schreibt Dr. Richard Oehler in einer privaten Niederschrift:

„Man hat vielleicht nicht einmal nötig, zu bedauern, daß Nietzsches philosophisches Hauptwerk ‚der Wille zur Macht, Versuch einer Umwertung aller Werte' nicht die letzte schriftstellerische Ausgestaltung des Verfassers erfahren hat. Gewiß hätte Nietzsche auch in diesem Werk wie in seinen andern Schriften den kalten Gedankenstoff mit der Glut seines persönlichen Fühlens erwärmt, die nüchternen

wissenschaftlichen Erörterungen in ein reizvoll funkelndes Gewand gekleidet. Das fehlt nun in dem unvollendeten Material. Aber andrerseits haben wir auf diese Weise die Gedanken in der unmittelbaren, ursprünglichen Form erhalten, in der sie erfaßt wurden, mit all den verschiedenen Wiederspiegelungen im Einzelnen, in denen die Mannigfaltigkeit der Gesichtspunkte sie erscheinen ließ, mit allen Möglichkeiten der Formulierung, die in dem Verfasser während des Durchdenkens der Probleme auftauchten. Dadurch ist uns vieles von dem erhalten geblieben, was zweifellos nach der druckfertigen Niederschrift der Vernichtung anheimgefallen wäre. Es könnte deshalb jemand wohl den Standpunkt vertreten, daß er lieber auf den Genuß der endgültigen stilistisch-künstlerischen Form verzichten wolle, als die Aufnahme der Gedanken in der Unmittelbarkeit ihrer Entstehung zu entbehren."

Vielleicht war den ersten Ausgaben des „Willens zur Macht" besonders das irrtümliche Verständnis einzelner Worte im Wege. Ich erlaube mir deshalb einige Erläuterungen zu derartigen Worten, die besonders falsch aufgefaßt wurden, z. B. „Nihilismus", „Immoralismus", „Unmoralität" („nihilistisch", „unmoralisch") zu geben. Nihilismus, nihilistisch hat nichts mit einer politischen Partei zu tun, sondern wird als jener Zustand betrachtet, der den Wert und Sinn des Lebens sowie alle Ideale ablehnt. Ebensowenig haben die Worte Immoralismus, Unmoralität, unmoralisch das geringste mit geschlechtlicher Unmäßigkeit und Verirrung zu tun, wie es gemeine, grobe und dumme Menschen aufgefaßt haben, weil diese Worte im gewöhnlichen Leben wohl in dieser Hinsicht gebraucht werden. Mein Bruder verstand unter Moral „ein System von Wertschätzungen, welches sich mit den Lebensbedingungen eines Wesens berührt." Gegen dieses System unserer gegenwärtigen Wertschätzungen, die sich physiologisch und biologisch nicht rechtfertigen lassen und deshalb dem Sinn

des Lebens widersprechen, wendet er sich mit den Worten „Immoralismus" und „Unmoralität". Vielleicht wäre es besser gewesen, daß er dafür das Wort „Amoralismus" und „amoralisch" gebildet und gebraucht hätte, weil sicherlich viel Mißverständnisse dadurch vermieden worden wären. Im übrigen möchte ich noch betonen, daß sich eine Kritik unserer gegenwärtigen Moralwerte nur ein so hochstehender Philosoph wie Nietzsche gestatten darf, der in seiner ganzen Lebensführung so deutlich bewiesen hat, daß er nicht nur diese Werte in vollkommenster Weise erfüllt hat, sondern darüber erhaben ist, und sich deshalb das Ziel noch höher stecken und noch strengere Anforderungen an sich stellen darf. Solche Ziele und Probleme sind nur für die Wenigsten; jedenfalls gehören dazu, wie er selbst schreibt: „reine Hände, aber nicht Schlammfinger." —

Vor allem muß ich immer wieder darauf aufmerksam machen, daß seine Philosophie auf Rangordnung gerichtet ist, nicht auf eine individualistische Moral, „der Sinn der Heerde soll in der Heerde herrschen, — aber nicht über sie hinausgreifen". Er sagt aber nicht nur, daß wir für das, was die Moral seit Jahrtausenden geleistet hat, voller Dankbarkeit sein sollen, sondern er fordert auch eine unbedingte Heilighaltung der bisherigen Moral. Wer sich darüber erheben will, muß die furchtbare Verantwortung dafür tragen und seine Berechtigung dazu durch ungewöhnliche Leistungen beweisen.

Peter Gast schreibt darüber: „Nietzsche lehrt nur für Ausnahme-Menschen — und für die Vorfahren künftiger Ausnahme-Menschen. Mit dem Volke hat er Nichts zu tun; für's Volk haben tausend ‚Denker' nachgerade genug gedacht — und für die Seltenen fast keiner. Indirekt freilich, durch solche Ausnahme-Menschen hindurch, wird auch der Geist Nietzsche's in die Massen dringen und einst die Luft von all dem Verwöhnenden, Herunterbringenden, Lasterhaften unsrer Cultur säubern: Nietzsche

ist eine sittliche Macht ersten Ranges! sittlicher als Alles, was sich heute sittlich nennt!"

Vielleicht hat man auch an den Worten „Heerde", „Heerdentier" und „Heerdenmoral" Anstoß genommen; er selbst fand Veranlassung, sich deshalb zu entschuldigen: „Ich habe eine Entdeckung gemacht, aber sie ist nicht erquicklich: sie geht wider unsern Stolz. Wie frei wir nämlich uns auch schätzen mögen, wir freien Geister — denn hier reden wir „unter uns" — es gibt auch in uns ein Gefühl, welches immer noch beleidigt wird, wenn einer den Menschen zu den Tieren rechnet: deshalb ist es beinahe eine Schuld und bedarf der Entschuldigung, daß ich beständig in Bezug auf uns von ‚Heerde' und von ‚Heerden-Instinkten' reden muß". Allerdings hält er es nicht für nötig, eine Erklärung dafür zu geben, warum er diese Termini gewählt hat und so reichlich gebraucht; ich glaube nur deshalb, weil er selbst (wenn er es auch schalkhaft behauptet) keinen Anstoß an diesen Worten genommen hat, da wir in einem religiösen Kreis aufgewachsen sind und dort „Heerde" und „Hirt" ohne jede herabwürdigende Nebenbedeutung gebraucht wird.

Auch sonst werden seine Worte, die oft eine ganz neue Bedeutung haben, vielfach mißverstanden, z. B. „Bosheit" und „böse". Bei beiden Worten hat man früher etwas wie „tückisch" und „schlecht" empfunden, während er darunter etwas Hartes, Strenges, aber auch Übermütiges — jedenfalls aber eine Gesinnung der Höhe begreift. Deshalb schreibt er an Brandes: „Viele Worte haben sich bei mir mit anderen Salzen inkrustirt und schmecken mir anders auf der Zunge als meinen Lesern."

Den Gedankengang des „Willens zur Macht" faßt Dr. Richard Oehler vorzüglich in einer privaten Niederschrift zusammen:

„Nietzsches Umwertungswerk ist eine großartige Voraussagung des zukünftigen Entwicklungsganges der Mensch-

heitskultur. Die Zukunft ist darin immer der große Gegenstand seines Denkens, aber nicht die Zukunft nur eines einzelnen Volkes, eines bestimmten Menschentypus, einer Klasse, eines besonderen Kulturzweiges usw., sondern die Zukunft der Kultur der Gesamtmenschheit; d. h. das einst werdende Bild der gesellschaftlichen, wissenschaftlichen, religiösen Gestaltung des Lebens. ‚Das, was kommt', ‚Eine Wahrsagung' und ähnliche Ausdrücke erscheinen häufig in den Dispositionsentwürfen zu dem Werk. ‚Aber von der Zukunft können wir doch nichts wissen', sagt der Philister. ‚Sind das also nicht nutzlose Phantasiegebilde?' Sicher nicht! Nietzsches Zukunftsvision ist alles andere als eine beliebige Utopie. Aus den Wirklichkeiten der Vergangenheit und Gegenwart leitet er mit der Treffsicherheit des weitüberschauenden Genies die Folgerungen ab, die sich im Laufe der Kulturentwicklung mit zwingender Notwendigkeit ergeben müssen. Und er ist auch nicht nur der Visionär der Zukunft, er ist zugleich ihr bewußter Gestalter. Seinen Willen prägt Nietzsche der Zukunft auf. Er ist werteschaffender Denker. Das tiefe Durchleben der bisherigen Wertschätzungen der Menschheit führt ihn zur Kritik derselben; er erkennt, was an ihnen schlecht, verhängnisvoll, lebenhemmend, lebensfeindlich ist. Und von da aus stellt er nun seine Forderungen, unternimmt er die große Aufgabe der Umwertung. Sein großer Instinkt für das, was das gesunde natürliche Leben will, gibt ihm die richtige Witterung ein, welche Wertschätzungen an Stelle der bisher herrschenden obenauf kommen sollen. Die Erlösung von der ‚Entnatürlichung der Moral', die ‚Wiederherstellung der Natur in der Moral' ist sein Ziel. Aber er springt dabei nicht willkürlich auf irgend ein Ideal los, sondern geht aus von den sicheren Tatsächlichkeiten des Lebens. Nietzsches großes Umwertungswerk beschäftigt sich also nicht nur mit dem, was vielleicht einmal werden könnte, sondern mit dem, was kommen muß und was werden soll.

„Gemäß dem Plan, der als der am meisten vom Autor bevorzugte sich herausgestellt hat, wollte Nietzsche im ersten Buch seines Werkes die Heraufkunft des europäischen Nihilismus während der nächsten Jahrhunderte beschreiben. Er vermag das, weil er ihn in sich selbst durchlebt, zu Ende gelebt hat, er hat ihn ‚hinter sich, unter sich, außer sich‘ (W. XV 138). Der Nihilismus ist die notwendige Folge der bisherigen Wertauslegung des Daseins. Seine Heraufkunft ist notwendig, ‚weil unsre bisherigen Werte selbst es sind, die in ihm ihre letzte Folgerung ziehn; weil der Nihilismus die zu Ende gedachte Logik unsrer großen Werte und Ideale ist‘ (W. XV 138). Diese große Zukunftsbewegung wird uns mit ihren Ursachen, ihren Vorbereitungen, ihren Anzeichen, ihren Erscheinungsformen, ihren Folgen skizziert. Das zweite Buch der Umwertung sodann gibt in einer ‚Kritik der bisherigen höchsten Werte‘ in Religion, Moral und Philosophie die eingehende Begründung davon, weshalb der Nihilismus kommen muß: Die Haltlosigkeit der herrschenden Wertungen muß bald zu ihrer inneren Auflösung, zur Selbstzersetzung führen. ‚Unsre ganze europäische Kultur bewegt sich seit langem schon mit einer Tortur der Spannung, die von Jahrzehnt zu Jahrzehnt wächst, wie auf eine Katastrophe los‘. ‚Diese Zukunft redet schon in hundert Zeichen, dieses Schicksal kündigt überall sich an; für diese Musik der Zukunft sind alle Ohren bereits gespitzt‘ (W. XV 137). Aber es kann nicht dauernd beim Nihilismus bleiben. Irgendwann wird, muß eine Gegenbewegung einsetzen. ‚Wir haben, irgendwann, neue Werte nötig‘ (W. XV 138). Daher ist die Verneinung in Nietzsches Werk nur die Vorbereitung der Bejahung. Auf das Niederreißen folgt der Aufbau. Ihn gibt das dritte Buch, mit dem ‚Prinzip einer neuen Wertsetzung‘. Der Nihilismus ist nur ein ‚Zwischenzustand‘, in ihm selbst sind bereits die Keime einer neuen Erstarkung enthalten. ‚Es gibt etwas von Verfall

in allem, was den modernen Menschen anzeigt: aber dicht neben der Krankheit stehen Anzeichen einer unerprobten Kraft und Mächtigkeit der Seele' (W. XV 221 f.). Von dieser Mächtigkeit der Zukunftsseele verschafft uns Nietzsche in seinen positiven Ausführungen einen ungeheuren Begriff. Er hat die Einheitsformel gefunden, mit der die Gegenbewegung bezeichnet werden kann, die den Nihilismus ablösen wird: ,Wille zur Macht'. Er ist das Prinzip der neuen Wertsetzung. Er wird untersucht nach seiner Bedeutung und Zukunftskraft in Natur, bei Gesellschaft und Individuum, in Erkenntnis und Kunst. Er ist der feste Punkt im Strom des Werdens, durch ihn wird sich die Menschheit der Zukunft aus Verfall und Auflösung zu sicherer Stärke und Zielfreudigkeit emporarbeiten; der Wille zur Macht ist der Inbegriff der Umwertung aller Werte.

„Das vierte Buch endlich mit dem Titel ,Zucht und Züchtung' sucht darzustellen, wie infolge der neuen Wertschätzungen ein neuer Menschentypus entstehen wird, ein höherer als der bisher erschienene, bisher mögliche. In den noch am wenigsten zur Ausführung gebrachten Kapiteln ,Dionysos' und ,Ewige Wiederkunft' würde diese Zukunftsvision vom höchsten Menschen, diese Zukunftsforderung zweifellos am vollendetsten zum Ausdruck gekommen sein, mit der ganzen Pracht der Leidenschaft von Nietzsches Stil und der Fülle seiner Gesichtspunkte."

Leider liegt hier gerade im Verhältnis zu den andern Niederschriften nur spärliches Material vor. Ein zuweilen auftauchendes aber sich immer wieder scheu verbergendes Nietzsche-Manuskript, das z. B. Frau Ida Dehmel 1894 zum Preis von 5000 Mark zum Kauf angeboten wurde, scheint durch Overbecks Unachtsamkeit nach meines Bruders Erkrankung in Turin in fremde Hände gekommen zu sein. Es wäre, falls meine vielfachen Bemühungen, es zu erlangen, mit Erfolg gekrönt würden, wirklich wundervoll,

wenn es die so schmerzlich vermißten Ausführungen zu dem vierten Buch des Willens zur Macht enthielte. —

Im Februar 1888 war die erste Niederschrift seines größten philosophischen Werkes fertig. Mit welchen Gefühlen mag der Autor des „Willens zur Macht" die Gesamtkonzeption abgeschlossen haben? Sicher mit den Empfindungen einer ungeheuren Erhebung, eines Siegesgefühls ohne gleichen! Aber eben so sicher mit einer unaussprechlichen Sehnsucht nach jenen höheren Menschen, denen dies Werk geweiht sein sollte. — Seit dem Zarathustra suchte er nach ihnen. „Wenn ich mich jetzt nach einer langen freiwilligen Vereinsamung wieder den Menschen zuwende, und wenn ich rufe: wo seid ihr, meine Freunde? — so geschieht das um großer Dinge willen.

„Ich will einen neuen Stand schaffen: einen Ordensbund höherer Menschen, bei denen sich bedrängte Geister und Gewissen Rats erholen können; welche gleich mir nicht nur jenseits der politischen und religiösen Glaubenslehren zu leben wissen, sondern auch die Moral überwunden haben."

Welche Anschauungen sollten nun wohl diese von ihm gesuchten höheren Menschen haben oder zu welchen sollten sie geführt werden? Ich glaube, daß der Autor des „Willens zur Macht" ungefähr folgende Gedankengänge bei ihnen voraussetzte:

Jahrtausende lang haben die außerordentlichen Menschen daran gearbeitet, die uns umgebende Welt sich erklärbar zu machen. Sie wären Schöpfer von allem, was uns umgibt — von allem aber auch, was in uns lebt. Aber die Größten selbst wagten bisher nicht, sich selbst zuzumessen, daß sie mit ihrem Willen zur Macht sich die ganze Welt denkbar, fühlbar, erklärbar gemacht hatten. Das war ihre größte Bescheidenheit, daß sie alle ihre höchsten Zustände als passiv erlitten und nicht als aktiv aufzufassen wagten. Deshalb wurden die lebensbejahen-

den Griechen Schöpfer einer Götterwelt von Gestalten der höchsten Schönheit und Kraft, denen sie nicht nur ihre höchsten Augenblicke zuschrieben, sondern auch alles Furchtbare und Unerklärliche in ihrem Geschick aufbürdeten; — deshalb schufen die lebensverneinenden Christen eine jenseitige Welt, wo ihre für das Leben unmöglichen Ideale Erfüllung und Belohnung finden sollten. Nun hat aber der Mensch immer mehr das Weltall und die Kräfte des Weltalls sich zu unterjochen gesucht, und je mehr er es versuchte, sich diese Welt erklärbar und dienstbar zu machen, desto mehr sah er auch, gerade vermöge der Methode der Wissenschaft, daß es die höchsten Geister der Menschheit gewesen sind, die diese Welt für die Menschheit immer neu geschaffen haben, indem sie ihr immer wieder einen neuen Sinn unterlegten. Aber alles das, was unsere Vorfahren schufen, stand im Verhältnis zu dem, was sie wirklich für wahr hielten, d. h. was für ihre Lebensbedingungen wahr sein mußte. Nun fragt es sich jetzt: entsprechen unsere heutigen Anschauungen noch den Lebensbedingungen, d. h. dem Aufwärtssteigen der Menschheit? Und wenn wir nun auch die größte Dankbarkeit für alles festhalten, was die Religion, Moral und Philosophie bisher geschaffen haben, so fühlen wir doch, daß jetzt unserm Erkennen und unsern Lebensbedingungen außerdem noch andere und neue Werte entsprechen müssen. Wir haben die bisherigen höchsten Werte zwar als den Schwachen und Elenden nützlich erkannt, aber schädlich für die einzelnen Hervorragenden, weil sie in ihrer Selbstsicherheit, in ihrer Kraft unsicher wurden und anstatt immer mehr zur Vollkommenheit zu gelangen, durch die jetzt noch allein herrschenden Ideale der Mittelmäßigkeit zurückgehalten und entkräftet wurden; denn was für die Mittelmäßigen die größte Wohltat sein kann, wird für die Höchsten oft zum Gift, — aber auch umgekehrt!

So, dachte sich der Autor des „Willens zur Macht"

vielleicht, daß die höheren Menschen, zu denen er sprechen wollte, denken sollten; an sie wollte er sich wenden und ihnen zurufen: Auf, auf, ihr höheren Menschen, schafft euch neue Wege und neue Werte, die nur für die Höchsten und Stärksten gelten und die Welt mit allem Schweren nicht verkleinern, sondern als das Beste und Wünschenswerteste erscheinen lassen sollen. Eure Vorfahren haben die Welt nach ihren Gedanken gebaut, und weil ihre Geister noch mannigfach beengt waren, eine jenseitige Welt darüber erhoben und erschaffen. Nun macht ihr höchsten Menschen aus dieser unserer Erde eine verklärte heroische Welt voller Kämpfe und Siege in allem Geistigen und Körperlichen. Und aus euch selbst macht das Beste, was in Eurer Macht liegt, macht euch zu einer höheren Art Mensch, die den Glauben an den Menschen wieder möglich macht! Denn dies war die Sehnsucht, die mein Bruder durch sein ganzes Leben verfolgt hat, daraufhin zielten alle seine Pläne und Absichten: daß der vollkommene, das Leben rechtfertigende Mensch, daß der Übermensch als höchste Spitze einer höheren stärkeren Art uns zuteil werde.

„Was hält man sonst nicht aus von Not, Entbehrung, bösem Wetter, Siechtum, Mühsal, Vereinsamung! Im Grunde wird man mit allem übrigen fertig, geboren wie man ist, zu einem unterirdischen und kämpfenden Dasein; man kommt immer wieder einmal ans Licht, man erlebt immer wieder seine goldene Stunde des Siegs — und dann steht man da, wie man geboren ist, unzerbrechbar, gespannt zu Neuem, zu noch Schwererem, Fernerem bereit, wie ein Bogen, den alle Not immer nur noch straffer anzieht. — Aber von Zeit zu Zeit gönnt mir — gesetzt daß es himmlische Gönnerinnen gibt, jenseits von Gut und Böse — einen Blick, gönnt mir einen Blick nur auf etwas Vollkommenes, zu-Ende-Geratenes, Glückliches, Mächtiges, Triumphierendes, an dem es noch etwas zu fürchten gibt!

Auf einen Menschen, der den Menschen rechtfertigt, auf einen komplementären und erlösenden Glücksfall des Menschen, um dessenwillen man den Glauben an den Menschen festhalten darf!"

Aber auch für uns Mittelmäßige öffnet sich eine neue Welt von Glück, auch uns soll der das Leben rechtfertigende Mensch vor Augen stehen. Wir dürfen aber dabei den guten Mut zu uns selber haben, wir werden uns prüfen, worin wir unser Bestes leisten, wodurch wir unserm Leben so viel Wert wie nur möglich geben können; wir werden die „kleine Eitelkeit" ablegen und uns klar werden, daß wir nicht selbst Werke der höchsten Vollkommenheit leisten, auch nicht Führer und Entdecker sein können, und glücklich sein, daß wir vielleicht in einem „großen Typus untertauchen" dürfen. Unser Stolz wird wieder darin liegen, den Höchsten zu dienen, Schüler und Werkzeug zu sein, oder einer machtvollen, ausgezeichneten Institution anzugehören, z. B. Deutschlands Offizierkorps oder Beamtentum (auf beides hat der Philosoph Nietzsche immer wieder als auf unsern gerechtfertigtsten Stolz hingewiesen); oder zu jenen Gelehrten, Ärzten und Lehrern der alten und neuen Welt zu gehören, die gleichfalls die Instinkte unseres tüchtigen Militärs im Leibe haben, und denen mein Bruder nachrühmt, „daß sie befehlen können und wieder auf eine stolze Weise gehorchen; daß sie in Reih und Glied stehen, aber fähig sind, jederzeit auch zu führen; daß sie die Gefahr dem Behagen vorziehen; das Erlaubte und Unerlaubte nicht in einer Krämerwage wiegen; dem Mesquinen, Schlauen, Parasitischen mehr Feind sind, als dem Bösen".

Ich las kürzlich eine bittre Klage: „Der Machtgedanke ist überall in Verruf geraten. Die Männer scheuen das Bekenntnis, daß sie über die Weiber herrschen wollen; und wenn es je ein Naturrecht gab, so ist's dieses. Die Eltern erklären sich winselnd bereit, ins Land der Kinder

zu gehen; sie willigen pflichtwidrig in den Verlust der Autorität, um sich die Liebe (lies: formlose Betulichkeit) der Jungen zu erhalten. Die Regierenden verzichten marklos aufs Regieren; die Besitzenden lassen sich mit guter Miene schröpfen. Dies alles geschieht, nicht etwa, weil die Überzeugung solche Resignation gebietet oder in gutem Glauben an das nahende goldne Zeitalter, sondern weil jeder modern heißen, niemand Barbar gescholten werden möchte." — Es scheint, daß die Lehre vom Willen zur Macht als Naturgesetz von meinem Bruder gerade zur rechten Zeit mit hinreißender Gewalt hervorgehoben worden ist.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

„Der Fall Wagner", „Nietzsche contra Wagner".

Das letzte Jahr seines Schaffens, 1888, begann mein Bruder in vollster Kraft und glücklichstem Gelingen seiner Arbeit. Er war an der Vollendung jener ersten großen Zusammenstellung des Willens zur Macht tätig und blickte auf die Zukunft wie auf ein weites sonniges Meer. Er schreibt an Paul Deussen: „Jetzt begehre ich für eine Reihe Jahre nur Eins: Stille, Vergessenheit, die Indulgenz der Sonne und des Herbstes für etwas, das reif werden will, für die nachträgliche Sanktion und Rechtfertigung meines ganzen Seins (eines sonst aus hundert Gründen ewig problematischen Seins!)"

Sobald aber diese Zusammenstellung beendet war und er aus der seligsten Schaffenslust in die nüchterne Wirklichkeit zurückkehrte, überfiel ihn die Trauer, daß gerade die noch fehlten, an welche er seine Lehre und Gedanken gerichtet hatte. Er machte das Schweigen seiner alten Freunde dafür verantwortlich, daß ihm aus Deutschland und der Schweiz kein Laut von Verständnis entgegenklang. Den Schmerz über ihre Teilnahmlosigkeit hat er ihnen wenig gezeigt, aber im Ecce homo schreibt er, nachdem er sich auf das Bitterste über den Mangel an Takt und Delikatesse von seiten der Deutschen beklagt hat, in voller Aufrichtigkeit: „Meine Art will es, daß ich gegen Jeder-

mann mild und wohlwollend bin — ich habe ein Recht dazu, keine Unterschiede zu machen —: dies hindert nicht, daß ich die Augen offen habe. Ich nehme Niemanden aus, am wenigsten meine Freunde, — ich hoffe zuletzt, daß dies meiner Humanität gegen sie keinen Abbruch getan hat! Es giebt fünf, sechs Dinge, aus denen ich mir immer eine Ehrensache gemacht habe. — Trotzdem bleibt wahr, daß ich fast jeden Brief, der mich seit Jahren erreicht, als einen Cynismus empfinde: es liegt mehr Cynismus im Wohlwollen gegen mich, als in irgend welchem Haß. . . . Ich sage es jedem meiner Freunde in's Gesicht, daß er es nie der Mühe für wert genug hielt, irgend eine meiner Schriften zu studieren: ich errate aus den kleinsten Zeichen, daß sie nicht einmal wissen, was drin steht. Was gar meinen Zarathustra anbetrifft, wer von meinen Freunden hätte mehr darin gesehn als eine unerlaubte, zum Glück vollkommen gleichgültige Anmaßung?"

Schon nach der „Genealogie der Moral", die wie die anderen Bücher auf Gleichgültigkeit und auf Mangel an Verständnis gestoßen war, schrieb er mir im Dezember 1887 einen bittern, die Freunde anklagenden Brief, über den ich mich sehr betrübt ausgesprochen hatte. Es verging fast immer ein Vierteljahr zwischen Brief und Antwort, da unsre Kolonie in Paraguay so weit von Deutschland entfernt war. Nun antwortete er im März 1888, um mir eine Erklärung zu geben, warum er in jenem früheren Brief solche bittere Anklagen gegen seine Freunde erhoben hatte. Aber dieser erklärende Brief war mir noch schmerzlicher, als der erste anklagende; noch heute kann ich ihn nicht ohne Tränen lesen.

„Diesmal muß ich meinem armen Lama einen recht freundlichen und lieblichen Brief schreiben, nachdem ich es das letzte, eigentlich vorletzte Mal so arg erschreckt habe; aber es steht wirklich diesen Winter schlimm mit mir, und wenn Du es aus der Nähe sähest, würdest Du mir gewiß einen

solchen schmerzlichen Schrei, wie es jener Brief war, verzeihen. Ich verliere mich mitunter ganz aus der Gewalt; ich bin beinahe die Beute der düstersten Entschließungen. Leide ich etwa an der Galle? Ich habe jahraus, jahrein zu viel Schlimmes hinunterschlucken müssen und sehe mich, rückwärts blickend, vergebens nach auch nur Einem guten Erlebniß um. Das hat eine ganz und gar lächerliche und erbärmliche Verwundbarkeit schließlich hervorgebracht, dank der beinahe Alles, was von Außen an mich herankommt, mich krank macht und das Kleinste zum Untier heranwächst. Eine unerträgliche Spannung liegt auf mir, Tag und Nacht, hervorgebracht durch die Aufgabe, die mir gestellt ist, und die absolute Ungunst aller sonstigen Verhältnisse zur Lösung einer solchen Aufgabe: hier steckt jedenfalls die Hauptnot. Das Gefühl, allein zu sein, der Mangel an Liebe, die allgemeine Undankbarkeit und selbst Schnödigkeit gegen mich [. . . . .]. Aber ich will nicht in dieser Tonart fortfahren. Die Gegenrechnung ist, daß Dein Bruder ein tapferes Tier ist, daß er Erstaunliches auch wieder in dem letzten Jahre durchgesetzt hat: aber warum muß jede meiner Taten hinterher zur Niederlage werden? Warum fehlt mir jeder Zuspruch, jede tiefe Teilnahme, jede herzliche Verehrung? —

„Meine Gesundheit hat sich unter der Gunst eines außerordentlich schönen Winters, guter Nahrung und starken Spazierengehens ziemlich aufrecht erhalten. Nichts ist krank, nur die liebe Seele. Auch will ich nicht verschweigen, daß der Winter an geistigem Gewinn für meine Hauptsache sehr reich gewesen ist: also auch der Geist ist nicht krank, nichts ist krank, nur die Seele“.

Zum Glück brachte ihm der April ein Erlebnis, das ihn überraschte und aus der bedrückten Stimmung herausriß. Schon im Winter 1887/88 erhielt er ein wertvolles Zeugnis, daß er in Europa nicht gänzlich vergessen war; es ergab sich eine nähere Beziehung zu Georg Brandes,

die ihm große Genugtuung bereitete. Er hatte schon früher gehört, daß dieser geistreiche Schriftsteller sich für seine Schriften interessiere; auch im Sommer 1887 sprach ihm ein Wiener Herr davon und erwähnte ausdrücklich, daß Georg Brandes sich entrüstet habe, daß Nietzsche von seinen Freunden und Landsleuten so absolut totgeschwiegen würde. Daraufhin schickte ihm mein Bruder seine Schriften „Jenseits von Gut und Böse“ und die „Genealogie der Moral“, die Georg Brandes mit schönen und erfreulichen Briefen beantwortete. Im Frühjahr 1888, gerade zu jener Zeit, als mein Bruder sich schon mit einiger Verzweiflung darein ergeben hatte, ohne jede weitere Teilnahme seiner Zeitgenossen schaffen und arbeiten zu müssen, bereitete er ihm eine noch viel größere Freude mit der Nachricht, daß er Vorlesungen an der Universität Kopenhagen über ihn halten wolle und bereits hielt. Das Erstaunen meines Bruders darüber war ganz außerordentlich, er schreibt beglückt an Brandes: „Aber, verehrter Herr, was ist das für eine Überraschung! — Wo haben Sie den Mut hergenommen, von einem vir obscurissimus öffentlich reden zu wollen! . . . . Denken Sie vielleicht, daß ich im lieben Vaterlande bekannt bin? Man behandelt mich daselbst, als ob ich etwas Absonderliches und Absurdes wäre, etwas, das man einstweilen nicht nötig hat, ernst zu nehmen“ . . . . Und später schreibt er: „Diese Wochen in Turin, wo ich noch bis zum 5. Juni bleibe, sind mir besser geraten als irgend welche Wochen seit Jahren, vor allem philosophischer. Ich habe fast jeden Tag eine, zwei Stunden jene Energie erreicht, um meine Gesammt-Conception von Oben nach Unten sehn zu können: wo die ungeheure Vielheit von Problemen, wie im Relief und klar in den Linien, unter mir ausgebreitet lag. Dazu gehört ein Maximum von Kraft, auf welches ich kaum bei mir gehofft hatte. Es hängt Alles zusammen, es war schon seit Jahren Alles im rechten

Gange, man baut seine Philosophie wie ein Biber, man ist notwendig und weiß es nicht: aber das Alles muß man sehn, wie ich's jetzt gesehen habe, um es zu glauben. —

„Ich bin so erleichtert, so erstarkt, so guter Laune — ich hänge den ernstesten Dingen einen kleinen Schwanz von Posse an. Woran hängt das Alles? Sind es nicht die guten Nordwinde, denen ich das verdanke, diese Nordwinde, die nicht immer aus den Alpen kommen? — sie kommen mitunter auch aus Kopenhagen!“ Auch unsrer lieben Mutter schreibt er sehr vergnügt, daß er sich einen eleganten Anzug habe machen lassen: „Ich habe mir vorgenommen, etwas wieder auf mich zu halten und der Nachlässigkeit im Äußern ein Ziel zu setzen. Das scheint mir auch ein Zeichen eines gewissen Fortschrittes in der Besserung meiner Gesundheit? So lange man caput ist, macht man sich nichts draus, ob man auch so aussieht“. So wohl tat es ihm, daß sich ein ausgezeichneter Gelehrter entschloß, über ihn öffentlich zu reden, während allerdings die deutschen Universitäten in mißachtendem Schweigen verharrten! Im Ecce homo schreibt mein Bruder in tiefem Schmerz: „Zehn Jahre: und Niemand in Deutschland hat sich eine Gewissensschuld daraus gemacht, meinen Namen gegen das absurde Stillschweigen zu verteidigen, unter dem er vergraben lag: ein Ausländer, ein Däne war es, der zuerst dazu genug Feinheit des Instinkts und Mut hatte, der sich über meine angeblichen Freunde empörte. . . . An welcher deutschen Universität wären heute Vorlesungen über meine Philosophie möglich, wie sie letztes Frühjahr der damit noch einmal mehr bewiesene Psycholog Dr. Georg Brandes in Kopenhagen gehalten hat? —“.

Ich kann es nicht genug ausdrücken, wie dankbar ich immer Georg Brandes für diesen Entschluß gewesen bin, in jenem Frühjahr Universitäts-Vorlesungen über Nietzsche

zu halten. Man sieht aus den Briefen meines Bruders, wie erfrischend und ermutigend diese Nachricht auf ihn wirkte. Durch die ausländischen Zeitungen ging damals die nachfolgende Notiz, aber deutsche Zeitungen haben sie nicht gebracht, obgleich mein Bruder eine Übersetzung der französischen Notiz an seinen Verleger schickte.

„Es wird den Freunden der Philosophie Friedrich Nietzsche's von Wert sein, zu hören, daß letzten Winter der geistreiche Däne Dr. Georg Brandes einen längeren Cyklus von Vorlesungen an der Kopenhagener Universität dieser Philosophie gewidmet hat. Der Redner, dessen Meisterschaft im Darlegen schwieriger Gedankencomplexe sich nicht erst zu beweisen hatte, wußte eine Zuhörerschaft von mehr als 300 Personen für die neue und verwegene Denkweise des deutschen Philosophen lebhaft zu interessieren: sodaß seine Vorlesungen in eine glänzende Ovation zu Ehren des Redners und seines Thema's ausliefen".

Das Frühjahr 1888 verlebte mein Bruder zum erstenmal in Turin. Er hatte zunächst nur an einen kurzen Aufenthalt gedacht, fühlte sich aber vom dortigen Klima und der Stadt selbst so günstig beeinflußt, daß er dort längere Zeit Aufenthalt nahm. Vor allem waren es aber wohl die guten Nachrichten aus Kopenhagen, die ihn so frohen Herzens machten. Er schreibt über Turin an unsre Mutter: „Endlich bekommt auch meine alte Mutter wieder einen Brief von ihrem Sohn, der in Turin sitzt und die Ohren in die Arbeit versteckt hat. Das ist, wie Du finden wirst, ein gutes Zeichen: denn bisher war an all den Orten, wo ich meine Frühlinge zubrachte, an Arbeit nicht zu denken. Der Geist widerwillig, das Fleisch schwach; der Magen ohne Kraft. Hier giebt es eine herrliche trockne Luft, die ich noch nicht in einer Stadt gefunden habe. Sehr anregend, sehr Appetit machend; es gab Tage, wo ich wie im Engadin zu sein glaubte. Die Nähe des Hochgebirges ist dabei der entscheidende Faktor:

auf drei Seiten von Turin hat man die Schneealpen vor sich. Hübsch in der Ferne, natürlich: aber doch so, daß man mitten in der Stadt direkt in die Hochgebirgs-Welt hineinschaut: wie als ob die Straßen darin endeten. — — Turin ist eine prachtvolle und vornehme Stadt, mit schönen Plätzen und Palästen überhäuft. Groß außerdem: 270,000 Einwohner. Sitz mehrerer Fürsten, auch des obersten Generalstabs, sehr militärisch: sodann Universität; 12 Theater, darunter ausgezeichnete. Die Buchhandlungen für drei Sprachen (italienisch, deutsch und französisch) gleich gut assortiert. —

„Eigentlich ist es die einzige Stadt, in der ich gern lebe. Ihr Stolz sind die herrlichen hochräumigen Portici, Säulen- und Hallengänge, die alle Hauptstraßen entlang laufen, so großartig, wie man im ganzen Europa keinen Begriff hat, überdies weithin die Stadt durchziehend, in einer Gesammtausdehnung von 10020 Meter (d. h. zwei Stunden gut zu marschiren). Damit ist man gegen jedes Wetter geschützt: und eine Sauberkeit, eine Schönheit von Stein und Marmor, daß man wie in einem Salon zu sein glaubt."

Zunächst hatte er sich, wie er an Brandes schreibt, mit freudigster Arbeitskraft an den „Willen zur Macht" begeben, und er scheint an eine neue Gruppierung des gesamten Stoffes gedacht zu haben, was sicherlich der beste Beweis seiner Unternehmungslust und Kraft war. Während dieser Arbeit aber wurde er plötzlich auf ein bestimmtes Thema hingewiesen. Indem er die Modernität prüfte, trat das Problem Richard Wagner ihm besonders nahe. Er hatte zunächst beabsichtigt, dieses Problem im ersten Buch des „Willens zur Macht" in dem Kapitel „Modernität" ausführlich zu behandeln, — daß er es herausgriff und als eine besondere Schrift behandelte, scheint verschiedene Ursachen gehabt zu haben. Schon zwei Jahre früher hatte er die Absicht gehabt, in einer neuen Unzeit-

gemäßen Betrachtung „Musik“ oder „Die Künstler. — Hintergedanken eines Psychologen“ dieses Thema weiter auszuführen. Aus mannigfachen Erfahrungen war es ihm damals schon deutlich geworden, daß es sozusagen seine Pflicht sei, sich darüber von neuem auszusprechen und seine Stellung klar darzulegen. Nach allen Seiten gab es die heillosesten Mißverständnisse, weil die unbelehrte Jugend es für möglich hielt, den „Denker“ Wagner mit dem Philosophen Nietzsche in Übereinstimmung zu bringen. Daß er selbst diesen Irrtum hauptsächlich mit veranlaßt hatte, war ihm vollkommen klar, deshalb schreibt er: „Das Mißverständniß über Richard Wagner ist heute in Deutschland ungeheuer: und da ich dazu beigetragen habe, es zu vermehren, will ich meine Schuld abtragen und versuchen, es zu verringern“.

Die gegenwärtige Generation kann sich gar nicht mehr vorstellen, wie wenig Bedeutendes über Richard Wagner bis 1872, vor dem Eintreten meines Bruders für ihn, gesagt worden ist. Wer, außer den Eingeweihten, dachte damals daran, in Wagner etwas Anderes zu sehen als einen Revolutionär in Bezug auf die Umgestaltung der Oper? Es war meines Bruders Verdienst oder Schuld, wie man es nehmen will, daß Wagner mit dem Begriff einer neuen höheren deutschen Kultur und mit dem Griechentum verknüpft wurde. Der Verfasser der „Geburt der Tragödie“ und der Unzeitgemäßen Betrachtung „Richard Wagner in Bayreuth“ wußte also nur zu gut, daß er selbst einen großen Teil der Schuld an der herrschenden, so verwirrenden höchsten Schätzung Wagner's trug. Jetzt aber sah er, von Jahr zu Jahr immer deutlicher, daß er den Deutschen und vorzüglich dem deutschen Jüngling einen irreführenden Götzen aufgestellt habe, dessen Verehrung gerade die deutschen Fehler: Unklarheit, Schwülstigkeit und Schwerfälligkeit verschlimmerte und sie gar noch zu Tugenden aufbauschte. Nicht etwa, daß

mein Bruder die Verehrung Wagner's aus dem Werdegang des deutschen Jünglings der Gegenwart entfernt haben möchte, im Gegenteil: er verstand sie als einen unerläßlichen Faktor in dessen Entwicklung. So schreibt er an Heinrich v. Stein: „Man hat mir erzählt, daß Sie, mehr als jemand sonst vielleicht, sich Schopenhauern und Wagnern mit Herz und Geist zugewendet haben. Dies ist etwas Unschätzbares, vorausgesetzt, daß es seine Zeit hat.“ Mein Bruder erkannte aber aus hundert Anzeichen, daß nun der Wagner-Kultus seine Zeit gehabt habe, daß er nicht mehr günstig wirke, und daß es gut wäre, wenn der Deutsche seinen düsteren Leidenschaftsrausch, der ihn gewiß während der Zeit des öden flachen Materialismus vieles Tiefe und Ernste gelehrt hatte, überwände und nun auch Sinn und Geist für neue Ideale, d. h. für alles das öffnete, was mein Bruder an Wagner so schmerzlich vermißte, nämlich: „die gaya scienza, die leichten Füße, Witz, Feuer, Anmut, die große Logik, den Tanz der Sterne, die übermütige Geistigkeit, die Lichtschauder des Südens, das glatte Meer, Vollkommenheit“. Er wollte den deutschen Jüngling nicht als düsteren, schwerfälligen, lebenverneinenden Träumer sehen, sondern freudig, lebenbejahend, von dem Leben tausend entzückende Möglichkeiten erhoffend, seinen kraftvollen Willen zu betätigen. Aber ach! wer hörte damals seine Stimme, damals, wo die „Lebensverneinung“ und Décadence wahre Orgien feierte?! Es ergriff ihn die Ungeduld! — Er sah Niemand, der die Lust oder die Fähigkeit besessen hätte, die Probleme des aufsteigenden oder niedergehenden Lebens zu begreifen; er sah mit Schrecken, wie gerade die dekadenten Ideale von der Wagner'schen Kunst gefördert wurden, und diese selbst eben deswegen immer mehr an Autorität gewann. Vor Allem aber empfand er mit dem tiefsten Schmerz, daß die Musik ihren weltverklärenden Charakter verlor und immer mehr „pessimistisch-triste“ wurde.

Im Jahr 1886 hatte er die Niederschriften über Richard Wagner bei Seite gelegt, weil er offenbar vorausgesehen hatte, daß eine spezielle Behandlung des Richard Wagner-Problems, herausgerissen aus seiner gesamten Weltanschauung, zu manchem Mißverständniß von neuem Veranlassung geben könnte. Nun kamen ihm aber von Zeit zu Zeit immer neue Schilderungen aus den Bayreuther Kreisen zu Gesicht, die ihn mit einem wahren Schreck erfüllten. Was machten diese Bayreuther aus Wagner — etwas so Verschwommenes, Geschwollenes, der Wahrheit durchaus Widersprechendes, — wie denn überhaupt die Wagnerianer und nicht Wagner selbst den tiefsten Abgrund zwischen ihn und meinen Bruder gelegt haben. Deshalb schreibt er auch: „Ich habe Richard Wagner mehr geliebt und verehrt als irgend sonst Jemand; und hätte er zuletzt nicht den schlechten Geschmack — oder die traurige Nötigung — gehabt, mit einer mir unmöglichen Qualität von ‚Geistern' gemeinsame Sache zu machen, mit seinen Anhängern, den Wagnerianern, so hätte ich keinen Grund gehabt, ihm schon bei seinen Lebzeiten Lebewohl zu sagen, ihm, dem Tiefsten und Kühnsten, auch Verkanntesten aller Schwer-zu-Erkennenden von heute, dem begegnet zu sein meiner Erkenntniß mehr als irgend eine andre Begegnung förderlich gewesen ist, — vorangestellt, was voransteht: daß seine Sache und meine Sache nicht verwechselt werden wollte und daß es ein gutes Stück Selbst-Überwindung bedurfte, ehe ich dergestalt ‚Sein' und ‚Mein' mit gebührendem Schnitte zu trennen lernte."

Aber diese seltsame Umformung des Bayreuther Meisters machte nicht nur meinen Bruder ungeduldig, sondern auch Andere, die Richard Wagner wirklich gekannt hatten. Es wurde meinem Bruder in jenem Winter oder Frühjahre 1888 eine Botschaft von Hans v. Bülow ausgerichtet, die gleichfalls eine sehr scharfe Kritik des

Bayreuther Kreises enthielt und mit der Aufforderung schloß: „Friedrich Nietzsche sollte doch einmal schreiben, weshalb er von Bayreuth fortgegangen wäre; daraus würde sicherlich viel zu lernen sein; er selbst (Bülow) wolle sich über ein verwandtes Thema äußern."

Ob nun diese Botschaft, die er seinen Aufzeichnungen nach zweimal erhielt, die Anregung zum „Fall Wagner" gegeben hat, ist jetzt nicht mehr festzustellen. Wahrscheinlicher ist, daß seine damalige Beschäftigung mit dem Problem der Modernität, als einem Kapitel des „Willens zur Macht", ihm deutlich gezeigt hatte, daß eine seiner Hauptlehren: die Gegenüberstellung des aufsteigenden Lebens, das sich in der Herrenmoral und der klassischen Kunst zeigt, und des niedergehenden Lebens, das sich als Sklavenmoral und romantische Kunst manifestiert — von Niemand begriffen worden war. Vor Allem aber erkannte er, daß der moderne Mensch diese beiden entgegengesetzten Wertschätzungen in sich hat, und daß eines der markantesten Beispiele dieser Modernität mit allen ihren Widersprüchen und ihren verderblichen Wirkungen Richard Wagner selbst ist. Offenbar hat er nun bei der Durchsicht seiner Niederschriften gesehen, daß gerade dieses Beispiel innerhalb seines Werkes einen allzugroßen Raum einnehmen würde — was sich mit der Ökonomie des ganzen Buches nicht vertrug; so griff er wiederum in die Fülle seiner Aufzeichnungen hinein und schrieb die kleine Schrift „Der Fall Wagner".

Solchen, die nicht unter dem Einfluß von meines Bruders psychologischen Erkenntnissen stehen, ist es kaum begreiflich zu machen, daß er — trotz der scharf pointierten Auseinandersetzungen und der oft wiederkehrenden Worte des Spottes und der Entrüstung — für seine höchste Jugendliebe Richard Wagner bis zum Ende seines Lebens und Denkens immer noch eine tiefe Zuneigung besaß; ja daß gerade die Schärfe seiner Worte dafür

Zeugnis ablegt, wie hoch er ihn gestellt, welche Hoffnung er auf ihn gesetzt hatte und welch bittre Enttäuschung es für ihn gewesen war, daß hier der Tapfersten Einer, ohne sein Ziel zu erreichen, schwächlich der herrschenden Zeitströmung und dem Erfolge entgegenkam und sich vor ihm beugte, anstatt der Zeitströmung ein neues Ziel zu geben. Wie Peter Gast schreibt: „Alle die Hoffnungen, die Nietzsche in der ‚Geburt der Tragödie‘ und in der IV. Unzeitgemäßen an den Namen Wagner geknüpft hatte, wurden mit dem Parsifal in ihr Gegenteil verkehrt: aus dem Atheisten Wagner, der einst mit kühnem Mute ‚die Kunst und die Revolution‘ und ‚Kunst und Klima‘ geschrieben hatte, war ein christlich wehklagender bigot geworden, den selbst seine Autorität Schopenhauer schroff von sich gewiesen hätte.“ Schließlich sieht man sogar deutlich, wenn man meinen Bruder versteht, wie sehr er Wagner immer noch (gewissermaßen objektiv, als Psychologe) bewundert, als das glänzendste und überwältigendste Beispiel für die nach zwei entgegengesetzten Richtungen schielende moderne Seele und deren Bedürfnisse, die sie befriedigt haben will.

Man hat mir öfters gesagt, daß mein Bruder einen bedeutenden Einfluß auf Wagner, trotz seiner Jugend, ausgeübt habe und noch mehr hätte ausüben können. Das sähe man am dritten Akte des Siegfried, der sich so hoch über die ersten erhebt. Auch Wagner hat mir mehrere Male versichert, daß das Kennenlernen meines Bruders ihn zu dieser Musik begeistert habe; und mein Bruder schreibt darüber am 27. April 1883 an Peter Gast: „Zuletzt kam der Tod W a g n e r's. Was riß damit Alles in mir auf! Es ist meine schwerste Probe gewesen, in Bezug auf Gerechtigkeit gegen Menschen — dieser ganze Verkehr und Nicht-mehr-Verkehr mit Wagner; und mindestens hatte ich es zuletzt hierin zu jener ‚Indolenz‘ gebracht, von der Sie schreiben. Was kann freilich melan-

cholischer sein als Indolenz, wenn ich an jene Zeiten denke, wo der letzte Teil des ‚Siegfried‘ entstand! Damals liebten wir uns und hofften Alles für einander — es war wirklich eine tiefe Liebe, ohne Nebengedanken. —“ Und 1886 schreibt er: „Die ‚Geburt der Tragödie‘ hat vielleicht im Leben Richard Wagner's den größten Glücks-Klang hervorgebracht, er war außer sich, und es gibt wunderschöne Dinge in der Götterdämmerung, welche er in diesem Zustande einer unerwarteten äußersten Hoffnung hervorgebracht hat.“

Nur in der Tribschener Zeit ist ein Einfluß auf Wagner möglich gewesen; wehmütig auf Tribschen zurückschauend schreibt mein Bruder 1880: „Ich habe den Mann geliebt, wie er wie auf einer Insel lebte, sich vor der Welt ohne Haß verschloß: so verstand ich es! Wie fern ist er mir geworden, so wie er jetzt, in der Strömung nationaler Gier und nationaler Gehässigkeit schwimmend, dem Bedürfniß dieser jetzigen, durch Politik und Geldgier verdummten Völker nach Religion entgegenkommen möchte! Ich meinte ehemals, er habe nichts mit den Jetzigen zu tun, — ich war wohl ein Narr!“ Und rückblickend auf seine damaligen Ansichten schreibt er in Nietzsche contra Wagner: „Man erinnert sich vielleicht, zum Mindesten unter meinen Freunden, daß ich Anfangs mit einigen Irrtümern und Überschätzungen und jedenfalls als Hoffender auf diese moderne Welt losgegangen bin. Ich verstand — wer weiß, auf welche persönlichen Erfahrungen hin? — den philosophischen Pessimismus des neunzehnten Jahrhunderts als Symptom einer höheren Kraft des Gedankens, einer siegreicheren Fülle des Lebens, als diese in der Philosophie Hume's, Kant's und Hegel's zum Ausdruck gekommen war, — ich nahm die tragische Erkenntniß als den schönsten Luxus unsrer Kultur, als deren kostbarste, vornehmste, gefährlichste Art Verschwendung, aber immerhin, auf Grund ihres Überreichtums, als

ihren erlaubten Luxus. Desgleichen deutete ich mir die Musik Wagner's zurecht zum Ausdruck einer dionysischen Mächtigkeit der Seele; in ihr glaubte ich das Erdbeben zu hören, mit dem eine von Alters her aufgestaute Urkraft von Leben sich endlich Luft macht, gleichgültig dagegen, ob Alles, was sich heute Kultur nennt, damit in's Wackeln gerät. Man sieht, was ich verkannte, man sieht insgleichen, womit ich Wagnern und Schopenhauern beschenkte — mit mir . . ."

In einer späteren Aufzeichnung sagt er unmutig: „Die Musik — um des Himmels willen! halten wir sie fest als Erholung und als nichts Anderes! . . . Um keinen Preis darf sie uns das sein, wozu sie heute, durch den allerverächtlichsten Mißbrauch, geworden ist, ein Aufregungsmittel, ein Peitschenschlag mehr für erschöpfte Nerven, eine bloße Wagnerei! — Nichts ist ungesünder — crede experto! — als der Wagnerische Mißbrauch der Musik, es ist die schlimmste Art Idealismus unter allem möglichen idealistischen Hokuspokus. Ich nehme mir wenig Dinge so übel, als ich mir die Instinkt-Widrigkeit übel nehme, in jungen Jahren schon Wagner verfallen zu sein. Wagner und Jugend — aber das ist so viel wie Gift und Jugend . . . Erst seit sechs Jahren weiß ich wieder, was Musik ist, dank einer tiefen Zurückbesinnung auf meinen hier fast vergessenen Instinkt, dank vor Allem dem unschätzbaren Glück, einen Nächstverwandten im Instinkte zu finden, meinen Freund Peter Gast, den einzigen Musiker, der heute noch weiß, was Musik ist! — Was ich überhaupt von der Musik will? Daß sie heiter und tief ist, wie ein Nachmittag im Oktober. Mild, gütig — nicht heiß . . . Daß sie in der Sonne liegt, daß Alles süß, sonderbar, fein und geistig an ihr ist. Daß sie Bosheiten in den Füßen hat . . . Jeder Versuch in diesen sechs Jahren, mir Wagner ‚zu Gemüte zu führen', mißriet. Ich lief nach jedem ersten Akte, tödlich gelang-

weilt, davon. Wie arm, wie sparsam und klug ist dieses Genie von der Natur angelegt! welche Geduld muß man haben, bis ihm wieder etwas einfällt!“

Ein solches Urteil ging schon 1888, wo die Wagner-Begeisterung anfing Massenartikel zu werden, gegen die öffentliche Meinung. Aber zu welcher Zeit sich auch mein Bruder über Wagner geäußert hat, so hat er stets damit Anstoß erregt. 1872 kostete es ihn seine weitere philologische Universitäts-Karriere, die ihm von allen Seiten glänzend prophezeit worden war: er verlor dadurch seinen Ruf als streng wissenschaftlicher Universitätslehrer. Er schreibt deshalb an Malwida von Meysenbug in einem *nicht* abgesandten Briefe, der den „Fall Wagner“ behandelt: „Ich weiß sehr gut, wie tief ich mich wieder einmal compromittire; aber das ist nur ein Grund, anzugreifen. Als man sich einst mit der Fürsprache *für* Wagner compromittirte, habe ich auch *dazu* den Mut gehabt, — Sie wissen vielleicht nicht, *was* mich die Wagnerei gekostet hat? —“

Sicherlich hat niemand tiefer und anhaltender über das Problem Wagner nachgedacht als mein Bruder, — die große Freundschaft, die er empfand, hat ihn dazu verführt. Es werden Zeiten kommen, wo man es nicht mehr begreift, daß er gewissermaßen *alle* künstlerischen Fragen der Gegenwart daran gemessen hat, und es nicht versteht, wie ein Nietzsche, der Ewigkeitsprobleme aufgerollt hat, die ein Jahrtausend kaum zu lösen vermag, soviel Nachdenken an dieses eine Problem verschwenden konnte. Der Geschmack an einer bestimmten Art Musik verändert sich zuweilen sehr schnell, — sakrale Musik, die mit den Religionskulten zusammenhängt, ausgenommen. Was am längsten auf dieser wechselvollen Erde besteht und Wert hat, das sind Philosophien, Religionen, und was mit ihnen verknüpft ist. Wagner, der mit heißem Bemühen nach dem goldenen Lorbeerkranz ewigen Ruhmes griff,

wußte das wohl; es ist möglich, daß sein Versuch, eine neue Religion zu stiften, diesen Hintergrund hatte. Ein neues Christentum sollte in Bayreuth im Parsifal erblühen, und dessen heilige Kultus-Musik sollte für ewige Zeiten die Parsifalmusik sein. Aber welche seltsame Vorstellung, ein neues Christentum in einem Opernhaus begründen zu wollen! Mein Bruder erstaunte vor allem über die Christen von heutzutage, die sich so etwas gefallen ließen: „Ich bewundere, anbei gesagt, die Bescheidenheit der Christen, die nach Bayreuth gehn. Ich selbst würde gewisse Worte nicht aus dem Munde eines Wagner aushalten. Es giebt Begriffe, die nicht nach Bayreuth gehören ... Wie? ein Christentum, zurechtgemacht für Wagnerianerinnen, vielleicht von Wagnerianerinnen — denn Wagner war in alten Tagen durchaus feminini generis —? Nochmals gesagt, die Christen von heute sind mir zu bescheiden!“ Es ist sehr bedauerlich, daß mein Bruder damals nicht die Fürstin Wittgenstein kennen gelernt hat, er würde vielleicht eine bessere Meinung von den jetzigen Christen gewonnen haben. Diese ernste und konsequente Frau, „une grande chrétienne“, wie die Franzosen sagen, stand mit voller Entrüstung den Parsifal-Aufführungen gegenüber. Ich zitiere aus „Zwei Menschenalter“ von Adelheid von Schorn eine Briefstelle der Fürstin: „Und Parsifal? — Ich zweifle nicht, daß Wagner's Genie die religiöse Stimmung in der Musik mit einer noch nie dagewesenen Intensität wiederzugeben gewußt hat. — Ob aber die gläubigen Christen es gut heißen werden, solch' hohe Kunst zur Parodie ihrer heiligsten Sakramente angewandt zu sehen, ist noch eine Frage ... Kundry, diese Karikatur von der heiligen Magdalena! Dieser Unsinn im ganzen Buch, der die mittelalterliche Dichtung auf solchen absurden Boden stellt! Es wäre aber zu lang, das auseinanderzusetzen, wie dem Heiligsten unseres christlichen Glaubens in's Gesicht

geschlagen wird. — Einmal wird die Reaktion schon kommen . . .“

Übrigens stand mein Bruder der Musik des Parsifal, so sehr er die Tendenz des Textes perhorreszierte, durchaus nicht ablehnend gegenüber; er bewunderte sie und fühlte sogar eine tiefe Verwandtschaft mit den Empfindungen und Kompositionen seiner Jünglingszeit heraus. Wir erlebten eine fast scherzhafte Szene zusammen, die mein Bruder selbst in einem Brief an Peter Gast, Tautenburg den 25. Juli 1882, schildert:

„Sonntags war ich in Naumburg, um meine Schwester ein wenig noch auf den Parsifal vorzubereiten. Da gieng es mir seltsam genug! Schließlich sagte ich: ‚meine liebe Schwester, ganz diese Art Musik habe ich als Knabe gemacht, damals als ich mein Oratorium machte‘ — und nun habe ich die alten Papiere hervorgeholt und, nach langer Zwischenzeit, wieder abgespielt: die Identität von Stimmung und Ausdruck war märchenhaft! Ja einige Stellen, z. B. ‚der Tod der Könige‘, schienen uns Beiden ergreifender als Alles, was wir uns aus dem Parsifal vorgeführt hatten, aber doch ganz parsifalesk! Ich gestehe: mit einem wahren Schrecken bin ich mir wieder bewußt geworden, wie nahe ich eigentlich mit Wagner verwandt bin. — Später will ich Ihnen dieses curiose Faktum nicht vorenthalten, und Sie sollen die letzte Instanz darüber sein, — die Sache ist so seltsam, daß ich mir nicht recht traue. —

„Sie verstehen mich wohl, lieber Freund, daß ich damit den Parsifal nicht gelobt haben will!! — Welche plötzliche Décadence! Und welcher Cagliostricismus! —“

Bei diesem Briefe darf man nicht vergessen, daß mein Bruder nur von dem Klavierauszug spricht; in Bayreuth hat er den Parsifal niemals gehört, jedoch einzelne Teile daraus hie und da in Konzerten — und war entzückt! Er schreibt über eine solche Aufführung des Vorspiels in

Monte Carlo an Peter Gast, Nizza den 21. Januar 1887: „Zuletzt — neulich hörte ich zum ersten Male die Einleitung zum Parsifal (nämlich in Monte Carlo!). Wenn ich Sie wiedersehe, will ich Ihnen genau sagen, was ich da *verstand*. Abgesehn übrigens von allen unzugehörigen Fragen (wozu solche Musik dienen *kann* oder etwa dienen *soll?*), sondern rein ästhetisch gefragt: hat Wagner je Etwas *besser* gemacht? Die allerhöchste psychologische Bewußtheit und Bestimmtheit in Bezug auf Das, was hier gesagt, ausgedrückt, *mitgeteilt* werden soll, die kürzeste und direkteste Form dafür, jede Nuance des Gefühls bis auf's Epigrammatische gebracht; eine Deutlichkeit der Musik als deskriptiver Kunst, bei der man an einen Schild mit erhabener Arbeit denkt; und, zuletzt, ein sublimes und außerordentliches Gefühl, Erlebniß, Ereigniß der Seele im Grunde der Musik, das Wagnern die höchste Ehre macht, eine Synthesis von Zuständen, die vielen Menschen, auch ‚höheren Menschen', als unvereinbar gelten werden, von richtender Strenge, von ‚Höhe' im erschreckenden Sinne des Worts, von einem Mitwissen und Durchschauen, das eine Seele wie mit Messern durchschneidet — und von Mitleiden mit dem, was da geschaut und gerichtet wird. Dergleichen giebt es bei *Dante*, sonst nicht. Ob je ein Maler einen so schwermütigen Blick der Liebe gemalt hat als Wagner mit den letzten Accenten*) seines Vorspiels? —"

Es ist ergreifend, in den intimen Aufzeichnungen meines Bruders zu sehen, wie er immer wieder von neuem versucht, Wagner zu entschuldigen, daß er in den Tendenzen seiner Kunst eine ihm so unsympathische Wendung genommen hat, daß er anstatt mit ihr das Leben zu verklären und zu bejahen, es zu verneinen strebte. Schließlich machte

*) Beim Konzertvortrag wird das Vorspiel, welches keinen eigentlichen Schluß hat, mit dem Glaubensmotiv in der Fassung von Zeile 3 Seite 9 des Klavierauszuges beschlossen.

es mein Bruder auch in diesem Fall wie es fast alle Männer machen, wenn etwas schief geht (Moses hat in der Geschichte des Sündenfalls ein, wie es scheint, für alle Zeiten gültiges Vorbild gegeben): er schob die Schuld auf die Frau: „Der Parsifal Wagners war zu allererst und anfänglichst eine Geschmacks-Condescendenz Wagners zu den katholischen Instinkten seines Weibes, der Tochter Liszts."

Mit der Konzeption des „Falls Wagners" vergingen die letzten Wochen in Turin; da es aber im Anfang Juni in Turin einige sehr heiße Tage gab, so machte sich mein Bruder eilends nach Sils-Maria auf, von wo ihm die Nachricht gekommen war, daß auch dort bereits der Sommer eingezogen wäre. In der Tat traf er auch dort bei seiner Ankunft heißes, fast schwüles Wetter, dann aber kam ein plötzlicher Wetterumschlag; fünf Wochen lang gab es beständig Regen, düsteren Himmel und Kälte. Nachts fror es sogar manchmal, was meinem Bruder außerordentlich schlecht bekam. Sein Zimmer war nicht zu heizen, infolgedessen erkältete er sich stark und bekam eine heftige Influenza mit Augen- und Kopfschmerzen. Da er nun außerdem auf seine großen Wanderungen verzichten mußte und sich natürlich langweilte, so schrieb und las er viel zu viel und übermüdete seine armen Augen. Das Druckmanuskript zum „Fall Wagner" hat er zweimal vollständig abgeschrieben; das erstemal war es mit den von Kälte erstarrten Händen, schmerzenden Augen und „verflucht kritzeliger Feder" so schlecht geschrieben, daß weder der Verleger noch, wie er scherzhaft sagte, er selbst es lesen konnte. Diese ganze Zeit schadete der Gesundheit meines Bruders außerordentlich, denn seine ganze Konstitution war, wie er immer sagte, auf hellen Himmel und Sonnenschein eingerichtet.

Sobald schöne Tage kamen, nahm er seine Arbeit mit voller Arbeitslust, Kraft und Mut wieder auf und schrieb in vier Tagen das ganze Manuskript mit allerhand Ver-

änderungen noch einmal ab und forderte nun, daß es so schnell wie möglich gedruckt würde. Die Inhaltsangabe bringe ich nach einer Zusammenstellung von Peter Gast.

„Der Fall Wagner."

Vorwort. Wagner als künstlerische Synthese der modernen Seelenkräfte, als Resumé der Modernität, der Décadence.

1. Vergleich mit Bizet. Er beschwingt die Seele des Zuhörers, während Wagner sie beschwert.
2. Moralinfreies Sujet der Oper „Carmen".
3. Altjungfernhafte Moral der Deutschen. Wagner weiß ihr auf kluge Art entgegenzukommen.
4. Wagner, ursprünglich Feuerbach'scher Sensualist, wird romantischer Pessimist.
5. Wagner's Kunst krank. Das Brutale, das Künstliche, das Unschuldige (Idiotische) Reizmittel für Erschöpfte.
6. Ausplauderung des innersten Geheimnisses des modernen Musikers.
7. Wagner's Musikstil. Das Kleine (Motiv) wird Herr über's Ganze. Miniaturist ohne Gleichen.
8. Wagner schauspielert Musik, ist kein Musiker von Geburt.
9. Wagner als „Dramatiker" (ist nur Szeniker). Gehalt und Probleme sind dieselben wie die der Pariser décadents.
10. Wagner als Literat. Seine Musik will „bedeuten": er mußte dies theoretisch lehren. Hang zur Durchgeistigung, zur „Idee": hierin Erbe Hegel's.
11. Wagner bedeutet die Heraufkunft des Schauspielers in der Musik. Goldenes Zeitalter der reproduzierenden Künstler. Dressur, Automatismus.
12. a) Das Theater will der Maßstab aller Künste werden.

b) Der schauspielerische Künstler verdirbt den echten.

c) Die Musik wird zu einer Kunst, zu lügen.

Nachschrift. „Was uns Wagner kostet.“

a) Widerstand der Deutschen gegen Wagner. — b) Lust, ihn los zu werden. — c) Der Laien- und Dilettanten-Geschmack obenauf. — d) Wagner schmeichelt den obskurantistischen Trieben. — e) Wagner verdirbt das Weib, die Nerven, das Denken.

Zweite Nachschrift. Gegen Wagner kommen andere zeitgenössische Musiker nicht in Betracht: er ist die ganze Verderbniß: die andern sind hierin nur Halb-und-Halbe.

Epilog.

Aufsteigendes Leben = Herrenmoral = klassische Kunst.

Absteigendes Leben = christliche Moral = Décadence-Kunst.

Der moderne Mensch hat beide entgegengesetzte Moralen in sich: er ist physiologisch ein Widerspruch; er ist „falsch“, schielend. —“

Es hat eine Zeit gegeben, wo es ein tiefer Schmerz für mich war, daß mein Bruder den „Fall Wagner“ geschrieben hatte, denn ich verehrte Wagner von ganzem Herzen. Aber je mehr ich mich in seine Gedankenwelt versenkt habe, desto mehr begreife ich, daß diese Schrift geschrieben werden mußte. Die Unklarheit nnd Verwirrung wäre in's Ungeheuerliche gewachsen; nur war es damals vielleicht noch zu früh. Sicherlich ist sie von niemandem verstanden worden; mein Bruder hörte nicht ein vernünftiges Urteil in der gesamten Presse. „Ein Königreich für ein gescheidtes Wort!“ schreibt er schmerzlich. Das Wunderlichste war, daß die Leute annahmen, die veränderte Stellung meines Bruders zu Wagner stamme sozusagen von gestern. Er sah daraus deutlich, daß niemand seine Bücher gelesen hatte: denn sonst hätte man schon

zehn Jahre lang diese Veränderung bemerkt haben müssen. Deshalb stellt er im Dezember 1888 noch schnell die kleine Schrift „Nietzsche contra Wagner“ zusammen, die im wesentlichen nur von Wagner handelnde Stellen aus seinen bereits seit 1878 veröffentlichten Büchern enthielt. Er nannte sie „Aktenstücke eines Psychologen“. Das Verständnis dieser beiden Schriften hat in den letzten 25 Jahren sehr zugenommen. Manchen von denen, die Wagner früher blind verehrten, scheinen sie jetzt aus dem Herzen geschrieben zu sein. Diese werden auch die nachfolgenden Worte mitempfinden, die mein Bruder im November 1888 über den „Fall Wagner“ schrieb:

„Um dieser Schrift gerecht zu werden, muß man am Schicksal der Musik wie an einer offnen Wunde leiden. — Woran ich leide, wenn ich am Schicksal der Musik leide? Daran, daß die Musik um ihren weltverklärenden, jasagenden Charakter gebracht worden ist, daß sie Décadence-Musik und nicht mehr die Flöte des Dionysos ist . . . Gesetzt aber, daß man dergestalt die Sache der Musik wie seine eigene Sache, wie seine eigene Leidensgeschichte fühlt, so wird man diese Schrift voller Rücksichten und über die Maaßen mild finden. In solchen Fällen heiter sein und sich gutmütig mit verspotten — ridendo dicere severum, wo das verum dicere jede Härte rechtfertigen würde — ist die Humanität selbst. Wer zweifelt eigentlich daran, daß ich, als der alte Artillerist, der ich bin, es in der Hand habe, gegen Wagner mein schweres Geschütz aufzufahren? — Ich hielt alles Entscheidende in dieser Sache bei mir zurück, — ich habe Wagner geliebt. —“

Es ist möglich, daß diese Schrift besser verstanden worden wäre, wenn der Autor mit schwerem Geschütz angegriffen und seine eigne Position verteidigt hätte. Wer jetzt diese Schrift im Verhältnis zu seiner Gesamtanschauung betrachtet, wird aber trotzdem den tiefen Ernst, den leidenschaftlichen Schmerz aus dieser anscheinend spöt-

tisch geschriebenen Anklage herausfühlen. Von dieser persönlichen Erfahrung aber so zu sprechen, wie es ihm wirklich ums Herz war, war meinem so tief empfindenden Bruder nicht möglich. Ein stolzer Krieger verbirgt seine Wunden. Es ist kein Zweifel, daß das Aufgeben des Freundschaftsverhältnisses mit Wagner das bitterste und größte Erlebnis im Leben meines Bruder gewesen ist. Und während ich nun aus seinen intimen Aufzeichnungen, Briefen und Schriften Jahre hindurch diesen Schmerz und diese Enttäuschung herausgefühlt habe, hat auch mich eine gewisse Bitterkeit ergriffen. War diese Trennung nötig? frage ich mich oft. — Als ich im Jahre 1882 zum Parsifal in Bayreuth war, sagte mir Wagner, angefeiert von allen zivilisierten Völkern der Erde, plötzlich: „Seit Ihr Bruder von mir fortging, bin ich allein!" Hätte Wagner nicht so grenzenlos traurig dabei ausgesehen, so würde ich mich erkühnt haben zu sagen: „Aber es war Ihre Schuld". Mir schien es immer, als ob diese Trennung nicht unbedingt nötig gewesen wäre. Man verlangte doch 1878 nichts weiter von Wagner, als daß er Nietzsche mit großem Sinn vollständig freigab. Aber Wagner forderte von seiner Umgebung vollständige Unterwerfung unter seine Ansichten. Das mochte geringeren Geistern gegenüber angewandt sein — Nietzsche gegenüber war es eine Unbescheidenheit. Aber beide haben in ihren Herzen diese Trennung nie überwunden — vielleicht auch Wagner nicht! Überragende Genies haben gewöhnlich keine Ahnung, welche seltene Erscheinung ein Genie überhaupt ist, und daß es noch seltner ist, wenn sich zwei große Geister in inniger Freundschaft zugetan sind. Nach der Trennung mögen die beiden sich zunächst befreit gefühlt und gedacht haben, daß es nicht so schwer sein würde, Ersatz zu finden — sie haben beide nichts gefunden, was sie über den Verlust getröstet hätte. Heinrich von Stein erzählte mir, als wir 1885 und 1886 länger zusammen waren, in rührend

bescheidener Weise, wie sehr er bei Wagner immer das Gefühl gehabt hätte, daß er nach einem Ersatz für die Freundschaft Friedrich Nietzsches gesucht habe: „und dann war er immer enttäuscht!“ Auch mein Bruder hat gesucht, aber jedenfalls in seiner Vereinsamung noch weniger gefunden, als Richard Wagner, denn in dessen Nähe lebten beständig einige ausgezeichnete Menschen. Schließlich meinte mein Bruder, daß ihm Wagner sogar noch die wenigen wegnehme, auf welche er wirken könnte. — Ich glaube, das ist sein tiefster Schmerz gewesen!

Daß es aber noch andre Gründe gab, die Nietzsche von dem Bayreuther Meister und seiner Kunst trennten, wußten manche recht wohl. Als mein Bruder und ich 1878 in Baden-Baden waren, kamen wir auch mit Richard Pohl zusammen. Es entwickelte sich sogleich ein Wagner-Gespräch und gerade aus der Zurückhaltung, die sich mein Bruder dabei auferlegte, erriet Pohl mehr, als uns wünschenswert war. „Jawohl“, rief Pohl zu mir gewandt aus, „der Professor Nietzsche will allein anbeten; und jetzt, wo wir in Scharen kommen, tut er nicht mehr mit.“ Mein Bruder lachte und bemerkte nachher, daß das keine dumme Bemerkung gewesen sei. Jedenfalls schreibt er 1886:

„Es ist kein Zweifel, daß die Wagner'sche Kunst heute auf die Massen wirkt; daß sie das kann — sollte damit nicht über diese Kunst selber etwas ausgesagt sein? — Für drei gute Dinge in der Kunst haben ‚Massen‘ niemals Sinn gehabt, für Vornehmheit, für Logik und für Schönheit — pulchrum est paucorum hominum —: um nicht von einem noch besseren Dinge, vom g r o ß e n S t i l e zu reden. Vom großen Stile steht Wagner am fernsten.“

Aber trotzdem sich der Geschmack meines Bruders mit solcher Entschiedenheit gegen Wagners Kunst im allgemeinen richtete, fand er doch bis zuletzt Worte der Liebe und Bewunderung für einzelnes und für Wagner als großartige Gesamterscheinung. So schreibt er im Ecce homo:

„Von dem Augenblick an, wo es einen Klavierauszug des Tristan gab — mein Compliment, Herr von Bülow! —, war ich Wagnerianer. Die älteren Werke Wagner's sah ich unter mir — noch zu gemein, zu ‚deutsch' . . . Aber ich suche heute noch nach einem Werke von gleich gefährlicher Fascination, von einer gleich schauerlichen und süßen Unendlichkeit, wie der Tristan ist, — ich suche in allen Künsten vergebens. Alle Fremdheiten Lionardo da Vinci's entzaubern sich beim ersten Tone des Tristan. Dies Werk ist durchaus das non plus ultra Wagner's; er erholte sich von ihm mit den Meistersingern und dem Ring. Gesünder werden — das ist ein Rückschritt bei einer Natur wie Wagner . . . Ich nehme es als Glück ersten Rangs, zur rechten Zeit gelebt und gerade unter Deutschen gelebt zu haben, um reif für dies Werk zu sein: so weit geht bei mir die Neugierde des Psychologen. Die Welt ist arm für Den, der niemals krank genug für diese ‚Wollust der Hölle' gewesen ist: es ist erlaubt, es ist fast geboten, hier eine Mystiker-Formel anzuwenden. — Ich denke, ich kenne besser als irgend Jemand das Ungeheure, das Wagner vermag, die fünfzig Welten fremder Entzückungen, zu denen Niemand außer ihm Flügel hatte; und so wie ich bin, stark genug, um mir auch das Fragwürdigste und Gefährlichste noch zum Vorteil zu wenden und damit stärker zu werden, nenne ich Wagner den großen Wohltäter meines Lebens. Das, worin wir verwandt sind, daß wir tiefer gelitten haben, auch aneinander, als Menschen dieses Jahrhunderts zu leiden vermöchten, wird unsre Namen ewig wieder zusammenbringen." — —

Man hat mich öfters gefragt: welche Art Musik wünschte sich denn nun eigentlich Nietzsche? Er hat von „Carmen" immer mit wahrem Entzücken gesprochen und war erschüttert, als er vernahm, daß Georges Bizet so früh gestorben sei, und daß die höchsten Hoffnungen, die er auf diesen

Komponisten setzte, sich nun nicht mehr erfüllen könnten. An Rohde schreibt er über Mozart: „Ein Mensch, der mir gleichgeartet ist, profondement triste, kann es auf die Dauer nicht mit Wagnerischer Musik aushalten. Wir haben Süden, Sonne ‚um jeden Preis‘, helle harmlose unschuldige Mozartische Glücklichkeit und Zärtlichkeit in Tönen nötig. Eigentlich sollte ich auch Menschen um mich haben, von derselben Beschaffenheit, wie diese Musik ist, die ich liebe: solche, bei denen man etwas von sich ausruht und über sich lachen kann.“ Und im Ecce homo schreibt er:

„— Ich sage noch ein Wort für die ausgesuchtesten Ohren: was ich eigentlich von der Musik will. Daß sie heiter und tief ist, wie ein Nachmittag im Oktober. Daß sie eigen, ausgelassen, zärtlich, ein kleines süßes Weib von Niedertracht und Anmut ist . . . Ich werde nie zulassen, daß ein Deutscher wissen könne, was Musik ist. Was man deutsche Musiker nennt, die größten voran, sind Ausländer, Slaven, Croaten, Italiener, Niederländer — oder Juden; im andern Falle Deutsche der starken Rasse, ausgestorbene Deutsche, wie Heinrich Schütz, Bach und Händel. Ich selbst bin immer noch Pole genug, um gegen Chopin den Rest der Musik hinzugeben: ich nehme, aus drei Gründen, Wagner's Siegfried-Idyll aus, vielleicht auch Einiges von Liszt, der die vornehmen Orchester-Accente vor allen Musikern voraus hat; zuletzt noch Alles, was jenseits der Alpen gewachsen ist — diesseits . . . Ich würde Rossini nicht zu missen wissen, noch weniger meinen Süden in der Musik, die Musik meines Venediger maëstro Pietro Gasti. Und wenn ich jenseits der Alpen sage, sage ich eigentlich Venedig. Wenn ich ein andres Wort für Musik suche, so finde ich immer nur das Wort Venedig. Ich weiß keinen Unterschied zwischen Tränen und Musik zu machen, — ich weiß das Glück, den Süden nicht ohne Schauder von Furchtsamkeit zu denken.

An der Brücke stand
jüngst ich in brauner Nacht.
Fernher kam Gesang;
goldener Tropfen quoll's
über die zitternde Fläche weg.
Gondeln, Lichter, Musik —
trunken schwamm's in die
Dämmrung hinaus . . .

Meine Seele, ein Saitenspiel,
sang sich, unsichtbar berührt,
heimlich ein Gondellied dazu,
zitternd vor bunter Seligkeit.
— Hörte Jemand ihr zu? . . .“

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Der Sommer 1888. „Götzendämmerung".

Die Sommermonate 1888 in Sils-Maria mit strömendem Regen, dunkelm Himmel und Wintertemperatur waren für meinen Bruder schwer zu ertragen. Er, der immer daran gewöhnt war, im Freien, im Gehen seine Gedanken zu konzipieren und den ersten Entwurf aufzuzeichnen, mußte sich nun fast immer im Zimmer aufhalten, das nur wenig Luft und Licht und noch andere Unannehmlichkeiten hatte. Er konnte nicht einmal das einzige Fenster beständig offen haben, da die Tapete dann bei der Feuchtigkeit einen dumpfen Geruch annahm; gegen üble Gerüche war mein Bruder sehr empfindlich. Nur weil die Hauswirte jene peinliche Reinlichkeit pflegten, die man im Engadin erfreulicherweise fast immer findet, konnte er es in dem mehr als einfachen Zimmer aushalten. So schlicht sich mein Bruder als der „bescheidene Gelehrte auf Reisen" zu kleiden pflegte, und so sparsam er sich in den Pensionen einrichtete, so war er doch in einem Punkte so anspruchsvoll wie möglich, nämlich in Hinsicht auf Reinlichkeit. Man soll aber ja nicht denken, daß er mit diesem Wanderleben und beständigen Aufenthalt in Fremdenpensionen und dürftigen Mietzimmern zufrieden gewesen wäre. Nein, er legte sich damit wirklich ein Opfer auf, denn sein künstlerischer Sinn wünschte eine harmonische, behagliche Umgebung. Er

war in diesen Dingen hart gegen sich; doch behauptete er, daß er es nur in so wunderbar schönen Gegenden, wie Nizza und Sils-Maria in solch dürftigen Zimmern aushalten könne, weil er dann in der herrlichen Umgebung seine wirkliche Heimat hätte und sein Zimmer nur eine Art Regenschirm sei, wo er aufschreiben konnte, was er sich im Wandern ausgedacht habe. Im Norden, in einer Groß- oder Kleinstadt würde es ihm unmöglich gewesen sein, in derartigen Mietzimmern lange Zeit zu wohnen. Doch hatte er in den letzten Wintern 86/87 und 87/88 in Nizza ein hübsches, behaglich eingerichtetes Zimmer gehabt, das er mit Vergnügen erwähnt. Er hat sich oft empört, daß seine „anspruchsvolle Gesundheit" ihn zwang, in solch kostspieligen Gegenden wie der Riviera und dem Engadin mit seinem bescheidenen Einkommen als pensionierter Professor zu leben, und stellte dann den Widerspruch zwischen seiner Lebensweise und seinen Neigungen fest:

„Die Antinomie meiner Existenz liegt darin, daß alles das, was ich als radikaler Philosoph radikaliter *nötig* habe — Freiheit von Beruf, Weib und Kind, Freunden, Gesellschaft, Vaterland, Heimat, Glauben, Freiheit fast von Liebe und Haß — ich als ebenso viel Entbehrungen empfinde, insofern ich glücklicher Weise ein lebendiges Wesen und kein bloßer Abstraktions-Apparat bin. Ich muß hinzufügen, daß mir in jedem Falle die *solide Gesundheit fehlt* — und daß ich nur in Zeiten der Gesundheit die Last jener Entbehrungen *weniger hart* fühle. Auch weiß ich immer noch nicht die fünf Bedingungen zusammen zu bringen, auf denen ein erträgliches Gleichgewicht meiner labilen Gesundheit sich basieren ließe. Trotzdem wäre es ein verhängnisvoller Fehler, wenn ich, um mir die fünf Bedingungen zu schaffen, mich jener acht Freiheiten beraubte: das ist eine *objektive* Ansicht meiner Lage. —

„Die Sache kompliziert sich, insofern ich außerdem

Dichter bin, wie billig mit den Bedürfnissen aller Dichter: wozu starke Sympathien, glänzender Haushalt und dergleichen gehören (in Bezug auf welche Bedürfnisse ich für mein Leben keine andere Bezeichnung habe als Hundestall-Existenz).

„Die Sache kompliziert sich noch einmal, insofern ich außerdem Musiker bin: so daß mir eigentlich nichts im Leben so viel Freude gemacht hat, wie Musik, selbst meine eigne nicht ausgenommen, und jedenfalls die Musik meines trefflichen maëstro Pietro Gasti." —

Nicht einmal die nachfolgenden vier Wünsche, die er sich notirt, wurden ihm erfüllt: „Ich brauche

a) Jemanden, der meinen Magen überwacht.
b) Jemanden, der mit mir lachen kann und einen ausgelassenen Geist hat.
c) Jemanden, der stolz auf meine Gesellschaft ist und ‚die Anderen' auf der richtigen Façon des Respekts gegen mich erhält.
d) Jemanden, der mir vorliest, ohne ein Buch zu verdummen."

Sicherlich hat mein Bruder vermöge seiner körperlichen und seelischen Feinfühligkeit unter der Ungunst der Verhältnisse mehr gelitten als nötig war, aber er hatte daraus auch die wundervolle Fähigkeit gewonnen, aus dem Gift des Leidens einen Segen zu machen; deshalb wollte er auch nichts von der groben Gefühllosigkeit wissen: „Es ist nichts, hart sein wie ein Stoiker: mit der Unempfindlichkeit hat man sich losgelöst. Man muß den Gegensatz in sich haben — die zarte Empfindung und die Gegenmacht: nicht zu verbluten, sondern jedes Unglück wieder plastisch zum Besten zu wenden". Und später schreibt er: „Ich habe längst bei mir beschlossen, meine eigenen Wünsche und Pläne nicht so wichtig zu nehmen. Gelingt mir das nicht, gelingt mir jenes; und im Ganzen weiß ich nicht, ob ich nicht allem Mißlingen so gut zu Dank verpflichtet

bin, wie irgend welchem Gelingen. Das, was mir Wert und Ertrag des Lebens ausmacht, liegt wo anders". —

Mein Bruder besaß als Gegenkraft zu seiner großen Leidensfähigkeit die Eigenschaft, allen Unannehmlichkeiten eine oder mehrere gute Seiten abzugewinnen. Er konstatiert deshalb auch, auf sein Leben zurückblickend, mit Freuden, daß er unbewußt sich alle Erlebnisse zum Besten gewandt habe: „Im Ganzen habe ich, wie blind im Wasser schwimmend, mich der Reihe nach der mir nötigen Nahrung genähert: zuerst Schärfung des Intellekts, nachher Aufschwung und Aufopferung des Selbst, nachher Gerechtigkeit und Selbständigkeit, nachher umsichtige Milde gegen alles Selbständige. Der Schmerz lehrte mich die verstreute Freude im Dasein zu würdigen, die Partei lehrte mich die Einsamkeit, der Gelehrte in mir trieb mich, den Künstler zu verstehen u. s. w." —

Und 1888 schreibt er mir: „Wer den geringsten Begriff von mir hat, setzt voraus, daß ich mehr erlebt habe, als irgend Jemand. Das Zeugniß davon ist sogar in meinen Büchern geschrieben: die Zeile für Zeile erlebte Bücher aus neuen Reichen des Lebens sind und damit als Substanz einen wirklichen Zuwachs, ein Mehr zum Begriff des Lebens selber darstellen. Ein Gefühl, das mich oft genug überkam und nicht nur im Verkehr mit irgend einem deutschen Gelehrten, der mir mit liebenswürdigem Ernste von sich und seinen kleinen Dingen sprach, war: jeder Tag bringt *dir* mehr als dem sein ganzes Leben bringt! Auch *Schlimmeres*, es ist kein Zweifel!"

Diese überströmende Dankbarkeit gegen das Leben, dieses innere Glück über sich selbst und den notwendigen Gang seiner Entwicklung zeigte sich im Verkehr mit ihm tausendfach! Selbst den Krankheitsjahren 1879/81 gegenüber kann er ein tiefes Gefühl der Dankbarkeit nicht unterdrücken: „Ich habe mich oft gefragt, ob ich den schwersten Jahren meines Lebens nicht tiefer verpflichtet bin, als

irgend welchen anderen. So wie meine innerste Natur es mich lehrt, ist alles Notwendige, aus der Höhe gesehn und im Sinne einer großen Ökonomie, auch das Nützliche an sich, — man soll es nicht nur tragen, man soll es lieben . . . Amor fati: das ist meine innerste Natur. — Und was mein langes Siechtum angeht, verdanke ich ihm nicht unsäglich viel mehr als meiner Gesundheit? Ich verdanke ihm eine höhere Gesundheit, eine solche, welche stärker wird von Allem, was sie nicht umbringt! — Ich verdanke ihm auch meine Philosophie . . .“

Um diese Fülle von Dankbarkeit zu begreifen, muß man sich erinnern, was schon Friedrich Ritschl von ihm in seiner Jugend sagte: „Nietzsche kann Alles, was er will“. Ja, er hat alles gekonnt, was er wollte, und wenn auch seine ungeheure Aufgabe wie ein tiefes gefährliches Meer vor ihm lag, stand er doch nie davor mit dem Gefühl des Unvermögens, die Gefahren nicht bewältigen zu können, sondern zitternd vor Glück und Kraft sich hineinzustürzen, mit der Sicherheit, jene neue Küste zu erreichen.

Nur noch ein wenig mehr Gunst der Verhältnisse, vor allem ein kleiner Kreis geistvoller Jünger, die seine neuen Lehren mit der vollen Begeisterung der Jugend aufnahmen und ihm in seinem ungeheuren Werke beistehen konnten, und er wäre der glücklichste Mensch gewesen, der jemals auf Erden gelebt hat! — Aber war er es vielleicht nicht trotzdem?

Mein Bruder und ich machten einmal — 1883 oder 1885 — einen Herbstspaziergang in das Unstruttal und begneten dort Zigeunern. Ein Weib löste sich von der Truppe und wollte ihm durchaus prophezeien. Mein Bruder gab ihr Geld, wies sie aber zurück. Das Weib wandte sich, mehrfach vorwurfsvoll wiederholend: „Solch ein Glücklicher, solch ein Glücklicher — und ich soll ihm nicht prophezeien!“ — Als ich mit fragenden Blicken ihn

ansah, antwortete er mit lachenden, strahlenden Augen „Das Weib hat Recht, ich bin es auch!" —

Wir wollen, auf seine eigne Behauptung hin, daß jede Philosophie ein unbewußtes Selbstbekenntnis ihres Autors sei, seine eigne Philosophie prüfen. Wir fragen: ist es möglich, daß ein Philosoph den Gedanken der ewigen Wiederkunft konzipiert (und zwar in seiner rigorosesten Form, daß jeder Mensch bis ins kleinste, genau so wie er jetzt ist, wiederkehrt) — wenn er sich nicht trotz aller Leiden instinktiv einer verschwenderischen Fülle der erhabensten Eigenschaften und der glücklichsten und harmonischsten Natur bewußt gewesen wäre? Muß er nicht, als ihm dieser Gedanke zuerst erschien und er mit einem Jauchzen des Glücks und Tränen des Entzückens durch die herrliche Bergwelt des Engadin schweifte, die Stärke seiner Geisteskraft, die aus allem Schweren mit einer neuen und gewaltigen Mächtigkeit hervorbrach, mit tiefster Dankbarkeit empfunden haben, sodaß er mit einem Siegesgefühl ohnegleichen in die Zukunft blickend ausrufen konnte: Ich lege meine Hand auf Jahrtausende! Und wie wäre es möglich gewesen, die Gestalt des Zarathustra zu schaffen, diese Vereinigung von höchster Güte, Schöpfersinn und Schöpferkraft (die natürlich, um Neues zu schaffen, auch zerstören muß), — wenn nicht, wie Rohde immer und immer aufs stärkste betonte, „Zarathustra Nietzsche selbst" wäre?

Nein, gewiß! Zarathustra, der Jünger des Dionysos, wandelte lange Strecken seines Lebens in einem azurnen Glück der Schaffenslust; wer aber diese höchsten Glücksempfindungen kennt, steigt auch in die tiefsten Schächte der Leidensmöglichkeiten — nur hat er auch die Kraft, schnell aus ihnen emporzusteigen.

Wie schnell und beglückt überwand er auch die schrecklichen Wochen des schlechten Wetters und der Influenza. Er schreibt am 11. August an Mrs. Fynn:

„Verehrteste Frau, das war ein Tag, der zehnte August! Das Wetter warm, rein, tiefblau; alles, was ich unternahm, geriet; alle zwei Stunden gab es eine angenehme Überraschung (— darunter ein Privatconcert für mich, von einem ausgezeichneten Musiker aus Hamburg, Herrn von Holden, veranstaltet: er hatte sich ein Stück meines Venediger maëstro Pietro Gasti eingeübt und spielte es sechs Mal hintereinander — auswendig!). Morgens lief ich um den See von Silvaplana herum, Nachmittag war ich hinten im Fextal — dort gab es mindestens 70 Fremde, alle wie im Zustande der Genesung, denn bis vorgestern war das Wetter in der Tat wie eine schwere Krankheit. Und als ich Abends nach Hause komme, überrechnend, was der Tag Gutes gebracht hat, so war er noch nicht einmal am Ende mit seinen Geschenken — ich fand Ihren so gütigen, so liebenswürdigen Brief! Einen so unverdienten Brief! — Aber der Winter war böse für mich, es war eine düstere und traurige Zeit ohne Sonnenschein, weder oben, noch drinnen. Der ganze Aufenthalt in Nizza mißraten. Die Philosophen machen es, wenn sie krank sind, wie die Tiere, sie verstummen, sie verkriechen sich in ihre Höhle. Auch meine alte Freundin Meysenbug mag schön erstaunt sein, seit letztem Herbst nichts von mir gehört zu haben. — Die Hitze in Italien trieb mich schon Anfangs Juni in's Engadin — ich Unglücksmensch! Ein solches Wetter ist nicht zu beschreiben; mein Zustand verschlechterte sich dergestalt, daß er mich an meine traurigsten Zeiten erinnerte. Tiefe Schwäche der Augen, alle paar Wochen ein paar Mal zu Bett, der fatale Kopfschmerz mit seinen fatalen Consequenzen. Da man nicht ausgehen konnte und den Tag im kalten Zimmer durchfröstelte, fand man Nachts nicht einmal Schlaf. Dazu völliger Mangel an Gesellschaft; die Augen zu schwach zum Lesen, Krankheit und Langeweile in Permanenz. Seit drei Wochen ungefähr ist das Wetter anders: nicht gerade

besser, aber wenigstens mit guten, wenn auch kurzen Zwischenakten. Wintertage gab es von größter Strenge, mit eisigen Winden; auch jetzt ist der Gesammt-Charakter der Landschaft durch die große Masse Schnee sehr winterlich. Aber gestern und vorgestern höchste irdische und engadinische Vollkommenheit! —"

Von da an besserte sich das Wetter, wenn es auch schwankend blieb. Auch gab es, wie schon der Anfang des Briefes zeigt, nun angenehme Gesellschaft. Mein Bruder lebte im Sommer 1888 verhältnismäßig gesellig, woran das unbeständige Wetter seinen Anteil hatte. Er ist oft mit Fräulein von Salis zusammen gewesen, die in ihrem kleinen Buch „Philosoph und Edelmensch" vieles Interessante aus dem Sommer erzählt hat. Er spricht sich auch sonst noch über andre Beziehungen sehr erfreut aus: „Eine sehr angenehme Gesellschaft ist mir der Berliner Professor Kaftan und Frau, die mich noch von Basel her gut kennen und zum ersten Mal hier oben sind." — Auch mit andern deutschen Professoren hat er lebhaft verkehrt und spricht sich befriedigt darüber aus.

Im weiteren Verlauf des Sommers ergriff ihn ein wahrer Produktionsrausch. Einige besonders schöne Tage scheint er zu einer letzten Umarbeitung der „Dionysos-Dithyramben" benutzt zu haben. Sie erhielten ihre endgültige Fassung, zuweilen auch einen neuen Namen: „Die Lieder Zarathustras, die er sich selbst zusang, daß er seine letzte Einsamkeit ertrüge".

Aber Weiteres bereitet sich vor, er schreibt am 7. September 1888 an den Verlag C. G. Naumann: „Sehr geehrter Herr Verleger, dies Mal werde ich Ihnen eine Überraschung machen. Sie denken gewiß, daß wir mit Drucken fertig sind: aber siehe da! Soeben geht das allersauberste Ms. an Sie ab, das ich je Ihnen gesandt habe. Es handelt sich um eine Schrift, welche in Hinsicht auf Ausstattung vollkommen den Zwilling zu dem ‚Fall

Wagner' bilden soll. Ihr Titel ist: Müßiggang eines Psychologen.*) Ich habe es nötig, sie jetzt noch herauszugeben, weil wir Ende nächsten Jahres wahrscheinlich daran gehen müssen, mein Hauptwerk, die Umwertung aller Werte, zu drucken. Da dasselbe einen sehr strengen und ernsten Charakter hat, so kann ich ihm nichts Heiteres und Anmutiges hintennach schicken. Andrerseits muß ein Zeitraum zwischen meiner letzten Publikation und jenem ernsten Werke liegen. Auch möchte ich nicht, daß es unmittelbar auf die übermütige Farce gegen Wagner folgte.

„Diese Schrift, deren Umfang nicht beträchtlich ist, kann vielleicht auch in dem Sinne wirken, die Ohren etwas für mich aufzumachen, so daß jenes Hauptwerk nicht wieder solchem absurden Stillschweigen begegnet wie mein Zarathustra. —"

Die Absicht, auch diese Schrift sogleich drucken und veröffentlichen zu lassen, wurde ein wenig geändert, nachdem der „Fall Wagner" wirklich erschienen und von ihm durchgelesen war. Er schreibt darüber an den Verleger:

Sils-Maria, den 15. September 1888.

„Geehrtester Herr Verleger, heute Morgen habe ich die neue Schrift von Anfang bis zu Ende durchgesehn — sie ist fehlerfrei. Ein paar feine Veränderungen, auch hinsichtlich der Zeilen-Anordnung, gehn vermutlich auf Herrn Gast zurück. In der Tat macht die Ausstattung der Schrift den Eindruck, den ich wünschte — ich drücke Ihnen meine volle Anerkennung dafür aus, so gut mich in dieser Hauptsache beraten zu haben. — Daß ich den Epilog hinzuschrieb, scheint mir jetzt der allerglücklichste Einfall: ich habe damit diese Einzelheit ‚den Fall Wagner' in Zusammenhang mit meiner Gesamt-Tendenz gebracht.

„Zuletzt werden die fünf letzten Seiten der Schrift über mich mehr Aufklärung geben, als irgend welche Essays und Abhandlungen zu geben vermöchten, voraus-

*) Wurde später in „Götzendämmerung" umgewandelt.

gesetzt, was vielleicht vorausgesetzt werden darf, daß die Schrift in viele Hände und vor viele Augen kommt.

„Inzwischen habe ich auch Anderes begriffen: daß jetzt eine weitere Publikation absolut unzuläßig ist. Sie würde den Eindruck dieser Schrift stören, brechen, — sie würde die Notwendigkeit, sich einmal nach meinen früheren Schriften umzusehn, eine sehr wünschbare Notwendigkeit, beinahe aufheben. — Nehmen Sie also, wertester Herr Verleger, das übersandte Ms. eine Zeitlang (— sagen wir vorläufig bis Ostern des nächsten Jahrs) in Gewahrsam. Es ist mir lieb, wenn Sie es mir nicht zurückschicken, — man muß, als Denker, sich vor allem Fertigen, Abgemachten zu schützen wissen (— ich habe deshalb fast nie meine eigenen Schriften bei mir —) . . . .

„Eben höre ich, daß auch Hans von Bülow eine Schrift dies Problem betreffend herausgiebt. Sehr erwünscht: wir sind die beiden Einzigen, die Mut und Kenntniß aller Intimitäten des ‚Falls Wagner' besitzen." —

Diese Schrift von Hans von Bülow sollte heißen: „Alt- und Neuwagnerianer", wie ihm nicht nur durch Freiherrn von Gersdorff, sondern auch noch von anderer Seite mitgeteilt worden ist; wenigstens findet sich in seinen Manuskripten eine Antwort an einen Unbekannten, worin er sich für die Mitteilung bedankt, aber hinzufügt, daß sie ihm schon bekannt sei. Von dieser Schrift Hans von Bülow's hat man aber niemals etwas gehört, und seine Witwe glaubt, daß es ein Irrtum sein müsse, da sie sich durchaus nicht erinnern kann, daß davon die Rede gewesen wäre.

Über sein neues Buch schreibt er noch mehrfach an Peter Gast, den 12. September 1888: „Es giebt noch etwas Curioses zu melden. Ich habe vor wenig Tagen Herrn C. G. Naumann wieder ein Manuskript zugesandt, das den Titel führt ‚Müßiggang eines Psychologen'. Unter diesem harmlosen Titel verbirgt sich eine sehr kühn

und präzis hingeworfne Zusammenfassung meiner wesentlichsten philosophischen Heterodoxien: sodaß die Schrift als einweihend und appetitmachend für meine Umwertung der Werte (deren erstes Buch beinahe in der Ausarbeitung fertig ist) dienen kann". Am 27. September schreibt er von Turin aus nochmals an Gast, der wegen des Titels Mißverständnisse befürchtete: „Was den Titel angeht, so kam Ihrem Einwande mein eignes Bedenken sehr human zuvor: schließlich fand ich aus den Worten der Vorrede die Formel, die vielleicht auch Ihrem Bedürfnisse genugtut ... Der neue Titel (der an 3 bis 4 Stellen ganz bescheidne Veränderungen nach sich zieht) soll sein: ‚Götzen-Dämmerung. Oder: wie man mit dem Hammer philosophirt.' Der Sinn der Worte, zuletzt auch an sich erratbar, ist, wie gesagt, das Thema der kurzen Vorrede. —" Und später fügt er hinzu: „In der Tat hat man mich mit dieser Schrift in nuce: sehr Viel auf kleinem Raum."

Auch bei der „Götzendämmerung" hatte er wiederum in das zu seinem theoretisch-philosophischen Hauptwerk vorbereitete Material hineingegriffen, um gewissermaßen einen Auszug aus seiner gesamten Philosophie zu geben — immer wieder von dem Irrtum ausgehend, daß ein solcher Auszug auf sein Hauptwerk vorbereiten könnte. Mir scheint damals diese kleine Schrift aber nur erschreckend und verwirrend gewirkt zu haben.

In der „Götzendämmerung" spricht sich mein Bruder auch über die Deutschen aus, aber mehr wie ein Ausländer. Er fühlte sich durch seinen beinahe zwanzigjährigen Aufenthalt in der Schweiz, Italien und dem südlichen Frankreich seinem Heimatsland vollständig entfremdet, schließlich war aber seine Philosophie auch für alle gebildeten Völker der Erde und nicht nur für die engen Grenzen Deutschlands bestimmt, und deshalb hat er vollkommen Recht, wenn er sagt: „Wer über sich Werte fühlt, die er hundert Mal höher nimmt als das Wohl des ‚Vaterlands', der

Gesellschaft, der Blutsverwandtschaft, Werte, die jenseits der Vaterländer und Rassen stehn, als internationale Werte, — der würde zum Heuchler, wenn er den Patrioten spielen wollte." Er betrachtete sich als einen „guten Europäer".

Aber trotz dieser Gesinnung wußte er doch in der „Götzendämmerung" den Deutschen gerecht zu werden. Ich zitiere nur einen Satz daraus, der ziemlich unbekannt zu sein scheint: „Vielleicht kenne ich die Deutschen, vielleicht darf ich selbst ihnen ein paar Wahrheiten sagen. Das neue Deutschland stellt ein großes Quantum vererbter und angeschulter Tüchtigkeit dar, sodaß es den aufgehäuften Schatz von Kraft eine Zeit lang selbst verschwenderisch ausgeben darf. Es ist *nicht* eine hohe Kultur, die mit ihm Herr geworden, noch weniger ein delikater Geschmack, eine vornehme ‚Schönheit' der Instinkte; aber *männlichere* Tugenden, als sonst ein Land Europa's aufweisen kann. Viel guter Mut und Achtung vor sich selber, viel Sicherheit im Verkehr, in der Gegenseitigkeit der Pflichten, viel Arbeitsamkeit, viel Ausdauer — und eine angeerbte Mäßigung, welche eher des Stachels als des Hemmschuhs bedarf. Ich füge hinzu, daß hier noch gehorcht wird, ohne daß das Gehorchen demütigt. ... Und niemand verachtet seinen Gegner . . ."

Er hatte auch viele Einwände zu machen, die in dem weiteren Verlauf der Betrachtung „Was den Deutschen abgeht", zum Ausdruck kommen. Trotz seiner Vorliebe für Frankreich war er nicht so französisch gesinnt, wie man es heute an manchen Orten annimmt. Das Getriebe der Parteien schien ihm in Frankreich in den achtziger Jahren schon sehr unangenehm, sogar noch unangenehmer wie in Deutschland. Was er an Frankreich besonders liebte, das war das alte Frankreich *vor* der Revolution, und dann der wundervollste Gegensatz zur Revolution: Napoleon. Immerhin hat er auch dem gegenwärtigen Frankreich noch immer das große Vorrecht zugestanden,

die Heimat der Kunst, des guten Stils, der höheren Bildung und der Psychologie zu sein. Er schreibt über das, was er gern liest: „Eine kleine Anzahl älterer Franzosen ist es, zu denen ich immer wieder zurückkehre: ich glaube nur an französische Bildung und halte Alles, was sich sonst in Europa ‚Bildung‘ nennt, für Mißverständniß, nicht zu reden von der deutschen Bildung . . . Die wenigen Fälle hoher Bildung, die ich in Deutschland vorfand, waren alle französischer Herkunft, vor Allem Frau Cosima Wagner, bei weitem die erste Stimme in Fragen des Geschmacks, die ich gehört habe. — Daß ich Pascal nicht lese, sondern liebe, als das lehrreichste Opfer des Christentums, langsam hingemordet, erst leiblich, dann psychologisch, als die ganze Logik dieser schauderhaftesten Form unmenschlicher Grausamkeit; daß ich Etwas von Montaigne's Mutwillen im Geiste, wer weiß? vielleicht auch im Leibe habe; daß mein Artisten-Geschmack die Namen Molière, Corneille und Racine nicht ohne Ingrimm gegen ein wüstes Genie wie Shakespeare in Schutz nimmt: das schließt zuletzt nicht aus, daß mir nicht auch die allerletzten Franzosen eine charmante Gesellschaft wären. Ich sehe durchaus nicht ab, in welchem Jahrhundert der Geschichte man so neugierige und zugleich so delikate Psychologen zusammenfischen könnte, wie im jetzigen Paris: ich nenne versuchsweise — denn ihre Zahl ist gar nicht klein — die Herren Paul Bourget, Pierre Loti, Gyp, Meilhac, Anatole France, Jules Lemaître, oder um Einen von der starken Rasse hervorzuheben, einen echten Lateiner, dem ich besonders zugetan bin, Guy de Maupassant. Ich ziehe diese Generation, unter uns gesagt, sogar ihren großen Lehrern vor, die allesammt durch deutsche Philosophie etwas verdorben sind (Herr Taine z. B. durch Hegel, dem er das Mißverständniß großer Menschen und Zeiten verdankt). So weit Deutschland reicht, verdirbt es die Cultur. Der Krieg erst hat den

Geist in Frankreich ‚erlöst'. Stendhal, einer der schönsten Zufälle meines Lebens — denn Alles, was in ihm Epoche macht, hat der Zufall, niemals eine Empfehlung, mir zugetrieben — ist ganz unschätzbar mit seinem vorwegnehmenden Psychologen-Auge, mit seinem Tatsachen-Griff, der an die Nähe des größten Tatsächlichen erinnert (ex ungue Napoleonem); endlich nicht am wenigsten als ehrlicher Atheist — eine in Frankreich spärliche und fast kaum auffindbare Species — Prosper Mérimée in Ehren."

Seine Bevorzugung der Franzosen darf uns aber nicht verwundern und zu schmerzlich sein, gönnte er sich doch öfter „eine herzhafte Vaterländerei" und sagte dann: „Ich liebe die Deutschen." Nur war dies damals sozusagen eine unglückliche Liebe, d. h. eine solche ohne jede Gegenliebe, und sein Zorn deshalb der eines in seiner Liebe Gekränkten.

Im Jahre 1888, das so überreich war an Tagen höchster Schaffenslust, hat er gewiß oft das höchste Schöpferglück empfunden. Wer aber ein solches Glück kennt, kennt auch den tiefsten Schmerz, wenn niemand in seinem Vaterland die köstlichen Gaben seiner höchsten Schaffensstunden annehmen will und wenn er dort, wo er verehrt und verstanden werden sollte, nur vergessen und verhöhnt wird.

„Zehn Jahre dahin —,
und kein Tropfen erreichte dich?
kein feuchter Wind? kein Tau der Liebe?
Aber wer sollte dich auch lieben,
du Überreicher?
Dein Glück macht rings trocken,
macht arm an Liebe
— ein regenloses Land . . .
Niemand dankt dir mehr,
Du aber dankst Jedem,
der von dir nimmt:

daran erkenne ich dich,
du Überreicher,
du Ärmster aller Reichen!
Du opferst dich, dich quält dein Reichtum —
du gibst dich ab,
du schonst dich nicht, du liebst dich nicht:
die große Qual zwingt dich allezeit,
die Qual übervoller Scheuern, übervollen Herzens —
aber Niemand dankt dir mehr . . ."

In den Schulbüchern lernt man eine Fabel, daß das Genie das Urteil der Menge verachtet, daß die der Unsterblichkeit Geweihten mit dem unerschütterlichen Glauben an sich selbst auch an die Zukunft ihres Ruhmes glauben, daß ihnen die Mißgunst des Vaterlandes nur ein Stachel mehr gewesen sei, sie auf der Ruhmesbahn vorwärts zu treiben. Aber man vergißt die Jugend zu lehren, wie grenzenlos der Genius in einer solchen Vereinsamung leidet: er spricht — tiefes Schweigen, es ist als ob er in einen luftleeren Raum spräche; er spricht lauter, schärfer, leidenschaftlicher — die Landsleute zucken höhnisch die Achseln. In der Seligkeit des Schaffens ist er der starke Held, der alles überwindet und nach keinem Genossen fragt: aber es kommen Tage, wo er sich nach Verständnis für das Geschaffene sehnt, ja danach schreit. Es gibt dunkle Stunden, wo der Genius an sich selbst zu zweifeln beginnt, wo er auf seinen schauerlich einsamen und gefahrvollen Weg, der vor ihm liegt, mit Zittern und Zagen blickt, und ihn deshalb ein einziges verständnisvolles Wort (nicht etwa ein beleidigendes Mitleid), ein warmer treuer Händedruck mit Trost und Dankbarkeit erfüllen würde. Mein Bruder hat unter dem toten Schweigen und eisigen Mißverstehn seines Vaterlandes tief gelitten, wenn er den Schmerz auch zu verbergen trachtete.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Die letzte Arbeitszeit.

In der zweiten Hälfte des September ward das Wetter wieder schrecklich und hinderte meinen Bruder am Abreisen: „Daß der Schluß meines Silser Aufenthaltes mir noch die schwerste Geduldsprobe auferlegen würde, habe ich mir nicht träumen lassen. Ein unerhörtes Hochwasser-Wetter seit einer Woche: Alles überschwemmt; Tag und Nacht strömt es, mit Schnee untermischt. In vier Tagen allein sind 220 mm Niederschlag gefallen (während der Monats-Durchschnitt hier 80 mm zu sein pflegt)." Und am 16. September schreibt er: „.... Alle Welt glaubt mich abgereist. Ich wäre es gern: aber was hilft es! Die ‚höhere' Naturgewalt, nachdem sie mich den ganzen sogenannten Sommer hindurch hier oben maltraitirt hat, hält mich zuletzt noch hier oben fest. Ich schrieb heute nach Turin, wo ich mich angemeldet hatte, ‚Non si può partire. Grandi inondazioni. La ferrovia Chiavenna-Colico molte volte interrotta'. — Der Postmeister will mir melden, wenn Alles in Ordnung ist: eine Woche sitze ich wohl noch fest." Das war auch beinahe so, denn er ist erst am 22. September in Turin angekommen und schreibt am 27. September: „Meine Reise hatte Schwierigkeiten und Geduldsproben schlimmer Art: ich kam Mitternachts erst nach Mailand. Das Bedenklichste war eine lange Passage Nachts in Como durch überschwemmtes

Terrain auf einem ganz schmalen Holzbrett-Brückchen — bei Fackelbeleuchtung! Ganz wie gemacht für mich Blindekuh! — Durch die schlaffe und widrige Luft der Lombardei erschöpft, kam ich in Turin an; aber seltsam! wie im Ruck war Alles in Ordnung. Wunderbare Klarheit, Herbstfarben, ein exquisites Wohlgefühl auf allen Dingen."

Mein Bruder hatte den unfreiwilligen Aufenthalt in Sils-Maria aber noch zur Fortsetzung seiner Arbeit in ausgiebigster Weise benutzt. Er schreibt mir am 14. September 1888: „Mein liebes Lama, sehr anders als es mein Wunsch war, komme ich erst am Schluß meines Engadiner Sommers (—? —) dazu, Dir zu schreiben. Es gieng dies Jahr in allen Stücken sehr außergewöhnlich zu: man konnte nichts versprechen, nichts beschließen. Dabei kam meine Gesundheit recht in die Brüche; und als es wieder besser gieng, habe ich den großen Zeitverlust für meine Aufgabe durch eine umso angespanntere Arbeit auszugleichen gesucht. Nun ist wirklich Etwas erreicht: und ich kann zu menschenfreundlicheren Arbeiten und selbst zu Briefen mir wieder Zeit nehmen. . . .

„Von mir wäre zu erzählen, daß zu den bewiesenen Orten Nizza und Sils ein dritter als Zwischenakt hinzugekommen ist: Turin. Klimatisch und menschlich der mir sympathischste Ort, den ich bisher gefunden habe. Großstadt, aber ruhig, vornehm, aristokratisch, Universität, gute Bibliotheken, sehr viel Entgegenkommen für mich, ausgezeichnete Theater-Verhältnisse — und sehr billige Preise. Kost und Luft, Wasser und Spaziergänge — alles vollkommen nach meinem Geschmack. Die größeren Buchhandlungen dreisprachig (französisch, deutsch, italienisch, sodaß ich für neue wissenschaftliche Litteratur dort bei weitem besser daran bin als in Leipzig selbst.) Der Ring von Hochgebirge, der auf drei Seiten Turin einschließt, hält dieselbe trockne und dünne Luft aufrecht, wie sie, aus gleichen Gründen, Sils und Nizza haben. Da ich

mitten in der entscheidenden Arbeit meines Lebens bin, so ist mir eine vollkommne Regel für eine Anzahl Jahre die erste Bedingung. Winter Nizza, Frühling Turin, Sommer Sils, zwei Herbstmonate Turin — dies ist der Plan. Entsprechend ist auch meine Diät normal gemacht, d. h. absolut persönlich, und den eigensten Bedürfnissen gemäß eingerichtet. Dazu gehört natürlich die Emancipation von jedem Essen in Gesellschaft. Der Erfolg des allmählich von mir ausprobirten optimum von Existenz zeigt sich in einer enormen Steigerung der Arbeitskraft. Die drei Abhandlungen vom vorigen Sommer*), denen Ihr die Ehre Eurer Anteilnahme geschenkt habt, sind in weniger als 25 Tagen beschlossen, ausgeführt und druckfertig fortgeschickt worden. Dasselbe habe ich diesen Sommer, bei dem ersten Umschwung zum Bessern, noch einmal geleistet.**) In Turin ist, mit spielender Leichtigkeit, ein entscheidendes Stück Musiker-Psychologie zu Stande gekommen, das Euch diesen Herbst zugehen wird. Auch von der Umwertung aller Werte giebt es, beinahe wenigstens, das erste Buch. — Diese Nachrichten sind nicht schlecht, nicht wahr? mein liebes Lama? — Der Haken liegt darin, daß ich meine Schriften selbst drucken lassen muß — und daß die Zeit für immer vorbei ist, wo es zwischen mir und der Gegenwart irgend noch ein anderes Verhältniß gäbe als Krieg auf's Messer! — Mit diesem etwas indianerhaft geratenen Schluß grüßt und umarmt Dich, mein liebes Lama, Dein Bruder Fritz. — Das Herzlichste an Deinen Bernhard. —"

In diesem Brief schreibt er mir zum ersten Mal von einem Werk, das „Umwertung aller Werte" heißt. Sein philosophisch-theoretisches Hauptwerk war bis dahin immer „Wille zur Macht" genannt worden und trug nur als Untertitel die Beifügung: „Versuch einer Umwertung aller

*) „Genealogie der Moral".

**) „Götzendämmerung".

Werte". Nach der Vollendung der „Götzendämmerung" wird der Untertitel zum alleinigen Haupttitel, und zwar findet nicht nur eine Titelumänderung statt, sondern auch eine vollständige Verschiebung des Inhalts. Er nimmt nur einen Teil des ungeheuren Stoffes, und zwar aus dem Inhalt des zweiten Buches des „Willens zur Macht" die Kapitel: Kritik des Christentums, der Moral und der Philosophie, und aus dem vierten Buche, Zucht und Züchtung, die Kapitel: Dionysos und Ewige Wiederkunft, und beabsichtigt daraus das neue Werk „Umwertung aller Werte" zu formen. Aber er läßt, wie es scheint, den Inhalt des I. und III. Buches fast vollständig bei Seite. Wir dürfen also die „Umwertung aller Werte", wie sie mit dem I. Buch, dem „Antichrist" beginnt, wiederum nur als einen Teil seines großen philosophisch-theoretischen Hauptwerks, das er den „Willen zur Macht" genannt hat, betrachten. Die vier Bücher dieses neuen Werkes hießen: I. Der Antichrist, Versuch einer Kritik des Christentums; II. Der freie Geist, Kritik der Philosophie als einer nihilistischen Bewegung; III. Der Immoralist, Kritik der verhängnißvollsten Art von Unwissenheit, der Moral; IV. Dionysos, Philosophie der Ewigen Wiederkunft. Davon ist nur der „Antichrist" im September 1888 fertig geschrieben; zu den andern Büchern gibt es nur wenige direkt dafür bestimmte Aufzeichnungen.

Ich lege besonderen Akzent darauf, hervorzuheben, daß mein Bruder den „Antichrist" nicht selbst veröffentlicht hat, und daß er wahrscheinlich ursprünglich in einer milderen Tonart niedergeschrieben wurde. Ich will damit nicht behaupten, daß, wenn diese Schrift von ihm selbst herausgegeben worden wäre, sie andere Grundzüge getragen hätte, aber ich glaube, daß, in einem ruhigeren Gemütszustand verfaßt, der Inhalt vielmehr der Ausdrucksweise von „Jenseits von Gut und Böse" entsprochen haben würde. Dort vergaß er nämlich nie zu erwähnen, welche Wohl-

tat das Christentum als Religion für die große Masse immer gewesen ist und noch sein kann.

Es ist wohl wünschenswert, über die Stellung meines Bruders zum Christentum noch einiges Persönliche aus seinem Leben hinzuzufügen. Bei der zarten Rücksicht, die er auf seine Umgebung nahm, ist es begreiflich, daß er sich im allgemeinen wenig darüber ausgesprochen hat. 1871, in der Zeit seiner Schopenhauer-Verehrung, schreibt er an Freiherrn von Gersdorff:

„Jene Auseinandersetzung über Religion und Philosophie, von der Du mir erzählst, gehört gewiß zu den traurigsten Notwendigkeiten des Lebens: ist man einmal dazu getrieben, so wappne man sich mit Weisheit und Milde. Es ist so überaus schwer, bei solchen Anfechtungen, von aller Bitterkeit sich frei zu halten: während doch, bei der großen Dunkelheit des Daseins, hier das eigentliche Bereich des Mitleidens ist. Betone nur immer durch die Tat Deine innerste Übereinstimmung mit dem Dogma der Liebe und des Mitleidens. — Das ist die feste Brücke, die auch über solche Klüfte geschlagen werden kann.

„Auch ist es eine edle Kunst, in solchen Dingen zur rechten Zeit zu schweigen. Das Wort ist ein gefährliches Ding und selten bei derartigen Anläßen das rechte. Wie Vieles darf man nicht aussprechen! Und gerade religiöse und philosophische Grundanschauungen gehören zu den pudendis. Es sind die Wurzeln unseres Denkens und Wollens: deshalb sollen sie nicht an's grelle Licht gezogen werden. —"

Dazu hatte er eine wirkliche Vorliebe für aufrichtige fromme Christen. Gerade das letztere werden ihm alle die bezeugen, die mit ihm zusammen in Basel gewesen sind. Er stand den Frömmsten der Frommen, die mit ihrem Christentum wirklich Ernst machten, in herzlicher Zuneignung gegenüber und sie ihm. Er schreibt deshalb: „Wenn ich dem Christentum den Krieg mache, so steht

dies mir zu, weil ich von dieser Seite aus keine Fatalitäten und Hemmungen erlebt habe, — die ernstesten Christen sind mir immer gewogen gewesen. Ich selber, ein Gegner des Christentums de rigueur, bin ferne davon, es dem Einzelnen nachzutragen, was das Verhängniß von Jahrtausenden ist —." Es war rührend, daß einer dieser aufrichtigsten Christen, Herr Adolf V . . . ., mir sagte, daß es ein Vorwurf für das gegenwärtige Christentum wäre, daß ein Mensch wie mein Bruder kein frommer Christ sein könnte. Es hat ihm auch keine Ruhe gelassen, und einmal ist er noch um zehn Uhr nach dem Abendgebet zu meinem Bruder gekommen, um ihn zu bekehren. Aber diese ausgezeichneten frommen Menschen vergaßen, daß alles, was sie ihm sagen konnten, er schon als Kind und Knabe ebenso tief und innig empfunden hatte. Er schreibt später einmal: „mit zwölf Jahren habe ich Gott in seinem Glanze gesehen", — und vielleicht war gerade seine tiefe Frömmigkeit und Religiosität, die in dem gegenwärtigen Christentum keine Befriedigung finden konnte, der Grund, daß er schon von seiner Jünglingszeit an ihm fern und immer ferner gegenübertrat. Er hat, wie er oft betonte, deshalb keine Kämpfe durchgemacht, aber es war ihm ungemein schmerzlich, den Glauben an Gott aufgeben zu müssen. „Vielleicht sind wir heute deshalb die gründlichsten Atheisten, weil wir am längsten uns gesträubt haben, es zu sein." Und niemals ist mit innigeren Worten der Verlust des Glaubens an den christlichen Gott beklagt worden, als mein Bruder es getan hat. Er schreibt deshalb im Frühjahr 1882:

„Excelsior! — Du wirst niemals mehr beten, niemals mehr anbeten, niemals mehr im endlosen Vertrauen ausruhen — du versagst es dir, vor einer letzten Weisheit, letzten Güte, letzten Macht stehen zu bleiben und deine Gedanken abzuschirren — du hast keinen fortwährenden Wächter und Freund für deine sieben Einsamkeiten

— du lebst ohne den Ausblick auf ein Gebirge, das Schnee auf dem Haupte und Gluten in seinem Herzen trägt, — es giebt für dich keinen Vergelter, keinen Verbesserer letzter Hand mehr — es giebt keine Vernunft in dem mehr, was geschieht, keine Liebe in dem, was dir geschehen wird, — deinem Herzen steht keine Ruhestatt mehr offen, wo es nur zu finden und nicht mehr zu suchen hat, — du wehrst dich gegen irgend einen letzten Frieden, du willst die ewige Wiederkehr von Krieg und Frieden: — Mensch der Entsagung, in Alledem willst du entsagen? Wer wird dir die Kraft dazu geben? Noch hatte Niemand diese Kraft!" —

Aber schon damals deutete er seine höchste Hoffnung an: welcher Gewinn für die Menschheit aus diesem schwersten Verlust entstehen könnte: „Es giebt einen See, der es sich eines Tages versagte, abzufließen, und einen Damm dort aufwarf, wo er bisher abfloß: seitdem steigt dieser See immer höher. Vielleicht wird gerade jene Entsagung uns auch die Kraft verleihen, mit der die Entsagung selber ertragen werden kann; vielleicht wird der Mensch von da an immer höher steigen, wo er nicht mehr in einen Gott ausfließt." —

Verhaßt waren ihm alle jene unklaren Auseinandersetzungen über das Christentum, die in ihrem Urteil auf Wissenschaftlichkeit Anspruch machten und dabei jede logische Schlußfolgerung vermissen ließen. Als er eines Tages von der Kanzel herab sozusagen Schopenhauerische Philosophie predigen hörte, — ich meine Schopenhauer in die christlichen Lehren und Vorstellungen hineininterpretiert —, konnte er sich bei aller Bewunderung für den Philosophen und jenen Prediger, den er als Persönlichkeit hochachtete, des peinlichen Gefühls nicht erwehren, daß damit doch eine Täuschung verbunden sei. Alle diese Künste, mit dem heutigen Christentum die verschiedenartigsten religiösen Vorstellungen zu vermischen und sich

deshalb damit einverstanden zu erklären, waren seiner intellektuellen Rechtschaffenheit zuwider. Jedenfalls ist eine der Wurzeln, aus welcher seine Stellung zum Christentum hervorgewachsen ist, gerade diese seine ererbte Redlichkeit und Rechtschaffenheit. „Das Christentum meiner Vorfahren zieht in mir seinen Schluß, — eine durch das Christentum selber großgezogene, souverän gewordene Strenge des intellektuellen Gewissens wendet sich gegen das Christentum: in mir richtet sich, in mir überwindet sich das Christentum."

Er hat dem Christentum viel Nachdenken geschenkt — soviel, daß er glaubte, seine Freunde und Bekannten damit zu ermüden; so schreibt er einmal an Peter Gast: „Mir fiel ein, lieber Freund, daß Ihnen an meinem Buche die beständige innerliche Auseinandersetzung mit dem Christentume fremd, ja peinlich sein muß; es ist aber das beste Stück idealen Lebens, welches ich wirklich kennen gelernt habe; von Kindesbeinen an bin ich ihm nachgegangen, in viele Winkel, und ich glaube, ich bin nie in meinem Herzen gegen dasselbe gemein gewesen. Zuletzt bin ich der Nachkomme ganzer Geschlechter von christlichen Geistlichen." Er hat immer mit Stolz seiner frommen Vorfahren und mit Ehrfurcht der wahren Christen gedacht: „Die beiden vornehmsten Formen Mensch, denen ich leibhaftig begegnet bin, war der vollkommene Christ — ich rechne es mir zur Ehre, aus einem Geschlechte zu stammen, das in jedem Sinne Ernst mit seinem Christentum gemacht hat — und der vollkommene Künstler des romantischen Ideals, welchen ich tief unter dem christlichen Niveau gefunden habe: es liegt auf der Hand, daß, wenn man diesen Formen den Rücken gekehrt hat, weil sie Einem nicht genügen, man nicht leicht in einer anderen Art Mensch von heute sein Genüge findet, — insofern bin ich zur Einsamkeit verurteilt."

Es ist vollständig unrichtig, daß mein Bruder das

Christentum gehaßt habe — ich meine jene milde und schöne Jesus-Lehre, die für den Mühseligen und Beladenen ein solcher Trost sein kann, die übrigens keine Glaubenslehre, sondern eine Anweisung zum Handeln ist, wie mein Bruder so richtig erkannt hat. Daher auch seine Vorliebe für den Katholizismus, der nicht nur eine Rangordnung der Seelen anerkennt, sondern auch „die guten Werke“ betont und nicht wie der Protestantismus den Hauptakzent auf den so unkontrollierbaren „Glauben“ legt.

Er schätzte die Wirkung der religiösen Erhebung auf Schwache und Leidende gerade bei dem Christentum und dem Buddhismus sehr hoch und findet dafür so schöne Worte: „Religion und religiöse Bedeutsamkeit des Lebens legt Sonnenglanz auf solche immergeplagte Menschen und macht ihnen selbst den eignen Anblick erträglich, sie wirkt, wie eine epikurische Philosophie auf Leidende höheren Ranges zu wirken pflegt, erquickend, verfeinernd, das Leiden gleichsam ausnützend, zuletzt gar heiligend und rechtfertigend. Vielleicht ist am Christentum und Buddhismus nichts so ehrwürdig als ihre Kunst, noch den Niedrigsten anzulehren, sich durch Frömmigkeit in eine höhere Schein-Ordnung der Dinge zu stellen und damit das Genügen an der wirklichen Ordnung, innerhalb deren sie hart genug leben, — und gerade diese Härte tut not! — bei sich festzuhalten.“

Bis zum Ende seines Denkens hat er eine zarte Liebe für den Stifter des Christentums behalten, und sein ganzer Zorn wendet sich gegen Paulus und solche, die ihm ähnlich sind, welche er dafür verantwortlich macht, die milde Lehre des Bergpredigers für die Niedriggeborenen in ihr Gegenteil verkehrt und sie zu einer Weltreligion gemacht zu haben, die alle vornehmen Werte und alle vornehm gearteten, starken und mächtigen Menschen schädigen mußte und geschädigt hat. Dafür kann er nicht

Worte der Entrüstung genug finden! Deshalb schreibt er im „Jenseits von Gut und Böse“:

„Wer aber mit umgekehrten Bedürfnissen, nicht epikureisch mehr, sondern mit irgend einem göttlichen Hammer in der Hand auf diese fast willkürliche Entartung und Verkümmerung des Menschen zuträte, wie sie der christliche Europäer ist (Pascal zum Beispiel), müßte er da nicht mit Grimm, mit Mitleid, mit Entsetzen schreien: ‚Oh ihr Tölpel, ihr anmaßenden mitleidigen Tölpel, was habt ihr da gemacht! War das eine Arbeit für eure Hände! Wie habt ihr mir meinen schönsten Stein verhauen und verhunzt! Was nahmt ihr euch heraus!‘ — Ich wollte sagen: das Christentum war bisher die verhängnißvollste Art von Selbst-Überhebung. Menschen, nicht hoch und hart genug, um am Menschen als Künstler gestalten zu dürfen; Menschen nicht stark und fernsichtig genug, um, mit einer erhabnen Selbst-Bezwingung, das Vordergrund-Gesetz des tausendfältigen Mißratens und Zugrundegehns walten zu lassen; Menschen, nicht vornehm genug, um die abgründlich verschiedne Rangordnung und Rangkluft zwischen Mensch und Mensch zu sehn: — solche Menschen haben, mit ihrem ‚Gleich vor Gott‘, bisher über dem Schicksale Europa's gewaltet, bis endlich eine verkleinerte, fast lächerliche Art, ein Heerdentier, etwas Gutwilliges, Kränkliches und Mittelmäßiges herangezüchtet ist, der heutige Europäer . . .“

Von Jahr zu Jahr steigerte sich die Besorgnis meines Bruders um die Zukunft der Menschheit, daß sie immer kleinlicher und kümmerlicher würde. Um also die zornige Stimmung begreifen zu können, die aus dem „Antichrist“ spricht, muß man sich immer die zwei Hauptpunkte vor Augen halten, die die Empfindungen meines Bruders dem Christentum gegenüber bestimmen. Der eine ist der, daß durch die Aufrichtung des christlichen Ideals als alleiniges Ideal den stärker geratenen Ausnahmen und Glücksfällen

des Typus Mensch der Untergang droht. „Was wir am Christentum bekämpfen? Daß es die Starken zerbrechen will, daß es ihren Mut entmutigen, ihre schlechten Stunden und Müdigkeiten ausnützen, ihre stolze Sicherheit in Unruhe und Gewissensnot verkehren will, daß es die vornehmen Instinkte giftig und krank zu machen versteht, bis sich ihre Kraft, ihr Wille zur Macht rückwärts kehrt, gegen sich selber kehrt, — bis die Starken an den Ausschweifungen der Selbstverachtung und der Selbstmißhandlung zugrunde gehen: jene schauerliche Art des Zugrundegehens, deren berühmtestes Beispiel Pascal abgibt." Er liebte Pascal als einen ihm Gleich-Gearteten; sein Zugrundegehen empfand er als das eines geliebten Freundes, ja so, als ob es ihn selbst bedrohe.

Das andere aber, was mein Bruder am Christentum bekämpft, sind die unglücklichen Folgen der Lehre von der Gleichheit der Seelen vor Gott: „man hat die Menschheit den Satz von der Gleichheit erst religiös stammeln gelehrt, man hat ihr später eine Moral daraus gemacht: was Wunder, daß der Mensch damit endet, ihn ernst zu nehmen, ihn praktisch zu nehmen, — will sagen politisch, demokratisch, sozialistisch, entrüstungspessimistisch." Er machte diese Lehre des Christentums sowohl für die französische Revolution verantwortlich, die den Glauben an bevorrechtete Menschen so tief erschüttert hat, als auch, wie wir aus sämtlichen Aufzeichnungen sehen, für den gegenwärtigen Sozialismus. (Man vergesse übrigens nicht, daß Goethe der französischen Revolution sowie dem „Marterholz" mit fast gleichen Empfindungen wie Nietzsche gegenüberstand!) Dazu schwebte dem Autor des Antichrist immer jener entzückende Traum vor, was aus der Menschheit hätte werden können, wenn diese Lehre nicht allein seit 2000 Jahren über den Menschen geherrscht hätte. Aber er verstand sehr wohl, daß es die Mächtigen jener Zeit selbst gewesen waren, die zur Entstehung und

zu dieser höchsten Schätzung des Christentums beigetragen hatten. Sie haben die höchste Macht so schlecht und in so verworfener Weise repräsentiert, daß der kleine, demütige, tugendhafte Christ als das Wertvollere erscheinen mußte. Wären die römischen Imperatoren alle in der Art des Julius Cäsar gewesen, so würde sicherlich das Christentum nie eine solche Macht gewonnen haben. (Der Christ durfte und sollte existieren, aber nicht als einziges Wertmaß und höchstes Ideal.) Was der Philosoph des „Willen zur Macht" deshalb immer und immer lehrt, ist, daß die Vertreter der höchsten weltlichen sowie geistigen Mächte sich der ungeheuren Verantwortung bewußt sein sollen, daß sie am Marmor „Menschheit" arbeiten und das kostbarste Material auf Jahrhunderte, ja auf Jahrtausende hin verderben können.

Man hat mir öfters gesagt, daß man diesen Zorn meines Bruders gegen das heutige Christentum nicht begriffe, — gegen dieses lauwarme gegenwärtige Christentum, das keinen Starken mehr zerbricht. Es muß wohl in den letzten dreißig, vierzig Jahren immer kraft- und machtloser geworden sein, denn wir haben es noch in unserer Kindheit und Jugend als Macht erlebt und auch starke und treffliche Männer gekannt, die dadurch in ihrem Charakter gebrochen worden sind. Und deshalb zittert in dem wunderbaren Stil des „Antichrist" — ebenso wie im „Fall Wagner" — jene leidenschaftliche Erregung nach, die ein tiefes und religiöses Gemüt empfindet, wenn es sich gegen das wendet, was ihm einmal das Höchste und Teuerste gewesen ist. Nun steht es ihm als Feind gegenüber, den er bekämpfen muß, weil es mit seinem Einfluß jene neuen kraftvollen Lehren zu vernichten droht, die der Menschheit neue Führer und Herren geben sollen. —

Professor Raoul Richter hat Nietzsche stets im persönlichen Gespräch als eine der religiösesten Naturen bezeichnet und sich auch in seinen Vorlesungen in aus-

gezeichneter Weise darüber ausgesprochen. Ich bringe nur den Anfang eines Vortrags oder eines Artikels, der sich in der Beilage der ehemaligen Augsburger Allg. Zeitung fand: „Es ist eine weitverbreitete Ansicht — bis vor Kurzem war es die allein herrschende — daß Nietzsches einzige Beziehung zur Religion die der erbitterten Feindschaft und Gegnerschaft gewesen sei. Wer von Nietzsche nur wenig weiß, weiß doch, daß er dem Christentum den Krieg bis aufs Messer erklärte, daß er einem seiner Bücher den Titel ‚Antichrist‘ gab. Wer aber tiefer in das Wesenhafte aller Religionen zu sehen lernte und auch in Nietzsche's Werken nicht nur als flüchtiger Gast einkehrte, dem wird es immer deutlicher, daß diese Philosophie theoretisch den Boden für eine reinere Religionsauffassung geebnet hat; daß Nietzsche selbst eine hervorragend religiöse Persönlichkeit gewesen ist, die praktisch das auswirkte, was ihre innere Überzeugung war; und endlich, daß der religiöse Einfluß seines Werkes und seiner selbst bereits zu keimen beginnt. Diese Leistungen sind so groß, daß ihnen gegenüber der Kampf gegen die Landes- und Staatsreligion als von untergeordneter Bedeutung für die religiöse Aktualität Nietzsche's fast zurücktritt.“ —

Mein Bruder hatte in den letzten vier Monaten von Mitte Juni bis Mitte Oktober vier Werke vom höchsten Wert verfaßt und die Druckmanuskripte selbst geschrieben: Den „Fall Wagner“, die „Götzendämmerung“, die „Dionysos-Dithyramben“, den „Antichrist“. Wenn man auf diese Arbeitsleistung zurückblickt, scheint sie einfach unglaublich. Gewiß griff er zumeist in das vorbereitete Material des Willens zur Macht, aber immerhin ist doch fast Alles in eine neue Form gegossen, und seine armen Augen mußten die ersten, zweiten und vielleicht noch mehr Niederschriften selbst bewältigen. Das Merkwürdige bei alledem ist, daß Niemand diesen phänomenalen Fleiß

bemerkt hat oder, daß er den Eindruck eines über die Maßen Beschäftigten gemacht hätte. Fräulein von Salis erzählt von diesem Sommer 1888 in ihrem kleinen Buch „Philosoph und Edelmensch": „Von Nietzsche's rastlosem, ihm gar nicht zum Bewußtsein kommenden Fleiß hatte ich noch beim letzten Zusammensein die stärksten Beweise. In dem furchtbar arbeitsvollen Sommer und Herbst 1888, während der geistigen Vorbereitung und Formulierung mehrerer seiner Werke, ist er fast jede Woche dreimal den langen, nur in einem Teil angenehmen Weg nach Silvaplana gegangen, um Korrekturbogen abzuliefern und in Empfang zu nehmen. Die Korrekturen hat er, mit seinen schwachen Augen, gleichsam nebenher besorgt und sich nie über zu viel Arbeit beklagt." — Er arbeitete sonst niemals Nachts, aber in jener Zeit muß er auch nächtliche Stunden zum Schreiben benutzt haben, denn er erwähnt mehrfach, daß er Nachts um zwei ‚vom Geiste getrieben' aufgestanden sei und niedergeschrieben habe, was ihm durch den Kopf gegangen wäre. Dabei hätte er gehört, wie sein Hauswirt Herr Durisch vorsichtig die Haustür geöffnet habe und zur Gemsenjagd davongeschlichen sei. „Wer weiß," fügt er hinzu, „vielleicht war ich auch auf der Gemsenjagd".

Auch Professor Kaftan, ein früherer aber immerhin fernstehender Kollege meines Bruders aus der Basler Zeit, schildert in seinem Artikel „Aus der Werkstatt des Übermenschen" sehr ruhig und objektiv, wie einfach und natürlich Nietzsche damals zu ihm gewesen wäre, seine Gesellschaft und seine Unterhaltung gesucht habe und oft mit ihm spazieren gegangen sei. In seinem ganzen Wesen wäre nicht die Spur einer äußeren krankhaften Erregung zu bemerken gewesen. Professor Kaftan nimmt an, daß ihm diese beim Schreiben gekommen sei (eine Ansicht, die ich nicht teile) und stellt fest, „daß er im persönlichen Verkehr so ganz anders gewesen wäre als

wie er sich in seinen Schriften ausspricht." Er fährt dann fort: „Nicht als wenn er irgend mit seinen Ansichten hinter dem Berge gehalten hätte. Aber er sprach darüber mit aller Gelassenheit, wie man unter Freunden über ernste Dinge redet, in denen man sich großer Unterschiede der Auffassung bewußt ist. Und doch hat er zur selben Zeit die ‚Götzendämmerung' geschrieben! An einer Stelle dieser Schrift meine ich den Widerhall eines Gespräches zwischen uns zu finden. Und niemand sage, sein Verhalten im Verkehr sei bloße Maske gewesen. Denn das ist eben nicht richtig. Es war ihm vielmehr Bedürfnis, wenn möglich mit irgend jemandem umzugehen, dem gegenüber er sich aussprechen konnte — nur so war die Geflissentlichkeit zu verstehen, mit der er darauf bedacht war: als ich abends angekommen war, überraschte er mich gleich am nächsten Morgen mit seinem Besuch; wir trennten uns nie, ohne auf seine Veranlassung die nächste Zusammenkunft verabredet zu haben; als meine Frau und ich fortfuhren, stellte er sich ein, um Abschied zu nehmen, obwohl es eine Stunde war, in der er sonst zu ruhen pflegte; kurz, es war nicht eine Spur von Maske dabei, sondern in allem einfache und schlichte Liebenswürdigkeit, die ihm Natur war."

Auch aus der Zeit in Turin sind mir noch einige Mitteilungen durch einen italienischen Bekannten meines Mannes gemacht worden, wie freundlich und zufrieden er mit seinen Hauswirten und mit Jedermann gewesen sei und an ihrem Ergehen Anteil genommen habe. Er erzählte noch eine kleine besonders bezeichnende Geschichte: In einem Café habe mein Bruder täglich die französische Zeitung „Journal des Débats" gelesen. Eines Tages schließt einer der Fortgehenden schnell die Tür des Cafés und dem nacheilenden kleinen Hund wird die Pfote gequetscht. Dessen Besitzer hatte sich aber entfernt ohne darauf zu achten, und der Hund blieb wimmernd zurück.

Mein Bruder allein habe sich des Hundes erbarmt, den Kellner um eine Schale Wasser gebeten, sein Taschentuch genommen und damit dem Hunde einen regelrechten Verband gemacht. Das hatte er ja 1870 als Krankenpfleger gelernt. Alle hätten dem freundlichen Gelehrten mit Vergnügen zugeschaut, und das Hündchen habe sich zu seinen Füßen niedergelegt. Plötzlich öffnet sich die Tür und der rechtmäßige Herr des Hundes pfeift. Darauf stürzt das Hündchen samt seinem Verband von dannen und ward nicht mehr gesehen. Aber einige Tage später, als mein Bruder wiederum das „Journal des Débats“ liest und vors Gesicht hält, kommt das Hündchen, klopft mit der Pfote an sein Bein, knurrt ein wenig, um sich bemerklich zu machen und trägt im Maule das sauber gewaschene und geplättete Taschentuch. Sein Herr, der hinter ihm stand, hatte auf diese Weise den freundlich helfenden Herrn gefunden und sagte ihm herzlichen Dank. Man sieht, daß mein Bruder damals nicht nur in seine Probleme vertieft gewesen ist, sondern auch noch Zeit fand, an der Umwelt mit einfacher Menschlichkeit teilzunehmen.

Mit wem mein Bruder in jenem Herbst 1888 in Turin verkehrt hat, war später nicht mehr festzustellen. Es muß jemand gewesen sein, der Graf Gobineau persönlich gekannt hatte und mit der Literatur der Deutschen und ihren Urteilen über Autoren sehr vertraut war. Doch muß er über Gobineau auch einiges Falsches erzählt haben, z. B. daß dieser eine solche Vorliebe für Turin gehabt habe, wovon Niemand etwas weiß. Graf Gobineau ist zwar in Turin 1882 gestorben, war damals aber nur ganz kurze Zeit dort, — sozusagen nur auf der Durchreise. Die geistige Beziehung meines Bruders zu Gobineau ist sehr flüchtiger Natur gewesen: er hörte zuerst im Herbst 1877 durch Malwida von Meysenbug von ihm; (ich habe auch einmal in jener Zeit angefangen,

ein Buch von ihm vorzulesen, ohne daß mein Bruder besonderes Interesse dafür gezeigt hätte). Er fing erst an, sich lebhaft für ihn zu interessieren, als ihm erzählt wurde, mit welcher energischen Aufrichtigkeit sich Gobineau gegen den Parsifal ausgesprochen habe, und zwar auch gegen Richard Wagner selbst. Er hat dann späterhin sehr bedauert, daß er diesen ausgezeichneten Menschen, der so ganz für seine Anschauungsweise geeignet gewesen wäre, nicht persönlich kennen gelernt hat. Ich glaube, daß er selbst nur wenig von ihm gelesen hat und nur französisch, dazu mit jenem Vorurteil, das in Frankreich gegen den Stil und das Französisch Gobineau's noch heute herrscht. Aber über den Menschen Gobineau habe ich ihn im Herbst 1885 mit den wärmsten Ausdrücken reden hören.

Eine wundervolle Vorstellung von dem Wohlgefühl, das ihn in Turin erfüllte, gibt der nachfolgende an mich gerichtete Brief von Ende Oktober 1888: „.... Ich bin also wieder in meiner guten Stadt Turin, dieser Stadt, welche auch Gobineau so sehr geliebt hat — wahrscheinlich gleicht sie uns Beiden. Auch mir tut die vornehme und etwas stolze Art dieser alten Turiner sehr wohl. Es gibt gar keine größere Verschiedenheit, als das gutmütige, aber gründlich vulgäre Leipzig und dies Turin. Dazu haben wir in allen Hauptsachen eine curiose Geschmacks-Ähnlichkeit — der Turiner und ich, — nicht nur im Bau der Häuser und in der Anlage von Straßen, auch in der Küche. Alles schmeckt mir, Alles bekommt mir hier ausgezeichnet, sodaß meine Kräfte zum Erstaunen zugenommen haben. Es ist ein wahres Unglück, daß ich nicht vor zehn Jahren diese Entdeckung gemacht habe. Nachträglich beklage ich über die Maßen, den Sommer allerböseften Angedenkens nicht hier verbracht zu haben, statt in dem über alle Begriffe schauderhaften Engadin! Es ist ein Glück, daß ich dort noch zur rechten Zeit ent-

wischt bin; jetzt wäre es kaum möglich, aus ihm den Weg nach Italien zu machen, denn die großen Überschwemmungen in Italien, der Schweiz und in Frankreich dauern fort. Hier in Turin ist es, im Vergleich zu sonstigen Sommern natürlich, kühl gewesen; aber das wäre ja kein Grund dagegen, sondern dafür gewesen, da ein kühler Sommer in Turin für meinen Fall immer noch eine sehr angenehme mittlere Temperatur bedeuten will. Eigentlich ist alle Welt hier sehr zufrieden mit dem Jahr: das habe ich nirgendswo sonst in Europa gehört. Zur Zeit, wo wir im Engadin entsetzlich daran waren, feierte man hier, unter unglaublich schönem Wetter, die großen Feste der Hochzeit des Prinzen Amadeo mit der Tochter Jerome Napoleon's, Laetitia. —

„Dies Mal, wo ich nicht mehr ganz fremd bin, hat sich Vieles für mich hierselbst verbessert: sodaß einfach zwischen meiner miserablen-deplorablen Existenz in Nizza und der in Turin ein Gegensatz zum Vorschein gekommen ist. Überall werde ich auf das Distinguirteste behandelt: Du solltest nur sehen, wie alle Welt hier, wenn ich komme, sich freut, und in allen Ständen, wie unwillkürlich jeder seinen besten und taktvollsten Teil der Natur herauskehrt, seine höflichsten und liebenswürdigsten Manieren annimmt. Aber das ist schließlich nicht nur hier so, sondern Jahr aus Jahr ein wo ich nur bin. Ich nehme Deutschland aus; nur dort habe ich häßliche Dinge erlebt.

„Wenn man später einmal meine Geschichte schreibt, so soll es heißen: ‚er ist nur unter Deutschen schlecht behandelt worden‘.

„Unser neuer Kaiser gefällt mir immer mehr: sein Neuestes ist, daß er sehr scharf Front gemacht hat gegen die Antisemiterei und die Kreuzzeitung . . . Der Wille zur Macht als Princip wäre ihm schon verständlich!

„Nun noch schnell ein paar Worte zum Schluß dieses überlangen Briefes, an dem Du, mein gutes Lama, den

ganzen Winter zehren mußt, denn ich will keine Briefe mehr schreiben. Die Arbeit ist groß, das Maß meiner Augenkraft, wie bekannt, sehr beschränkt: so verbiete ich mir zunächst Alles, was ich von Lesen und Schreiben ungefähr mir verbieten kann. Ich muß die Steigerung meiner Kräfte und dieses wundervolle Herbstwetter für meine große Mission ausnützen. Jetzt, wo mein Leben in seine höchste Höhe gekommen ist und Aufgaben zu leisten sind, wie sie vielleicht noch kein Mensch sich gestellt hat, ist diese fast plötzliche Rückkehr von Kraft und Selbstgefühl geradezu wunderbar! — Ich schreibe in diesem goldnen Herbst, dem schönsten, den ich je erlebt habe, einen Rückblick auf mein Leben, nur für mich selbst. Niemand soll es lesen mit Ausnahme eines gewissen guten Lama's, wenn es über's Meer kommt, den Bruder zu besuchen. — — —] . . . Ich will das Manuskript vergraben und verstecken, es mag verschimmeln und wenn wir allesammt schimmeln, mag es seine Auferstehung feiern. Vielleicht sind dann die Deutschen des großen Geschenks, das ich ihnen zu machen gedenke, würdiger. Es umarmt dich auf das Allerherzlichste

Dein Bruder,
jetzt ein ganz großes Tier."

So beginnt er die neue Schrift am 15. Oktober mit jener jubelnden Dankbarkeit gegen das Leben, die trotz aller Leiden, trotz aller schmerzlichen Erfahrungen der tiefste Grund seines ganzen Wesens war.

Ecce homo.

Wie man wird was man ist.

* *
*

„An diesem vollkommnen Tage, wo Alles reift und nicht nur die Traube braun wird, fiel mir eben ein Sonnenblick auf mein Leben: ich sah rückwärts, ich sah

hinaus, ich sah nie so viel und so gute Dinge auf einmal. Nicht umsonst begrub ich heute mein vierundvierzigstes Jahr, ich durfte es begraben, — was in ihm Leben war, ist gerettet, ist unsterblich. Das erste Buch der Umwertung aller Werte, die Lieder Zarathustra's, die Götzen-Dämmerung, mein Versuch mit dem Hammer zu philosophiren — Alles Geschenke dieses Jahrs, sogar seines letzten Vierteljahrs! Wie sollte ich nicht meinem ganzen Leben dankbar sein? — Und so erzähle ich mir mein Leben."

* *
*

In dieser so hochgesteigerten Stimmung kam es wie eine Art Hellsichtigkeit über ihn, der Schleier fällt von seinen Augen: er sieht sich selbst, er sieht sein ganzes Leben, Werden und Wachsen mit wunderbarster Deutlichkeit, aber fast wie ein fremdes, vorüberziehn. Er sieht in die tiefsten Tiefen der eigenen Seele, aber dieses Schauen wird zu einem Blick in die Seele und die Leiden des Genies überhaupt. — —

Ein altes Titelblatt trägt noch die Aufschrift von meines Bruders Hand: „Für meine Freunde". Aber die Absicht, diesen Rückblick auf sein Leben zu vergraben und dessen Veröffentlichung für lange Zeit nach seinem Tod erst zu bestimmen, ist dann bald aufgegeben worden — immer wieder wurde er von dem Wunsch getrieben, auch durch diese Schrift auf sein großes Werk: die Umwertung der Werte aufmerksam zu machen und vorzubereiten.

Dr. Richard Oehler schreibt über die literarische Entstehung des Ecce homo: „Am 4. November 1888 war Ecce homo nach Nietzsches eigener Aussage vollendet. Obwohl der Druck der ‚Götzendämmerung' noch nicht abgeschlossen war, bot Nietzsche es seinem Verleger C. G. Naumann am 6. November mit folgendem Schreiben an: ‚Geehrter Herr Verleger! Wundern Sie sich

jetzt über nichts mehr bei mir! zum Beispiel, daß wir sobald die Götzen-Dämmerung in jedem Sinn erledigt ist, sofort einen neuen Druck beginnen müssen. Ich habe mich vollkommen davon überzeugt, noch eine Schrift nötig zu haben, eine im höchsten Grade vorbereitende Schrift, um nach Jahresfrist ungefähr mit dem ersten Buche der Umwertung hervortreten zu können. Es muß eine wirkliche Spannung geschaffen sein, — im andern Falle geht es wie beim Zarathustra. Nun war ich die letzten Wochen auf das Allerglücklichste inspiriert, dank einem unvergleichlichen Wohlbefinden, das einzig in meinem Leben dasteht, dank insgleichen einem wunderbaren Herbst und dem delikatesten Entgegenkommen, das ich in Turin gefunden habe. So habe ich eine extrem schwere Aufgabe — nämlich mich selber, meine Bücher, meine Ansichten, bruchstückweise, soweit es dazu erforderlich war, mein Leben zu erzählen — zwischen dem 15. Oktober und 4. November gelöst'. Am 13. November schreibt Nietzsche an Gast: ‚Besagtes Manuskript hat bereits den Krebsgang nach der Druckerei angetreten': Also ist es in der Woche vom 6. bis zum 13. November nach Leipzig gesandt worden." Nach einigem Hin- und Herschicken von Nachträgen bittet er sich Ende November nochmals das gesamte Manuskript vom Verleger aus, um es umzuarbeiten und zu vervollständigen. Am 6. Dezember ist er damit fertig und schickt es an den Verlag zurück mit der Versicherung, daß seinerseits nun nichts mehr geändert wird.

Über das Ecce homo schreibt: Dr. Richard Oehler „In Nietzsche lag eine besondere Fähigkeit, sein Leben und Schaffen zum Gegenstand der Betrachtung zu machen. Ecce homo ist das letzte Erzeugnis dieser Gabe, das Schlußglied einer langen Kette selbstbetrachtender Entwicklung.

„Zwei sonst meist im Gegensatz stehende Erscheinungsformen geistiger Schaffenskraft waren in Nietzsche merk-

würdig glücklich vereinigt: die Fähigkeit zum freien, selbstvergessenen, in trunkener Seligkeit hoch über Kritik und Reflexion schwebenden Schaffen, und die Gabe, sein Ich mit scharfkritischem Blick zu mustern, mit dem Seziermesser zu zerschneiden, mit der Lupe zu durchforschen. Vielleicht, daß zwei kräftige Vererbungstendenzen dies seltsame Beieinander verursacht haben. Die beiden Triebe richten sich merkwürdigerweise nicht zur Zerstörung gegeneinander, sie befruchten sich. Und die Früchte des über sich selbst reflektierenden Triebes, des hellen Blickes für das eigene Wesen, die ‚persönlichen' Enthüllungen stehen an Reiz, Schönheit, Reife, Wert nicht hinter den sachlichen Schöpfungen zurück. Wer wollte z. B. nicht mit der tiefsten Sympathie aufnehmen, was Nietzsche über ‚Also sprach Zarathustra' gesagt hat? Die Unerschöpflichkeit im Hervorbringen ist das, was immer wieder neu staunendes Interesse für das Persönliche bei Nietzsche erweckt. Niemand bisher besaß eine ähnliche ‚Umfänglichkeit der Seele', niemand hat soviel Möglichkeiten in sich erlebt, niemand vermochte seinem Ich ein gleiches Farbenspiel wechselnder Bilder zu entlocken; das fortwährende Sichwandeln Nietzsches ist ein beständiges Neuentdecken von Möglichkeiten seines Wesens, Sichneufinden, Sichneusehen. Die sachlichen Schöpfungsphasen wechselten unausgesetzt ab mit aus dem Born der Persönlichkeit aufsteigenden Selbstbetrachtungen. Ecce homo schließt die letztere Reihe krönend ab."

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Die Erkrankung.

Während mein Bruder mit höchstem Eifer am Ecce homo samt seinen Nachträgen arbeitete, trafen ihn die verschiedensten Angriffe. Fräulein von Meysenbug begann damit, indem sie ihm als Antwort auf die Zusendung des „Falls Wagner" einen schlimmen verständnislosen Brief schrieb, und zwar so spöttisch und ungerecht, wie es nur die sonst so milde Gesinnte fertig bringen konnte. Mein Bruder war tief verletzt und empört! Wir fühlen aus den vielfachen Aufzeichnungen, die er, um ihr zu antworten, niederschrieb, die Entrüstung heraus, — ich nehme nur einige der milderen Sätze heraus: „Verehrte Freundin, haben Sie eigentlich erraten, warum ich Ihnen überhaupt diese ‚Exekution Wagner's' zusandte? — Ich wollte Ihnen einen Beweis mehr dafür in die Hand geben, daß Sie nie ein Wort, noch einen Wunsch von mir verstanden haben. Die Gründe, warum ich vor zehn Jahren Wagnern den Rücken kehrte, sind in dieser Schrift in eine litterarische Form gebracht — so maßvoll, so heiter wie möglich, anbei gesagt: denn ich hätte hart und mit Verachtung reden können. Ich habe alle meine Hauptpfeile zurückbehalten . . . Dieser tiefe Mangel an Instinkt, an Feinheit in der Unterscheidung von ‚wahr' und ‚falsch', den ich den modernen Menschen vorwerfe — Sie sind ja selber ein extremer Fall davon, Sie, die Sie

sich Ihr Leben lang fast über Jedermann getäuscht haben, sogar über Wagner, um wie viel mehr aber im etwas schwierigeren Falle, über mich! ... Verstehen Sie Nichts von meiner Aufgabe? Was es heißt ‚Umwertung aller Werte‘?“ —

Ach nein! davon verstanden weder Malwida noch andre Freunde etwas! Auch hatte sich Fräulein von Meysenbug jahrelang nicht merken lassen, daß sie die veränderte Stellung meines Bruders zu Wagner mißbillige; deshalb hatte er irrtümlicherweise angenommen, daß sie die Notwendigkeit der Trennung von Wagner begriffen habe. Sie muß offenbar seine Schriften ganz oberflächlich gelesen haben, denn sonst würde sie, bei den Empfindungen, die ihr Herbstbrief zeigte, schon viel eher zu einem Protest veranlaßt worden sein. Aber wie Malwida, so ging es den Meisten — die markantesten Stellen in den Werken meines Bruders waren übersehen worden. Malwida's Brief wurde nun eine der Ursachen, daß mein Bruder noch schnell „Nietzsche contra Wagner“ zusammenstellte und zwar sogleich nach der letzten Umarbeitung des Ecce homo. So hatte er in den sechs Monaten von Mitte Juni bis Mitte Dezember 1888 sechs Schriften vom höchsten Reichtum der Gedanken geschaffen, niedergeschrieben und für die Veröffentlichung vorbereitet.

Auch ich bereitete ihm Kummer, weil ich ganz erschrocken und betrübt über den „Fall Wagner“ geschrieben hatte. Es fand sich später ein Briefentwurf, worin er seine Entrüstung ausdrückt. Dieser Entwurf ist aber nie als Brief abgeschickt worden; er sollte mich abhalten seine weiteren Schriften: Götzendämmerung und Antichrist zu lesen: „Dergleichen könnte dich über alle Maßen verwunden — und mich, in dieser Vorstellung, noch dazu ... In diesem Sinne bedaure ich selbst, die Schrift gegen Wagner an dich abgeschickt zu haben.“ Fräulein von

Meysenbug versuchte übrigens, den Eindruck ihres bitterbösen Herbstbriefes durch spätere Entschuldigungen zu mildern, aber mein Bruder blieb in tiefster Seele verletzt — gerade deshalb, weil er die alte würdige Freundin so aufrichtig verehrte. Außerdem sah er aus diesem Vorgang zu deutlich, was ihm von Seiten der Wagnerianer bevorstand; — wenn selbst die gütige Malwida in dieser Weise schrieb, wie mochten dann erst die Anderen toben! Freiherr von Gersdorff, der außer Peter Gast der Einzige war, der den „Fall Wagner" unbefangen zustimmend aufgefaßt hatte, warnte ihn schon im September vor dieser Gefahr. Nun ist es richtig, daß mein Bruder Kampf und Gefahr liebte: „Ein Herz voll Tapferkeit und guter Dinge braucht von Zeit zu Zeit etwas Gefahr, sonst wird ihm die Welt unausstehlich"; — aber es durfte kein Kampf gegen Personen sein, die seinem Herzen nahe standen. Darunter litt er mehr als sich irgend Jemand vorstellen kann. Große, mächtige, unpersönliche Feinde wollte er haben: „Das ist die höchste Auszeichnung des Lebens, daß es uns seine höchste Gegnerschaft entgegenstellt! Unsre Feinde sind unser Maß: meine Feinde sind das Christentum, die Moral, die ‚Wahrheit' . . . Habe ich ein Recht, stolz auf diese Feinde zu sein? —"

Jetzt aber erhoben sich die kleinen Feinde aus dem Lager der Wagnerianer. Man veranlaßte E. W. Fritzsch in Leipzig, der nicht nur Wagners sondern auch Nietzsches Werke bis zum dritten Teil des Zarathustra im Verlag hatte, in seinem Musikalischen Wochenblatt (25. Okt. 1888) einen Artikel von Richard Pohl zu bringen: „Der Fall Nietzsche, ein psychologisches Problem." Pohl entblödete sich nicht, Nietzsche unlautere persönliche Motive für seinen Abfall von Wagner und dessen Musik unterzuschieben. Er erzählte mit hämischem Behagen, daß Nietzsche eine Oper geschrieben und Wagners Urteil darüber „dummes

Zeug“ gelautet habe. Er führte darauf Nietzsches Abfall von Wagner zurück. Es war eine unerhörte Taktlosigkeit des Verlegers, in seinem Wochenblatt solche Lügen zu bringen.

Er hatte also nicht einmal so viel Achtung vor einem Autor seines Verlags, — vor einem Friedrich Nietzsche, dem Schöpfer des Zarathustra! — um ihm diesen Angriff zu ersparen. Was mein Bruder dabei empfand, als er sich in der Ferne so machtlos, so ungeschützt dieser öffentlichen Beleidigung seines eigenen Verlegers ausgesetzt sah, ist nicht zu beschreiben. Er wußte sehr wohl, daß weder Richard Pohl noch E. W. Fritzsch den Angriff gewagt hätten, wenn er noch an einer Universität in Amt und Würden gewesen wäre. Aber einen Einsamen, der ohne jede Clique allein seinen Weg zog, glaubten sie ungestraft beleidigen zu dürfen. Schon früher hatte sich einmal mein Bruder über die geringe Schätzung der Einsamkeit empört:

„Der höhere philosophische Mensch, der um sich Einsamkeit hat, nicht weil er allein sein will, sondern weil er etwas ist, das nicht Seinesgleichen findet: welche Gefahren und neuen Leiden sind ihm gerade heute aufgespart, wo man den Glauben an die Rangordnung verlernt hat und folglich diese Einsamkeit nicht zu ehren und nicht zu verstehen weiß! Ehemals heiligte sich der Weise beinahe durch ein solches Beiseite-Gehen für das Gewissen der Menge — heute sieht sich der Einsiedler wie mit einer Wolke trüber Zweifel und Verdächtigungen umringt.“

Aber das Schlimmste in seiner Vereinsamung war sicherlich, daß niemand in seiner Nähe war, der ihn über dergleichen Vorkommnisse wie das mit E. W. Fritzsch beruhigen und trösten konnte, der seiner so zarten und verletzlichen Seele begreiflich machte, daß es sicherlich viele geben würde, die diesen Vorgang verachteten. Mit Ausnahme von Peter Gast hat ihm niemand seine Entrüstung ge-

zeigt; keiner der alten Jugendfreunde erhob seine Stimme, um ihn zu verteidigen — und er hatte doch immer noch geglaubt, in solchen ernsten Fällen auf ihren Beistand rechnen zu dürfen: „Es wäre Ehrensache meiner Freunde, für meinen Namen und weltliche Sicherheit tätig zu sein und mir eine Burg zu bauen, wo ich gegen grobe Verkennung bewahrt wäre: ich selbst dürfte keinen Finger mehr dafür rühren!" — Aber alles schwieg, und sein verwundetes Herz, das den Freunden immer so treu ergeben gewesen war, fragte sich mit tiefem Leid: „Warum fehlt mir jeder Zuspruch, jede tiefe Teilnahme, jede herzliche Verehrung? Wie kommt es, daß nie jemand sich beleidigt fühlt, wenn ich beschimpft werde?" Wie ein von allen Seiten bedrohter Held kämpfte er mit der äußersten Anstrengung seiner Tapferkeit, selbst mit Hohn, Spott und Lachen gegen diese Angriffe und gegen den unbeschreiblichen Kummer seiner Seele, jedoch die dunkeln, schwermütigen Nächte der Schlaflosigkeit konnte er nur durch immer stärkere Schlafmittel mildern.

Es ist ein unaussprechlicher Schmerz, daß ihm damals niemand zu Hilfe kam, daß es keinem Freund und vor allem dem liebenden Mutterherzen keine innere Stimme sagte, daß sich jetzt jemand aufmachen müßte, um ihn aus dieser übermäßigen Anspannung herauszureißen. Ich selbst in Südamerika kam nicht in Betracht.

So blieb er allein, und anstatt, daß liebevoller Zuspruch und allerhand Bemühungen ihm Freude und Erleichterung verschafften, trafen ihn in seiner Einsamkeit Angriffe auf Angriffe, die gerade in diesem höchstgesteigerten Zustand seiner geistigen Produktivität noch tiefer als sonst wirken mußten.

Der Feinde aus dem tückischen Zwergengeschlecht der Kleinen, die alles Hohe und Übermenschliche hassen, gab es nämlich noch mehr. Der Angriff der Wagnerianer im „Musikalischen Wochenblatt" ermutigte einige oder

einen Antisemiten, der offenbar schon lange Zeit im Hintergrunde lauernd gelegen und auf den Augenblick gewartet hatte, sich für einige judenfreundliche und antisemitenfeindliche Bemerkungen in Nietzsches letzten Schriften zu rächen. In anonymen Briefen versuchte er, auf wahrhaft raffinierte Weise, meinem Bruder den Glauben beizubringen, daß mein Mann von Südamerika einen gegen den Zarathustra gerichteten Artikel geschickt hätte und dieser nun mit seiner und sogar mit meiner Billigung in einem antisemitischen Blatt abgedruckt werden sollte. Es war die böswilligste aller Erfindungen, die der anonyme Briefschreiber nur deshalb erfunden hatte und meinem Bruder schrieb, um dem Einsamsten der Einsamen zu zeigen, daß er selbst die Wenigen verloren habe, die seinem Herzen noch nahe standen. Erst nach dem Tode meines Mannes (fünf Monate nach der Erkrankung meines Bruders traf mich auch dieses furchtbare Unglück!) fand ich in seinen Papieren einen mir vorenthaltenen Brief meines Bruders, in welchem er ihm von diesem empörenden Angriff spricht und in den leidenschaftlichsten Ausdrücken des Schmerzes meinem Mann vorwirft, ihm seinen treusten angeborenen Jünger, seine Schwester, entwendet und verdorben zu haben. Er richtet die bittersten Anklagen gegen meinen Mann und fährt dann fort: „Ich nehme Schlafmittel über Schlafmittel, um den Schmerz zu betäuben, und kann doch nicht schlafen. Heute will ich so viel nehmen, daß ich den Verstand verliere ...“ Der ganze Brief klang wie der letzte Aufschrei seines gequälten Herzens, — der Bogen zersprang, der Held brach zusammen — ein Schlaganfall traf den Teuersten in den letzten Tagen des Jahres 1888 und lähmte für immer diesen unvergleichlichen Geist.

An welchem Tag äußerlich die Störung seines Geistes ausgebrochen sein mag, kann nicht mehr genau festgestellt werden; jedenfalls war es in der letzten Zeit des Monats

Dezember 1888. Seine Wirtsleute haben nichts gemerkt, sie hatten sich nur gewundert, daß er so viel Wasser getrunken habe, manchen Tag drei, vier Karaffen voll; bis er plötzlich bei einem Ausgang in der Nähe seiner Wohnung niederstürzte, ohne daß er sich selbst wieder zu erheben vermochte. Sein Hauswirt findet ihn und führt ihn mit großer Mühe nach seiner Wohnung hinauf. Ziemlich zwei Tage lang hat er dann, fast ohne sich zu rühren und ohne ein Wort zu reden, auf dem Sofa gelegen. Als er aus diesem lethargischen Zustand erwachte, zeigten sich deutlich die Spuren geistiger Erregung und Verwirrung: er sprach laut mit sich selbst, sang und spielte ungewöhnlich viel und laut, verbat sich, daß man in sein Zimmer einträte: „es sei ein oratorio". Er verlor den Begriff für den Wert des Geldes, bezahlte Kleinigkeiten, z. B. die Reparatur einer Teemaschine, für welche 1 Fr. gefordert wurde, mit zwanzig Franken und dergleichen mehr; er ist aber dabei ausgegangen. Die Vorstellung, daß er, verursacht durch jene später geschilderten Mittel, zeitweise ohne völlige Besinnung allein in den Straßen Turins herumgegangen ist, vielleicht die Beute von allerhand Gesindel, das sich an ihn drängte, zerreißt mir das Herz, wenn ich daran denke. In jener Zeit beschrieb er auch einige Blätter mit seltsamen Phantasien, in denen sich die Sage des Dionysos-Zagreus mit der Leidensgeschichte der Evangelien und den ihm nächststehenden Persönlichkeiten der Gegenwart vermischte: der von seinen Feinden zerrissene Gott wandelt neu erstanden an den Ufern des Po und sieht nun alles, was er jemals geliebt hat, seine Ideale, die Ideale der Gegenwart überhaupt, weit unter sich. Seine Freunde und Nächsten sind ihm zu Feinden geworden, die ihn zerrissen haben. Diese 3 Blätter, die er an die Adresse meines Mannes nach Paraguay und an unsre Mutter schickte, wenden sich gegen Richard Wagner, Schopenhauer, Bismarck, den Kaiser, Professor

Overbeck, Peter Gast, Frau Cosima, meinen Mann, meine Mutter und mich. Während dieser Zeit unterzeichnete er alle Briefe mit „Dionysos" oder „Der Gekreuzigte". Auch in diesen Aufzeichnungen sind noch Stellen von hinreißender Schönheit, aber im Ganzen charakterisieren sie sich als krankhafter Fieberwahn. In den ersten Jahren nach meines Bruders Erkrankung, als wir noch die falsche Hoffnung hegten, daß er wieder gesund werden könnte, sind diese Blätter von unsrer lieben Mutter zum größten Teil vernichtet worden. Sie glaubte, daß es das liebevolle Herz und den guten Geschmack meines Bruders auf das Tiefste verletzen würde, wenn ihm solche Niederschriften späterhin zu Gesicht kämen. Von einem Blatt machte ich mir eine Abschrift.

Einige dieser von meinem Bruder mit „Dionysos" oder „Der Gekreuzigte" unterschriebenen Briefe kamen auch nach Basel. Jakob Burckhardt erhielt einen davon, und was er sonst nie getan hatte: er besuchte Professor Overbeck, um ihn zu fragen, was er davon zu halten hätte? Auch Overbeck hatte einen derartigen Brief erhalten, den er aber nicht so ernst genommen hatte, sondern, wie er meiner Mutter mitteilte, mehr als einen sonderbaren Scherz auffaßte. Darauf ging Overbeck mit beiden Briefen zu dem Direktor der Irrenanstalt, Professor Dr. Wille, einem vortrefflichen und gewissenhaften Mann, für welchen mein Bruder immer Zuneigung gehabt hatte. Prof. Wille machte es nun dem zögernden Overbeck zur Pflicht, augenblicklich nach Turin zu reisen. Der Entschluß ist Overbeck schwer geworden; daß er es aber doch getan hat, soll ihm stets als ein schwerer, aufrichtiger Freundschaftsdienst angerechnet werden. Wille sagte mir späterhin, daß er es ungemein bedauert habe, Overbeck nicht einen seiner Assistenzärzte, der alle dort vorhandenen Medikamente in Beschlag genommen hätte, mitgegeben zu haben. Auch wir haben dies später sehr bedauert,

zumal da der Begleiter, den sich Overbeck in Turin mitgenommen hatte, offenbar eine etwas zweifelhafte Persönlichkeit gewesen ist. Nicht nur, daß er sich für diese Reise ein sehr hohes Honorar ausbedungen hatte, und auch späterhin unsere Mutter mit seinen Ansprüchen behelligte, sondern wir haben ihn auch im Verdacht, daß durch ihn jenes herumschweifende Manuskript meines Bruders in fremde Hände geraten ist.

Die italienischen Hauswirte meines Bruders konnten nicht genug beschreiben, wie ergreifend dessen Freude gewesen sei, als er Overbeck, übrigens in Gegenwart der ganzen Familie, begrüßte. Er eilte ihm mit offenen Armen entgegen und sagte auf Italienisch zu ihm: „Mein Freund, ich habe wie ein Verschwender gelebt, und du bringst mir gewiß weitere Mittel." (Es haben sich aber in seinen Papieren noch über 900 Frs. gefunden). Dann sei er in Tränen ausgebrochen. — Ich muß hier erwähnen, daß Alles, was ich über die letzte Zeit in Turin erzähle, aus den Mitteilungen jenes italienischen Bekannten meines Mannes stammt, der sich sogleich nach dessen Aufforderung aufgemacht hatte, um von den rührend guten Hauswirten meines Bruders zu erfahren, was noch möglich war. Da diese braven Italiener damals keine Ahnung hatten, daß es sich um eine berühmte Persönlichkeit handelte, erzählten sie ihm in aller Schlichtheit, ohne alle Übertreibung, was sie mit ihm erlebt hatten. Was mich am meisten rührt: sie haben nicht einmal versucht, sich selbst in ein besonders schönes Licht zu setzen, sondern Alles, was sie getan hatten, war ihnen als einfache Pflicht erschienen. Ich will es nicht verhehlen, daß ich in der Overbeckschen Darstellung manche gefühllose Übertreibung erkenne; auch Peter Gast war derselben Meinung, weshalb er mir die an ihn gerichteten Briefe Overbecks vorenthalten hat. Ich habe sie zuerst in der Bernoullischen Veröffentlichung gelesen. Erschütternd war mir jene Mitteilung Overbecks, daß mein

Bruder sein venezianisches Gondellied aus dem Ecce homo mit gebrochner Stimme und seltsamer Melodie unterwegs gesungen hat. Overbeck, der den Text noch nicht kannte, war von der eigentümlichen Schönheit im höchsten Grade überrascht. Überhaupt ist die Anführung einzelner Tatsachen von seiten Overbecks (nicht seine übertriebenen Schilderungen) von großem Wert für die Ärzte. Ich verzichte deshalb auf weitere Ausführungen, da dies später einmal von ärztlicher Seite geschehen soll.

In Basel wurde mein Bruder Professor Wille übergeben und einige Tage darauf von unsrer lieben Mutter geholt und in Begleitung eines Arztes nach Jena gebracht. Mit vollem Recht hatte meine Mutter darauf bestanden, daß sie ihn zu sich nehmen dürfe. Aber Overbeck wollte durchaus nicht darauf eingehen, und so wurde mein armer Bruder nach Jena gebracht, worüber ich mich höchst ungern ausspreche. Ich will nur erwähnen, daß ich nach ungefähr acht Monaten seines Dortseins von jenem Dr. Langbehn, dem „Rembrandt-Deutschen", einen Brief erhielt, worin er sich ganz empört aussprach, daß keiner der Freunde meines Bruders untersucht hätte, in welcher ungeeigneten Weise Nietzsche in Jena untergebracht worden sei. Er habe den Anmeldebrief gelesen und müsse konstatieren, daß Overbeck den großen Nietzsche wie einen unbedeutenden Privatgelehrten angemeldet habe, ohne auch nur von ferne auf die Bedeutung dieser Persönlichkeit hinzuweisen. In Deutschland wußte man damals noch nichts von Nietzsche. Die einzige, die sich damals in liebevollster Weise meines Bruders angenommen hat, ist Frau Geheimrat Gelzer in Jena, der ich deshalb lebenslang mit der innigsten Dankbarkeit gedenke. Das Schicksal hat uns später von einander getrennt; aber weder ihr noch ihrem verstorbenen Gatten soll die Güte, die sie dem armen kranken unberühmten Nietzsche erwiesen haben, vergessen werden. Unsrer Mutter gestattete man nicht, meinen Bruder

in seinem eigenen Bereich aufzusuchen, weil es die Männerabteilung sei. Sie war deshalb geradezu erschüttert, als ihr Dr. Langbehn jene ungünstige Beschreibung entwarf, in welcher Weise der teure Kranke untergebracht sei. Doch muß ich hierzu ausdrücklich bemerken, daß Professor Binswanger den Wünschen meines Bruders so viel wie möglich entgegengekommen ist und ihm manche Liebenswürdigkeit und Erleichterung erwiesen hat. Der Fehler lag an den aus falscher Sparsamkeit von Overbeck getroffenen Bestimmungen, die z. B. auch Gersdorff so tief entrüstet haben. Zur Entschuldigung für Overbecks unangebrachte Sparsamkeit muß ich erwähnen, daß gerade zu diesem Zeitpunkt meinem Bruder der dritte Teil seiner Basler Pension entzogen wurde, was mir bei der Generosität der Basler Behörden immer ganz unerklärlich geblieben ist. Aber trotzdem wäre die Sparsamkeit nicht nötig gewesen, da sich inzwischen bei dem Verleger mehrere Tausende Honorar angesammelt hatten. Mit der Erkrankung war der Ruhm gekommen.

Dr. Langbehn machte vor allem die Freunde dafür verantwortlich, daß den Ärzten auch nicht das geringste Material zur Beurteilung der Krankheit gegeben worden wäre, weder seine Handschrift, noch irgend welche Angaben aus seinem früheren Leben, vom Gebrauch der Schlafmittel und Anderes. Von seiner Absicht, meinen Bruder zu heilen, hat mir Dr. Langbehn nach Paraguay keine Silbe geschrieben, sondern erst später, als nichts daraus geworden war. Aber meine Mutter schrieb mir, indem sie von Langbehn sprach: „Gott hat mir einen Engel gesandt". Beide verlangten nun, daß mein Bruder zu unsrer Mutter nach Naumburg gebracht werde; Dr. Langbehn wollte sie in der Pflege unterstützen und den teuren Kranken sogar heilen. Als dieser Plan, besonders durch Professor Overbecks Widerspruch, nicht sogleich zur Ausführung kam, und meine Mutter sich auch

durch andere Einflüsse abhalten ließ, den sehr richtigen Vorschlag von Dr. Langbehn schnell durchzusetzen, geriet letzterer in große Empörung und machte unsrer armen Mutter, die von den verschiedensten Einflüssen hin- und hergezogen wurde, die heftigsten Vorwürfe. Ich selbst konnte mich damals noch nicht von Paraguay losmachen, sondern mußte nach dem Tode meines Mannes so lange dort bleiben, bis ich die Kolonie in andre Hände geben und meine Verhältnisse ordnen konnte. Ich war unbeschreiblich unglücklich über die mir von Dr. Langbehn zugesandte Nachricht, daß er sich ganz von seinem Anteil an der Pflege zurückzog. Er hat mir späterhin, am 31. Dezember 1893, als ich schon längere Zeit nach Deutschland zurückgekehrt war, geschrieben: „. . . . Es ist noch jetzt meine feste Überzeugung, daß mindestens eine bedeutende und dauernde Besserung, noch wahrscheinlicher aber eine völlige Heilung des Kranken durch mich erzielt worden wäre, wenn ich die Kur in der von mir beabsichtigten Weise hätte fortsetzen können. Ich habe mich damals diesbezüglich zu jedem Opfer an Kraft, Zeit und Geld bereit erklärt. Daß mein Anerbieten abgelehnt wurde, dafür tragen andere die Verantwortung. Mögen sie nicht zu schwer daran tragen.

„Ich vermute, daß sich diese Sache anders entwickelt haben würde, wenn Sie damals in Deutschland anwesend gewesen wären. Jedenfalls werden Sie meine damalige gute Absicht nicht verkennen; und hiermit komme ich zu dem eigentlichen Zweck meines gegenwärtigen Briefes. Glauben Sie mir für jene Absicht auch nur ein wenig Dank schuldig zu sein, so bitte ich dies dadurch betätigen zu wollen, daß Sie in der von Ihnen herauszugebenden Lebensbeschreibung Ihres Herrn Bruders meiner Person und meiner damaligen Tätigkeit mit keiner Silbe erwähnen. Ich würde Ihnen verbunden sein, wenn Sie mir dies mit einigen gütigen Worten bestätigen wollten."

Das ist auch der Grund gewesen, weshalb ich nicht früher, als er noch lebte, diese ganze Angelegenheit erwähnt habe. Doch möchte ich ausdrücklich betonen, daß Dr. Langbehn von den besten und edelsten Motiven getrieben war, als er meinen Bruder aus den seiner Bedeutung und Lebensstellung nicht angemessenen Verhältnissen in der Jenaer Anstalt herausholen und ihn zu heilen versuchen wollte. Das letztere war natürlich ein Irrtum und ist von mir stets als ein solcher betrachtet worden. Auch hat meine Mutter später mit Dank anerkannt, daß er ihr Mut gemacht hatte, fest darauf zu bestehen, meinen Bruder aus Jena zu sich zu nehmen, was dann auch wirklich nach ungefähr einem Jahr seines Aufenthaltes dort geschehen ist. Wie sehr mein Bruder unter den verschiedenen Mißständen in Jena gelitten hat, obgleich er es mit seiner ihm angeborenen Höflichkeit, die sich selbst während seiner Krankheit nicht verlor, zu verbergen suchte, sondern klaglos stumm und stolz alles Ungemach ertrug, zeigen die ergreifenden Worte, die er damals einem Herrn, der ihn um ein Autograph bat, aufzeichnete:

„Es giebt Verluste, welche der Seele eine Erhabenheit mitteilen, bei der sie sich des Jammerns enthält und sich wie unter hohen schwarzen Cypressen schweigend ergeht."

Ich werde so oft gefragt, welche Ursachen ich für die Erkrankung annehme. Ehe ich aber diese Frage beantworte, möchte ich noch hervorheben, daß weder wir noch irgendeiner von meines Bruders Freunden oder Bekannten vor dieser Erkrankung jemals auch nur den leisesten Schatten einer geistigen Verwirrung bei ihm bemerkt haben. Gedankenlose mißgünstige Leute haben gesagt, daß die geistige Erkrankung meines Bruders das natürliche Ende seiner Entwicklung sei und versuchen von seinen Schriften und seiner Persönlichkeit ein vollständig falsches Bild zu geben.

Es stecken zumeist unerfreuliche Motive hinter solchen Äußerungen. Man darf nur den Unbefangenen glauben, die längere Zeit mit ihm zusammen gewesen sind. Ich verweise z. B. auf die Schilderungen von Dr. Paneth S. 265/272 und erwähne auch die Erinnerungen der Baronin Plänkner-Seckendorff, von welcher schon erzählt ist, daß sie zwei Winter von 1886/87 und 1887/88 mit meinem Bruder in Nizza in einer Pension zusammen war. Er hatte sie wie alle Frauen, von denen er annahm, daß sie dem Christentum besonders anhingen, gebeten, nicht nach seinen Büchern zu fragen und sie nicht zu lesen. Als sie nun später, noch kein Jahr nach ihrem gemeinschaftlichen Aufenthalt in Nizza, in einer Zeitschrift las, daß ein Prof. Nietzsche geistig erkrankt sei und dabei seine Bücher ungemein gerühmt wurden, hätte sie, nach ihrer Erzählung, ausgerufen: „Himmel, ist das am Ende der Professor Nietzsche, den ich kannte?“ In der gleichen Zeitschrift hätte aber gestanden, daß der Verfasser jener bewunderten Bücher: schwächlich, kränklich und überspannt gewesen sei. Am Nachmittag sei dann ein literarischer Freund zu ihr gekommen und habe sie gefragt: ob sie nicht zwei Winter mit jenem Professor Nietzsche in Nizza zusammen gewesen und dieser der Verfasser von „Jenseits von Gut und Böse“ sei? „Ach nein,“ habe sie geantwortet, „der Nietzsche, den ich kannte, war weder schwächlich noch kränklich und von einem merkwürdigen Gleichmaß der Stimmung. Er wäre immer brillanter Laune gewesen, und es sei in der Pension oft um die Tischecke gestritten worden, wo sein Platz gewesen wäre, da es dort immer so herrliche heitere Gespräche gegeben habe.“ Sie habe sich nur schwer überzeugen können, daß jener so falsch geschilderte Professor Nietzsche der ihr so gut bekannte sein sollte.

Auch Professor Kaftan, von dessen Aufenthalt in Sils-Maria im Spätsommer 1888 schon die Rede war, be-

kundet von seinem Zusammensein mit meinem Bruder ausdrücklich: „Wir haben damals in Sils-Maria drei Wochen lang täglich miteinander verkehrt, lange Spaziergänge zusammen gemacht und eingehend und unumwunden über alles gesprochen, wie wenn wir alte Freunde gewesen wären. Das waren wir nun eigentlich nicht. Unser Verhältnis früher war ein gutes, aber mehr äußerliches gewesen. Ich wunderte mich daher immer wieder darüber, daß er jetzt den Verkehr mit mir in jeder Weise suchte und ihn vom ersten Anfang an auf so vertraulichem Fuße führte. Ich erwähne es, um zu sagen, daß ich wirklich beurteilen zu können glaube, wie es damals um ihn stand. Ich habe aber während der ganzen Zeit niemals irgendwelche Spur einer beginnenden geistigen Erkrankung an ihm wahrgenommen."

Als Ursache seiner Erkrankung bezeichne ich zunächst die ungeheure Übermüdung des Geistes und seiner so überaus kurzsichtigen Augen. Ich habe schon mehrfach darauf hingewiesen, welch unbeschreibliche Arbeitslast er in den letzten sechs Monaten von Juni bis Dezember 1888 bewältigt hatte. Man fragt sich, wenn man die Vorarbeiten und die Druckmanuskripte sieht und dabei bedenkt, wie sorgfältig er Korrekturen las, um immer wieder zu verbessern, wie es überhaupt möglich gewesen ist, daß er diese Arbeiten in dieser Zeit fertig gebracht hat. Wer nicht in so hohem Maße kurzsichtig ist (ich bin es), kann garnicht begreifen, wie unbeschreiblich ermüdend das Schreiben bei einem solchen Augenzustand ist. Die gebückte Haltung, der vorgeneigte Kopf wirken bei längerer Dauer ungünstig auf Magen- und Kopfnerven. Es gibt keine Brillennummer, die einem erlauben würde, den Kopf gerade zu halten; denn die Nummer 3, die mein Bruder eigentlich hätte tragen müssen, verkleinert die Schrift wiederum so sehr, daß sie nichts nützt. Diese Übermüdung der Augen und des Nackenwirbels

betrachte ich als eine der Ursachen seiner schließlichen Erkrankung.

Nun war zu diesem allgemeinen Zustand noch das Besondere hinzugekommen, daß er sich durch das furchtbare Wetter im Engadin eine Influenza geholt hatte, die ihn wochenlang quälte und ihn sehr herunterbrachte. Es blieb davon eine „absurde Insomnie“ zurück, die ihn wieder zu Schlafmitteln greifen ließ.

Vor allem mache ich das Schlafmittel Chloral und ein javanisches Beruhigungsmittel für seine Geisteslähmung verantwortlich. Mein Bruder hatte eine wirkliche Zuneigung für Chloral und zwar hauptsächlich deshalb, weil es am anderen Morgen keine erschlaffende Wirkung ausübte, sondern ihm zu arbeiten gestattete. Er schreibt darüber an mich: „Ich habe eine so ungeheure Aufgabe vor mir, daß ich keine Stunde verlieren darf und zu allen Mitteln greifen muß, die mir das Arbeiten erleichtern.“ Er täuschte sich nicht über die Gefährlichkeit dieses Schlafmittels und hatte sogar eine ganz merkwürdige Wirkung konstatiert, die vielleicht ganz individuell war, trotzdem aber Ärzte interessieren wird. Im Winter 1882/83 hat er infolge jener fatalen Influenza dieses Schlafmittel zum erstenmal regelmäßig in größeren Dosen gebraucht und war von der seltsamen Wirkung so unangenehm berührt, daß er es sich mit aller Kraft im Frühjahr 1883 wieder abzugewöhnen suchte. Er behauptete nämlich, daß er im Winter unter der Wirkung dieses Mittels Briefe geschrieben, die ihm hinterher als vollkommen falsch erschienen wären; das Chloral hätte, wenn er es vor dem Schlafengehen genommen habe, am anderen Morgen nach dem Erwachen einen eigentümlich erregten Zustand hinterlassen, der ihm Menschen und Dinge in einem ganz falschen Lichte zeigte. Gegen Mittag sei dann dieser Zustand verschwunden und es seien ihm „menschenfreundlichere Gefühle“ wiedergekehrt. Infolgedessen war er vorsichtig

geworden, obgleich der dadurch hervorgerufene Schlaf nach seiner Schilderung außerordentlich angenehm gewesen sein muß, — nicht schwer und dumpf, sondern mit heiteren Träumen durchzogen. In sehr arbeitsreichen Zeiten und nach unangenehmen Erlebnissen griff er doch danach. Mit dieser zarten Verletzlichkeit seiner Seele auch noch während der dunklen schlaflosen Nacht alle Leiden und Vernachlässigungen doppelt zu fühlen, war zu schwer. So schreibt er gegen Ende des Jahres 1884 von einem unangenehmen Vorkommnis: „Es war mir gräßlilch und peinlich, — schließlich nehme ich das alte Mittel. Ich schlafe gut, aber es folgt darauf ‚Menschenhaß und Reue', und ich bin doch sonst der Mensch der wohlwollendsten Gesinnung." Übrigens bin ich sicher, daß er sich das Chloral vollständig abgewöhnt haben würde, wenn ihm die Ärzte damals nicht wiederholt versichert hätten, daß das Mittel unschädlich sei. Mein Bruder hat aber schließlich seine Gefahren selbst herausgefunden, z. B. daß es unter verschiedenen Umständen ganz verschieden wirkt. So soll es für starke Esser und Alkoholisten ein verhältnismäßig harmloses Mittel sein, aber auf meinen Bruder, der, wenn er sich auch später darin verändert hat, immer noch als kein starker Esser zu bezeichnen war und fast nie Wein und Bier trank, konnte es die allerschädlichste Wirkung ausüben.

Wenn er aber nur wenigstens bei diesem einen Mittel geblieben wäre! Unglücklicherweise hat er aber, so viel ich mich erinnere im Sommer 1884, einen Holländer kennen gelernt, der ihm aus langer Erfahrung ein javanisches Beruhigungsmittel empfohlen hatte. Da er für meinen Bruder eine besondere Vorliebe faßte, so schenkte er ihm eine mittelgroße Flasche davon, die mir mein Bruder im Herbst 1884 zeigte. Die Flüssigkeit machte den Eindruck eines ziemlich starken Alkohols und besaß einen fremdländischen Geruch, — aber auch einen fremdländischen Namen, den ich mir nicht habe merken können, da wir diese

Flüssigkeit nur als das „javanische Beruhigungsmittel“ bezeichneten. Der Holländer hatte sehr dringlich anempfohlen, immer nur wenige Tropfen in einem Glas Wasser zu nehmen. Das habe ich auch probiert und eine gewisse erheiternde Wirkung konstatiert. Trotzdem hatte ich einen großen Widerwillen dagegen und bat meinen Bruder auf das herzlichste, sich nicht auf solche unerprobte fremde Mittel einzulassen. Späterhin, im Herbst 1885, gestand er mir, daß er einmal offenbar einige Tropfen zu viel genommen habe, sich dann plötzlich auf den Boden hätte hinwerfen müssen, und daß die Erheiterung in eine Art Lachkrampf ausgeartet sei. Meine Vermutung ist nun, daß, durch jene peinlichen Angriffe und Erlebnisse veranlaßt, er doch wieder zu diesem Beruhigungsmittel gegriffen hat. Was deutlich auf dessen Gebrauch hinweist, sind die Schilderungen des Zustandes, wie er sich im Anfang der Erkrankung meines Bruders gezeigt hat und von den verschiedensten Seiten bestätigt worden ist: er habe sich (genau wie er es mir früher selbst geschildert hatte) auf den Fußboden geworfen und immer gelacht. Deutlich erscheint mir auch der Gebrauch des Mittels durch die Briefe an Overbeck und Peter Gast bewiesen, worin er sich mit einer ganz unnatürlichen forcierten Heiterkeit nach all den peinlichen Erlebnissen ausspricht. In einem Briefe an Gast spricht er sogar auffällig von „Grinsen“, das er nie auf sein eigenes Lachen angewendet hatte, sondern nur auf das erzwungene Lachen nach dem Gebrauch jenes javanischen Mittels.

Schließlich gibt es noch einen besonderen Hinweis auf jenes unglückliche Mittel. Im Anfang seiner Erkrankung pflegte er nämlich unserer Mutter öfters geheimnisvoll zu sagen, „daß er 20 Tropfen genommen habe“ — er sagte nicht wovon — „und daß ihn dann der Geist hinweggeführt hätte.“ Vielleicht hat er sich bei seiner Kurzsichtigkeit in der Tat vergriffen, und darauf wäre dann jener furchtbare Schlaganfall zurückzuführen.

Herr Dr. Paul Cohn in Berlin hat sorgfältig Nachforschungen und Untersuchungen angestellt, welcher Art wohl dies javanische Beruhigungsmittel gewesen sein könnte. Ich hoffe, daß er diese Untersuchungen, wenn sie abgeschlossen sind, veröffentlicht. Bedauerlich ist, daß jene Flasche mit dem Mittel in Turin stehen geblieben ist. Mein Bruder hat übrigens, wenn ich recht verstanden habe, noch Herrn Professor Wille in Basel, dem Direktor der dortigen Irrenanstalt, den Namen jenes Mittels genannt. Professor Wille bemerkte, „daß mein Bruder Schlaf- und Beruhigungsmittel gebraucht habe, die von der Wissenschaft noch gar nicht ausprobiert wären. Man hätte ihn vollkommen davon betäubt zu ihm nach Basel gebracht, und diese Betäubung hätte noch drei Tage angehalten.“ Vielleicht ist es das Schlimmste gewesen, daß er Chloral und jenes Mittel aus Java zusammen gebraucht hat. Unter gewöhnlichen Umständen hätten diese Gifte vielleicht nicht so verderblich gewirkt; aber bei dieser höchsten Anspanung aller Geistes- und Seelenkräfte haben sie eine hundertfach gesteigerte Wirkung ausgeübt und die namenlos traurige Lähmung seiner Geisteskräfte hervorgerufen.

Die Ärzte haben später die Krankheit als eine atypische Form der Paralyse bezeichnet; aber es ist das Atypische stets so stark betont worden, daß das Wort Paralyse überhaupt nicht anwendbar erscheint. Die gewissenlose Hypothese des Dr. Möbius über die Ursachen der Krankheit ist bereits in den Anmerkungen des „Jungen Nietzsche“ zurückgewiesen worden und muß immer wieder zurückgewiesen werden, weil sie einzig und allein auf eine angebliche Bemerkung des Professors Overbeck zurückgeht, die dieser in entschiedenster Weise in einem Brief an Gast vom 23./24. Mai 1905 abgeleugnet hat, wodurch der Möbius-Hypothese jede Stütze entzogen ist.

Der weitere Verlauf der Erkrankung zeigt keine Ähnlichkeit mit sonstigen Fällen von der „progressiven Para-

lyse". Die Krankheit währte beinahe 12 Jahre, und wenn auch die geistige Lähmung allmählich zu einer körperlichen wurde, weil sich die Schlaganfälle wiederholten, so war doch Professor Ziehen aus Jena, als er ihn nach 10 Jahren der Krankheit wiedersah (an einem ungünstigen Tage, abends nach 7 Uhr, zur Zeit der Abendmüdigkeit), geradezu frappiert, weil das Krankenbild ein so vollständig anderes war, als das, was sonst mit Paralyse bezeichnet wird. Es scheint also, daß man diese Bezeichnung gar nicht auf die Krankheit meines Bruders anwenden darf. Die allein richtige Bezeichnung wäre vielleicht: ein durch Überanstrengung der Augen- und Kopfnerven übermüdeter Geist konnte starken Schlaf- und anderen Mitteln gegenüber nicht mehr den früheren Widerstand leisten und wurde deshalb durch deren Gebrauch gelähmt.

Ich bitte um Entschuldigung, daß ich mir ohne Ärztin zu sein, eine solche Diagnose erlaube. Es ist die Diagnose eines Laien, wie ich in aller Bescheidenheit betone, aber eines Laien, der mit dem Kranken am meisten zusammen gewesen ist und alle seine Ärzte und ihre Aussprüche, sowie die Krankheitszustände selbst, genau gekannt hat.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Krankheit und Tod.

Mein Bruder hat einmal gesagt, daß man es ihm erst beweisen müsse, daß ein guter Mensch einen außerordentlichen Geist haben könne. — Den „außerordentlichen Geist“ streitet wohl Niemand mehr Friedrich Nietzsche ab, und so könnte wohl umgekehrt gefordert werden, daß der Beweis zu erbringen sei, daß dieser außerordentliche Geist ein guter Mensch gewesen ist. Wenn es dieses Beweises bedarf — nun so blicke man auf die langen Jahre seiner geistigen Lähmung. Es ist nicht zu beschreiben, welch rührender Kranker er war! Die Zartheit seiner Empfindungen, das Edle seines Charakters, die Rücksicht auf Andre und der Wunsch, Freude zu bereiten, zeigten sich in ergreifendster Weise. Selbst die Ärzte konnten sich dieses ungewöhnliche Krankenbild nur dadurch erklären, daß seine Natur so durch und durch vornehm und durchgeistigt gewesen sei, daß er selbst in jener Zeit, wo der Wille fehlte und er nicht mehr nach bestimmten Absichten handeln konnte, dies in seiner ganzen Art und Weise keinen Unterschied mache.

Über die allererste Zeit nach dem Schlaganfall, wo er noch unter dem Einfluß jener schlimmen Schlaf- und Beruhigungsmittel stand, kann ich nicht urteilen, da ich in Paraguay durch den Tod meines Mannes und die schwierigsten Verhältnisse zurückgehalten wurde. Aber sobald

ich diese Verhältnisse geordnet hatte, reiste ich im Jahr 1890 nach Deutschland, um Mutter und Bruder zu mir hinüberzuholen. Wie tief es mich erschütterte, als er mich in Naumburg mit dem alten Scherznamen aus der Kinderzeit: „mein liebes Lama“ begrüßte, kann ich nicht beschreiben. Er war mit Blumen nach dem Bahnhof gekommen, um mich zu empfangen, sah sehr wohl und stattlich aus und hielt sich gerade wie ein Soldat. Niemand hätte diesen rüstigen Spaziergänger für einen Kranken gehalten. In jener Zeit vermochte er noch sehr gut eine richtige Unterhaltung zu führen, z. B. sprachen wir über Dostoiewsky und dessen Werk „Das Haus der Toten“, das wir beide französisch gelesen hatten. Ich dankte ihm, daß er mir diesen Autor empfohlen hatte und fügte hinzu, daß wir doch keinen solchen Psychologen unter unsern deutschen Schriftstellern hätten, worauf er mich fragte: „Nun was meinst du zu Gottfried Keller?“

Als ich Ende Februar nach Berlin fuhr, schrieb unsere gute Mutter am 24. Febr. 1891: „Ich las ihm vor, da kam Zola vor und ich frug wer das sei? Da meinte er: ‚Heißt er nicht Emil? Er lebt in Paris.‘ Ich frug: er war wohl ein Liederdichter? ‚Nein, er ist ein Romancier und stammt aus Oberitalien; er ist ein Bergamasker.‘“ Sie schreibt dann weiter: „Heute Abend war er zur Unterhaltung aufgelegt wie noch nie. Ich frug ihn, was er sich von Röcken seiner Heimat erinnere? Da meinte er: ‚War da nicht ein Gartenhaus, ein Weiher und viele Früchte?‘ und nannte alle, auch Quitten. Dann sprachen wir von Großmutterchen Nietzsche und den Tanten, dann von dem Ottoschen Haus (wo wir zuerst in Naumburg wohnten). Da meinte er: ‚Ob es nicht zu jener Zeit eine Pulverexplosion gegeben und alle Fenster kaput gewesen wären und die alte Frau Otto einen Mann, der Stroh durch die Priestergasse gefahren hatte, angehalten habe, indem sie glaubte, dieser habe durch die zu breit geladene

Fuhre die Fenster zerbrochen?‘ Dann frug er: ‚Gab es nicht auch einmal Feuer in der Priestergasse?‘ (Das Ottosche Haus war ein Eckhaus von der Neugasse und Priestergasse.) Er lachte sehr darüber, daß er da ganz ernst versichert habe: ‚Na Lisbeth ihr Badejunge, ihr Liebling, ist gerettet, ich habe ihn in meiner Hosentasche.‘“ — Alle Kindheits-Erinnerungen waren ihm überhaupt noch gegenwärtig und als wir einmal im Schnee spazieren gingen, erzählte er ausführlich, wie er und ich als Kinder von zwölf und zehn Jahren uns bei einem Ausflug zu den Großeltern verlaufen hatten. Mir kamen immer die Tränen, wenn ich hörte, welche wichtige Rolle ich in all seinen frühsten Erinnerungen spielte.

Er schrieb mir auch am 22. Februar 1891 nach Berlin einen kleinen Brief: „Mein liebes Lama. Komm bald wieder!

„Ein Bruder und eine Schwester
Nichts Treueres auf der Welt;
Kein Goldkettlein hält fester
Als Eins zum Andern hält.

„Es grüßt die liebe Mutter, der Hausgeist Alwine und Dein treuer Bruder Fr. Nietzsche.“

Damals bat mich der Reichstagsabgeordnete Dr. Pachnicke um das Original dieses rührenden Briefes. Leider konnte ich mich nicht davon trennen, und später ist er mir dann entwendet worden.

Der liebe Kranke nahm damals noch sehr lebhaft an allem, was im Hause geschah, teil. Z. B. verwunderte er sich über die vielen Besuche, die nach meiner Rückkehr aus Paraguay zu uns kamen und frug unsre Mutter: „weshalb sie kämen, ob meinetwegen?“ was sie bejahte. Endlich wandte er sich eines Tages ganz erstaunt an mich: „Meine Schwester, warum bist du denn berühmt?“ Die Frage klang so rührend komisch, daß ich unter Tränen

lachend, ihn umarmend sagte: „ich bin kein bischen berühmt, nur du, nur du! Die Leute kommen nur, weil sie mich so lange Zeit nicht gesehen haben.“ Er schüttelte aber den Kopf und wiederholte öfters: „Nun ist auch das Lama berühmt.“

Er war immer gütig und liebenswürdig; wenn er ja ärgerlich wurde oder düster und teilnahmlos vor sich hinblickte, so hatte das seinen vollkommen gerechtfertigten Grund: er wollte mit aller Ehrerbietung und nicht wie ein unzurechnungsfähiger Kranker behandelt werden.

Es gelang mir nicht, unsere liebe Mutter zu überreden, mit unserm geliebten Kranken zu mir nach Paraguay zu kommen. Ich mußte noch einmal allein dorthin fahren, um alles zu ordnen und dann 1893 endgültig nach Deutschland zurückzukehren. Damals tat es mir sehr leid, daß ich den Plan, meine Lieben mit mir zu nehmen, nicht ausführen konnte. Mein großes, luftiges Haus dort, mit den großen Veranden, am Rande des Urwaldes mit dem weiten Blick über Fluß und Land wäre unserm teuern Kranken sicherlich sehr lieb geworden. Winter und Sommer im Freien zu leben, war ihm ja das Liebste und Angenehmste, — das verbot nun freilich in Naumburg das Klima. Nun hat zwar in jener Zeit 1890—93 unsere liebe Mutter wenigstens die Hälfte des Jahres ihr kleines Haus auch nur, um im Bild zu reden, als Regen- und Sonnenschirm betrachtet. Sie machte täglich mit unserm Kranken mehrere große Spaziergänge, und selbst im Winter versuchte sie jedenfalls in der Mittagsstunde mit ihm hinauszugehen; überhaupt tat sie alles an liebevoller Pflege, was in ihren Kräften stand. Aber vom Januar 1894 an, wo sie selbst längere Zeit krank war, wollte sie nicht mehr solche große Spaziergänge in Begleitung unseres Kranken unternehmen und wollte sie auch mir nicht überlassen in dem Glauben, daß sie ihm nicht mehr gut täten. Von diesem Sommer 1894 an bis Frühling 1897 waren nun die wenig

guten Jahre der Krankheit meines Bruders. Er sehnte sich so grenzenlos ins Freie, — unsere Mutter konnte sich aber nicht entschließen, meinen Wunsch, ein anderes Haus mit großem Garten zu kaufen, zu erfüllen. Es wurde ihr so schwer, sich von ihrem kleinen Haus zu trennen, auch fürchtete sie die Umwälzung. Außerdem hatte ihr ein Arzt in den Kopf gesetzt, daß mein Bruder den Unterschied gar nicht bemerken würde. Ich darf wohl sagen, daß diese Jahre die unglücklichsten meines Lebens gewesen sind, denn ich sah, wie der Kranke unter den engen Räumen in dem kleinen Hause und dem Mangel an freier Luft litt. Zugleich aber gewahrte ich mit Bewunderung, mit welcher Geduld sich mein Bruder in diese ihm unangenehmen Zustände fügte; ich hatte nur einen Ausdruck für ihn: mein sanftes Engelsherz. Er war sein ganzes Leben ein respektvoller Sohn gewesen, auch darin machte die Krankheit keinen Unterschied. Aber sein Zustand verschlechterte sich ersichtlich; vor allem konnte er nicht mehr die richtigen Worte finden für das, was er sagen wollte: worüber er sich betrübte und aufregte. Auch ein peinlicher Gähnkrampf und Schlingbeschwerden stellten sich ein. Als nun im Winter 1896/97 unsere liebe Mutter von neuem erkrankte, fühlte sie selbst, daß wohl für uns alle dies kleine Haus nicht der richtige Aufenthalt wäre und versprach mir, daß, sobald sie wieder gesund würde, sie mit uns in ein freigelegenes Haus, „mitten im Garten", ziehen wollte. Aber wir beide, mein Bruder und ich, konnten nur allein diesen Entschluß ausführen, denn der Tod rief die Teure Ostern 1897 von uns hinweg. Es ist mir immer so traurig gewesen, daß unsere gute Mutter diese Luft- und Wohnungsveränderung, die Übersiedelung nach Weimar in dieses schön und hoch gelegene Haus nicht mit erlebt hat, denn mein Bruder war darüber so unbeschreiblich glücklich. Er lebte hier in Weimar wirklich von neuem auf, sodaß

ich mich der seligen Hoffnung hingab, er könnte wieder ganz gesund werden. Wie freute er sich der schönen Aussicht auf Weimar! Damals versperrte das jetzt davorstehende häßliche Haus nicht den Blick auf die Stadt und die dahinter liegenden Berge. Der weite Horizont mit seinen Wolkenbildungen und Sonnenuntergängen war seine größte Freude! Mein lieber Freund Prof. Hans Olde hat von ihm in seinem letzten Lebensjahr, während er einen solchen Sonnenuntergang genoß, eine rührend schöne Skizze gemacht. Es waren meines Bruders glücklichste Stunden, die er auf seiner hochgelegenen Veranda verlebte. Aber auch die hohen Innenräume, die sonnigen Wohn- und Schlafzimmer, das bequeme Badezimmer und die sonnendurchwärmte Winterveranda nach der anderen Seite des Hauses erfreuten ihn außerordentlich. Er hatte doch immer gesagt, daß seine Natur auf Luft und Licht nun einmal eingerichtet sei; auch dies Mal zeigte sich die Wirkung in überraschendster Weise. Er fing auch wieder an, sich zu unterhalten, machte Bemerkungen zu dem Vorgelesenen und versuchte sogar ein wenig zu schreiben, woran ihn die Lähmung, die sich auf die ganze rechte Seite erstreckte, jahrelang gehindert hatte. Es ging nun freilich nicht gut, aber der Versuch liegt noch vom 18. August 1897 vor. Er behielt seine liebenswürdigen, guten Formen bis zuletzt, verstand alles, was um ihn vorging, hörte mit großer Aufmerksamkeit dem zu, was man ihm vorlas, wählte zum Teil selbst die Bücher aus, die er vorgelesen haben wollte. Nur die Sprache gehorchte nicht dem Gedanken, den er ausdrücken wollte, worüber er zuweilen ärgerlich und ungeduldig wurde. Wenn ich ihn dann fragte: Möchtest du das oder jenes sagen, so antwortete er: „nein, ganz anders!“, bis ich endlich das Richtige erriet, was ihn immer sehr glücklich machte. Er zeigte ein leidenschaftliches Entzücken an der Musik (ich ließ ihm oft von ausgezeichneten Klavierspielern,

z. B. Dr. Carl Fuchs und Miß Kate Bruckshaw vorspielen); besonders aber war er beglückt, wenn es sein Jünger und Freund Peter Gast tat, der inzwischen nach Weimar übergesiedelt war. Der Zustand blieb sich ungefähr gleich bis zum Sommer 1898, wo ihn ein leichter Schlaganfall traf, der ihn schon etwas veränderte. Vom Mai 1899, wo ein stärkerer Schlaganfall kam, wurde er schwächer und schweigsam. Das Sprechen wurde ihm von da an wieder recht schwer, sodaß er überhaupt nicht mehr in Gegenwart Andrer reden wollte. „Ich spreche nicht schön", sagte er betrübt. Gerade aber in dieser Beziehung zeigte sich sein gütiges Herz: während jener Zeiten, wo er nicht mehr richtig zu sprechen vermochte, in den letzten Jahren in Naumburg und der letzten Zeit in Weimar, fand er doch die richtigen Worte, um etwas Freundliches zu sagen und seinen Dank auszudrücken. Z. B. wandte er sich an unsere Mutter: „Ich glaube wirklich, meine Mutter, daß du die schönsten Augen hast" oder indem er sich an uns beide wandte: „ich denke, daß in diesem Hause die allerbesten Menschen wohnen"; und so gab es noch hundert kleine Gelegenheiten, die er mit seinen liebenswürdigen Worten verschönte. Wahrhaft rührend war seine Dankbarkeit gegen mich hier in Weimar. Wieviel Worte des Lobes fand er, um diese Dankbarkeit auszudrücken, wieviel tröstende Worte, wenn er mich traurig sah! „Warum weinst du, meine Schwester? — wir sind doch glücklich!" sagte er dann. Er hörte sehr gern, wenn draußen der Sturm mächtig brauste, aber an jenen trüben Abenden, wenn wir schweigend zusammensaßen und der Wind so kläglich um das Haus herum wehklagte, die traurigsten Erinnerungen und herzzerreißende Gedanken weckend: ob man Das oder Jenes im Leben nicht ganz anders hätte machen sollen, — dann auf einmal kam seine gute Hand und drückte die meine, als ob er fühlte, welch traurige, verschwiegene Gedanken meine Seele

quälten, und mit seiner lieben Stimme sagte er: „Laß den Wind weggehen, meine Schwester". Dann zog ich die schweren Vorhänge zu, machte es hell im Zimmer und fing mit ihm zu plaudern an, um die trüben Gedanken zu verscheuchen. Wenn es mir nur irgend möglich war, so zeigte ich ihm ein fröhliches, heiteres Gesicht. Er selbst hatte alles Schwere und Traurige vergessen, so sollte er auch durch nichts daran erinnert werden. Nur die lieben Erinnerungen waren ihm geblieben; wenn wir z. B. von Richard Wagner sprachen, so vergaß er nie hinzuzusetzen: „Den habe ich sehr geliebt."

Wie hätte ich auch klagen dürfen? — Hatte er mir nicht selbst die tragische Erkenntnis eingeflößt, daß das Genie wohl immer ein schweres Schicksal zu tragen hat — tragen muß? „Es giebt mancherlei Arten von Schierling, und gewöhnlich findet das Schicksal eine Gelegenheit, dem Freigeiste einen Becher dieses Giftgetränkes an die Lippen zu setzen, — um ihn zu ‚strafen', wie dann alle Welt sagt. Was tun dann die Frauen um ihn? Sie werden schreien und wehklagen und vielleicht die Sonnenuntergangs-Ruhe des Denkers stören: wie sie es im Gefängniß von Athen taten. ‚O Kriton, heiße doch Jemanden diese Weiber da fortführen!' sagte endlich Sokrates. —"

Nein, ich habe nicht zu jenen wehklagenden Weibern gehört, — der Abendfrieden des Teuren war mir heilig! —

Im allgemeinen hatte er nicht gern Besuch; sobald er aber danach Verlangen trug, führte ich ihm liebe Freunde zu. Wer ihn damals gesehen hat, kann den Eindruck nie vergessen, auch die Künstler nicht, die ihn versuchten nachzubilden. Die rührende kleine Statuette, die Arnold Kramer in Dresden von ihm gemacht hat, gibt den lieben Kranken so lebensvoll wieder, wie er auf dem Lehnstuhl sitzend nach dem schönen Thüringerland, das unten im Tal liegt, hinabschaut. Professor Henri Lichtenberger aus Nancy verlebte einmal 1898 eine Woche mit uns im

Nietzsche-Archiv und schildert in einer Skizze über Friedrich Nietzsche seine Eindrücke:

„Du moins — et c'est là une suprême consolation pour les siens — cette fin de vie n'est pas sinistre, ni lamentablement funèbre comme on pourrait aisement se l'imaginer. Il y a dans le lent déclin de cet amant enthousiaste de la vie, de cet apologiste de l'énergie, de ce prophète du Surhomme, je ne sais quelle beauté mélancolique et apaisante . . . Son front est toujours admirable, son regard, qui semble comme ‚tourné vers le dedans', a une expression indéfinissable et profondément émouvante. Que se passe-t-il en lui? On ne sait. Peut-être a-t-il conservé un vague souvenir de sa vie de penseur et de poète. ‚N'ai-je pas, moi aussi, écrit de bons livres?' disait-il, récemment encore, comme on lui mettait entre les mains un livre nouveau . . ."

Als ich ihm darauf antwortete: „Du hast die allerbesten Bücher geschrieben", lächelte er und nannte sämtliche Werke, die er geschrieben, mit ihrem richtigen Titel.

Er war mit der Zeit immer schöner geworden, sah die Besucher mit großen freundlichen Augen an und reichte ihnen, wenn sie ihm einen angenehmen Eindruck machten, gütig die Hand.

Gerade in den letzten Wochen seines Lebens, Sommer 1900, hat er noch mehrfach Besuche empfangen, z. B. auch die schon erwähnte ausgezeichnete Graphologin Freifrau von Ungern-Sternberg, jene Verfasserin des trefflichen Buches: „Friedrich Nietzsche im Spiegelbilde seiner Schrift", die mein Bruder als junges Mädchen, als Isabella von der Pahlen, auf einer Reise von Genf nach Genua kennen gelernt hatte und sich ihrer oft und gern erinnerte. Nun schildert sie in der obenerwähnten Schrift das wehmütige Wiedersehn wenige Wochen vor seinem Tode:

„Ein Wiedersehn, ersehnt und gefürchtet, sollte mir

auf meine dringende Bitte nach drei Tagen vergönnt sein — und mit mir zugleich einer kleinen Tafelrunde vertrauter, alter und neuer Freunde.

„Zu großer Genugtuung gereichte es mir, Gast, den Mann mit dem goldenen empfänglichen Herzen und dem ausdrucksvollen Musikerkopfe, kennen zu lernen. Jüngst gewonnene Anhänger, ein junges Ehepaar von harmonischer Bildung, Adelsmenschen nicht allein der Geburt, sondern der Gesinnung, vervollständigten den sympathischen Kreis. Es war ein guter Tag für den Kranken, und so geleitete uns Frau Elisabeth hinauf in die Gemächer des Bruders, die abseits von jeder Störung, von jedem Lärm, im obern Stocke gelegen waren.

„Wie ward mir, da ich ihn erschaute in der Hoheit seines Wesens, der so unendlich vertieften Schönheit seelischen Ausdrucks! Die Schönheit des Auges zumal, von keiner Brille mehr verhüllt, war geradezu überwältigend. Von diesen tieftraurigen Augensternen, die in die Ferne zu schweifen und doch nach innen zu schauen schienen, ging eine mächtige Wirkung aus, ein magnetisches geistiges Fluidum, dem sich keine sensitive Natur entziehen konnte.

„In weiße Gewänder gehüllt*) ruhte er auf einem Divan, dem ich zaghaft mich nahte, eingeführt von den Worten der Schwester: ‚Liebling, hier bringe ich dir eine liebe Freundin, der wir uns häufig gemeinsam erinnert haben.‘ Mit beiden Händen umfaßte ich seine schmale, abgezehrte Rechte — dieselbe, die unsterbliche Gedankenreihen, aere perennius, auf das Papier gebannt hatte — und flüsterte: ‚Wir sind uns dereinst, lang, lang ist's her, in Italien, in Genua und Pisa, begegnet.‘ Prüfend, sinnend weilte sein Auge auf mir und suchte dann, unter Schütteln des gewaltigen Hauptes, mit stummer Frage

*) In den letzten Lebensjahren trug er ein langes Gewand von dickem weißem Stoff, in der Art des Priesterkleides katholischer Orden.

den Blick der Schwester, die ihm sanfte liebevolle Koseworte zuraunte.

„Unter den Händen von Meister Peter Gast entquollen dem Flügel herrliche Klänge, mächtige Tonwellen, die den Kranken wie mit Zaubergewalt ergriffen und, einem elektrischen Funken gleich, seinen Organismus durchzuckten. Seliges Entzücken malte sich in seinen Mienen, der ganze Körper erbebte in fieberhafter Erregung — und siehe da, neues Leben durchströmte die durchscheinenden, gelähmten Hände. Sie brachen die Fesseln der Erstarrung und bewegten sich gegeneinander zum Zeichen des Beifalls. Nicht genug konnte er sich tun in dieser Kundgebung der Freude; schon schwiegen die Saiten — doch Aug in Aug mit der Schwester, beredtes Mitempfinden dort heischend und findend — zitterte die wonnige Erregung, ein wahrer Sturm der Begeisterung, nach, in Mienenspiel und nicht endenwollendem Beifallsklatschen. Ein Schauspiel für Götter, das zu schauen mir beschieden.

„Feuchten Auges, von unaussprechlichen Empfindungen durchwogt, zogen die Zeugen dieses seelischen Aufruhrs sich zurück. Händedruck und Tränen löſten die Spannung der Seele."

Am Montag, den 20. August, erkrankte er plötzlich an einer Erkältung mit Fieber und schwerem Atem, es schien, als ob sich eine Lungenentzündung vorbereiten wollte. Doch in wenigen Tagen war mit Hülfe des treuen Arztes das Übel, wie es schien, beseitigt; der Arzt glaubte sogar, daß er nicht wiederzukommen brauche. Aber am Freitag, den 24. gegen Mittag, als ich ihm gegenüber saß, veränderte sich plötzlich sein ganzer Ausdruck, er sank, von einem Schlaganfall getroffen, besinnungslos zurück. Ein furchtbares Gewitter erhob sich, und es schien, als ob dieser hohe Geist unter Donner und Blitz dahingehen sollte. Aber noch einmal erholte er sich, kam gegen Abend wieder zur Besinnung und versuchte auch zu sprechen. Als ich

ihm in der Nacht gegen 2 Uhr früh am 25. August eine Erfrischung reichte und den Lichtschirm beiseite rückte, damit er mich sehen konnte, rief er freudig „Elisabeth“, so daß ich glaubte, daß die Gefahr vorüber sei. Er schlief lange, lange Zeit, wie ich hoffte, der Genesung entgegen. — Aber sein teures Antlitz veränderte sich mehr und mehr, die Schatten des Todes breiteten sich aus, der Atem wurde immer schwerer. Noch einmal schlug er seine herrlichen Augen auf: — „Er bewegte und schloß wieder die Lippen und blickte wie einer, der noch etwas zu sagen hat und zögert, es zu sagen. Und es dünkte denen, welche ihm zusahen, daß sein Gesicht dabei leise errötet sei.“ Dann aber kam ein leichtes Erbeben, ein tiefes Atemholen — und sanft, ohne Kampf, mit einem letzten feierlich-fragenden Blick schloß er die Augen für immer. —

„Also geschah es, daß Zarathustra unterging.“

Anmerkungen und Verzeichnis der Zitate.

(W. = Nietzsche, Werke, Gesamtausgabe.
Br. = Nietzsche, Gesammelte Briefe.)

S. VI. „Ich bitte dich aber, mit einiger" ... Br. V 475.
„ VIII. „Overbeck selbst würde, nach" ... Frankfurter Zeitung 9. Nov. 1908 Morgenbl.
S. IX. „Im ganzen ist es zum" ... Deutsche Rundschau Nov. 1908 H. 2.
S. X. „Daß sein Glück uns nicht" ... W. V 22.
„ X f. „Wir aber, die wir das" ... „Zur Erinnerung an Fr. Nietzsche", Privatdruck, Leipzig: Naumann 1900, S. 48 f.
S. 1. „Was begab sich damals" ... W. XIV 387.
„ 2. „Das Verleugnen aller" ... W. XI 94.
„ „ „Diese von Takt zu Takt" ... W. XIV 167.
„ „ „Das Wogende, Wallende" ... W. XI 97.
„ „ „Die Armut an Melodie" ... W. XI 90.
„ „ „Diese ewigen Wiederholungen" ... W. XIV 171.
„ 3. „Des Überflüssigen, Willkürlichen" ... W. XIV 171.
S. 3 „Die Brunst rasend gewordener Sinne" ... W. XIV 161.
S. 3. „wie wilde Tiere" ... W. XI 97.
„ „ „Wotan: wütender Ekel" ... W. XI 97.
„ 4. „Anwandlungen der Schönheit" ... W. XI 96.
„ 4 f. „Ich habe jetzt Zeit" ... die Briefe Nietzsches an Wagner sind noch nicht veröffentlicht, vermutlich auch nicht mehr vorhanden.
S. 5. „Zukunft von dem Bayreuther Sommer" ... W. X 469.
S. 7. „Die Freude über Rée's" ... W. XI 123.
„ 8. „Doch wäre es nicht nötig" ... Br. III 527.
„ 9. „Geliebte Schwester, es ist der Tag" ... Br. V 349.

S. 10 f. „In Genua angelangt" . . . Isabella von Ungern-Sternberg, Nietzsche im Spiegelbilde seiner Schrift, Leipzig 1902, S. 28 ff.

S. 11 f. „In Nietzsches Wesen" . . . Ungern-Sternberg a. a. O., S. 35.

S. 12. „Da sind wir, in Sorrent" . . . Br. V 350 f.

„ 12 f. „Ich habe nicht Kräfte genug" . . . anscheinend nicht in den Werken gedruckt.

S. 13. „Das weiße Meer liegt" . . . W. V 351.

„ „ „Von jenem stillen" . . . Br. III 626.

„ 15. „Zuerst hat man in seiner" . . . W. XI 304.

„ 17. „Ich bin nicht im Stande" . . . W. XI 379 f.

„ 20. „Die Schule der Erzieher" . . . Br. V 353.

„ 21. „So entsinne ich mich u. a." . . . Peter Gast, Einleitung zu „Menschliches, Allzumenschliches" 2. Aufl., S. XXVII f.

S. 23. „Wäre ich schon frei" . . . aus dem Manuskript zitiert, anscheinend nicht in den Werken gedruckt.

S. 23. „Ich will den Menschen die Ruhe" . . . W. XI 125.

S. 24 ff. „Verehrteste Freundin, nachdem ich" . . . Br. III 535 f.

S. 27. „Ich denke mit herzlicher Liebe" . . . Br. III 539.

„ 28. „Der hatte aes triplex" . . . Br. I 399.

„ „ aes triplex dreifaches Erz, aurum triplex dreifaches Gold.

S. 29 f. „Nichts Heiteres als dein Brief" . . . Br. V 356.

„ 30. „Die Verheiratung" . . . Br. V 359.

„ 31 f. „Lieber, lieber Freund, wie soll ich" . . . Br. II 537 f.

S. 33 f. „Im Oktober bin ich entschlossen" . . . Br. III 550.

S. 34 f. „Hier, meine liebe und verehrte Frau" . . . Br. I 416 f.

S. 35. „Wohnung, Umgebung" . . . Br. III 569 f.

„ 39. „Die Herkunft dieses Buches" . . . vgl. W. XV 75 f.

S. 40. „Seltsam, seltsam, gerade" . . . Br. III 626 f.

„ 43 f. „Gestern kam, von Wagner gesandt" . . . Br. I 421.

S. 45. „Wer sich erlaubt, öffentlich" . . . W. XI 20.

„ 46. „Wie kam es aber, daß Nietzsche" . . . Peter

Gast, Einleitung zu „Menschliches, Allzumenschliches“, 2. Aufl., S. VIII.

S. 47. „Das Schicksal des Mannes“ ... Br. III 581.
„ 47 f. „Ist von Sorrentos Duft“ ... W. VIII 334.
„ 48 f. „Indem ich Ihnen das Buch“ ... außer in der großen Biographie nicht gedruckt.

S. 49 f. „Dem Meister und der Meisterin“ ... außer in der großen Biographie nicht gedruckt.

S. 51 f. „Meine Überraschung über“ ... Br. II 543 ff.
„ 52 f. „So ist's recht und schön“ ... Br. II 548 f.
„ 54 f. „Verehrtestes Fräulein, es ist nicht“ ... sonst noch nicht veröffentlicht.

S. 56 ff. „Dieses Buch, welches einem Umkreis“ ... W. XIV 386 ff.

S. 59. „Nehme ich zu Ihnen noch“ ... Br. IV 7.
„ „ „Mit Jacob Burckhardt bin ich“ ... Br. I 329.
„ 61. „Von Bayreuth aus ist es“ ... Br. IV 7.
„ „ „Jener Abschied, wo man endlich“ ... W. XI 154 f.

S. 62. „Mir ist es sehr lieb, wenn“ ... Br. I 424.
„ „ „Humanität der Freund- und Meisterschaft“ ... W. III 129.

S. 62. „Mir ist zu Mute, als ob ich“ ... anscheinend nicht in Gesamtausgabe gedruckt, dagegen Taschenausgabe IV 468.

S. 62 f. „Können Sie mir jenes Gefühl“ ... Br. I 422.
„ 66 f. „Über Wagner wie über“ ... W. XI 84.
„ 67 f. „Als ich allein weiter ging“ ... W. III 6 f.
„ 68 f. „— Über Wagner empfinde ich“ ... Br. I 434 f.
„ 69. „Verehrteste Frau, in tiefem Gefühl“ ... Br. I 428.

S. 72. „Wir waren Freunde und sind uns“ ... W. V 212.

S. 81. „Seien und bleiben Sie mir“ ... Br. I 434.
„ 81 f. „Ja, die Gunst der Musen!“ ... W. III 112.
„ 83 f. „Der Zustand meiner Gesundheit“ ... Br. V 397 f.

S. 84 f. „Indem wir Ihnen die Urkunde“ ... Br. V 400.
„ 89. „Supposons par exemple un artiste“ ... Guyau, Esquisse d'une morale sans obligation ni sanction“, Paris 1884, S. 180.

S. 89 f. „Damals entschied sich mein Instinct“ ... W. XV 77 f.

S. 90 f. „Mitten in Martern, die ein“ ... W. XV 10.
„ 93. „Ich freue mich und bin beruhigt“ ... Br. V 404.
„ 94 f. „Doppelgängerei der Natur“ ... W. III 368.
„ 95. „Et in Arcadia ego“ ... W. III 354 f.
„ 96. „Heute Morgen wollte ich“ ... Br. V 407 f.
„ 97 f. „Meine liebe gute Mutter, eben“ ... Br. V 410 ff.

S. 98. „Weißt du noch, mein liebes Lama“ ... Br. V 727.

S. 98. „So oft gedachte ich der frohen Tage“ ... Br. V 723 f.

S. 99. „Es liegt eine schwere, schwere Last“ ... Br. V 422.

S. 99. „Im sechsunddreißigsten Lebensjahre“ ... W. XV 9 f.

S. 100. „Habe dank, teurer Freund!“ ... Br. II 556.
„ „ „Das Jahr geht zu Ende„ ... Br. V 422.
„ 100 f. „Nur einen innigen Gruß“ ... Br. V 422 f.
„ 102. „Aber nicht in Naumburg“ ... Br. V 604.
„ 102 f. „Es ist seltsam zu beobachten“ ... Br. IV 34 f.
„ 104. „Das Clima dieser Städte“ ... anscheinend nicht in Briefsammlung.

S. 105 f. „Vorgestern Abend kam ich“ ... Br. V 425.
„ 106. „Heute beziehe ich die neue“ ... Br. V 426.
„ „ „Meine Lieben, es ist der erste“ ... Br. V 427.
„ 107. „Die Tauben von San Marco“ ... W. V 358 f.
„ 108. „Mein lieber Freund, noch immer“ ... Br. IV 31 f.

S. 108 f. „Jetzt haben wir im Hause“ ... Br. V 432 f.
„ 109 f. „Ich für mein Teil leide“ ... Br. IV 35 f.
„ 110. Hinc meae lacrimae daher meine Leiden (Tränen).

S. 110 f. „Wir sind versucht, die Leiden“ ... Henri Lichtenberger, die Philosophie Fr. Nietzsches, eingel. und übers. von Elisabeth Förster-Nietzsche, Dresden und Leipzig 1899, S. 7 f.

S. 112. „Passio nova oder“ ... W. XI 408 f.
„ 113. „Das Wetter bringt mir überall“ ... Br. V 436.
„ „ „Immer noch Zustand der“ ... Br. V 436.
„ „ „Es geht melancholisch-geduldig weiter“ ... Br. V 437.

S. 113. „Man wird älter, es wird mir schwer“ ... W. XI 381.

S. 114. „Meine Lieben, ich mache wieder“ ... Br. V 438.
S. 115. „Ja gegangen wird viel!“ ... Br. V 439 f.
„ 116. „Gestern habe ich auf meiner Maschine“ ... Br. V 447.
S. 116. „Ich glaube, daß viele von uns“ ... W. XI 370.
S. 117. „Eine nicht das Auge beleidigende“ ... W. XI 390.
S. 118. „arm, fröhlich und Sklave“ ... W. IV 203.
„ 118 f. „Ich habe mir diese Stadt“ ... W. V 220 f.
„ 119. „wenn die Sonne scheint“ ... Br. V 443.
„ 120. „Hier ist das Meer, hier“ ... W. IV 291.
„ „ „Dies ist die rechte idealische“ ... W. IV 362.
„ 121. „Eben habe ich mich von einem“ ... noch nicht veröffentlicht.
S. 121. „Dieser Gang ist so gefährlich!“ ... W. IX 385.
„ „ „Wohin will diese ganze“ ... W. IV 362 f.
„ 122. „Ich las und ging einige Stunden“ ... Br. IV 45.
S. 122. „Lieber armer Freund, vergeben Sie mir!“ ... Br. IV 46.
S. 122 f. „Wertester Herr, hier ist“ ... außer in der großen Biographie nicht gedruckt.
S. 123 f. „Meine liebe liebe Lisbeth, einem so guten“ ... Br. V 447.
S. 124 f. „Mit diesem Buche beginnt“ ... W. XV 81 f.
„ 125. „Schädlich wenigstens wird das Buch“ ... Br. IV 54.
S. 125 f. „Für einen Prediger des egoistischen“ ... „Das freie Wort“ Jahrg. 2, Nr. 1, 5. April 1902 S. 6 f.
S. 126 f. „Der Ernst und die Tiefe der Leidenschaft“ ... Alois Riehl, Fr. Nietzsche, Der Künstler und der Denker, 3. Aufl., Stuttgart 1901, S. 94 f.
S. 127. „Ein Gran dankbaren Sinnes“ ... W. IV 247.
„ 128. „Ich werde dich schwerlich abhalten können“ ... Br. V 458.
S. 128 f. „Nun, alter lieber Getreuer“ ... Br. II 564.
„ 128. alter ego mein anderes Ich.
„ 129. „Zuletzt — wenn ich nicht meine Kraft“ ... Br. IV 71.
S. 129 f. „Heute las ich, zum ersten Male“ ... Br. IV 90 f.

S. 130. „Lieber alter Freund, da du mir“ ... Br. II 565.
S. 131 f. „Recoaro ist, als Landschaft“ ... Br. IV 67.
„ 133. „Zuletzt bin ich, dank einem ernsten“ ... Br. IV 68.
S. 133. „Das ist keine Schweiz, kein Recoaro“ ... Br IV 71.
S. 135. „Ich für meinen Teil“ ... Br. V 452.
„ 136 f. „Nun, mein lieber guter Freund!“ ... Br. IV 70 f.
S. 137. „Alles kehrt wieder“ ... W. VI 317.
„ 137 f. „Wer du auch sein magst“ ... W. XII 62 f.
„ 138. „Unsere ganze Welt ist“ ... W. XII 62.
„ „ „Wie geben wir dem inneren“ ... W. XII 63.
„ 138 f. „Der politische Wahn“ ... W. XII 64 f.
„ 139. „Drücken wir das Abbild“ ... W. XII 66 f.
„ „ „Nicht nach fernen, unbekannten“ ... W. XII 67.
S. 139. „Ihr meint, ihr hättet lange Ruhe“ ... W. XII 66.
S. 139. „Diese Lehre ist milde gegen die“ ... W. XII 68.
S. 140. „Voran ging die alexandrinische“ ... W. XII 67 f.
S. 140. „Dies Leben — dein ewiges Leben“ ... W. XII 67.
S. 140. „Hüten wir uns, eine solche“ ... W. XII 68.
„ „ „Seid ihr nun vorbereitet?“ ... W. XII 69.
„ 140 f. „Du fühlst, daß du Abschied“ ... W. XII 66.
„ 140. „Non alia sed haec vita sempiterna!“ Nicht ein anderes, sondern dies Leben ewig!
S. 142. „Ich erzähle nunmehr die Geschichte“ ... W. XV 85.
S. 143. „Nie gab es einen Menschen“ ... Br. V 455.
„ 144. „Meine gute Lisbeth, ich bringe es“ ... Br. V 460.
S. 144. „Meine liebe Schwester, der Schrecken“ ... Br. V 461.
S. 145 f. „Mein liebes Lama, es ist nicht leicht“ ... Br. V 465 f.
S. 148. „Wir mißtrauen allen jenen“ ... W. XIV 15.
„ „ „Furcht vor den Folgen der Lehre“ ... W. XII 370.

S. 148. „Die Lehre der Wiederkunft wird" . . . W. XII 371.

S. 148 f. „es läßt sich die Wirkung nicht"... W. XIV 295.

„ 149. „Seligpreisung sub specie aeterni" . . . W. XIV 301.

S. 149. sub specie aeterni unter dem Hinblick auf die Ewigkeit.

S. 150. „Jetzt komme ich mir wie Einer vor" . . . aus einem unveröffentlichen entwendeten Brief.

S. 150 f. „Hier in Genua bin ich stolz" . . . Br. V 469 f.

„ 151. „Hurrah! Freund! Wieder etwas"... Br. IV 82 f.

„ „ „Sehr spät bringt mein Gedächtnis"... Br. IV 84.

„ 151 f. „Dieser Monat ist hier" . . . Br. IV 79.

„ 152. „Wünschen Sie mir Glück" . . . Br. IV 85.

„ 153. „Ein paar Worte über" . . . Br. IV 90.

„ 153 f. „Du weißt es, daß meine Leiden" . . . Br. V 468 f.

S. 154 f. „Mein liebes Lama, also ich soll dir" . . . Br. V 474 ff.

S. 155 f. „Die Mittel, mit denen Julius Cäsar" . . . W. VIII 139.

S. 156 f. „Mein hochverehrtes Fräulein, eigentlich" . . . Br. III 593 f.

S. 157 f. „Nur wenige Zeilen, meine geliebte" . . . Br. V 479 f.

S. 158 f. „Diesem Buche tut vielleicht nicht" . . . W. V 3 f.

S. 160. „Könntest du mich nicht hier" . . . Br. V 476.

„ „ „Wetter nach wie vor unbeschreiblich" . . . Br. IV 94 f.

S. 161. „Meine Lieben, mit unserer Reise" . . . Br. V 483.

S. 161. „Können Sie mir nicht eine große" . . . Br. IV 97.

S. 161 f. „Da scheine ich denn einen vorzüglichen" . . . Br. V 485 f.

S. 162 f. „Euer Vergnügen über meine Verse" . . . Br. V 484 f.

S. 163 f. „Meine liebe Schwester, Falle nicht" . . . Br. V 486 ff.

S. 166. „es ekelte ihn des alten" . . . W. VI 162.

„ 168. „Ein solches Gedicht wie das" . . . Br. V 501 f.

„ 169. Rée hätte sie heiraten sollen" . . . Br. III 493 f.

S. 172. „Manuskript ganz fertig“ ... Br. V 489.
„ 173. „eine Lustbarkeit vor einer großen“ ... W. XIV 405.
S. 173. „Ich habe zehnmal auch dieses Buch“ ... Br. IV 106.
S. 174. „Nur wer des tiefsten Leidens“ ... anscheinicht in den Werken gedruckt.
S. 175. „Es gehört zu den Dingen“ ... W. XIV 405.
„ 175 f. „Mein Leben gehört jetzt“ ... Br. V 493.
„ 177. „Ich habe nie die Kunst verstanden“ ... W. XV 15.
S. 179. „Ein Einzelner, ach nur ein Einzelner!“ ... W. VII 69.
S. 180. „Ich glaube es wohl“ ... Br. V 494.
„ 181. „Das Ganze ist übrigens eine Strapaze“ ... Br. V 717.
S. 184 ff. „In zwei, drei Tagen, meine liebe Lisbeth“ ... Br. V 497 ff.
S. 187. animma candida reiner Charakter.
„ 188 f. „Seltsam! Ich habe über Lou“ ... Br. V 495 ff.
S. 190. „nachdem die alten ihm durch eine“ ... Br. II 566.
S. 190. „Es steht [mit Ihnen] ganz so“ ... Br. V 499 f.
„ 190 f. „Was Freund Rée betrifft, so ging es“ ... anscheinend nicht in Briefsammlung gedruckt.
S. 191. „Ja, ich war Ihnen böse!“ ... Br. V 500.
S. 193 ff. „Aber Lou, was schreiben Sie da“ ... Br. V 501 ff.
S. 195 f. „Hören Sie, Freund, wie ich heute“ ... Br. V 505 f.
S. 197. „Die Karikatur dessen war“ ... Br. V 504.
„ 200. „Frau Andreas gilt in der Öffentlichkeit“ ... Peter Gast, Einleitung zu „Menschliches, Allzumenschliches“ II. Aufl. 1893, S. IX.
S. 200 f. „So wachsen Wissenschaft, Kunst“ ... Fritz Kögel in seiner Einleitung zu Nietzsches Werken Bd. IX S. XXXII f.
S. 202. „Was liegt an schiefen Urteilen“ ... Br. IV 156.
S. 206. „Niemand kann glauben, mit was für“ ... aus den Manuskripten zitiert, anscheinend nicht im Nachlaß veröffentlicht.

S. 207. „Zuletzt aber mußte ich“ . . . W. XIV 303.
„ „ „Der Sehnsucht süßer Schrei“ . . . W. VII 279.
„ 208 f. „Mittag und Ewigkeit. Fingerzeige“ . . . W. XII 425 f.

S. 210. „Den Winter [1882/83] lebte ich in“ . . . W. XV 87 f.

S. 211. „Sie haben es sich früher nicht verwehrt“ . . . sonst nicht gedruckt.

S. 212. „Es war hart, sechs Jahre lang“ . . . Br. IV 135 f.

S. 212 f. „Heute habe ich Ihnen etwas Gutes“ . . . außer in der großen Biographie nicht gedruckt.

S. 214 f. „Hat Jemand, Ende des neunzehnten“ . . . W. XV 90 f.

S. 215 f. „Krank! Lieber Freund, so geht es!“ . . . Br. IV 137.

S. 216. „Unter welche Rubrik Ihr neues Buch“ . . . Br. III 602.

S. 216 f. „Lieber Freund, beim Lesen“ . . . Br. IV 150.
„ 217. „Es ist wunderbar! sagen oft“ . . . Br. III 604.
„ 217 f. „Wollen Sie nicht ein wenig“ . . . Br. III 604 f.
„ 218. „Heute lernte ich zufällig“ . . . Br. IV 155.
„ 218 f. „Man hat mich nicht gefragt“ . . . W. XV 118 f.
„ 219 f. „Werter Herr Verleger, ich bin“ . . . dieser und die folgenden Briefe Nietzsches an seinen Verleger sind außer in der großen Biographie nicht gedruckt.

S. 220. „Von Zarathustra höre ich jetzt eben“ . . . Br. IV 161.

S. 220. „Ich bin sehr bewegt und bringe“ . . . Br. IV 159 f.

S. 221 ff. „Meine liebe Schwester. Es war“ . . . Br. V 507 ff.

S. 224. „Wie kommt es doch, lieber Freund Gast“ . . . Br. IV 160 f.

S. 225 f. „Dann folgte ein schwermütiger Frühling“ . . . W. XV 91 f.

S. 226. „Diese süß duftenden Höhlen“ . . . W. VI 132.
„ „ „wenn der reine Himmel wieder“ . . . W. VI 132.

S. 227. „Und seht mir doch, meine Freunde!“ . . . W. VI 147 f.

S. 227. „Nichts ist rachsüchtiger als“ . . . W. VI 131.

S. 228. „Für den Sommer habe ich ein“ ... Br. IV 158.

S. 228. „Als ich im Frühjahr 1883“ ... Br. IV 377.
„ 229. „Sie lernten vom Meere auch noch“ ... W. VI 189 f.

S. 230 f. „Es war gut, daß wir in Rom“ ... Br. V 513.

S. 231 f. „Jetzt, meine liebe Schwester“ ... Br. V 516 f.
„ 232 f. „Sils-Maria, 10. Juli 1883“ ... Br. V 519 f.
„ 233. „Sils-Maria. Schmeitzner telegraphierte“ ... Br. V 528 f.

S. 233. „Nicht wahr, lieber Freund?“ ... Br. IV 136.
„ „ „Im Sommer, heimgekehrt“ ... W. XV 92.
„ 235. „mit Rée hätte ich ja unter“ ... Br. V 527.
„ 237. „Der Brief an Frau Rée ist“ ... Br. V 520 f.
„ 238 f. „Unsere kurze Bekanntschaft“ ... Br. V 524 ff.
„ 239 ff. „Zu spät, fast ein Jahr zu spät“ ... Br. V 529 ff.

S. 242. „Ich war dieser Tage etwas verstimmt“ ... Br. V 522 f.

S. 243. „Besorgen Sie sich auch nicht“ ... sonst noch nicht gedruckt.

S. 243 ff. „Meine liebe Schwester! Aber natürlich!“... Br. V 531 ff.

S. 246 f. „Meine liebe hochverehrte Freundin“ ... in den gesammelten Briefen nicht gedruckt.

S. 247 f. „Hochverehrte Frau! Ich bin Ihnen“ ... Br. V 538 f.

S. 249. „Worum ich Epikur beneide“ ... Br. V 173 f.
„ „ „Es hat mich freier gemacht“ ... aus dem Ms. zitiert, anscheinend nicht in den Werken gedruckt.

S. 250 ff. „Meine liebe Schwester, es ist heute“ ... Br. V 539 ff.

S. 253. „Stein ist zu jung noch für mich“ ... Br. V 550.
„ 254. „Auch denke ich wieder mutiger“ ... Br. V 627 f.
„ 255. „eine ganz falsche Darstellung“ ... Br. V 579.
„ 255 ff. „Mein liebes Lama. Ich las“ ... Br. V 543 ff.

S. 260. „eine Stunde nach unserm“ ... Br. V 546.
„ 262. „Morgen geht es fort“ ... Br. V 551.
„ 262 f. „Genua ist heute, wie zum Abschied“ .. Br. V 552.

S. 265 ff. „Villefranche bei Nizza. 15. XII. 1883" ... außer in der großen Biographie noch nicht gedruckt.
S. 270 f. „Im Winter darauf, unter" ... W. XV 92 f.
„ 271. „Denn ich liebe dich, o Ewigkeit!" ... W. VI 334.
S. 271 f. „Mein Zarathustra ist fertig geworden" ... Br. II 574 f.
S. 271. homo litteratus Mann der Wissenschaften.
„ 272. „Gestern war ich in Nizza" ... außer in der großen Biographie nicht gedruckt.
S. 273. „Bemerken Sie aber wohl" ... Nietzsches Briefe hrsg. v. R. Oehler, Leipzig 1911, S. 273 f.
S. 273 f. „Liebe Schwester. Unsere Mutter" ... Br. V 559 ff.
S. 274. „Das Buch hat den Fehler" ... vgl. W. XIV 415.
S. 275. „I Die ewige Wiederkunft" ... W. XVI 414.
„ 276. „Der Gegensatz des Übermenschen" ... W. XIV 262.
S. 276. „Ich lehre euch den Übermenschen" ... W. VI 13.
„ 277. „Geschichte ist Entwicklung der Zwecke" ... W. XII 359.
S. 278. „Wir schufen den schwersten Gedanken" ... W. XII 400.
S. 280. „Nehmen wir den erstaunlichen Griff Hegels" ... W. V 300.
S. 281. „Wie man nur ein ganzes Volk" ... W. X 384.
„ „ „Die Griechen sind interessant" ... W. X 385.
„ „ „Mich aber interessiert allein das Verhältnis" ... W. X 384 f.
S. 281. „Das Ziel der Menschheit in ihren" ... W. I 364.
„ 281. „Die Menschheit soll fortwährend" ... W. I 442.
S. 282. „Niemals noch gab es einen" ... W. VI 134.
„ „ „Nicht was die Menschheit ablösen" ... W. VIII 218 f.
S. 283. „Die Herren der Erde zuletzt" ... W. XII 413.
„ 283 f. „Alles was aus der Stärke stammt" ... vgl. W. VIII 218.
S. 285. „Eines Morgens aber wachte er" ... W. VI 119 f.
S. 286 ff. „Um diesen Typus zu verstehn" ... W. XV 88 ff.

S. 289. „Zehn Tage genügten“ ... W. XV 92.
„ „ „daß er seine Existenz“ ... Br. IV 139.
„ „ „auszuruhen in der vergangenen“... Br. IV 150.
S. 289 f. „was könntest du denn schaffen“ ... W. XII 397 f.
S. 290. „Das psychologische Kunststück“ ... W. XIV 306.
S. 290 f. „Es gibt etwas, das ich“ ... W. XV 93 f.
„ 292. „Lisbeth und ich, wir laufen“ ... Br. V 337.
„ „ „eine Handvoll großer und kleiner“ ... Br. V 599 f.
S. 293 f. „Nur einige bestimmte Worte“ ... Br. V 557 ff.
S. 294 f. „Malwida schrieb mir einmal“ ... Br. V 755.
„ 295. „Die Wahrheit zu sagen“ — ... Br. IV 187 f.
„ „ „Mit Schaudern denke ich an“ ... Br. V 725.
„ 296. „Das war eine Torheit“ ... Br. V 193.
„ „ „Das Unangenehmste war die Zeit“ ... Br. V 579.
„ 297. „Und log ich je“ ... W. VI 254.
„ 298. „Ach, wir hatten uns so viel“ ... Br. IV 197.
„ 298 f. „in diesem Pöbel- und Bauernzeitalter“ ... Br. V 624.
S. 299. „Die sehr leidende alte Engländerin“ ... Br. V 624.
S. 301. „Der Besuch von Steins hat“ ... Br. IV 198.
„ 304. „Ehemals suchte man sein“ ... W. XIV 306.
„ 304 f. „Übrigens hat sich mir die Aufgabe“ ... Br. IV 198 f.
S. 305. „mit einer unbeschreiblich milden, festen,“ ... W. XII 407.
S. 305 ff. „Gesetzgeber der Zukunft“ ... W. XVI 347 ff.
„ 307. „Ich weiß es wohl, daß sich seit“ ... Br. V 755.
„ 309. „Der Himmel ist nizzahaft schön“ ... Br. IV 200.
„ 310. „Alles, was in den Zwischenakten“ ... Br. V 579 f.
S. 311. „Ich bin seit einer Woche“ ... noch nicht veröffentlicht.
S. 311. „Das Erquicklichste in diesem Herbste“ ... noch nicht veröffentlicht.
S. 312. „Ich freue mich, daß der treffliche“ ... Br. V 579.
„ 313. „Ich danke dem Himmel, daß ich“ ... in gesammelten Briefen nicht gedruckt.

S. 313. „Wer so viel mit sich allein ist“ ... Br. V 600.
„ 316. „Nämlich: wenn alles gut geht“ ... Br. V 578.
„ 317. „Im ersten Teil ist der Verfall“ ... W. XII 407.
S. 317 f. „Im vierten Teil ist nötig: genau“ ... W. XIV 296.
S. 318. „ich nahm Euch Alles, den Gott“ ... W. XII 410.
S. 318. „Zarathustra muß seine Jünger“ ... W XII 410.
S. 319. „1. Zarathustra seinen Tieren dankend“ ... W. XII 407 f.
S. 320. „Unter uns gesagt: es gibt etwas“ ... Br. IV 210.
S. 320. „Es kommt vielleicht in diesen Tagen“ ... Br. IV 212.
S. 320. „Entschluß: Ich will reden“ ... aus dem Ms. zitiert, anscheinend nicht im Nachlaß veröffentlicht.
S. 321. „Übrigens bin ich Dichter bis zu“ ... Br. II 575.
S. 323. „Wenn ich einen Blick in meinen“ ... aus dem Ms. zitiert, anscheinend nicht im Nachlaß veröffentlicht.
S. 323. „Hier ist in jedem Augenblick“ ... W. XV 95.
„ 325. „Menschen, die Schicksale sind“ ... W. XVI 347.
„ 325 f. „Dann ist Nizza auf die Dauer“ ... Br. V 588.
S. 326. „Lieber Freund, seltsam!“ ... Br. IV 213 f.
„ 327 f. „Lieber und sehr verehrter Herr Doktor“ ... Br. V 605 ff.
S. 328 ff. „Mein liebes Lama, für den Tag“ ... Br. V 615 ff.
S. 330. „Es geht mir durch und durch“ ... Br. V 617.
S. 331. „Ich verstehe die Gestaltung“ ... Br. V 618.
„ 332. „Unter uns, ich habe viele Besorgnisse“ ... noch nicht veröffentlicht.
S. 333 f. „Meine Lieben. Eure schönen Gaben“ ... Br. V 637 ff.
S. 335 f. „Ein Gruß aus Leipzig!“ ... Br. V 639 f. Entwurf dazu.
S. 338. „Deine Vorschläge für die Zukunft“ ... Br. V 612.

S. 339. „Es hat mir gut getan, bei Euch" ... Br. V 641.
S. 339 f. „In Florenz überraschte ich den" ... Br. I 471 f.
S. 340. „Wundert Euch nicht zu sehr" ... Br. V 644.
„ 340 f. „Mir ist zu Mute als sei ich" ... Br. V 656.
„ 341. „Den Himmel von Nizza mit" ... Br. V 657.
„ 341 ff. „Mein liebes Lama, Hoffentlich" ... Br. V 650 ff.
S. 343 ff. „Meine Lieben, es ist herrliches Wetter" ... Br. V 653 ff.
S. 345 ff. „Mein liebes altes Lama, soeben kommt" ... Br. V 660 ff.
S. 347. „Du sagst, Neu-Germania habe nichts" ... Br. V 726.
S. 348. „Die gesamte deutsche Presse schweigt" ... Br. V 754.
S. 349. „Du sagst zwar, Du habest den Colonisator"... Br. V 753 f.
S. 349. „als ob er öffentlich etwas ablehne" ... Br. V 754.
S. 349 f. „Unsere gute Mutter schreibt mir" ... Br. V 775 f.
S. 351. „Wie lange schon lag es mir auf" ... Br. V 793.
„ 351. „Seltsam! Du bist der einzige Mensch" ... Br. V 799 f.
S. 352. „Meine Zukunft ist mir die dunkelste" ... Br. V 513.
S. 352. „Wie stark fühle ich bei Allem" ... Br. V 770.
„ 353 f. „Mit großer Genugtuung las ich" ... Br. V 758 f.
S. 355. „Wir Philosophen haben kein Recht" ... W. VII 289.
S. 356 f. „Erster Grundsatz. Alle bisherigen" ... W. XIV 319 f.
S. 358. „Das Buch ist aus Niederschriften" ... vgl. W. XIV 409.
S. 359. „Ich habe einen Verleger" ... Br. V 658.
„ 359 f. „Was mein Manuskript angeht" ... Br. IV 247 f.
S. 360. „Als ein Fädchen ums Manuskript" ... Br. V 671.

S. 360 f. „Die Schwierigkeit, die es diesmal“ ... Br. IV 253.

S. 361 f. „Von einer Verstellung des Lebens“ ... W. XIV 410 f.

S. 362 f. „Die Aufgabe für die nunmehr“ ... W. XV 102 f.

S. 363 ff. „Die Voraussetzung der ganzen“ ... „Das freie Wort“ Jg. 2, Nr. 1, 5. Apr. 1902 S. 9 f.

S. 366. „im kleinen und erbärmlichen Leben“ ... W. XII 141.

S. 367. „Es gibt vielleicht wenig so empfindliche“ ... vgl. W. VII 138 f.

S. 368. „Die Menschen auf Wagnisse und“ ... vgl. W. VII 138.

S. 368. „Meine Philosophie ist auf“ ... W. XV 354.

„ 368 f. „Abseits gestellt gegen die beiden“ ... W. XVI 278.

S. 369. „So muß es denn einem Jeden“ ... vgl. W. II 12 f.

S. 369 f. „Dies sind meine Urteile“ ... W. XIV 411.

„ 370. „Schlimm! Schlimm! Wie?“ ... W. VII 263.

„ 372 f. „Sie werden bemerken, daß“ ... außer in der großen Biographie nicht gedruckt.

S. 373. „Ein eigenes Bändchen mit lauter“ ... außer in der großen Biographie nicht gedruckt.

S. 373 f. „Geburt der Tragödie: Artisten-Metaphysik“ ... W. XIV 348 f.

S. 374. „Inzwischen habe ich die Skizzen zu“ ... Br. IV 170.

S. 375. „Das Stück Psychologie, welches“ ... außer in der großen Biographie nicht gedruckt.

S. 375 f. „Lieber Freund, ein Wort aus diesem“ ... Br. IV 263 f.

S. 376. „Also sprach Zarathustra im Steigen“ ... W. VI 225.

S. 377. „Er kommt vor, aber als Ausnahme“ ... W. VIII 127 f.

S. 377 f. „Die Lieder des Prinzen Vogelfrei“ ... W. XV 85.

S 378 ff. „Meine liebe Schwester, Donnerstag“ ... Br. V 707 ff.

S. 379. quod erat demonstrandum was zu beweisen war.

S. 381 f. „Zuletzt kam niemand aus den Dingen" ... W. XV 51.
S. 382. „Nizza glich einem Tollhause" ... Br. V 711.
„ „ „Diese Nacht, gegen 2–3 Uhr" ... Br. V 712.
„ 383. „Hier bin ich an einem herrlichen" ... Br. V 719.
S. 384. „Bevor ich hierher kam, habe ich" ... Br. V 728.
S. 384 f. „Meine geliebte Schwester. Dein guter" ... Br. V 723 f.
S. 385. „aus dem Geiste des Ressentiment" ... vgl. W. XV 104,
S. 385. „der sich rückwärts wendet" ... W. XV 104.
„ 386. „woher die ungeheure Macht des" ... W. XV 104.
S. 386 f. „Mit den beiden Schriften" ... W. VII Nachbericht S. I f.
S. 387. *φιλία καὶ νεῖκος* Liebe und Haß. *ἀγών* Wettkampf.
S. 388. „lächerlich glücklich, wenn er mit" ... Br. V 616.
S. 388 f. „Friedrich Nietzsches ganze Philosophie" ... Tägl. Rundschau 20. Sept. 1906, Unterhaltungsbeilage.
S. 391. „daß an erster und einziger Stelle" ... Br. I 145.
S. 393 f. „Um Dir einen Begriff zu geben" ... Br. V 676.
S. 394. „Leipzig ist keine Zufluchts- und Ausruhestätte" ... Br. V 674.
S. 394 f. „Deine Pläne, Vorlesungen an einer" ... Br. V 676 f.
S. 395. „Die Probleme, vor welche ich gestellt bin" ... anscheinend nicht in den Werken gedruckt.
S. 396 f. „Inzwischen ist mir der Gedanke" ... Br V 683 f.
S. 397. „Nun sollte ich mir einmal wieder" ... Br. V 685.
S. 398. „Ich selbst — denn du wirst fragen" ... Br. II 579.
S. 400. „Ich habe einen Fall vor Augen" ... W. XV 31.
S. 400. „Es fehlt nicht an schlechten und" ... nicht in gesammelten Briefen gedruckt.

S. 401. „Vielleicht oder vielmehr wahrscheinlich" ... sonst nicht gedruckt.

S. 402. „ich bin dir wirklich nicht einen" ... Br. I 491.

„ 402 f. „Es scheint mir, daß ein Mensch" ... Br. V 598.

S. 403. „Mein tiefes Wohlwollen gegen alle" ... aus dem Ms. zitiert, anscheinend nicht im Nachlaß gedruckt.

S. 403 f. „Ich habe keinen — keinen!" ... Neue Rundschau 1899 S. 627 f.

S. 404. „... und dann passieren gewöhnlich" ... Br. III 262 f.

S. 405. „Es setzt die Liebe tief unter" ... W. XI 128.

„ „ „Das vollkommene Weib ist ein" ... W. II 301.

„ 406. „Man kann nicht hoch genug" ... W. XIV 235.

„ 408. „Man will die Frauen überhaupt" ... W. VII 199.

S. 408. „Um alles in der Welt nicht noch" ... W. II 307.

„ 409. „Es ist Dummheit in dieser Bewegung" ... W. VII 198.

S. 409 f. „Man kann in den drei oder vier" ... W. II 316.

S. 410. „Genau weil ich eine höhere und tiefere" ... W. XIV 243.

S. 411. „Du gehst zu Frauen? Vergiß die" ... W. VI 98.

S. 412. „Vieles sprach Zarathustra auch" ... W. VI 95.

„ „ „Da entgegnete mir das alte" ... W. VI 97 f.

„ 414. „Wer zu ihnen greift und sich" ... W XIV 359.

„ „ „Die Unfähigkeit, das Neue und" ... W. XIV 359.

S. 414 ff. „Höchste Kultur ist für Nietzsche" ... Vaihinger, Nietzsche als Philosoph, 3. Aufl. Berlin 1905 S. 80 ff.

S. 417. „Gerade weil ich wenig von meinem" ... Br. V 279 f.

S. 419. „Hier wollte Raffael einmal" ... W. III 241.

„ 420. „Jede Verachtung des geschlechtlichen" ... W. XV 59.

S. 420. „Der Strahl eines Sternes glänze" ... W. VI 96.

S. 420. „rein und fein sei, dem Edelsteine" ... W. VI 96.

S. 421 f. „Ich habe eine Frage für dich allein" ... W. VI 102 ff.

S. 422. „Die vielen kurzen Torheiten ein Ende" ... W. VI 104.
S. 422. „Die Liebe in ihren Mitteln der Krieg" ... W. XV 58.
S. 422f. „Schlimm-Gepaarte fand ich immer" ... W. VI 308.
S. 423. „Eine Ehe, eine Freundschaft sollte das" ... W. XI 352.
S. 423. „Das Beste an der Ehe ist die" ... anscheinend nicht in den Werken gedruckt.
S. 423. „Ich habe nie den Namen der Liebe" ... anscheinend nicht in den Werken gedruckt.
S. 423. „Wahrlich es gibt Keusche von Grund aus" ... W. VI 79.
S. 423f. „Was ist Keuschheit am Mann?" ... W. XVI 333.
S. 424. „In den Städten ist schlecht zu leben" ... W. VI 78.
S. 424. „Zur Zukunft der Ehe" ... W. XIV 248.
„ 425. „in den Jahren 1871 und 1872" ... Deussen, Erinnerungen an Fr. Nietzsche, Leipzig 1901, S. 78.
S. 425. „als summa summarum war ich" ... W XV 11.
„ „ „nun wünsche ich mir, vertraulich" ... Br. III 468.
„ „ „gute Freunde sind eine sehr" ... Br. I 301.
„ „ „Man hat immer etwas Nötigeres" ... W. XIV 252.
S. 425f. „Wirklich himmlisch ist der Gedanke" ... Br. I 278.
S. 427. „Frau Wagner, Sie wissen es" ... Br. III 588.
„ 428. „Frau Cosima Wagner ist das einzige" ... aus dem Manuskript zitiert, nicht im Nachlaß gedruckt.
S. 428. „Das ist jener wohlwollende Genius" ... W. VII 254.
S. 429. „Viel Geist bei einer Frau ist für mich" ... Br. V 760.
S. 429. „ich denke nicht daran, geliebt zu werden" ... Br. V 597f.
S. 429. „Noch rationeller wäre vielleicht eine" ... Br. V 591.
S. 429. „Ob die Freigeister mit Frauen" ... W. II 317.
„ 429f. „Es ist zum Lachen, wenn ein" ... W. II 321.
„ 430. „Da kam nun doch dein Brief" ... außer in der großen Biographie nicht gedruckt.

S. 430 f. „Als ich gestern meinen gewohnten" ... Br. V 759.
S. 431. „Außerdem bin ich gar noch von" ... Br. V 610.
S. 431. „Nein sicherlich, eine Frau fehlt" ... Br. V 760.
S. 431 f. „Mich zu verheiraten wäre jetzt" ... Br. V 716.
S. 434 f. „Wo ich Lebendiges fand, da fand ich" ... W. VI 167.
S. 436. „Ein Einzelner! ach, nur ein Einzelner!" ... W. VII 69.
S. 436. „1. Der Wille zur Macht. Versuch einer" ... anscheinend nicht im Nachlaß veröffentlicht.
S. 436 f. „Jene vier ersten Unzeitgemäßen" ... W. XIV 380 f.
S. 437. „Was ich damals geschrieben —" ... W. XIV 380.
S. 438 f. „Der Wille zur Macht. Versuch" ... W. XVI 416 f.
S. 439. „Für die nächsten vier Jahre" ... Br. V 693.
„ „ „Wahrscheinlich mache ich eine" ... Br. I 477.
„ „ „Ein Systematiker ist ein Philosoph" ... aus dem Manuskript zitiert, anscheinend nicht im Nachlaß veröffentlicht.
S. 440 f. „Der Wille zur Macht" ... W. XV 135.
„ 441 f. „Ich schwankte, aufrichtig, zwischen" ... Br. IV 326.
S. 442. „Die Unternehmung, in der ich drin stecke" ... Br. IV 344.
S. 442. „Zuletzt will ich nicht verschweigen" ... Br. IV 347.
S. 443. „Zur Einleitung: Die düstere" ... anscheinend nicht im Nachlaß veröffentlicht.
S. 444. „ein System von Wertschätzungen, welches" ... W. XV 334.
S. 445. „reine Hände, aber nicht Schlammfinger" ... Br. V 531.
S. 445. „Der Sinn der Heerde soll in der Heerde" ... W. XV 354.
S. 445 f. „Nietzsche lehrt nur für Ausnahme-Menschen" ... Fundstelle nicht ermittelt.

S. 446. „Ich habe eine Entdeckung gemacht" ... W. XIV 67 f.

S. 446. „Viele Worte haben sich bei mir mit" ... Br. III 274.

S. 450. „Wenn ich mich jetzt nach einer langen" ... W. XIV 414.

S. 452 f. „Was hält man sonst nicht aus von Not" ... W. VII 325.

S. 453. „Daß sie befehlen können und auch" ... W. XVI 312.

S. 453 f. „Der Machtgedanke ist überall in Verruf" ... „Zukunft" 19. Juli 1913, S. 85.

S. 455. „Jetzt begehre ich für eine Reihe Jahre" ... Br. I 493.

S. 455 f. „Meine Art will es, daß ich gegen" ... W. XV 114 f.

S. 456 f. „Diesmal muß ich meinem armen" ... Br. V 768 f.

S. 458. „Aber, verehrter Herr, was ist das" ... Br. III 297.

S. 458 f. „Diese Wochen in Turin, wo ich noch" ... Br. III 305 f.

S. 459. „Ich habe mir vorgenommen, etwas wieder" ... Br. V 779 f.

S. 459. „Zehn Jahre: und niemand in Deutschland" ... W. XV 115.

S. 460 f. „Endlich bekommt auch meine alte" ... Br. V 773 f.

S. 462. „Das Mißverständnis über Richard Wagner" ... W. XIV 148.

S. 463. „Man hat mir erzählt, daß Sie, mehr" ... Br. III 223.

S. 463. „Die gaya scienza, die leichten Füße" ... W. VIII 34.

S. 464. „Ich habe Richard Wagner mehr" ... W. XIV 163.

S. 466. „Alle die Hoffnungen, die Nietzsche" ... Fundstelle nicht ermittelt.

S. 466 f. „Zuletzt kam der Tod Wagners" ... Br. IV 156 f.

S. 467. „Die Geburt der Tragödie hat vielleicht" ... W. XIV 361.

S. 467. „Ich habe den Mann geliebt, wie er“ ... W. XI 379.

S. 467 f. „Man erinnert sich vielleicht, zum Mindesten“ ... W. VIII 192 f.

S. 468 f. „Die Musik — um des Himmels willen!“ ... Vorstufe zu Ecce homo, noch nicht gedruckt.

S. 469. „Ich weiß sehr gut, wie tief ich mich“ ... nicht in gesammelten Briefen gedruckt.

S. 470. „Ich bewundere, anbei gesagt, die Bescheidenheit“ ... W. VIII 49 f.

S. 470 f. „Und Parsifal? — Ich zweifle nicht“ ... Adelheid von Schorn, Zwei Menschenalter. 2. Aufl., Stuttgart 1903, S. 375.

S. 471. „Sonntags war ich in Naumburg“ ... Br. IV 110 f.

S. 472. „Zuletzt — neulich hörte ich zum ersten“ ... Br. IV 277 f.

S. 473. „Der Parsifal Wagners war zuallererst“ ... aus dem Manuskript zitiert, anscheinend nicht im Nachlaß gedruckt.

S. 474 f. „Der Fall Wagner. Vorwort“ ... Privatniederschrift, nicht gedruckt.

S. 475. „Ein Königreich für ein gescheidtes“ ... aus einem unveröffentlichten Brief.

S. 476. „Um dieser Schrift gerecht zu werden“ ... W. XV 108.

S. 478. „Es ist kein Zweifel, daß die“ ... W. XIV 154.

„ 479. „Von dem Augenblick an, wo es“ ... W. XV 39 f.

S. 480. „Ein Mensch, der mir gleichgeartet ist“ ... Br. II 577.

S. 480 f. „Ich sage noch ein Wort für die“ ... W. XV 40 f.

S. 483 f. „Die Antinomie meiner Existenz liegt“ ... Br. V 731 f.

S. 484. „Ich brauche a) Jemanden, der“ ... Br. V 715.

S. 484. „Es ist nichts, hart sein wie ein“ ... W. XIV 102.

S. 484 f. „Ich habe längst bei mir beschlossen“ ... aus dem Manuskript zitiert, anscheinend nicht im Nachlaß gedruckt.

S. 485. „Im Ganzen habe ich, wie blind“ ... aus dem Manuskript zitiert, anscheinend nicht im Nachlaß gedruckt.

S. 485. „Wer den geringsten Begriff von mir hat“ ... Br. V 797.
S. 485 f. „Ich habe mich oft gefragt, ob ich den schwersten“ ... W. VIII 206.
S. 488 f. „Verehrteste Frau, das war ein Tag“ ... außer in der großen Biographie nicht gedruckt.
S. 489. „Eine sehr angenehme Gesellschaft“ ... Br. V 789.
S. 489 f. „Sehr geehrter Herr Verleger, dies Mal“ ... außer in der großen Biographie nicht gedruckt.
S. 490 f. „Geehrtester Herr Verleger, heute Morgen“ ... außer in der großen Biographie nicht gedruckt.
S. 491 f. „Es gibt noch etwas Curioses“ ... Br. IV 401.
„ 492. „Was den Titel angeht, so kam Ihrem Einwande“ ... Br. IV 405 f.
S. 492 f. „Wer über sich Werte fühlt, die er hundert Mal“ ... W. XIV 374.
S. 493. „Vielleicht kenne ich die Deutschen, vielleicht“ ... W. VIII 102.
S. 494 f. „Eine kleine Anzahl älterer Franzosen ist es“ ... W. XV 34 f.
S. 495 f. „Zehn Jahre dahin, — und kein Tropfen“ ... W. VIII 440.
S. 497. „Daß der Schluß meines Silser“ ... Br. IV 400.
S. 497. „Alle Welt glaubt mich abgereist“ ... Br. IV 402 f.
S. 497. Non si può partire. Grandi inondazioni ... Man kann nicht abreisen. Große Überschwemmungen. Die Eisenbahn Chiavenna-Colico vielfach unterbrochen.
S. 497 f. „Meine Reise hatte Schwierigkeiten“ ... Br. IV 407.
S. 498 f. „Mein liebes Lama, sehr anders“ ... Br. V 792 ff.
S. 501. „Jene Auseinandersetzung über Religion“ ... Br. I 188.
S. 501 f. „Wenn ich dem Christentum den Krieg“ ... W. XV 22.
S. 502. „mit zwölf Jahren habe ich Gott“ ... aus dem Manuskript zitiert, nicht im Nachlaß gedruckt.
S. 502. „Vielleicht sind wir heute deshalb“ ... anscheinend nicht in den Werken gedruckt.

S. 502f. „Excelsior! — Du wirst niemals mehr“ ... W. V 216f.

S. 503. „Es gibt einen See, der es sich“ ... W. V 217.

„ 504. „Das Christentum meiner Vorfahren“ ... aus dem Manuskript zitiert, anscheinend nicht im Nachlaß gedruckt.

S. 504. „Mir fiel ein, lieber Freund, daß Ihnen“ ... Br. IV 69.

S. 504. „Die beiden vornehmsten Formen Mensch“ ... W. XIV 358f.

S. 505. „Religion und religiöse Bedeutsamkeit“ ... W. VII 87.

S. 506. „Wer aber mit umgekehrten Bedürfnissen“ ... W. VII 90.

S. 507. „Was wir am Christentum bekämpfen“ ... W. XV 329.

S. 507. „Man hat die Menschheit den Satz von der“ ... W. XVI 200.

S. 509. „Es ist eine weitverbreitete Ansicht“ ... Beilage z. Allgemeinen Zeitung, München, 25. Sept. 1906.

S. 510. „Von Nietzsches rastlosem, ihm gar nicht“ ... Meta von Salis-Marschlins, Philosoph und Edelmensch, Leipzig 1897, S. 89.

S. 510. „daß er im persönlichen Verkehr so ganz“ ... Julius Kaftan, Aus der Werkstatt der Übermenschen, Heilbronn 1906, S. 19.

S. 511. „Nicht als wenn er irgend mit seinen“ ... ebenda.

S. 513ff. „Ich bin also wieder in meiner guten“ ... Br. V 800ff.

S. 515f. „Ecce homo. Wie man wird“ ... W XV 7.

„ 516f. „Am 4. November 1888 war Ecce homo“ ... Nietzsche, Werke, Taschenausgabe Bd. XI S. XXXIVf.

S. 517f. „In Nietzsche lag eine besondere Fähigkeit“ ... ebenda S. XXVIIIff.

S. 519f. „Verehrte Freundin, haben Sie eigentlich“ ... Br. III 650.

S. 520. „Dergleichen könnte dich über alle Maßen“ ... Br. V 806.

S. 521. „Ein Herz voll Tapferkeit und guter“ ... W. XI 306.

S. 521. „Das ist die höchste Auszeichnung“ ... Br. V 797.

S. 522. „Der höhere philosophische Mensch“ ... W. XVI 353 f.
S. 523. „Es wäre Ehrensache meiner Freunde“ ... Br. V 675.
S. 523. „Warum fehlt mir jeder Zuspruch“ ... Br. V 769.
S. 524. „Ich nehme Schlafmittel über“ ... in gesammelten Briefen nicht gedruckt.
S. 530. „Es ist noch jetzt meine feste“ ... sonst nicht gedruckt.
S. 531. „Es gibt Verluste, welche der Seele“ ... W. IV 370.
S. 533. „Wir haben damals in Sils-Maria“ ... Kaftan a. a. O. S. 18.
S. 534. „Ich habe eine so ungeheure Aufgabe“ ... aus einem Briefentwurf Herbst 1888.
S. 535. „Es war mir gräßlich und peinlich“ ... Br. V 580.
S. 540 f. „Ich las ihm vor, da kam Zola“ ... sonst nicht gedruckt.
S. 541. „Mein liebes Lama. Komm bald“ ... sonst nicht gedruckt.
S. 545. Peter Gast schreibt über Nietzsches letzte Lebensjahre: „Am Mittag des 25. August dieses Jahres starb Friedrich Nietzsche in den Armen seiner Schwester Elisabeth. Nur der Pflege dieser an Geist und Güte unerschöpflichen Frau danken wir's, daß Nietzsche solange unter den Lebenden weilte. Vielleicht ist noch nie ein ähnlich Kranker mit so liebreich-erfinderischer Sorgfalt behandelt worden. Mehr aber, als die über Alles sinnreiche Pflege, war es der persönliche Zauber dieser Schwester selbst, der den Leidenden in stiller Seligkeit, seine Nerven in Spannung erhielt. Ihr teures Antlitz, ihr trauter Stimmton, ihre zarte Hand schienen für ihn das einzig Sichtbare zu sein, das ihm in dieser fremd und fragwürdig gewordenen Welt gleichsam als Ankergrund seines eigenen Wesens geblieben war. Bei jedem Besuch, jeder Anrede, jedem neuauftauchenden Gegenstand wurde dies sichtbar. Suchte sein Auge doch immer nur nach dem ihrigen, um zu erforschen, wie die Schwester darüber denke. Und leuchtete nun aus ihrem Blick Aufmunterung zu freudigem Hinnehmen, so gab auch seine Seele das Widerstreben auf und gewann dem sich darbietenden Ein-

druck Lichtseiten ab, wie, selbst in der Gebrochenheit noch, gewiß nur sein Geist und Auge sie sah. So verklärten sich Nietzsche's letzte Jahre zu einem beglückten Innenleben, das ohne das Walten seiner Schwester ganz undenkbar gewesen wäre."

S. 546. „Es gibt mancherlei Arten von Schierling"... W. II 322.

S. 547. „Du moins — et c'est là une suprême"... Henri Lichtenberger: Fr. Nietzsche. Aphorismes et fragments choisies, Paris 1899, S XXX f.

S. 547 ff. „Ein Wiedersehn, ersehnt und gefürchtet"... Isabella Freifr. v. Ungern-Sternberg, Nietzsche im Spiegelbilde seiner Schrift, Leipzig 1902, S. 41 ff.

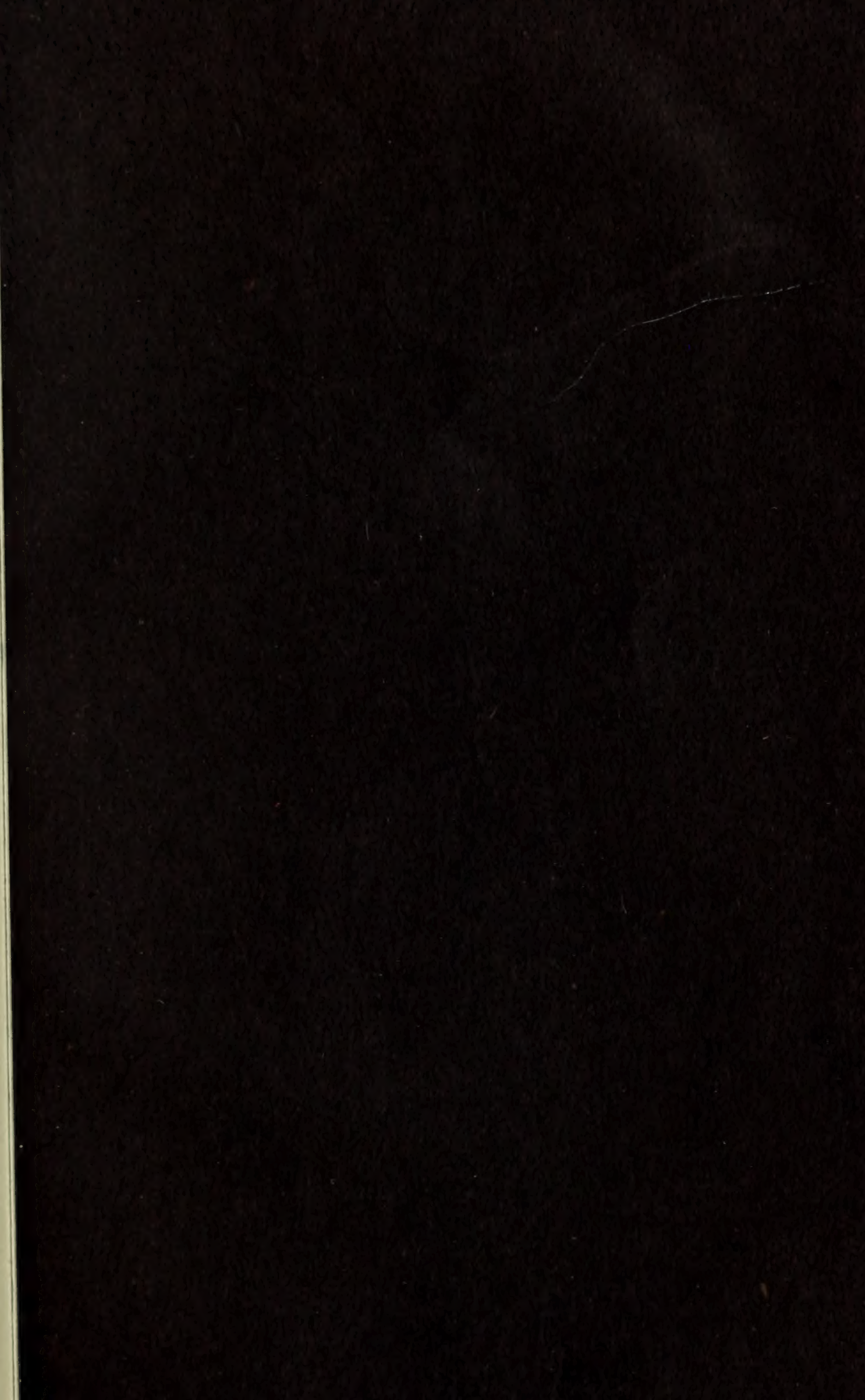
S. 550. „Er bewegte und schloß wieder"... W. XII 418.

Namenregister.

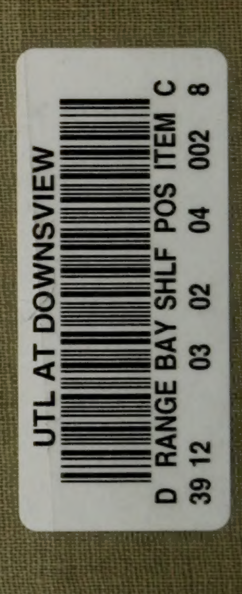
(I = Der junge Nietzsche.)
(II = Der einsame Nietzsche.)

Dr. Richard Oehler.








UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 12 03 02 04 002 8